

Magie der Geschichten

MICHAEL NEUMANN ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Konstanz im VW-Projekt »Wahrheit und Gewalt. Der Diskurs der Folter«.
KERSTIN STÜSSEL ist Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Bonn.

Michael Neumann, Kerstin Stüssel (Hg.)

Magie der Geschichten

Weltverkehr, Literatur und
Anthropologie in der zweiten Hälfte
des 19. Jahrhunderts

Konstanz University Press

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Umschlagabbildung:

Der aufgefundene Emin Pascha, in: *Neues Münchener Tagblatt*, 8. Dezember 1889.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2011 Konstanz University Press, Konstanz
(Konstanz University Press ist ein Imprint der
Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG,
Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

www.fink.de | www.k-up.de

Einbandgestaltung: Eddy Decembrino, Konstanz
Printed in Germany.
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-86253-013-7

Inhalt

EINFÜHRUNG

»The Ethnographer's Magic«

Realismus zwischen Weltverkehr und Schwellenkunde 9

MICHAEL NEUMANN (Konstanz) und KERSTIN STÜSSEL (Bonn)

I. REISEN, SAMMELN, ERZÄHLEN

Reisen in den Kontinent der Armut

Ethnographie des Sozialen im 19. Jahrhundert 29

BERNHARD KLEEGER (Konstanz)

Sittengemälde statt Zahlentabelle

Annette von Droste-Hülshoffs »Westfalen-Werk« im Spannungsfeld
von Volkskunde und Statistik 53

MARCUS TWELLMANN (Konstanz)

Landpartie und Sommerfrische

Der Ausflugsort in Fontanes literarischer Topographie 77

KATHARINA GRÄTZ (Freiburg i. Br.)

»Meine wilden nackten Freunde im Stillen Meer«

Ethnographie und Realismus in der deutschen Südseeliteratur 93

GABRIELE DÜRBECK (Hamburg)

Humboldts Söhne

Das paradigmatische/epigonale Leben der Brüder Schlagintweit 113

PHILIPP FELSCH (Berlin)

Wandern und Sammeln

Zur realistischen Verortung von Zeichenpraktiken 131

MICHAEL NEUMANN (Konstanz)

II. MEDIEN DES REALISMUS

Reisen vor Ort

Zur multiplen Verwendung von Reiseliteratur in Gustav Freytags
Soll und Haben 157

LOTHAR L. SCHNEIDER (Gießen)

Objektive und »ideale« Bilder

*Aufgenommen während einer Reise in den Orient
in den Jahren 1840 und 1841* (F.W. Hackländer) 175

TORSTEN HAHN (Hagen)

Das »innere Afrika« des Realismus

Wilhelm Raabes *Abu Telfan* (1867) und der zeitgenössische Afrika-Diskurs 197

DANIELA GRETZ (Hagen)

Ein Passagier und Gentleman im sich globalisierenden 19. Jahrhundert

Der zirkuläre Exodus Phileas Foggs *In 80 Tagen um die Welt* 217

STEFAN HÖHNE (Berlin) und TIM OPITZ (Berlin)

Raumfiktionen

Kartographie und Literatur um 1900 239

MICHAEL C. FRANK (Konstanz) und VALESKA HUBER (London)

Verschollen

Erzählen, Weltverkehr und Literatur in
der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts 265

KERSTIN STÜSSEL (Bonn)

III. MAGIE DER DINGE

»Alles Gartenutensil mischt sich in das Kampfgewühl«

Vom Aufstand der Inneneinrichtung und den Krisen des Menschen
bei Busch, in Vischers *Auch Einer* und in Stifters *Nachsommer* 285

UWE C. STEINER (Mannheim)

»Dieses sind meine Knochen«

Geologie und Anthropologie in Wilhelm Raabes *Stopfkuchen* 305

PETER SCHNYDER (Neuchâtel)

NebenSachen

Literatur als Gehäuse ›der nächsten Dinge‹ im 19. Jahrhundert 321

JULIA BERTSCHIK (Berlin)

Die Judenbuche und die Narbe des Odysseus

Zur Vorgeschichte des Realismus 337

KENNETH S. CALHOON (Eugene, OR)

Magie des Ästhetischen

Stifters Novelle *Granit* und die anthropologische

Notwendigkeit der Literatur 349

PETER C. PFEIFFER (Washington, DC)

Das realistische Opfer

Ethnologisches Wissen und das gesellschaftliche Imaginäre

in der Poetologie Fontanes 363

RUDOLF HELMSTETTER (Erfurt)

IV. DAS WISSEN DER LITERATUR

Schädel, Tempel, Prärien

Zum integralen Wissensbegriff der Literatur am Beispiel

von Herman Melvilles *Moby-Dick* 391

NICOLAS PETHES (Bochum)

Der Ballon als multifunktionale Versuchsanstalt

Stifters *Der Condor* als erweitertes Experimentalsystem 403

MICHAEL GAMPER (Hannover)

Schwierigkeiten mit Raabes *Frau Salome* 417

EVA GEULEN (Bonn)

Gegen die Wand

Die Aporie des Poetischen Realismus und das Problem

der Repräsentation von Wissen 429

MORITZ BASSLER (Münster)

Anpassungsdruck

Zur Familiarisierung des Fremden in Wilhelm Jensens Erzählung

Die braune Erica (1868) 443

SUSANNE ILLMER (Dresden)

Von der *Völkerpsychologie* zur *Stellung der Semiten in der Weltgeschichte*
Heymann Steinthal und der Beruf des Menschen 463
ULRICH VAN LOYEN (Siegen)

Geborene Führer?
Zur Natur- und Kulturgeschichte ›charismatischer Führung‹
im 19. Jahrhundert 485
ULRICH FRÖSCHLE (Dresden)

Die lokale Zirkulation des ethnologischen Wissens
Raabes Verwandlungsgeschichte *Vom alten Proteus* 509
RALF SIMON (Basel)

ABBILDUNGSNACHWEISE 523

Einführung

»The Ethnographer's Magic« Realismus zwischen Weltverkehr und Schwellenkunde

MICHAEL NEUMANN (Konstanz) und KERSTIN STÜSSEL (Bonn)

I.

»Es kann nicht anders sein,« schreibt der Schriftsteller, Afrikareisende und Ethnologe Leo Frobenius 1932 in seinem Buch *Schicksalskunde im Sinne des Kulturwerdens*, »als daß jeder von uns heimkehrt als ein Leonhard Hagebucher – wenn auch wohl als ein Sondertyp –, und es ist auch fraglos, daß wir allen anderen vor allem als Kuriositäten erscheinen.«¹ Frobenius' identifikatorische Bezugnahme auf Wilhelm Raabes Hauptfigur aus dem 1867 publizierten Roman *Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge* zeigt die Kontinuität einer erzählerischen Konfiguration an, die Literatur, Abenteuer und Ethnologie miteinander verbindet.² Sie läßt aber auch ein gewisses Maß an Selbstinszenierung erkennen³ und verstärkt dadurch den Eindruck einer grundlegenden Alterität, die in den Entwurf einer literarischen Außenseitergenealogie überführt wird: Die erzählerische Selbstvergewisserung nimmt in der Fremderfahrung ihren Anfang und spricht im Rückgriff auf die Kuriosität ein Moment der Überschreitung an, das in der Figur des Rückkehrers massive Irritationen bündelt.⁴ Von ihnen ist der Status des bürgerlichen Subjekts ebenso betroffen wie das Selbstverständnis der heimischen Kultur. Diese nämlich sieht sich gezwungen, im Medium des Heimkehrers ihre eigene Außenseite in den Blick zu nehmen

¹ Leo Frobenius, *Schicksalskunde im Sinne des Kulturwerdens*, Leipzig 1932, S. 19.

² Zum medialen Umfeld der Popularisierung dieser Konfiguration vgl. Christof Hamann, »Forschungsreisende in Familienjournalen. Vogel, Barth, Old Shatterhand, Hagebucher, in: Christof Hamann, Alexander Honold (Hg.), *Ins Fremde schreiben. Gegenwartsliteratur auf den Spuren historischer und fantastischer Entdeckungsreisen*, Göttingen 2009, S. 43–66.

³ Zu Frobenius vgl. Hans-Jürgen Heinrichs, *Die fremde Welt, das bin ich. Leo Frobenius: Ethnologe, Forschungsreisender, Abenteurer*, Wuppertal 1998, hierzu insbes. S. 105–134; Suzanne Marchand, »Leo Frobenius and the Revolt against the West«, in: *Journal for Contemporary History* 32/2 (1997), S. 153–170.

⁴ Auf dieses Moment hebt Karl-Heinz Kohl in seiner Perspektive auf die Geschichte der Ethnologie ab: *Abwehr und Verlangen. Zur Geschichte der Ethnologie*, Frankfurt a. M., New York 1987. Vgl. auch Michael Harbsmeier, »Spontaneous Ethnographies: Towards a Social History of Traveller's Tales«, in: *Studies in Travel Writings* 1 (1997), S. 216–238; eine strukturalistische Lesart des Problems bietet Jurij M. Lotman, *Die Struktur literarischer Texte*, München 1981, S. 311–340.

und dadurch Historizität und Relativität der eigenen Verhältnisse und Überzeugungen zu bewältigen. Dementsprechend handeln die Erzählungen Hagebuchers, der als Gefangener in Afrika verschollen war, in Raabes Roman »von den Verhältnissen« des »innere[n] Afrika« wie »von denen der eigenen süßen Heimat [...]«. ⁵ Sie verändern dadurch das Bewusstsein für die Verortung von Zentrum und Peripherie, eine folgenreiche Verschiebung, deren Effekte Raabe in seinem Werk auch deshalb zu protokollieren versucht, weil sie sowohl den Modus als auch die Formen des Erzählens berühren. Die Ambivalenzen, die diese Verschiebung in der Wahrnehmung von Eigenem und Fremdem evoziert, sind mithin Ambivalenzen, die der Globalisierung des Bewusstseins insgesamt eigen sind. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird die Frage unabweislich, wie die Literatur innerhalb der entsprechenden semantischen Umbesetzungen agiert. Der Beitrag Wilhelm Raabes besteht in diesem Kontext in einer Poetik der Archivierung, die die auktoriale Entscheidung zugunsten des Formenarsenals ethnographischer Mitschriften – Akten, Chroniken, Protokolle und Berichte – nach sich zieht. ⁶ Literatur und Erzählung sollen im Medium der Schrift bewahren, was die Evolution von »Weltverkehr« und »Fortschrittsmoderne« ⁷ kassiert. Die Literatur begreift sich als Teil jenes ethnographischen Sammel- und Rettungsphantasmas, mit dem die Gedankenfigur einer zerstörerischen Fortschrittslogik untersetzt wird: »Allerdings«, heißt es in Richard Andrees *Ethnographischen Parallelen und Vergleichen* aus dem Jahr 1878,

ist stets darauf zu achten, dass das Ursprüngliche von dem Geborgten kritisch geschieden werde, um so mehr heute, wo die modernen Verkehrsmittel alles durcheinander werfen und europäisches Wesen, europäische Anschauungen und Culturerrungenschaften über die ganze Erde verbreiten. Jetzt ist der letzte Augenblick für das Sammeln des Echten und Ursprünglichen gekommen und wie wir in unseren ethnographischen Museen noch die Geräthe, Waffen und Kleider der Naturvölker einheimen, so müssen wir auch bestrebt sein, alles, was auf ihr Geistesleben sich bezieht, zu sammeln, ehe es vernichtet oder verfälscht ist. ⁸

Die epistemologische Prominenz vergleichender Perspektiven, die Friedrich Nietzsche dazu brachte, im Blick auf seine Gegenwart von einer »Cultur der Vergleichung«

⁵ Wilhelm Raabe, *Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge* [1867], Berlin-Grunewald 1918, S. 196. Zu den Afrika-Bezügen vgl. Florian Krobb, *Erkundungen im Überseeischen. Wilhelm Raabe und die Füllung der Welt*, Würzburg 2009.

⁶ Zu den ideengeschichtlichen und medientechnischen Implikationen der »Mitschrift« vgl. Kerstin Stüssel, *In Vertretung. Literarische Mitschriften von Bürokratie*, Tübingen 2004, S. 23–37.

⁷ Heinz D. Kittsteiner, »Die Stufen der Moderne«, in: ders., *Wir werden gelebt. Formprobleme der Moderne*, Hamburg 2006, S. 25–57.

⁸ Richard Andree, *Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Mit 6 Tafeln und 21 Holzschnitten*, Stuttgart 1878, S. VII.

zu sprechen,⁹ generiert nachgerade zwangsläufig ein Provokationspotential, das sowohl die Erzählerposition als auch die Zuhörererwartung auf veränderte Horizonte verweist; beide geraten unter dem Eindruck der marginalisierten Referenzen des eigenen kulturellen Selbstverständnisses in Bewegung. Es ist eine der Grundannahmen der Beiträge dieses Bandes, dass das realistische Erzählen in die Verhandlung dieser Bewegung involviert ist, ja, mehr noch: dass die Formen und Folgen der erzählerischen Bewältigung von Umbrüchen und Unsicherheiten angesichts des dynamisierten Wandels sozialer und wirtschaftlicher Strukturen im »Weltverkehr« des 19. Jahrhunderts eine zentrale Signatur realistischer Poetiken¹⁰ darstellen. Diese Signatur belegt zugleich, dass der noch immer virulente Vorwurf der mangelnden Welthaltigkeit deutschsprachiger realistischer Literatur¹¹ einem Trugschluss aufsitzt; er resultiert vielfach aus einer perspektivischen Verkürzung, nämlich aus der Auffassung, dass die Anwesenheit von Welt in literarischen Texten jenseits ihrer narrativen Konfiguration erfasst werden könne.¹² Von den poetologischen Innovationen der klassischen Moderne aus gesehen,¹³ gerät auch die Tatsache ins Hintertreffen, dass das Erzählen selbst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in neuer Weise in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt. Die Epoche des Realismus zeigt sich dezidiert interessiert an einer Anthropologie des Erzählens; im Rückgriff auf ethnographische Mustersituationen des Beobachtens, Überlieferens und Aufschreibens diskutiert sie immer wieder das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, die lokale Wirksamkeit von Gerüchten, Sagen, Legenden und Mythen, die Frage der Zuverlässigkeit von Erzähler und Erzähltem sowie die medialen und sozialen Implikationen des Verhältnisses von Zeit und Erzählung. Dieses poetologische Interesse an dem sozialen Ort, den das Erzählen als Instanz der Vermittlung zwischen Individuum und Welt einnimmt,

⁹ Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. Erster Band* [1878], in: ders., *Kritische Studienausgabe*, Bd. 2: *Menschliches, Allzumenschliches I und II*, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin 1999, S. 44 f. Vgl. auch Dirk Baecker, *Wozu Kultur?*, Berlin 2000, S. 66 ff.

¹⁰ Vgl. dazu aus jeweils spezifischer Perspektive: Patrick Ramponi, »Orte des Globalen. Zur Poetik der Globalisierung in der Literatur des deutschsprachigen Realismus (Freitag, Raabe, Fontane)«, in: Ulrich Kittstein, Stefanie Kugler (Hg.), *Poetische Ordnungen. Zur Erzählprosa des deutschen Realismus*, Würzburg 2007, S. 17–59.

¹¹ Heinz Schlaffer, *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*, München u. a. 2002, S. 116 und S. 132.

¹² Dieser Trugschluss kommt besonders dort zum Tragen, wo der ethische Einsatz von Lektüren die Historizität literarisch verfasster Wahrnehmungskonfigurationen verfehlt. In Bezug auf den Orientalismus vgl. dazu die Argumentation bei Andrea Polaschegg, *Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert*, Berlin u. a. 2005, S. 9–62.

¹³ Besonders markant nachzulesen bei Michael Titzmann, »Grenzziehung vs. »Grenztilgung«. Zu einer fundamentalen Differenz der Literatursysteme »Realismus« und »Frühe Moderne«, in: Klaus Michael Ort, Hans Krah (Hg.), *Weltentwürfe in Literatur und Medien. Phantastische Wirklichkeiten – realistische Imaginationen*, Fs. für Marianne Wünsch, Kiel 2002, S. 181–209 (jetzt auch in: ders., *Realismus und frühe Moderne. Interpretationen und Systematisierungsversuche*, München 2009, S. 275–307).

führt bereits im 19. Jahrhundert zwei Linien zusammen, die die gemeinsame Geschichte von Literatur und Ethnologie prägen werden:¹⁴ Es speist sich zum einen aus den Vorgaben der romantischen Philologie, die seit Herder unter dem Paradigma der Rekonstruktion von Ursprüngen und Wanderungsbewegungen volkskundliche Sammelpunkte und kulturgeographische Studien initiierte. Zum anderen hat es seinen Grund in den vielgelesenen Reiseberichten und ethnographischen Veröffentlichungen, die im Gefolge des Weltverkehrs das neue Wissen der Anthropologie und die Szenarien globaler Erschließung in den zahlreichen Publikumszeitschriften der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts popularisierten.¹⁵ Beide Linien verschränken sich durch die Identität entsprechender Erzählmuster und durch den Rekurs auf die gemeinsam hervorgebrachten epistemologischen Annahmen. Das realistische Projekt einer Verbindung von Erzählung und Anthropologie verknüpft Provinzialität und Exotismus in einer Weise, die Hagebuchers öffentlichen Vortrag als Skandal erscheinen lassen kann, weil er die Ambivalenzen der anthropologischen Verbindung peripherer Orte – das »innere Afrika« und die deutsche »Provinz« – zum Gegenstand der Erzählung erhebt, um die Relativität der Geschichten scheinbar voneinander getrennter Räume zu verdeutlichen. Die Beglaubigung des Textes zieht Hagebucker dabei aus seinem Leben: Er war »durch viel Dreck und Blut« und die »heillosste Erniedrigung« gegangen, ehe er nach seiner Rückkehr etwas zu erzählen hatte.¹⁶ Hagebuchers Selbstlegitimation markiert einen Begriff von Autorschaft, dessen Modernität in der Ausstellung einer Initiation liegt, die demjenigen, der sie absolvieren konnte, ein anderes Verständnis von Kultur und Gesellschaft ermöglicht.

In seiner Darstellung der Geschichte der britischen Sozialanthropologie des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts hat George W. Stocking diese Exklusivität einer »special cognitive authority«, die einen Erzähler, den die Kenntnis von Räumen und Menschen diesseits und jenseits lokaler Überlieferungszusammenhänge und sozialer Verbindlichkeiten auszeichnet, als »Ethnographer's Magic« charakterisiert.¹⁷ Zu Stockings Beispielen zählen unter anderem Edward Burnett Tylor und Bronislaw Malinowski, beides Autoren schulbildender ethnologischer

¹⁴ Vgl. dazu Erhard Schüttelpelz, *Die Moderne im Spiegel des Primitiven. Weltliteratur und Ethnologie (1870–1960)*, München 2005; Sven Werkmeister, *Kulturen jenseits der Schrift. Zur Figur des Primitiven in Ethnologie, Kulturtheorie und Literatur um 1900*, München 2010; sowie Erich Hörl, *Die heiligen Kanäle. Über die archaische Illusion der Kommunikation*, Berlin 2005.

¹⁵ Zu diesem Aspekt vgl. in poetologischer Perspektive Rudolf Helmstetter, *Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes*, München 1998; allgemein: Andreas W. Daum, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848–1914*, München 2002; Mitchell G. Ash, »Wissenschaftspopularisierung und bürgerliche Kultur im 19. Jahrhundert«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), S. 322–334.

¹⁶ Raabe, *Abu Telfan*, S. 199 ff.

¹⁷ George W. Stocking, »The Ethnographer's Magic. Fieldwork in British Anthropology from Tylor to Malinowski«, in: ders., *The Ethnographer's Magic and other Essays in the History of Anthropology*, Madison 1992, S. 12–59.

Arbeiten, die dem Verhältnis von Erzählung und Verschriftlichung besondere Aufmerksamkeit widmeten.¹⁸ An Stockings narratologische Pointe der Verschränkung von Grenzüberschreitung, Autorisierung und Erzählung,¹⁹ die dort an Relevanz gewinnt, wo die Entwicklungsgeschwindigkeiten und Sinnbedingungen unterschiedlicher Gesellschaften miteinander im Medium der abenteuerlichen Erfahrung konfrontiert werden, gilt es anzuschließen; sie führt ins Zentrum des realistischen Projekts. Im Akt des Erzählens erhofft es die stets gefährdete Möglichkeit einer Heilung, die jene Diskontinuitäten und Unübersetzbarkeiten narrativ vermittelt, die von der Dynamik der Globalisierung und der Logik neuer Medien freigesetzt werden:²⁰ »Die Begriffe von Zeit und Raum«, schreibt Berthold Auerbach, »haben sich in unseren Tagen der Eisenbahnen und Telegraphen allerdings viel geändert, und ein späteres Geschlecht, ja sogar schon das heutige findet sich schwer in Verlegenheiten bei Conflicten, die mit den früheren Anschauungen von Zeit und Raum verbunden sind.«²¹ Die Magie besteht darin, die »früheren Anschauungen« erzählerisch an die Gegenwart heranzuführen, um dadurch jene Kontinuität »von Zeit und Raum« zu rekonstruieren, die von Dynamisierung und Gleichzeitigkeit bedroht ist: »In halbvisionärem Zustand«, gibt der Erzähler in Theodor Storms Novelle *Ein Doppelgänger* zu Protokoll, »hatte ich ein Menschenleben an mir vorübergehen sehen, dessen Ende, als es derzeit eintrat, auch mir ein Rätsel geblieben war. Jetzt kannte ich es plötzlich [...]«²² Nachdem er anderen davon erzählt hat, setzt sich eine Überlieferungskette in Gang, die die existentielle Beunruhigung, die vom »Geheimnis« unerzählter Geschichten und fragmentarischer »Erinnerung[en]« sowie vom fehlenden Kontext vereinzelter »Bilder« ausgeht, schließlich in der Ordnung einer narrativen Entwicklung der Zusammenhänge auflöst. Der erzählerische Verweis auf den eigenen »halbvisionären Zustand« ist in diesem Zusammenhang ebenso zentral wie der Doppelsinn des darauffolgenden Verweises, der die Biographie des Erzählers mit der Urgeschichte des Erzählens kurzschließt: »[S]eit meiner

¹⁸ Im vorliegenden Zusammenhang besonders einschlägig: Edward Burnett Tylor, *Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation*, Braunschweig 1883, S. 450–483; Bronislaw Malinowski, *Argonauten des westlichen Pazifik, Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea*, in: ders., *Schriften in vier Bänden*, Bd. 1, hg. von Fritz Kramer, Frankfurt a. M. 1979, S. 23–49.

¹⁹ Vgl. dazu die Beiträge in: Iris Därmann, Christoph Jamme (Hg.), *Fremderfahrung und Repräsentation*, Weilerswist 2002.

²⁰ Vgl. zu diesem Aspekt im Blick auf die Photographie Michael Neumann, *Eine Literaturgeschichte der Photographie*, Dresden 2006, S. 49–94.

²¹ Berthold Auerbach, »Aus der Schule der Dichtkunst«, in: *Westermann's Illustrierte Deutsche Monatshefte. Ein Familienbuch für das gesammte geistige Leben der Gegenwart* 49 (Oktober 1880 bis März 1881), Nr. 289, S. 51–58, hier S. 58, Anm. 1.

²² Theodor Storm, *Ein Doppelgänger*, in: ders., *Sämtliche Werke in vier Bänden*, Bd. 3: *Novellen 1881–1888*, hg. von Karl Ernst Laage und Dieter Lohmeier, Frankfurt a. M. 1988, S. 517–579, hier S. 574.

Jugend haftet dergleichen an mir«. ²³ Das realistische Erzählen nimmt die Möglichkeit eines Heils, das von der narrativen Vermittlung disparater Geschichten und heterogener Zeitbegriffe evoziert wird, für sich in Anspruch, indem es sich von Faszination und Versprechen des Abenteuers distanziert. In Storms Novelle figuriert diese Form der »teilnehmenden Beobachtung« als poetologisch aufschlussreiche Kopplung von »Poesie« und »Advokat«. ²⁴ In ihr erkennt das realistische Erzählen die anthropologische Notwendigkeit und die soziale Funktion des Erzählens, von der noch Walter Benjamin in einem ganz ähnlich klingenden Befund schreiben wird, dass sie vor allem auf dem »Rohstoff der Erfahrungen« fuße und vom Erfahrungsverlust in der Moderne bedroht sei:

So betrachtet geht der Erzähler unter die Lehrer und Weisen ein. Er weiß Rat – nicht wie das Sprichwort: für manche Fälle, sondern wie der Weise: für viele. Denn es ist ihm gegeben, auf ein ganzes Leben zurückzugreifen. (Ein Leben übrigens, das nicht nur die eigene Erfahrung, sondern nicht wenig von fremder in sich schließt. Dem Erzähler fügt sich auch das, was er vom Hörensagen vernommen hat, seinem eigensten bei.) ²⁵

Versucht man die Genealogie dieser integrativen Auffassung vom Erzählen zu rekonstruieren, die die Geste der Selbstautorisierung an den »Rohstoff der Erfahrungen« zurückbindet, ohne dessen exkludierende Qualität im Verweis auf »Einzigartigkeit« und »Ereignis« zu betonen (das wird vielmehr jener rhetorische Trick der Moderne sein, dessen Prominenz Nietzsche im 19. Jahrhundert begründet), so ist es von besonderer Bedeutung, dass der Realismus selbst in die Genese von Konzepten und Theorien involviert ist, die gleichsam die Rückseite der Anthropologie des Erzählens im 19. Jahrhundert bilden. So entwirft der bereits zitierte Erfinder der Dorfgeschichte, Berthold Auerbach, ²⁶ mit seinem Buch *Schrift und Volk* grundlegende Konfigurationen der Wechselwirkungen zwischen Volkspoese, Weltverkehr und Schriftlichkeit. Auerbach hebt ebenfalls auf den »Rohstoff der Erfahrungen« ab, wenn er im Blick auf die Formen mündlicher Überlieferung festhält, dass »[d]ie abstracten, allgemeinen Gesetze und Regeln [...] hier nicht maßgebend [sein], [sondern] das Erfahrungsmäßige, sowie das in den verhüllenden Formen des Symbols überkommene Allgemeine«:

²³ Ebd., S. 574 f.

²⁴ Ebd., S. 577.

²⁵ Walter Benjamin, »Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows«, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. II/2: *Aufsätze, Essays, Vorträge*, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schwepenhäuser, Frankfurt a. M. 1977, S. 438–465, hier S. 443 und S. 464.

²⁶ Vgl. etwa *Marbacher Magazin* 36 (1985), Sonderheft: *Berthold Auerbach 1812–1882*, bearbeitet von Thomas Schäuffelen, Marbach 1986; sowie Franco Moretti, *Kurven, Karten, Stammbäume. Abstrakte Modelle für die Literaturgeschichte*, Frankfurt a. M. 2009, S. 63–67.

Eine Vermittlung und Entwicklung durch fremde Einsicht und namentlich durch Bücher ist hier wenig ersichtlich. In sich selbst gefestigt entfaltet sich hier der urthümliche Menscheng Geist nach seinem innern organischen Triebe, gehemmt oder gefördert von außen durch jeweiligen äußern Einfluß.²⁷

Bei dem Burschenschaftler Auerbach, der sich erst angesichts des Berliner Antisemitismusstreits wieder intensiver mit seiner jüdischen Religion befasst,²⁸ ist die Bewertung dieses »äußern Einfluss[es]« keineswegs mit jener aggressiven Apologie nationalen »Volksthum[s]« verbunden, die im Zeitalter der »Imagined Communities« (Benedict Anderson) zur Rhetorik der politischen Ermächtigung gehört: »So ist das neuere Volksthum keineswegs so abgemarkt und bloß organisch in sich gehalten, wie wir uns etwa das antike denken mögen«, heißt es stattdessen bei Auerbach, »[d]ie Völkergemeinschaft in die Vergangenheit zurück und weit hinaus in die Breite der Gegenwart gehört mit zu seinem Principe.«²⁹ In den von Berthold Auerbach von 1859 bis 1869 herausgegebenen *Volkskalendern* findet sich ein paradigmatisches Nebeneinander von Reiseberichten, anthropologischen Studien, Novellen und volkskundlichen Forschungen, das einen der beiden Begründer der Völkerpsychologie,³⁰ den mit Auerbach ebenso wie mit Theodor Fontane befreundeten Moritz Lazarus, in seinem maßgeblichen Aufsatz »Verdichtung des Denkens in der Geschichte« dazu veranlasst,³¹ hier »ein Zeichen der Zeit« zu sehen: »sowohl die Erzählungen als [auch] die Betrachtungen [sind] der Art, daß man sie am besten als ›culturhistorische‹ bezeichnet.«³² Die Diagnose einer historisch akkumulierenden und indexikalisch verweisenden Selbstdokumentation, die in den Volkskalendern und Publikumszeitschriften aus der systematisch unsystematischen Nachbarschaft sowie der gegenseitigen Erhellung disparater Gegenstände und ihrer Repräsentationsformen resultiert, wird von den Beiträgen des vorliegenden Bandes aufgenommen; sie ist der Einsatzpunkt für eine andere Geschichte des Realismus, zu der die nachfolgenden Aufsätze Vorschläge unterbreiten. Die Themen, die dabei zur Diskussion stehen, sind bereits von Lazarus umrissen worden: Er hat die Vermittlungsleistung von

²⁷ Dieses und das voranstehende Zitat: Berthold Auerbach, *Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J.P. Hebel's*, Leipzig 1846, S. 16.

²⁸ *Marbacher Magazin* 36 (1985), S. 2, S. 87, S. 90 ff. und S. 97 f.

²⁹ Auerbach, *Schrift und Volk*, S. 55.

³⁰ Vgl. Moritz Lazarus, Heymann Steinthal, »Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie, als Einladung zu einer Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft«, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 1 (1860), H. 1, S. 1–73.

³¹ Auf die Bedeutung des »Verdichtungs«-Konzeptes und die *Zeitschrift für Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie* hat bereits Gerhart von Graevenitz aufmerksam gemacht in: »Verdichtung. Das Kulturmodell der ›Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft‹«, in: Aleida Assmann, Ulrich Gaier, Gisela Trommsdorff (Hg.), *Positionen der Kulturanthropologie*, Frankfurt a. M. 2004, S. 148–171.

³² Moritz Lazarus, »Verdichtung des Denkens in der Geschichte«, in: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie* 2 (1861), H. 1, S. 54–62, hier S. 58 f., Anm.

Sprache und Sprachgeschichte als kulturemiotisches Modell postuliert,³³ das über den Prozess seiner Genese durch die »Verdichtung« der darin wirksamen »Vorstellungen« selbst Auskunft gebe. In der »Sprache« treffe »das Erbe der ganzen Vergangenheit« mit der Möglichkeit zusammen, »eigene Gedanken zu denken und fremde zu erfassen und zu begreifen«. Neben der »Sprache« macht Lazarus aber auch »Sitten und die sittlichen Institutionen aller Art«, »das Gewebe auch der einfachsten Verhältnisse«, »alltägliche Dinge« sowie »Kunstwerke« und »Monumente des Genies« geltend.³⁴ Wenn man diese Auffassung der »Verdichtung« als Materialisierung und Konzeptualisierung von Weltbezügen begreift, deren historische Entzifferung nach einer narrativen Kontextualisierung verlangt, dann kann man darin ein Interesse für jene Regeln kultureller »Entwickelungen« erkennen, die auch von der gegenwärtigen Kulturwissenschaft verhandelt werden. Im Namen einer literaturhistorischen Perspektive auf das 19. Jahrhundert, die diese Vorgaben ernst nimmt, ist zugleich darauf zu insistieren, dass Moritz Lazarus' Engagement für die historische Beschreibung der kulturellen »Organe« und »Objecte«, in denen sich Weltverhältnisse und Lebenswelten »verdichten«³⁵, einen philologisch-poetologischen Impuls aufgreift, dessen Prägung von der realistischen Literatur selbst verantwortet wird.

Dass wir die Vorschläge zu einer Neuorientierung der Literaturgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter der Überschrift »Magie der Geschichten« zusammenfassen, ist zum einen aus den Interferenzen zwischen Anthropologie und Erzählung, die den Effekt der Magie an die konkreten Voraussetzungen und Bedingungen der Erzählsituation zurückbinden und auf eine bestimmte Ethik des Erzählens verpflichten, bereits hergeleitet worden; zum anderen kann dies einer »Theorie der Magie« entnommen werden, die daran unmittelbar anschließt und den Übergang von der Anthropologie des 19. Jahrhunderts zur Soziologie des beginnenden 20. Jahrhunderts markiert: Marcel Mauss und Henri Hubert schreiben in ihrem »Entwurf einer allgemeinen Theorie der Magie« aus dem Jahr 1904, dass die »magischen Riten und die Magie insgesamt [...] in erster Linie durch Tradition bestimmte Tatsachen [sind].«³⁶ Außerdem halten sie fest, dass dort, wo zwei »Zivilisationen in Kontakt miteinander« stehen, »die Magie gewöhnlich der schwächeren zugewiesen [wird].«³⁷ Sowohl die asymmetrische Zuordnung irritierender Faszinationsmomente als auch das prekäre Verhältnis zu den von der »Tradition bestimmte[n] Tatsachen« sind für die Literatur des 19. Jahrhunderts prägend; bei-

³³ Diese Perspektive wird in den gegenwärtigen Debatten von Ludwig Jäger am prominentesten vertreten in: »Zeichen/Spuren. Skizze zum Problem der Sprachzeichenmedialität«, in: Georg Stanitzek, Wilhelm Voßkamp (Hg.), *Schnittstelle. Medien und kulturelle Kommunikation*, Köln 2001, S. 17–31.

³⁴ Lazarus, »Verdichtung«, S. 58.

³⁵ Ebd., S. 56.

³⁶ Marcel Mauss, Henri Hubert, »Entwurf einer allgemeinen Theorie der Magie«, in: Marcel Mauss, *Soziologie und Anthropologie*, Bd. 1, Frankfurt a. M., Berlin 1978, S. 43–179, hier S. 52.

³⁷ Ebd., S. 65.

de zeigen und begründen, dass die Literatur im Jahrhundert einer »Verwandlung der Welt«³⁸ von der »Tradition« nicht lassen kann und zur »Magie« vermeintlich überwundener Erzählformen Beziehungen unterhält, die ihren eigenen Legitimationsgrund abgeben. Nichts anderes meint die hellsichtige Selbstbechtigung von Storms Erzähler, der den Status, in dem es ihm möglich wird, die heterogenen Momente der modernen Welt miteinander zu versöhnen, als »halbvisionäre[n] Zustand« charakterisiert.

Die »Magie der Geschichten« versteht sich als Thematisierung dieser narrativen Leistung, die zwischen Faszination und Historisierung oszilliert. In Friedrich Theodor Vischers einschlägigen Überlegungen zur Theorie des Symbols wird die Ambivalenz dieser doppelten Orientierung, die selbstredend um die konstruktiven Elemente narrativer Kohärenzstiftung weiß, unmittelbar greifbar: »Die Mythenbildung als solche«, schreibt Vischer, »gehört, obwohl grundverschieden von der Verwechslung eines unpersönlichen Bildes mit seinem Sinn, der dunkeln und unfreien Form des Bewußtseins an, da sie an ihr Phantasiegeschöpf nicht bloß poetisch glaubt.«³⁹ Der »poetische Glaube« indes ist etwas, das für das Funktionieren von Literatur unabdingbar ist, in ihm hat die Anthropologie des Erzählens einen Grund, dessen Grenzen Vischer angesichts der Evolution von Religion, Kunst und Gesellschaft zu markieren versucht: »[A]ber der poetische Glaube ist kein eigentlicher, kein historischer, neben oder hinter ihm bleibt das helle Bewußtsein bewahrt, daß diese Gebilde Phantasiewerk sind.«⁴⁰ Das Wissen der Literatur organisiert sich mithin an einer Grenze, die die Wirkung des Gefalles, von dem Mauss und Hubert sprechen, nicht nur im Kontakt von Zivilisationen erweist, sondern auch in der Art und Weise, in der der »poetische Glaube« gesellschaftliche Wirkungen zeitigt.

II.

Der vorliegende Band will unter diesen Vorzeichen zunächst die eingangs angesprochene narratologische Verbindung von Initiation und Autorität ins Zentrum rücken (I. Reisen, Sammeln, Erzählen), dann die Medien des Realismus untersuchen, die den Glauben an die Magie der Geschichten zugleich unterminieren und befestigen (II. Medien des Realismus), am Beispiel der Dingthematik einen magischen Gegenstand und seine narrative Formatierung exemplarisch analysieren

³⁸ So der Titel von Jürgen Osterhammels Geschichte des 19. Jahrhunderts: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009. Vgl. auch Sebastian Conrad, *Globalisierung und Nation im deutschen Kaiserreich*, München 2006 sowie ders., *Deutsche Kolonialgeschichte*, München 2008.

³⁹ Friedrich Theodor Vischer, »Das Symbol«, in: ders., *Altes und Neues. Neue Folge*, Stuttgart 1889, S. 290–343, hier S. 301.

⁴⁰ Ebd., S. 306.

(III. Magie der Dinge) und schließlich das Verhältnis von Wissen, Erzählung und poetischem Glauben in den Blick nehmen (IV. Das Wissen der Literatur).

Die Autorität des Reisenden und die Autorität seiner Beobachtungs- und Protokollierungsverfahren werden von Bernhard Kleeberg in dem Aufsatz »Reisen in den Kontinent der Armut. Ethnographie des Sozialen im 19. Jahrhundert« als Ausgangspunkt einer Grenzerkundung thematisiert, die in die Herausbildung neuer Sprachen des Sozialen mündet, deren besonderes Merkmal es ist, Exploration und Standardisierung miteinander zu verknüpfen; am Beispiel Londons führt Kleeberg vor, wie die Erforschung und kartographische Repräsentation der ärmsten Stadtteile Londons mit der Etablierung von Erzählmustern und Darstellungsformen interagiert, die sozialpolitische Interventionen im Dienst eines Lebensstandards zum Ziel hatten, der als Leitidee die verschiedenen epistemologischen und poetologischen Vorstellungen formiert. Mit einer unmittelbar benachbarten Problematik beschäftigt sich Marcus Twellmann, indem er in seiner Studie »Sittengemälde statt Zahlentabelle: Annette von Droste-Hülshoffs ›Westfalen-Werk‹ im Spannungsfeld von Statistik und Volkskunde« die Implikationen der Koevolution literarischer Konzepte und statistischer Methoden thematisiert. Durch den kontextualisierenden Rückgriff auf die maßgeblichen Arbeiten Wilhelm Heinrich Riehls kann Twellmann verdeutlichen, dass die im Zeitalter der statistischen Erschließung staatlicher Territorien zunehmende literarische Sorge um Zuständigkeiten und Gegenstandsbereiche in einer programmatischen Aufwertung von Wahrnehmung und Erfahrung mündeten. Drostes Werk wurde freilich gerade durch die imaginäre Naturalisierung, die der Betonung dieser Kategorien innewohnt, zum Bestandteil einer Mythisierung jenes westfälischen Raums, dessen Grenzen als preußische Provinz erst im Gefolge des Wiener Kongresses festgelegt worden waren. Eine weitere Spielart des Interesses an der Erfassung und Durchdringung des Nächstliegenden zeigt sich in Katharina Grätz' Beitrag. Ihre Studie »Landpartie und Sommerfrische. Der Ausflugsort in Fontanes literarischer Topographie« widmet sich dem Wechsel von Erfahrungsräumen, der von der bürgerlichen Landpartie ritualisiert und von Fontanes literarischen Texten mit ihrer Vorliebe für regionale Kulturlandschaften als Verfahren erzählter Grenzüberschreitung zwischen Großstadt und Landschaft entfaltet worden ist. Im Sinne einer Ethnographie der eigenen Kultur unterzieht Fontanes perspektiviertes Erzählen dieses Schema einer literarischen Analyse, die die »Verdichtung« kultureller und sozialer Regeln poetisch aufhebt und zugänglich macht. Die poetologisch-rhetorische Entwicklung von Kategorien der Binnen- und Fremdexotik wird schließlich auch in der Literarisierung von Fremderfahrungen wirksam, mit denen sich Gabriele Dürbeck befasst. Ihr Aufsatz »›Meine wilden nackten Freunde im Stillen Meer‹. Ethnographie und Realismus in der deutschen Südseeliteratur« zeigt anhand der narrativen Kontextualisierung von Tanzszenen, welche Beglaubigungs- und Autorisierungsmechanismen im Roman, im Reisebericht und in der populärwissenschaftlichen Darstellung dafür sorgen, dass sich Exotismus und Realismus in der zeitgenössischen Wahrnehmung verein-

baren lassen. Eines der narratologisch grundlegenden Momente dieser nicht immer gelingenden Vermittlung bildet die erzählerische Rahmung des Geschehens, deren Grenzbestimmungen für die Sinnhaftigkeit der jeweils verhandelten Eindrücke eintreten müssen. Ebenso wie Marcus Twellmann kann auch Gabriele Dürbeck verdeutlichen, dass literarische Binnenlogiken und poetologische Maßgaben hier in gleicher Weise zur Formierung von Gegenständen und Inhalten beitragen wie die jeweils thematisierte Fremdwahrnehmung selbst. Der für die bereits angeführten Textbeispiele bedeutsame Begriff des »Sittengemäldes« bezeichnet im Kontext der Rahmung von Eindrücken eine wichtige Referenz; er verweist auf eine gleichermaßen medienästhetische wie wissenschaftshistorische Traditionslinie, der auch die von Philipp Felsch porträtierten forschungsreisenden Gebrüder Schlagintweit verpflichtet sind: Dem Begriff liegt die durch Alexander von Humboldts »Ansichten der Natur« zu wissenschaftlicher Prominenz gekommene Form des »Tableau« zugrunde,⁴¹ die als ästhetisch definierter Rahmen wissenschaftlicher Erzählungen sowohl in Riehls »social[e] Ethnographie von Deutschland«, die er als »Kosmos der Politik« apostrophiert,⁴² als auch in den umfangreichen Publikationsprojekten der Schlagintweits eine Rolle spielt. Das Scheitern letzterer nimmt Philipp Felsch zum Anlass, im Feld wissenschaftlicher Entdeckungsreisen eine bisweilen tragikomische Figuration jenes Epigontentums zu rekonstruieren, als das sich eine Vielzahl der historischen Bezugnahmen des 19. Jahrhunderts charakterisieren lässt.

Die besondere Verknüpfung einer situativen Indexikalität mit den Leistungen der Kontinuitätssicherung erweist sich in der realistischen Literatur vor allem darin, dass die Literatur selbst sich auf der Schwelle von ›kalten‹ und ›heißen‹ Zeichenpraktiken positioniert und in einen Entwicklungsrahmen einspannt, der zwischen Vorgeschichte und Geschichte zu unterscheiden erlaubt. Michael Neumann untersucht in seinem Aufsatz »Wandern und Sammeln. Zur realistischen Verortung von Zeichenpraktiken« die epistemologischen Implikationen des Sammelethos, das eine besondere Rauman eignungspraktik mit protoevolutionären Prämissen koppelt. An Storms Novelle *Immensee* sind sowohl die magischen Ursprünge der Poesie als auch die Folgen ethnographischer Aneignungen abzulesen. Die ›Landpartie‹, die von Fontane als bürgerliches Ritual analysiert wird, erscheint hier als märchenhaftes Verirren und generiert gerade dadurch, dass sie zwischen Ökonomie und Wunder changiert, eine doppelte Semantisierung des Raumes.

Die Frage nach dessen Semantisierung ruft immer auch die Frage nach den Medien des Raums auf. Anhand von Gustav Freytags Erfolgsroman *Soll und Haben* analysiert Lothar L. Schneider deshalb die Medienlogiken und Adaptionsweisen jenes

⁴¹ Annette Graczyk, *Das literarische Tableau zwischen Kunst und Wissenschaft*, München 2004, S. 253–430.

⁴² Wilhelm Heinrich Riehl, *Land und Leute* [1854], in: ders., *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik*, 4 Bde., Bd. 1, Stuttgart, Augsburg 41857, S. VIII f.

ethnologischen und ethnographischen Wissens, mit dem sich die Poetiken des 19. Jahrhunderts im Gefolge der Globalisierung auseinandersetzen. Die Besonderheit von Freytags Roman besteht darin, dieses Wissen auf seine Folgen und Effekte für das ebenso ästhetisch wie politisch normative Modell zu befragen, das dem Roman zugrunde liegt und das Fundament des Freytag'schen Realismus bildet. Andererseits kann Schneider auch zeigen, dass Freytag selbst als Redakteur in die Entstehung und Repräsentation eines Weltwissens involviert war, dessen ethische Qualifikation das Zentrum der normativen Anstrengungen von *Soll und Haben* bildet. An diese Bemühungen, mehr noch aber an die spezifischen Formen der Störung, unter denen sie zum Scheitern verurteilt waren, schließt Torsten Hahn in seinem Beitrag »Objektive und ›ideale‹ Bilder. *Aufgenommen während einer Reise in den Orient in den Jahren 1840 und 1841*« an, wenn er Friedrich Wilhelm Hackländers *Reise in den Orient* als Kommunikationsgeschichte liest, deren medientechnische Voraussetzungen in den Blick genommen werden. Hahns Aufmerksamkeit gilt dabei den Unterbrechungen und Unwägbarkeiten einer poetologisch vermeintlich souveränen Übersetzung von realer Reiseerfahrung, Imagination des Orients und Adressierung des einheimischen Lesepublikums in das Medium populärer Literatur. Deren Ort waren im 19. Jahrhundert bekanntermaßen vor allem die Familienzeitschriften. Diese untersucht Daniela Gretz in ihrem Beitrag »Das ›innere Afrika‹ des Realismus. Wilhelm Raabes *Abu Telfan* und der zeitgenössische Afrikadiskurs« als klassisches Massenmedium, in dem populäre Literatur, ethnographisches Wissen und die einschließend ausschließende Differenz von Eigenem und Fremdem kombiniert werden. Im Einklang mit neueren Forschungen zu den Realitätseffekten der Zeitschriftenliteratur kann sie die zentrale Bedeutung der Gerüchtekommunikation, der Heimkehrerposition, der Lücken des Weltverkehrs und des Vergleichsmodus für die ›Magie‹ diskursfasziniertes realistischer Literatur herausarbeiten.

Als einen genetisch und rezeptiv in kommerzielle, technische und logistische Zusammenhänge eingebetteten Schlüsseltext der Globalisierung des 19. Jahrhunderts untersuchen Stefan Höhne und Tim Opitz Jules Vernes Roman *Reise um die Erde in achtzig Tagen*. Passagiere und Touristen evolvierten als neue Subjektentwürfe, die neue massenhafte Kulturtechniken des Planens und des Nutzens infrastruktureller Möglichkeiten ohne die traditionelle substantielle Differenz zwischen dem Abreisenden und dem Heimkehrer realisieren. Das »maschinelle Ensemble des Transits« erfordert ein zuversichtliches, vertrauensvolles und zugleich improvisationsfähiges Subjekt, ausgestattet mit magischen Artefakten wie Pass, Fahrplan und Uhr, die den Eintritt in das Reich globaler Verkehrsströme und ihrer raum-zeitlichen Codierung ebenso ermöglichen wie die Konzeptionalisierung der Rückkehr »von hinten« (Heinrich v. Kleist). Das Selbstprotokoll des Reiseverlaufs wird nicht mehr als Selbstermächtigung und Prägeform des literarischen Reiseberichts, sondern bloß noch als bürokratisierte Formatierung des neuen Subjekts registriert. Wie Torsten Hahn und Daniela Gretz thematisieren auch Michael C. Frank und Valeska Huber in ihrem Aufsatz »Raumfiktionen. Kartographie und Literatur um 1900« die medialen

Voraussetzungen und Implikationen literarischer Repräsentationen von Welt, allerdings mit einer entscheidenden Verschiebung: Als Ausgangspunkt dienen ihnen literarische Imaginationen, die von der Faszination für jene Land- und Seekarten freigesetzt werden, die die Erschließung der Welt im 19. Jahrhundert dokumentieren. Die Erfahrung von Welt setzt hier von Anbeginn bei einem Medium an, dessen Leistung gerade darin liegt, alles das auszusparen, was Literatur auszeichnet. Texte, die dem Reiz und dem Versprechen topographischer Karten aufrufen, formulieren – das zeigen die Beispiele aus der englischsprachigen Literatur des ausgehenden 19. Jahrhunderts – gleichsam auf dem Rücken einer genuin sachlichen Repräsentationsform den Kontext zu jenem Text, der in den globalen Fortschritten der Kartographie seinen sinnfälligen Ausdruck findet. Unter den Gemeinplätzen, die durch das Aufeinandertreffen von Einbildungskraft und Kartographie geprägt worden sind, ist die Rede von den weißen Flecken der Landkarte sicherlich einer der literarisch wirksamsten: Weiße Flecken steuern Abenteuerlust und Eroberungsphantasien und markieren Orte der Überlagerung von Realem und Imaginärem, deren Wirklichkeit diejenigen, die sie am eigenen Leib erfahren, grundlegend verändern kann. In ihrem Beitrag »Verschollen. Erzählen, Weltverkehr und Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts« hebt Kerstin Stüssel auf die medialen, juristischen und narrativen Dimensionen dieser Veränderungen ab. Die Probleme von Heimkehr oder ausbleibender Rückkehr erweisen sich als entscheidender Motivierungsrückhalt realistischen Erzählens. Die kommunikativen Diskontinuitäten und Lücken, die von den in der Welt verschollenen Personen verkörpert werden, bilden eine narrative Herausforderung, mit der sich der Realismus immer wieder konfrontiert, um die Anthropologie des Erzählens als Reflex auf die Zeitgeschichte des Weltverkehrs ausweisen zu können; eine der basalen Erfahrungen im Zeitalter von Exodus und Erschließung wird damit zum Anlass, die Spannungen im Verhältnis von Familiarität und Weltverkehr zu thematisieren.

Einer der nachhaltigsten Effekte des Weltverkehrs besteht – darauf haben bereits Karl-Heinz Kohl und Hartmut Böhme aufmerksam gemacht⁴³ – in der Art und Weise, in der Imagination und Dingwelt miteinander interagieren. Vor diesem Hintergrund untersucht Uwe C. Steiner in seinem Beitrag »Alles Gartenutensil mischt sich in das Kampfgewühl«. Vom Aufstand der Inneneinrichtung und den Krisen des Menschen bei Busch, in Vischers *Auch Einer* und in Stifters *Nachsommer*« die Kritik am Anthropozentrismus, die sich in realistischen Dingkonfigurationen manifestiert. Im Modus der slapstickhaften Konfrontation von menschlicher Intentionalität und widerständigen Objekten entwickeln Texte und Zeichnungen im 19. Jahrhundert eine im buchstäblichen Sinne »realistische Anthropologie«. Die konviviale Einbin-

⁴³ Karl-Heinz Kohl, *Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte*, München 2003; Hartmut Böhme, *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*, Reinbek 2006; vgl. auch ders., Johannes Endres (Hg.), *Der Code der Leidenschaften. Fetischismus in den Künsten*, München 2010.

ding elementar menschlicher Vollzüge in Stoffe und Artefakte marginalisiert den Menschen wie die kulturelle Evolution und betreibt umgekehrt einen Kultdienst der Objekte, der in eine Aufwertung jenes Fetischismus mündet, der parallel dazu in der zeitgenössischen Ethnographie fokussiert wird. Eine andere Seite der Semiotik der Dinge diskutiert Peter Schnyder in seinem Beitrag »Dieses sind meine Knochen«. Geologie und Anthropologie in Wilhelm Raabes *Stoppfuchen*«. Schnyder entwickelt die oftmals betonte Modernität dieses Romans als Ausdruck einer Poetik, die die Rekonstruktionsleistungen und Phantasmen von Geologie, Paläontologie und Anthropologie einerseits adaptiert, andererseits aber auch auf ihre narrativen Anteile zurückverweist. Konsistenz wird hier wie dort – in der Wissenschaft wie in der Erinnerung – durch Erzählungen gestiftet, die das, was von der Vergangenheit als materiales Zeugnis zurückliegender Geschehnisse in die Gegenwart hineinragt, im Modus historischen Erzählens in eine kohärente Ordnung übersetzen. Die wissenschaftlich ermittelte Urgeschichte weist dadurch ebenso Emendationen und Konjekturen auf wie die Rekonstruktion vergangener Kriminalfälle; die Überzeugungskraft, die sie jeweils entfalten, emanzipiert sich dabei von der unerreichbaren Wahrheit der Gegenstände, sie hängt vielmehr von der Art und Weise des Erzählens selbst ab. Ob die phantasmatische Ordnung der Dinge, die bei Stifter, Raabe und Vischer literarisch virulent ist, einen Einwand gegen die potentielle Entzeitlichung in evolutionstheoretischen und historistischen Denkfiguren des 19. Jahrhunderts formuliert, fragt Julia Bertschiks Studie »NebenSachen. Literatur als Gehäuse ›der nächsten Dinge‹ im 19. Jahrhundert«. Klassifikation und Taxonomie verwandeln die Literatur in einen Ort der Aufbewahrung, dessen Eigengesetzlichkeit durch die ausgestellte Materialität der Zeichen betont wird. Demgegenüber ist die Konzentration auf die Abfälle des menschlichen Lebens und das Sammelsurium dilettierender Forscher ein Narrativ der bannenden Dehierarchisierung und der emotionalisierenden privaten Musealisierung, mit der sich die Literatur selbst als funktionsenthobenen Ort digressiven und akzidentiellen Erzählens ausstellt.

Kenneth S. Calhoons Beitrag »*Die Judenbuche* und die Narbe des Odysseus. Zur Vorgeschichte des Realismus« macht unter Bezug auf Reinhart Koselleck und Erich Auerbach die Kopplung von magischen Praktiken, Zeichenprozessen und intertextuellen Bezugnahmen geltend, um die Fragwürdigkeit des historischen Standpunkts, von dem aus die Modernitätsdefizite des Realismus plausibel erscheinen können, kenntlich werden zu lassen. Das Zentrum von Peter C. Pfeiffers Aufsatz »Magie des Ästhetischen. Stifters Novelle *Granit* und die anthropologische Notwendigkeit der Literatur« bildet daran anschließend die Beobachtung, dass die Pointe von Stifters Realismus – zumindest in der Novelle *Granit* – gerade darin liegt, erlittenes Leid und die Schmerzen der Initiation ästhetisch zu transzendieren. Dieses stets brüchige Unterfangen löst das Erzählen von den Vorgaben semantischer Objektivität ab, um in der Unabhängigkeit der künstlerischen Vollzüge die Möglichkeit einer literarischen Empathie zu behaupten, die den Zumutungen von Zeitlichkeit und Geschichte enthoben ist. Schließlich unterzieht Rudolf Helmstetter gegen

die in der Forschung vorherrschende Perspektive, Effi Briest als Opfer zu interpretieren, welches die preußische Gesellschaft dem Götzen ›Ehre‹ bringt, Fontanes Roman einer opfertheoretischen Relektüre: In seinem Beitrag »Das realistische Opfer. Ethnologisches Wissen und das gesellschaftliche Imaginäre in der Poetologie Fontanes« zeigt er zunächst, in welcher wissenssoziologischen und mediengeschichtlichen Situation Fontanes Roman als ethnologischer Roman gelesen werden kann. In einem zweiten Schritt wird dann argumentiert, dass durch die nichtmimetische poetische Selbstreflexion des Textes Effi nicht nur als Opfermaterie (*victima*), sondern auch als Opferpriesterin in Erscheinung tritt, die in spielerischer Parodie dem Stellvertretungsprinzip, das jedem Opfer innewohnt, einen Spiegel rhetorisch-poetischer ›Aufklärung‹ vorhält.

Helmstetters Zugriff auf die zeitgenössischen Konzeptualisierungen der Logik von Opfer und Ersetzung zeigt zugleich die Bedeutung, die der Auseinandersetzung mit der Wissenschaftsgeschichte von Anthropologie und Völkerkunde im Kontext einer anderen Geschichte der realistischen Literatur zusteht. Nur dort, wo die Semantik der poetologisch tragenden Elemente realistischer Texte sowohl in ihrer eigenen Historizität als auch in ihrer Bindung an spezifische Kontexte gewürdigt wird, ist es möglich, das Verhältnis von Wissen und Literatur jenseits der überkommenen Debatten in den Blick zu nehmen. Unter Berücksichtigung dieser spezifischen Form der Engführung von Literatur und Wissen plädiert Nicolas Pethes am Beispiel von Herman Melvilles *Moby-Dick* dafür, die Möglichkeiten und Grenzen der literarischen Verhandlung von Gegenständen des Wissens im 19. Jahrhundert aus der »dichten Beschreibung« der Art und Weise, in der die Texte selbst die perspektivische Bindung ihrer Inhalte vor Augen führen, zu gewinnen. Die Pointe von Melvilles Roman besteht darin, einerseits die genealogische Verbindung des Wissens mit den Formen seiner Präsentation auszustellen und andererseits Historizität und Perspektivität dieser Verbindung im Erzählen zu entwickeln. In diesem integrativen Moment des Romans erkennt Pethes die spezifische Erkenntnisleistung der Literatur gegenüber taxonomischen oder analytischen Wissensbegriffen. Michael Gampers Studie »Der Ballon als multifunktionale Versuchsanstalt. Stifeters *Der Condor* als erweitertes Experimentalsystem« greift diese Zuspitzung der rezenten Frage auf, wie Literatur sich zum Wissen ihrer Zeit verhält. Gampers kontextualisierende Interpretation kann durch die detaillierte Zusammenschau von Meteorologiegeschichte, Ballonfahrt und Literatur zeigen, dass Stifter durch die Überführung des dem Text zugrunde liegenden Wissens in einen Status der Latenz die symbolischen und figurativen Anteile epistemologischer Praktiken hervorkehrt. Diese poetologische Wendung erlaubt es Stifter, im Rahmen seines Textes gleichsam experimentell zu ermitteln, unter welchen Voraussetzungen und Bedingungen sowohl in der Literatur als auch in der Wissenschaft die Anschaulichkeit der Gegenstände des Interesses hergestellt wird. In einer wissenspolitischen Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit gegenwärtiger Realismuskonjunkturen entfaltet Eva Geulen in ihrem exemplarisch kritischen Beitrag hermeneutische »Schwierigkeiten mit Raabes *Frau Salome*«.

Um den Text mit seiner Abundanz willkürlicher Allusionen und Wissensreferenzen nicht einfach historistisch aufzulösen, hebt Eva Geulen das auf Goethe rekurrende Motiv der Haut in seiner doppelten Determinierung durch Natur und Kultur heraus und analysiert es im Hinblick auf seine Konsequenzen innerhalb des literarischen Textes. Dort führt es zu einer Egalisierung der im Text versammelten Exzentriker, ein Befund, der, so die Bilanz der poetologischen Ökonomie Raabes durch Eva Geulen, in keinem vernünftigen Verhältnis zum literarischen Ergebnis steht. Auch Moritz Baßlers Untersuchung »Gegen die Wand. Die Aporie des Poetischen Realismus und das Problem der Repräsentation von Wissen« argumentiert für die Plausibilität einer kritischen Perspektive, die sich aus den immanenten Aporien realistischer Poetiken ergibt. Laut Baßler transformieren diese Poetiken die Stabilität der geschlossenen Symboltheorie Goethes in eine Kippfigur, die ihrerseits zur Arretierung aufruft. Sobald sich ein Detail der erzählten Welt zu sehr mit Bedeutung auflade, sei der realistische Charakter des Textes gefährdet und die semiotische Bewegung des narrativen Textes kippe zurück auf die Achse der Metonymisierung. Sobald sich aber umgekehrt die Diegese nur noch historisch, faktisch oder alltäglich präsentiere, setzen Prozesse der verklärenden Bedeutungsaufladung ein. Im literarischen Text werde diesen Bewegungen mit – abermals auf Goethe rekurrenden – Entsagungsgesten und semiotischen Grenzziehungen willkürlich ein Ende bereitet. Susanne Illmers Aufsatz »Anpassungsdruck. Zur Familiarisierung des Fremden in Wilhelm Jensens Erzählung *Die braune Erica*« verdeutlicht indes, dass die von Baßler diskutierten poetologischen Beschränkungen und Aporien einem Kalkül entspringen, das einen konkreten wissenschaftshistorischen Grund hat, nämlich den Erfolg der Evolutionstheorie, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Gesellschaftstheorie adaptiert wurde. Insofern bleibt zu fragen, ob die scheinbar immanenten Aporien realistischer Texte nicht doch eine vielsagende Beziehung nach außen unterhalten, indem sie die Probleme illustrieren, die dann entstehen, wenn die Historizität von Erzählung und Erzähltem mit der Zwangsläufigkeit evolutionärer Denkfiguren in gesellschaftspolitisch engagierten Tableaus arrangiert wird. Jensens populäre Erzählung vom Schicksal eines Zigeunermädchens zeigt vor diesem Hintergrund geradezu paradigmatisch, wie der Umgang mit dem Fremden unter diesen Voraussetzungen eine normative Neuinterpretation erfährt, in der Poetik, Politik und Anthropologie miteinander harmonisiert werden, um die gesellschaftliche Zukunft im Zeitalter der Globalisierung um den Preis jener »wilden Schönheit« sicherzustellen, die die romantische Philologie für die Literatur reklamiert hatte.

Ulrich van Loyen kann in seinem Beitrag »Von der *Völkerpsychologie* zur *Stellung des Semitentums in der Weltgeschichte*. Heymann Steinthal und der Beruf des Menschen« verdeutlichen, dass auch die geisteswissenschaftliche Forschung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an der Reformulierung und Aktualisierung dessen, was im Rahmen der romantischen Philologie entworfen worden war, weiter arbeitet. Anhand der Geschichte des jüdischen Völkerpsychologen und Sprachwissenschaftlers Heymann Steinthal, der neben Moritz Lazarus zu den Gründern der bereits er-

wähnten *Zeitschrift für Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie* gehört, wird außerdem nachvollziehbar, wie das Projekt der Völkerpsychologie an der Geschichte des Zionismus mitschrieb; die Konstellationen, die zu einer anderen Geschichte des Realismus führen, werfen ihr Licht auch auf ideengeschichtliche Filiationen, die die jüdische Moderne prägen. Der in diesem Zusammenhang bedeutsame Rekurs auf bestimmte Argumentationsmuster der Philosophie Fichtes wiederholt sich schließlich auch in Ulrich Fröschles Aufsatz »Geborene Führer? Zur Natur- und Kulturgeschichte ›charismatischer Führung‹ im 19. Jahrhundert«. Fröschles Lektüre literarischer, wissenschaftlicher und populärwissenschaftlicher Texte, die das Interesse an der kulturanthropologischen Herleitung von Führungskfigurationen eint, kann die einschlägige Vorgeschichte des Weber'schen Konzeptes »charismatischer Führung« in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verorten. Dadurch erscheint historisch plausibel, wie sich innerhalb dieses Konzeptes ästhetische und anthropologische Vorstellungen gerade deshalb miteinander assoziieren ließen, weil in der »Cultur der Vergleichung« (Friedrich Nietzsche) die Basis soziologischer Referenzen immer breiter wurde.

Mit den poetologischen Effekten der Globalisierung des Bewusstseins befasst sich auch Ralf Simon, wenn er in seiner Untersuchung »Die lokale Zirkulation des ethnologischen Wissens. Raabes Verwandlungsgeschichte *Vom alten Proteus*« zeigt, wie Raabes Text die Kulturstufentheorien der zeitgenössischen Ethnologie auf eine provinziell deutsche Topographie projiziert. In der wechselseitigen Verschränkung von mythopoetischen und ethnographischen Narrativen der Schwellen erzählt Raabes Text – die Autorschaft des Verfassers allegorisch reflektierend – einerseits von der verwandelnden und desubstantialisierenden Kraft des Geldes, das am Ende ethnologischer Geschichten steht, und andererseits von dem paradoxen Versuch, das Geld gegen dessen eigene Logik zur Verfestigung der Illusion von der ewigen, unveränderlichen Liebe zu funktionalisieren. Ob die damit verbundene Romantik-kritik und der Realismus Raabes sich aus dem Bann der Romantik befreien können, muss indes offen bleiben.

I. REISEN, SAMMELN, ERZÄHLEN

Reisen in den Kontinent der Armut Ethnographie des Sozialen im 19. Jahrhundert

BERNHARD KLEEGERG (Konstanz)

Ende der 1890er Jahre empfiehlt Helen Bosanquet, Generalsekretärin der *Charity Organisation Society* und späteres Mitglied der *Royal Commission on the Poor Laws* (1905–09), den Leserinnen und Lesern ihres Essays »The Standard of Life« einen investigativen Ausflug zu den Springbrunnen und Löwenstatuen am Trafalgar Square:

Behind the fountains and lions in Trafalgar Square is a stone wall, and in this stone wall is something so important that it is hardly ever looked at, and perhaps the majority of Londoners *do not even know that it is there*. To get at it you must pass behind the seats full of languid, uncleanly tramps and loafers, perhaps move aside a group of playing children, and then you will find certain pieces of metal let into the stone, and marking off lengths which are named as inches, feet, yards, and furlongs. This is the standard of measurement, by which is determined what length shall be called an inch or foot, and beyond which there is no appeal. *Such a standard is an absolute necessity as one of the fundamental ideas upon which civilised intercourse is based*; without it there would be nothing to prevent any person from having his own idea as to what sort of length a yard should be; we might revert to the rough and ready method, still in use where great accuracy is not required, of measuring from the outstretched hand to the tip of the nose; but this becomes unsatisfactory as soon as divergent interests come into play. As it is, any one who doubts the accuracy of his tape-measure of foot-rule need but take it and lay it against the standard, to assure himself whether or not it is leading him astray.¹

Was Bosanquets kleine städtische Reiseerzählung am Beispiel der Längenmaße deutlich zu machen versucht, ist die Notwendigkeit, auch die Durchmessung des sozialen Raums – repräsentiert durch den Trafalgar Square – an klaren Standards auszurichten. Maßstäbe, die die urbane Natur zähmen, so wie die imperialen Maße das britische Weltreich. Narrativ führt sie als Objekte der Standardisierung die »tramps and loafers« ein, die das Problem der Armut verdeutlichen, das im London der »Great Depression« allorts präsent ist. Sie inszeniert die Standards als unsichtbare Mächte, die aus dem Hintergrund über das Chaos der sozialen Phänomene zu

¹ Helen Bosanquet, »The Standard of Life«, in: dies., *The Standard of Life and Other Reprinted Essays*, London ²1906, S. 1–66, hier S. 2, Hervorh. B.K.

herrschen vermögen. Gleichzeitig deutet die Erzählung ein mögliches methodisches Vorgehen an: Auf dem Weg zur Standardisierung muss der individuelle Arme umgangen werden, muss auf unbekanntes Terrain vorgedrungen werden, um zu den in Stein gehauenen Grundlagen der Zivilisation zu gelangen.

Die Einigung auf einen klar definierten Lebensstandard sieht Bosanquet als unabdingbare Voraussetzung für eine Verbesserung der Stellung der »working class«. ² Dieses Anliegen lässt sich vor dem Hintergrund der Standardisierungstendenzen des neunzehnten Jahrhunderts genauer bestimmen, die sich auf das administrative Bedürfnis nach verlässlicher Information als Basis rationaler Planung und staatlicher Kontrolle ökonomischer und sozialer Gegebenheiten zurückführen lassen. ³ Im Viktorianischen England verbanden sich präzise Messungen mit den – bürgerlich-liberalen – epistemischen Werten der Selbstkontrolle, rationalen Überlegung und des exakten Denkens. Sie wurden als elementare Voraussetzung ökonomischer, militärischer und imperialer Vormachtstellung begriffen, worauf nicht zuletzt eben die am *Trafalgar Square* angebrachten Maße zeugen. So betonte man im Rahmen der Meteorologie, Physik und des Ingenieurwesens die Notwendigkeit von Standardisierungen und deren positive sozioökonomischen Folgen. Es sei die Aufgabe jeder »weisen Regierung«, so der Physiker James Clark Maxwell um 1870, für die Einheitlichkeit von Standards zu sorgen, denn diese seien »national treasures«: »The man of business requires these standards for the sake of justice, the man of science requires them for the sake of truth«. ⁴ Seinem Kollegen Sir William Thomson galten quantitative Maße 1883 gar als Kriterium von Wissenschaftlichkeit überhaupt: »when you can measure what you are speaking about and express it in numbers you know something about it; but when you cannot measure it [...] you have scarcely, in your thoughts, advanced to the stage of science«. ⁵ Den Lebensstandard quantitativ zu bestimmen erwies sich allerdings als Problem. Welcher Art konnte dieser Standard sein, wenn der ihm zugrunde gelegte Maßstab in ähnlicher Weise fundamental für den Bereich des Sozialen werden sollte, wie dies die quantitativen Maßstäbe zur Standardisierung von Raum, Zeit oder Gewicht bereits waren?

Was angesichts ihres Verweises auf quantifizierbare Standards erstaunt, ist, dass Bosanquet den Lebensstandard explizit von *materiellen* Standards ab- und an einen

² Vgl. ebd., S. vii (Vorwort zur ersten Auflage von 1898).

³ Vgl. hierzu vor dem Hintergrund der Arbeiten von John Heilbron und Thomas S. Kuhn zur sogenannten »Zweiten Wissenschaftlichen Revolution« Norton Wise (Hg.), *The Values of Precision*, Princeton (NJ) 1995.

⁴ James Clark Maxwell, »Dimensions of Physical Quantities« (Manuskript), zitiert nach Simon Schaffer, »Accurate Measurement Is an English Science«, in: Wise (Hg.), *Values of Precision*, S. 135–172, hier S. 136.

⁵ William Thompson, »Electrical Units of Measurement« [1883], in: ders., *Popular Lectures and Addresses*, 3 Bde., London 1891–94, Bd. 1, S. 73–136, hier S. 73, zitiert nach Wise, »Introduction«, in: ders., *Values of Precision*, S. 3–13, hier S. 5.

intuitiven moralischen Maßstab ankoppelte. Sollte er mehr als eine »lediglich pittoreske Art« sein, auszudrücken, »daß der Mensch nicht wie ein Tier leben sollte«, so müsse der Lebensstandard auf einen *intuitiven moralischen* Maßstab rekurrieren, anhand dessen beobachtete Lebensweisen beurteilt werden.⁶ Damit orientierte sie sich an der Maxime individueller Anstrengung, die sich in der moraltheologischen Leitunterscheidung zwischen verdienter und unverdienter Armut niederschlug. Diese Differenz markierte nicht nur den Kern viktorianischer Armutsdiskurse – sie bildete auch die normative Grundlage anthropologischer und zivilisationstheoretischer Hierarchisierungen: Die Ursachen für den Pauperismus wie für das zivilisatorisch zurückgebliebene Stadium fremder Völker – ob Buschmänner oder Iren – schienen dieselben zu sein: individuelles moralisches Versagen, Mangel an vorausschauendem Handeln, an Fleiß und Sparsamkeit. Strukturelle Ursachen von Armut wurden durchaus auch angeführt, allerdings unter negativem Vorzeichen, wie es der Konsens der Armutsgesetze von 1834 beschrieb: Staatlich-administrative Hilfsmaßnahmen, so nahm man an, führten zu einer Minderung der Fähigkeit zur Selbsthilfe und damit in den Teufelskreis des Malthusianischen *laissez mourir*. Seit den 1830er Jahren zeichnete sich zwar ein Wandel philanthropischer Denk- und Handlungsfiguren ab, die nun zunehmend in das Bestreben eingepasst wurden, Lösungsvorschläge der sozialen Frage im Rahmen wissenschaftlicher – und das hieß zunächst: quantitativer, statistischer – Verfahren zu präsentieren. Doch gerade statistisch nicht darstellbare individuelle Schicksale zwischen moralischer Integrität und moralischem Versagen dominierten noch die Ätiologie der Armut, wie sie von der *Royal Commission on the Poor Laws* zu Beginn des 20. Jahrhunderts diskutiert wurde.

Das Nebeneinander individueller und struktureller Erklärungen für Armut und zivilisatorischen Rückstand schlägt sich – und dies ist Gegenstand der folgenden Ausführungen – in den konkreten Techniken der Beobachtung und den medialen Formen der Repräsentation des Sozialen nieder. Wissen über die sozialen Verhältnisse gewannen viktorianische Philanthropen durch Befragen ihrer Hausangestellten, vom Hörensagen oder durch die Lektüre literarischer Werke und Zeitungsaufsätze von Reportern, die die städtischen Armenviertel wie einen unbekannteren Kontinent bereisten und aus erster Hand darüber berichteten. Neben solche narrativen Formen der Repräsentation des Sozialen, die vornehmlich um individuelle Schicksale kreisten und zunehmend auch mit Zeichnungen und Daguerreotypen illustriert wurden, traten mit den Berichten von Beamten der kommunalen Verwaltung vermehrt Tabellen, Diagramme, Graphiken und Karten, die das überindividuelle, strukturelle Moment der Armut zum Ausdruck brachten.

⁶ Bosanquet, »The Standard of Life«, S. 3 f.

1. Reportagen aus dem Herzen der Finsternis: Drury Lane

Um das Ausmaß an Armut und sozialen Verwerfungen Londons zu studieren, bot sich im ausgehenden 19. Jahrhundert ein Gang durch die Gassen und Hinterhöfe um die *Drury Lane* an. In viktorianischen Armutsdarstellungen werden die Slums von St. Giles unter Rückgriff auf verschiedene mediale Darstellungsformen immer wieder und aus unterschiedlichsten – philanthropischen, moraltheologischen oder administrativen – Blickwinkeln beschrieben. Vielfach standen diese Beschreibungen im Zusammenhang mit dem berühmten *Drury Lane Theatre* und bedienten den Topos der unmoralischen Auswirkungen der seichten Schauspielerei und des Amusements. So erzählte etwa der Arzt und Schriftsteller Samuels Smiles, der mit Werken wie *Self help* (1859), *Character* (1871), *Duty* (1880) und *Life and Labour* (1887) zur genuinen Verkörperung des moralischen Rückgrats des viktorianischen Bürgertums geworden war, die Geschichte eines unsteten Charakters in seinem Werk *Thrift* (1875) anhand des *Drury Lane Theatre*.⁷ Schärfere Töne schlug mit dem konservativen evangelikalen Malthusianer Thomas Carlyle eine andere moralische Ikone des viktorianischen Bürgertums an: Carlyle, gemäß dessen einflussreicher paternalistischer Anthro-po-Theologie die *undeserving poor* in ihrer animalischen Trägheit wie Primitive bzw. gar lebten, »als seien sie nicht erschaffen worden«,⁸ hob auf den Charakter des die Massen bewegenden Spektakels ab, den die Revolutionen von 1848/49 mit Aufführungen in der *Drury Lane* gemein hätten.⁹

Andere, wie der Verfasser des ersten offiziellen systematischen Armenreports (1832–34), Sekretär der *Poor Law Commission* und Protagonist der frühen Hygienebewegung Edwin Chadwick, nahmen die Gegend genauer in den Blick: Um die Realität der Armut gegenüber ihren bürgerlichen Adressaten zu belegen, griffen frühe administrative Darstellungen wie die seine auf detaillierte Beobachtungen solcher Augenzeugen zurück, die als unparteiisch und verlässlich erachtet wurden. So präsentiert Chadwick in seinen offiziellen Berichten neben zahlreichen Tabellen und Statistiken zu Populationsdichte, Wohnraum und Ähnlichem Ergebnisse von Befragungen. 1843 gibt er im *Report on the sanitary conditions of the labouring population of Great Britain* die Aussage eines Kreisarztes wieder, der die besondere Ar-

⁷ Es handelte sich um den irischen Schriftsteller Richards Brinsely Sheridan, den »König der Schulden« und Vorbild der literarischen Figur des Abenteurers Phileas Fogg aus Jules Vernes *In 80 Tagen um die Welt*, der seine Anteile am *Drury Lane Theatre* mangels Sparsamkeit und wegen seines unsteten Charakters schon bald wieder verloren habe; vgl. Samuel Smiles, *Thrift*, New York 1875, S. 286; ders., *Character*, New York o.J. [1871], S. 20.

⁸ Thomas Carlyle, »Occasional Discourse on the Negro Question«, in: *Fraser's Magazine for Town and Country* Vol. XL (Februar 1849), zitiert nach dem Wiederabdruck unter dem Titel »West India Emancipation«, in: *The Commercial Review of the South and West* 8 (Old Series), 2/4 (June 1850), S. 527–538, hier S. 532 f.

⁹ Vgl. Thomas Carlyle, *Latter Day Pamphlets*, New York 1850, S. 12 f. (No. I. *The present time*, February 1, 1850).

mut und hohe Mortalitätsrate um die *Drury Lane* detailliert beschrieben und mit Fallgeschichten zu individuellen Schicksalen belegt hatte.¹⁰ 1845 berichtet auch Friedrich Engels in seiner *Lage der arbeitenden Klassen in England*, man fände

in Straßen wie Long Acre usw. [...] eine Menge Kellerwohnungen, aus denen kränkliche Kindergestalten und halbverhungerte, zerlumpte Frauen ans Tageslicht steigen. In der unmittelbaren Nähe des *Drury Lane Theaters* [...] sind einige der schlechtesten Straßen der ganzen Stadt [...], deren Häuser ebenfalls von den Kellern an bis unters Dach von lauter armen Familien bewohnt sind.¹¹

Für seine Bestandsaufnahme zieht Engels auch Berichte des Sekretärs des Gesundheitsausschusses von Manchester und Mitbegründers der dortigen *Statistical Society* James Phillips Kay-Shuttleworth heran, der zeitgleich mit Chadwick als einer der ersten die Lebensbedingungen der Armen vor Ort studiert hatte. Auch Kay-Shuttleworth besteht auf direktem Augenschein oder zumindest unparteiischen Beobachtungen,¹² was auch sein Sohn Ughtred James, Mitglied der Liberal Party, 1874 in seinem Bericht vor dem britischen Unterhaus anmahnte: Er verwies auf die Notwendigkeit, »mit eigenen Augen zu sehen, welches Ausmaß das Übel hat«:

Amongst other parts, *I have been to courts in the neighbourhood of Holborn, pretty nearly all over the parish of St. Giles, through the neighbourhood of Drury Lane* [...]. *I could not describe to the House the full details of what I saw in the course of my visit to those localities.* Honourable members in taking short cuts through the town [...] may, perhaps, see places in which they would be very sorry to have to reside; *but I do not think that they have any real idea of the character of large masses of the dwellings which exist in our immediate neighbourhood, nor is any such idea possessed by 99 out of every 100 of the wealthy inmates of luxurious West-end houses.* Sir, *I myself*

¹⁰ Edwin Chadwick, *Report on the sanitary conditions of the labouring population of Great Britain. Supplementary report on the results of a special inquiry into the practices of interment in towns. Made at the special request of her Majesty's principal secretary of state for the home department*, London 1843, S. 32. Chadwick pochte vor dem Hintergrund der Cholera-Epidemien auf die Notwendigkeit struktureller Umweltveränderungen, insbesondere des (Ab-)Wassersystems. Zu Chadwick vgl. Christopher Hamlin, *Public Health and Social Justice in the Age of Chadwick: Britain, 1800–1854*, Cambridge 1998.

¹¹ Friedrich Engels, *Die Lage der arbeitenden Klassen in England* [1845; engl. 1892], in: MEW, Bd. 2, Berlin 1972, S. 225–506, S. 260 f.

¹² James Phillips Kay-Shuttleworth, *The Moral and Physical Condition of the Working Classes; Employed in the Cotton Manufacture in Manchester* [1832], 2nd enlarged ed. containing an introductory letter to the Rev. Thomas Chalmers, ND Plymouth, London 1970, S. 38: »In the absence of direct evidence, we are unwilling that any statements should rest on our personal testimony; but we again refer with confidence to that of an intelligent and impartial observer.«

*had no better knowledge of the true state of the homes of thousands of the people who live around us until I visited some of them recently. I will just tell the House two or three of the things which I saw during my excursions into these comparatively unknown regions.*¹³

Um den vielfältigen vor Ort gemachten Beobachtungen gerecht zu werden, waren spezifische Formen medialer Repräsentation vonnöten. So wurden die Augenzeugenberichte seit ca. 1850 von bildlichen Darstellungen flankiert. Gustave Doré fertigte in den 1860er Jahren etliche Skizzen vor Ort an, die ihm als Basis für Illustrationen der sozialkritischen Romane des Journalisten William Blanchard Jerrold dienten. Literarische Darstellungen wie diese halfen seit den 1840er Jahren, die Lücke zwischen moraltheologischen und strukturreformerischen Positionen zumindest imaginativ zu schließen. Insbesondere die Romane von Charles Dickens und Elizabeth Gaskell verdeutlichten, dass Individuen trotz moralischer Integrität aufgrund äußerer Umstände immer wieder in die Armut abrutschten. So forderten die Protagonisten aus Gaskells Roman *Mary Barton* (1848) die dominanten Wahrnehmungsmuster der Mittelklasse bezüglich der Ursachen von Armut heraus, als nach der Handelskrise der frühen 1840er Jahre zunehmend deutlich wurde, dass individuelle Anstrengung und Moral nicht vor Armut schützten. Gaskells Leser sollten daher zu »virtuellen Zeugen« der realen Lebensbedingungen der Unterschichten werden.¹⁴

Entscheidend für die Verwissenschaftlichung der Armutsdiskurse wurde jedoch eine andere, aus dem urbanen Raum eher unbekanntes Gattung: die der Reiseberichte. Wenn er in der oben zitierten Passage von »unbekannten Regionen« spricht und darauf hinweist, dass es angesichts der überwältigenden Flut an neuen Eindrücken schwer falle, eine vollständige Beschreibung zu liefern, weckt Kay-Shuttleworth ethnographische Assoziationen. Auch die Zeitungsartikel und die Essaysammlung *Travels in London* des Reporters und Herausgebers der *Pall Mall Gazette* Charles Morley verfahren ähnlich. Morley ließ in der Reportage »Behind the Scenes at Drury Lane« das Leben auf und hinter der Bühne mit der »murky London atmosphere« der sozialen Realität verschwimmen. Dabei achtete er in Dickens'scher Manier, wie John A. Spender und John P. Collins in ihrem Nachruf 1916 schreiben, immer auf eine besondere Nähe zu den Objekten seiner Studien, die er so »intensiv und leidenschaftlich« studierte, dass seine Reiseberichte keinerlei Illustrationen nötig hätten – seine

¹³ Ughtred James Kay-Shuttleworth, *Dwellings of Working-People in London. Two Speeches delivered in the House of Commons May 8, 1874 by U.J. Kay-Shuttleworth, M.P. and Sir Sydney Waterlow, Bart., M.P., with Notes and Appendices*, London 1874, S. 5, Hervorh. B.K.: »[...] I have made it my business during the past few weeks to visit various parts of London and to see for myself to what extent the evil existed.« Kay-Shuttleworth spricht von der Notwendigkeit, die sanitäre und Wohnsituation der Armen zu verbessern und bedankt sich bei Helen Bosanquets Mann Bernard für dessen Unterstützung bei der Untersuchung der Wohnverhältnisse in der Gegend der *Drury Lane* (S. 4).

¹⁴ Dies hat Anne Secord, »Elizabeth Gaskell and the Artisan Naturalists of Manchester«, in: *The Gaskell Society Journal* 19 (2005), S. 34–51, hier S. 34 f., herausgearbeitet; vgl. Elizabeth Gaskell, *Mary Barton*, Oxford 1987, S. 96.

»genauen Beobachtungen« reichten aus, um ein »getreues Bild« der von anderen selten aufgesuchten Umwelten zu zeichnen.¹⁵

Besonders interessierte sich Morley für das als Kolonialisierung der Unterschichten wahrgenommene christliche Engagement im East End, wie es unter anderem das *University Movement* und die Heilsarmee William Booths zeigten. Auch Booth, der 1849 (gleichzeitig mit Karl Marx) das soziale »Residuum« im East End kennenlernte und 1878 die Heilsarmee gründete, um die soziale Frage zu lösen und so ein »Neues Jerusalem« zu bauen, dass die Wiederkehr Christi beflügeln sollte, berichtete wiederholt aus den Slums der *Drury Lane*.¹⁶ Sein Sozialprogramm stellte er 1890 in *In Darkest England and the Way Out* vor. Der Titel ist mit Bedacht gewählt: Booth eröffnet sein Werk mit einem ausdrücklichen Hinweis auf Henry Morton Stanleys kurz zuvor veröffentlichten Bericht über die *Emin Pasha Relief Expedition* entlang des Kongo *In Darkest Africa*.¹⁷

This summer the attention of the civilised world has been arrested by the story which Mr. Stanley has told of »Darkest Africa« and his journeyings across the heart of the Lost Continent. In all that spirited narrative of heroic endeavour, nothing has so much impressed the imagination, as his description of the immense forest, which offered an almost impenetrable barrier to his advance.¹⁸

Stanleys Reisebericht faszinierte aber nicht nur in seiner exotischen Darstellung der schrecklichen Lebensbedingungen im afrikanischen Urwald, er zeichne gleichzeitig auch ein »nur allzu lebendiges Bild vieler Teile unseres eigenen Landes«: »As there is a darkest Africa is there not also a darkest England? Civilisation, which can breed

¹⁵ Charles Morley, *Travels in London*, London 1916, S. 230–264, hier S. 246; Sir Edward Cook, J. A. Spender, J.P. Collins, »Charles Morley: A Memoir«, in: ebd., S. 3–48, hier S. 23 und S. 47. In der *Pall Mall Gazette* schrieben u. a. George Bernard Shaw, Anthony Trollope, Friedrich Engels, Oscar Wilde, Robert Louis Stevenson, Sir Spencer Walpole und Arthur Patchett Martin.

¹⁶ Vgl. William Booth, *In Darkest England and the Way Out*, London 1890, S. 167 und S. 171. Booth führt dabei detaillierte Angaben zu den Lebenshaltungskosten an, die ihm als faktische Basis seines Sozialprogramms dienten, vgl. etwa ebd., S. 71: »A Tramp« says: I've been in most Casual Wards in London; was in the one in Macklin Street, Drury Lane, last week. They keep you two nights and a day, and more than that if they recognise you. You have to break 10 cwt. of stone, or pick four pounds of oakum. Both are hard. About thirty a night go to Macklin Street. The food is 1 pint gruel and 6 oz. bread for breakfast; 8 oz. bread and 1 1/2 oz. cheese for dinner; tea same as breakfast. No supper. It is not enough to do the work on. Then you are obliged to bathe, of course; sometimes three will bathe in one water, and if you complain they turn nasty, and ask if you are come to a palace. Mitcham Workhouse I've been in; grub is good; 1 1/2 pint gruel and 8 oz. bread for breakfast, and same for supper.« Zu Booths postmillenaristische Theologie vgl. Ann M. Woodall, *What price the poor? William Booth, Karl Marx and the London residuum*, Aldershot 2005, S. 136–169.

¹⁷ Henry Morton Stanley, *In Darkest Africa; or, the Quest, Rescue, and Retreat of Emin Governor of Equatoria*, New York 1890; Booth, *In Darkest England*, S. 9–12.

¹⁸ Ebd., S. 9.

its own barbarians, does it not also breed its own pygmies?»¹⁹ Eine überstrapazierte Analogie wirke leicht ermüdend, doch die Parallelen zwischen Afrika und England seien frappierend: Gleich den Elfenbeinhändlern, die sich auf Kosten der Urwaldbewohner bereicherten, nutzten die Wirte die Schwäche der Armen aus, gleich den von Stanley beschriebenen »zwei Arten von Wilden« kenne man den »böartigen und faulen Flegel und den rackernden Sklaven«, könne man im Herzen Afrikas vor lauter Bäumen keine andere Welt wahrnehmen, könne man dies hier vor lauter »Laster und Armut und Verbrechen« nicht, an beiden Orten grassierten Seuchen und stürben tausende Kinder – ob durch die Gifte der Afrikanischen Sümpfe oder die der Londoner Kanalisation –, die Unterdrückung durch eine höhere Rasse werde in England durch den Zwang der schlechten Angewohnheiten ersetzt, und schließlich sei es an beiden Orten ein Leichtes, den Glauben zu verlieren.²⁰ Angesichts dieser Parallelen beklagt Booth,

how strange it is that so much interest should be excited by a narrative of human squalor and human heroism in a distant continent, while greater squalor and heroism not less magnificent may be observed at our very doors. [...] The man who walks with open eyes and with bleeding heart through the shambles of our civilization needs no such fantastic images of the poet to teach him horror. Often and often, when I have seen the young and the poor and the helpless go down before my eyes into the morass, trampled underfoot by beasts of prey in human shape that haunt these regions, it seemed as if God were no longer in His world [...]. Hard it is, no doubt, to read in Stanley's pages [...]; but the stony streets of London, if they could but speak, would tell of tragedies as awful, of ruin as complete, of ravishments as horrible, as if we were in Central Africa; only the ghastly devastation is covered, corpse-like, with the artificialities and hypocrisies of modern civilisation.²¹

Für seine Paralleldarstellung des *Darkest England* jedoch macht sich Booth die narrativen Techniken von *Darkest Africa* nicht zunutze, denn keine Form literarischer Imagination könne dieselbe Kraft entfalten, die die Realität dem Beobachter bot. Booths Werk läuft auf ein detailliertes Lösungsschema (»Part II: Deliverance«) zu, das auf Gewährleistung minimaler Lebensstandards (»cab-horse standards«) setzt und die Armen über drei aufsteigende Typen vorteilhafter Umweltbedingungen kolonialisiert (»city colony«, »farm colony«, »over-sea colony«). Eingeleitet wird es durch eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Situation (»Part I: The Darkness«), die die soziale Problematik mittels statistischer Tabellen, Klassifikationsschemata von Typen von Armen (ehrlieh, lasterhaft, kriminell), Augenzeugenberichten und Selbstdarstellungen wiedergibt. Der affektiven Kraft narrativer Darstellungen bedient er sich dabei allen-

¹⁹ Ebd., S. 11.

²⁰ Vgl. ebd., S. 11–14.

²¹ Ebd., S. 13.

falls in Form von kurzen Fallgeschichten, die auf Basis von Berichten von Offizieren der Heilsarmee, Polizeiberichten, solchen der *Charity Organisation Society*, und Aussagen der Betroffenen in Befragungen entstanden sind. Doch diese Fallgeschichten müssten weit hinter denen zurückbleiben, die die Betroffenen selbst schreiben könnten.²² Für entscheidend erachtet Booth vielmehr die akkurate Beschreibung der Zustände auf Basis »genauer, geduldiger und intelligenter Beobachtung« – die man freilich bisher eher Regenwürmern als Armen habe angeidehen lassen.²³

Die von Booth verwendeten Formen der Beobachtung und medialen Repräsentation der Armut entsprechen, ob es sich um tabellarische Darstellungen oder Augenzeugenberichte handelt, den gängigen Techniken der Ethnographie des Sozialen im neunzehnten Jahrhundert. Auch seine letztlich nicht umgesetzte Idee, erzählend vom Kontinent der Armut zu berichten, hatte sich seit den 1830er Jahren zusehends als Topos etabliert. Solche ethnographischen Darstellungen des inneren sozialen Afrikas, in denen sich Augenzeugenschaft und erzählerische Spannung amalgamieren, verbanden sich mit der neuartigen epistemischen Figur des Reporters. Literarisches Talent und Beobachtungsgabe paarten sich in den Reportagen, die Charles Dickens für den *Evening Chronicle* verfasste. Am 19. Februar 1835 schrieb auch er über die Slums von St. Giles, in denen er eine primitive Kultur in all ihren Facetten beobachtete:

We will endeavour to sketch the bar of a large gin-shop, and its ordinary customers, for the edification of such of our readers as may not have had opportunities of *observing such scenes*; and on the chance of finding one well suited to our purpose, we will

²² Vgl. Booth, *Darkest England*, S. 32: »I have already given a few life stories taken down from the lips of those who were found homeless on the Embankment which suggest somewhat of the hardships and the misery of the fruitless search for work. But what a volume of dull, squalid horror – a horror of great darkness gradually obscuring all the light of day from the life of the sufferer might be written from the simple prosaic experiences of the ragged fellows whom you meet every day in the street.« Unter den Fallgeschichten finden sich beispielsweise »12 stories from real life« (S. 27), teilweise gar mit Titel »Lazarus on the Embankment«, S. 25; »The nomads of civilization«, S. 29), weiterhin arbeitet Booth mit Briefen (S. 41 f.), kurz gefassten Lebensgeschichten, die in den »rescue homes« der Heilsarmee gesammelt wurden (S. 51 f.), Einträgen ins »rescue register« (»cause of fall«, »condition when applying«, S. 53) und Statistiken aus dem Polizeiregister (Kapitel VII).

²³ Vgl. Booth, *Darkest England*, S. 20 f.: »The Report of the Royal Commission on the Housing of the Poor, and the Report of the Committee of the House of Lords on Sweating, represent an attempt at least to ascertain the facts which bear upon the Condition of the People question. But, after all, more minute, patient, intelligent observation has been devoted to the study of Earthworms, than to the evolution, or rather the degradation, of the Sunken Section of our people. Here and there in the immense field individual workers make notes, and occasionally emit a wail of despair, but where is there any attempt even so much as to take the first preliminary step of counting those who have gone under? One book there is, and so far as I know at present, only one, which even attempts to enumerate the destitute. In his ›Life and Labour in the East of London‹, Mr. Charles Booth attempts to form some kind of an idea as to the numbers of those with whom we have to deal.«

make for Drury-Lane [...]. The filthy and miserable appearance of this part of London can *hardly be imagined by those (and there are many such) who have not witnessed it*. Wretched houses with broken windows patched with rags and paper: every room let out to a different family, and in many instances to two or even three – fruit and »sweet-stuff« manufacturers in the cellars, barbers and red-herring vendors in the front parlours, cobblers in the back; a bird-fancier in the first floor, three families on the second, starvation in the attics, Irishmen in the passage, a »musician« in the front kitchen, and a charwoman and five hungry children in the back one – filth everywhere – [...] girls of fourteen or fifteen, with matted hair, walking about barefoot, and in white great-coats, almost their only covering; boys of all ages, in coats of all sizes and no coats at all; men and women, in every variety of scanty and dirty apparel, lounging, scolding, drinking, smoking, squabbling, fighting, and swearing.²⁴

Reportagen wie diese lassen sich als stadtsoziologische Studien *avant la lettre* fassen, die mit der auf die Kartierung urbaner Räume spezialisierten Soziologie des zwanzigsten Jahrhunderts das Ideal des *nosing around* teilten, wie Rolf Lindner herausgestellt hat: Die Kunst des journalistischen bzw. soziologischen Flaneurs, bei seinen Streifzügen durch die Stadt unbekannte Phänomene immer neugierig zu beobachten und diese Beobachtungen zu notieren. Hier traf die ältere epistemische Figur des Ethnographen mit der jüngeren des Reporters zusammen. Der Reporter, der sich im 19. Jahrhundert als Archetyp der Annäherung an die soziale Wirklichkeit etablierte und den Übergang von der Präventions- zur Verstehensperspektive markiert, verband das »interesseloses Interesse« an seinem Gegenstand mit einer *story*, mit Erzählungen über etwas Außergewöhnliches, um Leser zu gewinnen.²⁵

Ein solcher Reporter war auch Dickens' Kollege beim *Morning Chronicle* Henry Mayhew. Dieser beschrieb, interviewte, klassifizierte und quantifizierte die Armen von London und publizierte seine Aufzeichnungen zwischen 1849 und 51 in regelmäßigen Kolumnen. Seine mittlerweile als einer der ersten »social surveys« gehandelte Untersuchung erschien von 1861–64 in vier Bänden unter dem Titel *London Labour and the London Poor* als erste privat unternommene Untersuchung der Lebensverhältnisse der Menschen, als erstes »blue book« – die britische Bezeichnung für Kommissionsreports – in »twopenny numbers«. Darin folgt Mayhew den zeitgenössischen epistemischen Idealen der numerischen Präzision und des vollständigen Überblicks, die eine entscheidende Rolle in den moralischen Ökonomien der

²⁴ Charles Dickens, »Gin Shops«, in: *The Evening Chronicle on February 19* (1835), zitiert nach dem Nachdruck in: ders., *Sketches by Boz*, Rockville (MD) 2008, S. 169–174, hier S. 172.

²⁵ Rolf Lindner, *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*, Frankfurt a. M. 1990, S. 9–14. Das *nosing around* verweise auf den Reporter-Jargon, wie es auch zum Selbstverständnis des *city editors* gehört habe, die empirische Wirklichkeit zu vermitteln. Dieses *tacit knowledge* bildete auch die Grundlage der »naturalistischen Beobachtung« der Chicagoer Schule, wie sie Robert Ezra Park seinen Schülern durch die Aufforderung zu vermitteln suchte »Go there, get the feeling, get acquainted with people!«.

Abb. 1: »Map showing the number who signed the marriage register with marks in every 100 persons married; or the intensity of ignorance in each county of England and Wales.«



jungen Sozialwissenschaften des neunzehnten Jahrhunderts spielten. Er liefert einen Überblick über die Lebensbedingungen und das Einkommen der Armen, in Manier naturhistorischer Taxonomien geordnet, klassifiziert nach Berufsgruppen, erläutert anhand von Musterexemplaren. Seine »Naturgeschichte der Armut« sollte neue Tatsachen über die »Physik und Ökonomie« des Sozialen in enzyklopädischer Vollständigkeit präsentieren, um so die Lösung der sozialen Frage voranzutreiben.²⁶

Obwohl mit zahlreichen statistischen Tabellen, Diagrammen und Karten versehen (Abb. 1–3), hat Mayhews Werk allerdings nicht die übliche Form des *surveys*. Vielmehr ist es Ausdruck von Beobachtungs- und Repräsentationstechniken des Reporters Mayhew, in dem sich die Traditionen der Ethnographie mit den Anfängen

²⁶ Henry Mayhew, *London Labour and the London Poor. A Cyclopaedia of the Condition and Earnings of Those that will work, Those that cannot work, and those that will not work*, Bd. 4: *Those that will not work*, London, Edinburgh 1967, 4. LLLP [1861–1862], Bd. 1: *The London Street-Folk*, preface, S. iii: »cyclopaedia of the industry, the want, and the vice of the great Metropolis«.

TABLE SHOWING THE IGNORANCE OF THE DIFFERENT COUNTIES IN ENGLAND AND WALES, DEDUCED FROM THE NUMBER WHO SIGNED THE MARRIAGE REGISTER WITH MARKS IN THE UNDERMENTIONED YEARS.

COUNTIES.	Average of Marks per 1000 in 1850-59.	Number of Males and Females who signed the Marriage Register with Marks.										Total Number of Males and Females who signed the Marriage Register in the County.	Percentage of Males and Females who signed the Marriage Register with Marks.	
		1850.	1856.	1861.	1867.	1872.	1878.	1883.	1889.	1894.	1900.			
Bedford	1,280	1,112	1,148	896	983	3,008	3,188	3,088	3,128	807	1,468	10,454	1,848	35
Berk	2,000	1,680	1,333	1,061	1,078	1,111	3,079	3,070	1,427	3,218	1,764	10,972	1,677	15
Bucks	1,350	1,000	1,000	1,000	1,000	1,000	1,000	1,000	1,000	1,000	1,000	1,000	1,000	100
Cambridge	2,574	4,250	1,872	1,440	1,388	1,253	1,203	1,477	1,288	1,213	1,205	18,284	2,535	13
Chesh.	2,144	2,242	2,126	2,050	2,088	2,068	2,148	2,377	2,268	2,271	2,268	18,817	2,408	12
Derby	4,884	5,136	5,148	5,138	5,213	5,094	5,143	5,282	5,407	5,148	5,148	32,526	5,216	15
Devonshire	2,022	1,796	1,802	1,807	1,823	1,904	1,900	1,911	1,947	1,920	1,900	15,000	1,900	12
Derby	3,622	3,651	4,492	4,321	3,661	3,382	3,482	3,623	3,884	3,782	3,782	18,148	4,173	23
Devon	6,072	6,068	5,877	5,744	5,971	5,905	5,655	5,912	5,915	5,787	5,651	42,184	5,768	13
Essex	3,610	3,610	3,610	3,610	3,610	3,610	3,610	3,610	3,610	3,610	3,610	3,610	3,610	100
Gloucester	4,510	4,510	4,510	4,510	4,510	4,510	4,510	4,510	4,510	4,510	4,510	4,510	4,510	100
Hants	6,270	6,270	6,270	6,270	6,270	6,270	6,270	6,270	6,270	6,270	6,270	6,270	6,270	100
Herts	1,660	1,660	1,660	1,660	1,660	1,660	1,660	1,660	1,660	1,660	1,660	1,660	1,660	100
Hampshire	1,914	1,914	1,914	1,914	1,914	1,914	1,914	1,914	1,914	1,914	1,914	1,914	1,914	100
Hants	104	104	104	104	104	104	104	104	104	104	104	104	104	100
Hants	8,081	8,081	8,081	8,081	8,081	8,081	8,081	8,081	8,081	8,081	8,081	8,081	8,081	100
Leicester	18,400	18,413	18,413	18,413	18,413	18,413	18,413	18,413	18,413	18,413	18,413	18,413	18,413	100
Leicestershire	8,460	8,460	8,460	8,460	8,460	8,460	8,460	8,460	8,460	8,460	8,460	8,460	8,460	100
Lincoln	2,540	2,540	2,540	2,540	2,540	2,540	2,540	2,540	2,540	2,540	2,540	2,540	2,540	100
Manx	11,200	11,200	11,200	11,200	11,200	11,200	11,200	11,200	11,200	11,200	11,200	11,200	11,200	100
Northampton	3,392	3,392	3,392	3,392	3,392	3,392	3,392	3,392	3,392	3,392	3,392	3,392	3,392	100
Northants	6,042	6,042	6,042	6,042	6,042	6,042	6,042	6,042	6,042	6,042	6,042	6,042	6,042	100
Northants	6,114	6,114	6,114	6,114	6,114	6,114	6,114	6,114	6,114	6,114	6,114	6,114	6,114	100
Northants	4,014	4,014	4,014	4,014	4,014	4,014	4,014	4,014	4,014	4,014	4,014	4,014	4,014	100
Northants	4,288	4,288	4,288	4,288	4,288	4,288	4,288	4,288	4,288	4,288	4,288	4,288	4,288	100
Oxford	2,510	2,510	2,510	2,510	2,510	2,510	2,510	2,510	2,510	2,510	2,510	2,510	2,510	100
Salisbury	210	210	210	210	210	210	210	210	210	210	210	210	210	100
Shropshire	6,100	6,100	6,100	6,100	6,100	6,100	6,100	6,100	6,100	6,100	6,100	6,100	6,100	100
Shropshire	6,200	6,200	6,200	6,200	6,200	6,200	6,200	6,200	6,200	6,200	6,200	6,200	6,200	100
Stafford	6,784	6,784	6,784	6,784	6,784	6,784	6,784	6,784	6,784	6,784	6,784	6,784	6,784	100

Abb. 2: »Table showing the ignorance of the different counties of England and Wales, deduced from the number who signed the marriage register with marks in the undermentioned years.«

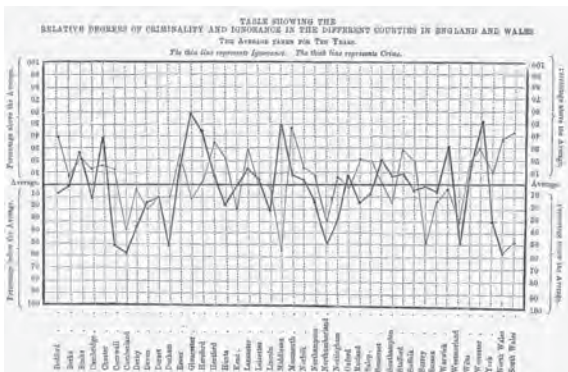


Abb. 3: »Table showing the relative degrees of criminality and ignorance in the different counties in England and Wales.«

der empirischen Soziologie verbinden.²⁷ Ausgerichtet ist *London Labour* an zeitgenössischen ethnographischen Arbeiten von Andrew Smith, William Ellis und James Cowles Prichard, deren Deutungs- und Klassifikationsmuster Mayhew übernimmt, wenn er eine Sonderanthropologie der Armen präsentiert, die deren nomadische Unrast und Trägheit als Ursache zivilisatorischer Rückständigkeit ausmacht.²⁸ Ethnographische Beobachtungs- und Beschreibungspraktiken führen hier

²⁷ Nicht umsonst weist denn auch mit der Professionalisierung des Journalismus um 1900 der Verleger Joseph Pulitzer darauf hin, dass es der Soziologie als Wissenschaft vom Leben des Menschen in der Gesellschaft um die Systematisierung der Fakten zu tun sei, die das Alltagsgeschäft des Journalisten sei, wie Lindner, *Entdeckung der Stadtkultur*, S. 26 f., bemerkt hat.

²⁸ Vgl. Andrew Smith, »Observations Relating to the Origin and History of the Bushmen«, in: *The South African Quarterly Journal* 1 (1830), S. 171–189; ders., *Andrew Smith's Journal of his Expedition into the Interior of South Africa, 1834–36. An Authentic Narrative of Travels and Discoveries, the Manners and Customs of the Native Tribes, and the Physical Nature of the Country*, hg. u. eingel. von William F. Lye, mit zeitgenössischen Illustrationen von Charles Davidson Bell, Cape Town 1975; James Cowles Prichard, *Researches into the Physical History of Man*, 2 Bde., London 1837. Auf den möglichen Bezug Mayhews auf ethnographische Studien über Polynesien weist Christopher Her-

zu einer »Binnenexotisierung« (Lindner) der britischen Gesellschaft und schlagen sich in einem panoramatischen Überblick über die Kultur der Straßenvölker in ihren unterschiedlichsten Dimensionen nieder: ihren Sitten und Gebräuchen, ihrer Politik, ihrem Heiratssystem, ihrer Religion, Bildung und Sprache.

Dabei versucht Mayhew, quantitative und qualitative Informationen miteinander zu verschmelzen, Statistiken zur Absicherung und Korrektur von Informationen zu verwenden, die durch Interviews und Beobachtung vor Ort gesammelt wurden. Nimmt Mayhew hier den Standpunkt des Augenzeugen ein und argumentiert mit der Autorität des Forschungsreisenden, so berücksichtigt er doch gleichzeitig auch die Binnenperspektive der Akteure, indem er sich der jungen Technik des Interviews bedient, das seinen Hintergrund in ethnographischen und letztlich gerichtlichen Vernehmungspraktiken hat, und das kennzeichnend für die soziale Analyse des mittleren Viktorianismus wurde, wie sie auch Chadwick durchführte.²⁹ Sein Anspruch, soziale Tatsachen über die Armen zu präsentieren, mache es notwendig, »to pourtray the condition of their homes and their families by *personal observation* of the places, and *direct communion* with the individuals.«³⁰ *London Labour* stelle den genuinen Versuch dar, die Geschichte des Volksstamms der Armen so zu erzählen, *wie sie selbst sie erzählten*, gebe eine »wörtliche Beschreibung ihrer Arbeit, ihres Einkommens, ihrer Versuchungen und Leiden in ihrer eigenen unverblühten Sprache.«³¹ Diese Äußerungen haben Andrew Tolson und Rolf Lindner

bert, »Rat Worship and Taboo in Mayhew's London«, in: *Representations* 23 (1988), S. 1–24, hier S. 3, hin. So porträtierte beispielsweise der Ethnograph und Missionar William Ellis in seinen 1829 erschienenen *Polynesian Researches* die »exzessive Trägheit« der Tahitianer als Ursache und Konsequenz ihrer ungeduldigen und flüchtigen Art zu leben; vgl. William Ellis, *Polynesian Researches, During a Residence of Nearly Six Years in the South Sea Islands*, 2 Bde., London 1829, Bd. 1, S. 37, Bd. 2, S. 359, S. 315 und S. 462. Vgl. auch generell: Anne Humpherys, *Travels in a Poor Man's Country*, Athens (GA) 1977; Andrew Tolson, »Social Surveillance and Subjectification: the Emergence of Subculture in the Work of Henry Mayhew«, in: *Cultural Studies* 4 (1990), S. 113–127; Lindner, *Entdeckung der Stadtkultur*, S. 53; Bernhard Kleeberg, »Nomaden feststellen. Zur historischen Epistemologie des Sozialen«, in: Uwe Wirth (Hg.), *Bewegen im Zwischenraum*, Berlin 2012 (im Druck), S. 85–105.

²⁹ Vgl. Lindner, *Entdeckung der Stadtkultur*, S. 23; ders., *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung*, Frankfurt u. a. 2004, S. 45. Vgl. James Buzard, »Ethnography as Interruption: »News from Nowhere«, Narrative, and the Modern Romance of Authority«, in: *Victorian Studies* 40/3 (Spring 1997), S. 445–474, S. 464.

³⁰ Mayhew, *London labour*, Bd. 1, S. iii, Hervorh. B.K.

³¹ Ebd. (»from the lips of the people themselves«). Allerdings werden Mayhews Studien zumeist ebenso wie die monumentale Untersuchung Charles Booths (siehe unten) lediglich als »lebendige Beschreibungen« abgetan, die zwar das Bürgertum zum Handeln angeregt hätten, als Frühformen empirischer Soziologie letztlich aber nicht in Betracht kämen. Erst mit Georg Simmels räumlichen Vergesellschaftungsformen und der Kombination aus theoretischer Ableitung und Interpretation quantitativer und qualitativer Daten durch Robert Ezra Park und William Isaac Thomas seien soziologische Erklärungen für Phänomene sozialer Ungleichheit in den Städten geliefert worden, so



Abb. 4: »Old Sarah«, the well-known hurdy-gurdy player. (From a daguerreotype by Beard).«

zurecht als Beleg dafür genommen, dass Mayhew eine neuartige Untersuchungspraxis eingeführt hat – die des desinteressierten Beobachtens.

In der Tat sucht Mayhew seine Objekte in ihrer natürlichen Umgebung auf und reklamiert für sich, sie und ihre Lebensumstände akkurat zu beschreiben.³² Die Kunst, Straßenbewohner ihre privaten Reflexionen über ihr öffentliches Leben erzählen zu lassen, beherrschte er meisterlich. So ließ er beispielsweise im Studio des britischen Photopioniers Richard Beard eine Daguerreotypie der blinden alten Leierkastenfrau Sarah aus der *Drury Lane* anfertigen, um das Leben der Armen zu verdeutlichen (Abb. 4): Der Hintergrund der Straßenszenen musste hier hinzugedacht

etwa Martina Löw et al., *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*, Opladen u. a. 2008, S. 26 und S. 29–31.

³² Martin Bulmer et al., »The social survey in historical perspective«, in: *The Social Survey in Historical Perspective 1880–1940*, hg. von dems. et al. 1991, S. 1–48, hier S.14, haben darauf hingewiesen, dass Mayhew damit, auch wenn vor ihm bereits William Cobbett und Friedrich Engels darum bemüht waren, die Lebensumstände armer Landarbeiter und Stadtbewohner aus eigener Anschauung zu beschreiben, einen der Grundsteine der empirischen Sozialforschung gelegt habe.

werden, was ein mit *Old Sarah* geführtes Interview erleichterte, in dem sie ihre ergreifende Lebensgeschichte erzählte, an die wiederum Mayhew die Geschichte ihres tragischen Todes anschloss.³³

Zurecht verstand Mayhew sein Werk als *ein merkwürdiges Buch, das neugierig mache*, denn hier fänden sich Informationen über Menschen, über die die Öffentlichkeit weniger wisse als über die entferntesten Stämme der Erde. Seine faszinierenden Berichte über das unbekannte Leben der »other half« trafen das Nachrichtenverständnis seiner Zeitgenossen, ließen die Leser seine Reisen in das Innere der Großstadt nacherleben.³⁴ »Reisende in das unentdeckte Land der Armen« müssten die angeführten außergewöhnlichen Fakten, bis sie durch spätere Untersuchungen erhärtet worden seien, zunächst als fabelhafte Geschichten der Art annehmen, die der Leser generell so reizvoll fände.³⁵ Die spezielle Magie der Fallgeschichten Mayhews lag darin, bei seinen bürgerlichen Lesern Empathie erzeugen und sie zu persönlichem Eingreifen motivieren zu können. Bildeten seine statistischen Karten und Tabellen eine Schnittstelle zu den wissenschaftlichen Idealen der Faktizität und Objektivität, so wurde die soziale Realität doch gerade mittels der Fallgeschichten, die die quantitativen Darstellungen der Londoner Armut narrativ überformen, besonders eindringlich vor Augen geführt. Die Genres des spannenden Reiseberichts und der desinteressierten wissenschaftlichen Darstellung ließen sich hier durchaus miteinander vereinen, denn Mayhews eigene und die Erzählungen der interviewten Armen erwecken eine epistemische Tugend: Die seltsamen Begebenheiten und individuellen Schicksale machen neugierig, bereiten den Boden für neues Wissen. Als Teil einer umfassenden Darstellung der Armut kam den gesammelten Berichten der Armen zudem der Status einer Sammlung sozialer Fakten zu, die für sich selbst sprachen. Mayhew konnte hier eine Methode vorweisen, die gegenüber dem Baconschen Wissensideal der Selbstevidenz, dem Ideal, die Natur selbst sprechen zu lassen, im Vorteil war – denn hier sprachen die Dinge tatsächlich selbst. Von den untersuchten Individuen in unverfälschter Sprache erzählt, stellten die Lebensgeschichten Fakten dar, und gerade, dass die Betroffenen ihre Erzählung nicht mittels Selbstkontrolle beschränkten, konnte als Gewinn an akkurater Wiedergabe der Realität verstanden werden.

³³ Vgl. Henry Mayhew, *Mayhew's London. Being Selections from ›London Labour and the London Poor‹ by Henry Mayhew (which was first published in 1851)*, hg. von Peter Quennell, London 1949, Kapitel »Of the Filth, Dishonesty, and Immorality of the Low Lodging-Houses«.

³⁴ Lindner, *Entdeckung der Stadtkultur*, S. 17–23.

³⁵ Mayhew, *London Labour*, Bd. 1, S. iii.

2. *Der Wald der Administration ist nicht der Wald der Naturforschung: Reisenotiz und Kartographie*

Mittels des gekonnten Einsatzes von Erzähltechniken ließ sich zwar möglicherweise die affektive Kraft von Armutsbeschreibungen, ihre Wirkung auf die philanthropische Bewegung erhöhen, doch ein effektiver *administrativer* Umgang mit den sozialen Problemen der Metropole setzte andere Darstellungsformen voraus. Einheitliche Maßstäbe waren vonnöten, um Informationen zu integrieren und zu ordnen. Die Korrelation quantitativer Daten über die soziale Welt verlangte standardisierte Formen visueller Repräsentation, musste dabei aber bereits auf eine standardisierende Klassifikation der beobachteten Objekte zurückgreifen können.³⁶ An die Stelle von Reiseberichten mussten Repräsentationsformen des *espace* (de Certeau) treten, die auf praktische Anwendung von Herrschaftswissen zielten, den Wegen der Armut nicht *gebend* folgten, sondern eine »Ordnung der Orte« entwarfen, die unmittelbar *gesehen* werden konnte.³⁷ Zahlen boten hier die Möglichkeit, Informationen nicht nur leichter zueinander in Beziehung zu setzen, sondern auch für andere Wissensfelder zugänglich zu machen. Mittels statistischer Verfahren konnten Informationen auch zu den Bereichen erschlossen werden, für die kein persönliches Expertenwissen vorhanden war. Dies galt insbesondere vor dem Hintergrund zunehmender sozialer Desintegration und sich differenzierender sozialer Lebenswelten, was exaktes persönliches Wissen über das soziokulturell Andere, über fremde Lebensbereiche erschwerte. Wie Theodore Porter vor dem Hintergrund der seit den 1830er Jahren wachsenden statistischen Bewegung herausgestellt hat: »In a large-scale industrialized society, numbers provide an appropriately impersonal way of learning about people in alien settings [...]. Some institutions in Victorian Britain continued to function mainly through intimate knowledge and face-to-face contact.«³⁸ Dem administrativen Ziel der Steuerung mechanischer sozialer Prozesse von oben dienten daher quantifizierende Darstellungen, da sie dem lokalen Expertenwissen der Kirchen und Philanthropen, das auf den moralischen Charakter einzelner Individuen zielte, ein anders geartetes Wissen gegenüberstellen konnten. Aussagen über die Lebensverhältnisse ließen sich mit Hilfe

³⁶ »The administrators' forest cannot be the naturalists' forest«, wie James C. Scott, *Seeing like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*, New Haven u. a. 1998, S. 22, festgestellt hat: Die Realität muss umgearbeitet, ihre Komplexität reduziert, Kategorien von Menschen und Dingen müssen definiert werden und Maßstäbe austauschbar sein. Vgl. Theodore Porter, »Objectivity as Standardization: the Rhetoric of Impersonality in Measurement, Statistics, and Cost-Benefit Analysis«, in: Allan Megill (Hg.), *Rethinking Objectivity*, Durham 1994, S. 197–237.

³⁷ Vgl. Michel de Certeau, *Kunst des Handelns*, Berlin 1988, S. 217 und S. 221; zu dem damit verbundenen Panoptismus Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a. M. 1994, S. 251–292.

³⁸ Theodore Porter, »Precision and Trust: Early Victorian Insurance and the Politics of Calculation«, in: Wise (Hg.), *Values of Precision*, S. 173–197, hier S. 192.

von Tabellen verifizieren, in denen die jeweiligen Verhältnisse numerisch erfasst und damit weniger der Gefahr interpretativer Verfälschung ausgesetzt zu sein schienen. So ließen sich Durchschnittswerte errechnen, die wiederum der Überprüfung und Einordnung statistischer Irrläufer, zur Korrektur von Abweichungen dienen konnte – ein seit Mitte des 19. Jahrhunderts gängiges Verfahren.

In dieser Hinsicht gänzlich anders als Mayhew verfuhr der Geschäftsmann und zeitweilige Präsident der *Royal Statistical Society* Charles Booth in seiner zwischen 1889 und 1903 in 17 Bänden veröffentlichten Studie *Life and Labour of the People in London*, einer sozialen Erhebung auf monumentaler empirischer Basis,³⁹ die sein Namensvetter William Booth nicht umsonst hinsichtlich der darin wiedergegebenen minutiösen Beobachtungen als positive Ausnahme unter den Armutsdarstellungen nannte.⁴⁰

Gemäß dem Ziel, ein naturgetreues Bild der Sozialverhältnisse der seinerzeit etwa vier Millionen Einwohner Londons zu zeichnen, führte Charles Booth ab 1886 mit wechselndem Mitarbeiterstab⁴¹ eine Erhebung durch, die Einblick in die soziale Abstufung von Lebensstandards eröffnete. Drei Themenfelder – Armut, Arten von Arbeit und Religionszugehörigkeit – wurden unterschieden, zu denen mittels Besuchen und Interviews vor Ort qualitative, vor allem aber statistische Informationen erhoben wurden. Wichtiger als das Ergebnis, dass letztlich 35 Prozent der Londoner Bevölkerung als »arm« bezeichnet werden müssten, war die Schlussfolgerung, über staatliche Interventionen steuernd in die soziale *Mechanik* eingreifen zu müssen: Die Ursachen der Armut seien weniger in individuellem Versagen, als vielmehr in

³⁹ Zunächst erschien nach drei Jahren Erhebung Charles Booth, *Labour and Life of the People in London, 2 volumes, plus maps under separate cover*, London 1889–1891; sodann nach weiteren sechs Jahren Erhebung eine weitere Auflage in neun Bänden (London 1892–1897), 1902–1903 schließlich eine Auflage in 17 Bänden mit einer überarbeiteten Fassung der Armutskarten, für die Booth und seine Mitarbeiter alle Straßen noch einmal besucht hatten. Booth, Sprößling einer wohlhabenden Familie Liverpoolscher Getreidehändler, politisch liberal und religiös unitaristisch erzogen, hatte weder eine formale akademische Ausbildung, noch arbeitete er innerhalb des universitären Kontexts. Dies und der Umstand, dass er sich selbst als Geschäftsmann mit sozialem Gewissen beschrieb, mag dazu beigetragen haben, dass sein Einfluss auf die Sozialwissenschaften zunächst für gering erachtet wurde. Im Rahmen der akademischen britischen Soziologie spielte er keine bedeutende Rolle, und nicht zuletzt wegen seines persönlichen sozialen Engagements galt er der entstehenden US-amerikanischen empirischen Soziologie der 1920er Jahre als theoretisch unreflektiert. Vgl. Harold W. Pfautz, *Charles Booth on the City: Physical Pattern and Social Structure*, Chicago 1968.

⁴⁰ Vgl. Booth, *In Darkest England*, S. 21.

⁴¹ Das von ihm gegründete »Board of Statistical Research« beschloss die Erhebung auf seiner ersten Versammlung 1886. Angeregt wurde es durch eine Äußerung des Führers der *Social Democratic Federation* Henry Hyndman, in London lebten 25 Prozent der Menschen in Armut. Zu Booths »social investigators« gehörten neben seiner Frau Mary zu unterschiedlichen Zeiten Beatrice Webb, Arthur Baxter, Clara Collet, David Schloss, George Duckworth, Hubert Llewellyn Smith, Jesse Argyle, und Ernest Aves. Siehe Kevon Bales, »Charles Booth's survey of *Life and Labour of the People in London 1889-1903*«, in: Bulmer et al., *Social Survey*, S. 66–110; E.P. Hennock, »Concepts of poverty in the British social surveys from Charles Booth to Arthur Bowley«, in: ebd., S. 189–216.

XX.—Table of Household Expenditures.

Number of full adults	Class B.										Class C and D.									
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
Supposed income towards for week per adult	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
Expended in 2 weeks: Bread only	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
Meat	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10
Vegetables	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05
Fuel	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10	0.10
Wash, soap, &c.	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05
Light	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05
Home, clothing, &c.	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05
Medical, &c.	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05
Amusement, &c.	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05
Other	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05	0.05
Total	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40
Food per adult per week	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00	1.00
Other	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40	0.40
Total	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40	1.40
Number of families	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100
Number of persons	100	200	300	400	500	600	700	800	900	1000	1100	1200	1300	1400	1500	1600	1700	1800	1900	2000
Number of families	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100
Number of persons	100	200	300	400	500	600	700	800	900	1000	1100	1200	1300	1400	1500	1600	1700	1800	1900	2000

NOTE.—I have not retained myself to East

Abb. 5: »XX. Table of household expenditure.«

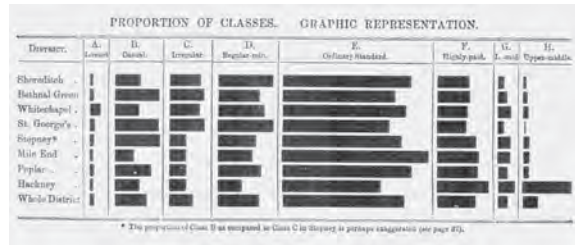
Umweltbedingungen wie Überbevölkerung, unregelmäßigem Einkommen, oder dem stattfindenden Verteilungskampf zu suchen. Entsprechend basierte Booths Ethnographie des Sozialen nicht auf Reiseberichten, sondern auf quantitativen Repräsentationsformen. Über die Armen schreibt Booth: »It may be their own fault that this is so, that is another question; my first business is simply with the numbers who, from whatever cause, do live under conditions of poverty or destitution.«⁴²

Zur wissenschaftlichen Darstellung wählte Booths Erhebung vier sich ergänzende Medien gesellschaftlicher Selbstbeobachtung: Zunächst präsentierte auch sie detaillierte Beschreibungen des generellen Charakters der untersuchten Distrikte.⁴³

⁴² Charles Booth, *Life and Labour of the People in London, First series: poverty. East, Central and South London*, London 1892 (Aufl. 1902), S. 33.

⁴³ Zum Beispiel St. Hubert Street, ebd., S. 10 f.: »An awful place; the worst street in the district. The inhabitants are mostly of the lowest class, and seem to lack all idea of cleanliness or decency. Few of the families occupy more than one room. The children are rarely brought up to any kind of work, but loaf about, and no doubt form the nucleus for future generations of thieves and other bad characters. The property is all very old, and it has been patched up and altered until it is difficult to distinguish on house from another. Small back yards have been utilized for building additional tenements. The property throughout is in a very bad condition, unsanitary and overcrow-

Abb. 6: »Proportion of Classes
– Graphic Representation.«



Wichtiger aber waren Überblickstabellen (Abb. 5) mit Angaben zur Anzahl der Personen pro Haushalt, Einkommen und Ausgaben, anhand derer sprachliche Informationen gebündelt und relationiert ablesbar sind. Dem Ideal der Übersichtlichkeit noch näher kam die Verarbeitung tabellarisch geordneter Information in Form von Balkendiagrammen (Abb. 6). Karten schließlich stellten einen weiteren Schritt der Komplexitätsreduktion dar. Sie umfassten solche zur Populationsdichte, zur Immigration und solche, die Wissen über die geographischen und infrastrukturellen Besonderheiten der verschiedenen untersuchten Stadtregionen vermittelten.⁴⁴ Neben diesen Karten standen prominent die *poverty maps*, neuartige Werkzeuge der Wissensvermittlung, die die Möglichkeit eröffneten, das Londoner Armutsproblem auf einen Blick zu erfassen. Hier kam die Idee des »surveys« im Sinne der »surveillance« voll zum tragen, als Blick aus der Vogelperspektive, von einer hohen und entfernten Position auf das Ganze (Abb. 7).

Obwohl eine schematische Darstellung, verstand Booth seine Armutskarten doch als Photographie, folgte der moralischen Ökonomie mechanischer Objektivität.⁴⁵ Als photographische Momentaufnahme fixierte sie einen zeitlichen und räumlichen Ausschnitt des Sozialen, der sich aufgrund durchlässiger Grenzen *real* in permanenter Bewegung befindet. Die Metapher der Photographie betonte so die empirische Datengrundlage der vorgenommenen Standardisierungen:

The special difficulty of *making an accurate picture of so shifting a scene* as the low-class streets in East London present is very evident, and may easily be exaggerated. As in *photographing a crowd*, the details of the picture change continually, but the general ef-

ded; and it is stated (as a suggestive reason why so little has been done in the way of remedy) that until very recently the rent collector of the property was a brother of the Sanitary Inspector! A number of rooms are occupied by prostitutes of the most pronounced order.«

⁴⁴ Diese geben Auskunft über Wohnraum und Dichte der Bebauung, öffentliche Räume und Gärten, über die sanitäre Infrastruktur, Entfernungen zwischen Wohngebieten und Arbeitsstätten, oder Möglichkeiten der Selbstversorgung – mithin über strukturelle Aspekte des Lebensstandards; vgl. ebd., S. 28 ff.

⁴⁵ Vgl. Lorraine Daston, Peter Galison, »The Image of Objectivity«, in: *Representations* 40 (1992), S. 81–128.



Abb. 7: »Descriptive map of London poverty 1889. North-Western sheet, comprising part of Hampstead; Paddington (excepting north-west corner); Parts of St. George's Hanover Square, Westminster, Strand, Holborn and Islington; the whole of St. Giles's and Marylebone; and most of St. Pancras.«

fect is much the same, whatever moment is chosen. I have attempted to produce an instantaneous picture, fixing the facts on my negative as they appear at a given moment, and the imagination of my readers must add the movement, the constant changes, the whirl and turmoil of life.⁴⁶

Wie Booth ausführt, sollten diese Armutskarten als ein »transfer of verbal into graphic description« verstanden werden.⁴⁷ Sie basierten auf Informationen des Zensus und von »school board visitors«, die im Auftrag der kommunalen Verwaltung Berichte über die Lebensumstände in allen Londoner Haushalten zusammenstellten. Da diese nur die für ihre eigenen Belange relevanten Informationen sammelten,

⁴⁶ Booth, *Life and Labour*, 1902, S. 26, Hervorh. B.K.

⁴⁷ Ebd., S. 24. Booths *Map shewing degrees of poverty in London in areas with about 30.000 inhabitants in each compiled from information collected in 1889-1890* enthält eine Überblickstabelle zu den Bezirken, mit Angaben der jeweiligen Bevölkerungszahlen, der Anzahl der Personen pro Acre und dem Prozentsatz an Armut, angezeigt durch sieben verschiedenfarbige Schattierungen.

werde, so Booth, nur auf Wissen rekurriert, das auf »natürlichem Wege« zustande gekommen und nicht durch Interessen und Leidenschaften der Beobachter verfälscht worden sei. Die Schulinspektoren funktionierten aufgrund ihres angenommenen Desinteresses – sozusagen wie Aufzeichnungsapparate: »The facts as given have been gathered and stated with no bias nor distortion aim, and with no foregone conclusions.«⁴⁸

Die so gewonnenen Informationen hielten die Mitarbeiter Booths in Notizbüchern fest und trugen sie in Tabellen ein.⁴⁹ In einem nächsten Schritt wurden den jeweiligen Lebensumständen positive Zahlenwerte zugewiesen, die das Verhältnis von durchschnittlichem Einkommen zu durchschnittlichen Ausgaben für Nahrungsmittel, Miete, Heizung, Kleidung, sowie Gesundheits- und Versicherungsleistungen bestimmten.⁵⁰ So konnten abgestufte soziale Schichtungen, sogenannte Armutsklassen eingeteilt und mittels einer Armutsgrenze (»poverty line«) differen-

⁴⁸ Booth, *Life and Labour*, 1902, S. 4; vgl. S. 25: »Nor [...] did we ask the visitors to obtain information specially for us. We dealt solely with that which comes to them in a natural way in the discharge of their duties.« Interessanterweise ist die akkurate bzw. präzise Beschreibung der beobachteten Verhältnisse nicht per se eine wissenschaftliche Tugend, wie Porter, »Precision and Trust«, S. 174, betont hat: Im Versicherungswesen, das als erster Bereich außerhalb der Naturwissenschaften mit mathematischen Präzisionskalkülen arbeitete, galten diese gar als Gefährdung der eigentlichen Tugenden der Versicherungsfachleute, der »actuaries«, da sie das öffentliche Vertrauen in ihre charakterliche Integrität und ihr Urteilsvermögen untergrub. Entsprechend war das über Befragung und Beobachtung gewonnene Wissen hinsichtlich seiner epistemologischen Validität auf Vertrauen und Respekt vor Expertenwissen gegründet, welches in den zeitgenössischen Wissenschaften immer wieder betont wurde.

⁴⁹ So konnte eine Definition von »Armut« erstellt werden, die sich am Existenzminimum, der Möglichkeit, elementare Lebensbedürfnisse zu befriedigen, orientierte. »By ›want‹ is here meant an aggravated form of poverty, and by ›distress‹ an aggravated form of ›want‹. There is to my mind a degree of poverty that does not amount to want and a degree of want that does not amount to distress.« (Booth, *Life and Labour*, 1902, S. 132) Solche strukturellen anthropologischen Subsistenzbedingungen waren auch direkter Beobachtung zugänglich: Armut ist dann gegeben, wenn die Notwendigkeit unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung keinen Raum für vorausschauendes Handeln lässt, was sich konkret an der Vorratshaltung beobachten lässt. Damit blieb zwar die traditionelle Bestimmung der Armutursache als individuellem Mangel an »providence, industry, and thrift« auch in Booths Bezugssystem relevant – nur ist »improvident behaviour« nicht mehr »Ursache« allein, sondern zugleich »Wirkung«. Entsprechendes Verhalten wird zu einem »Indikator« von Armut, der neben andere, materielle Indikatoren tritt.

⁵⁰ »In order to show exactly what I mean by poverty, want, and distress, and thus attach some positive value to the definition of ›poor‹ and ›very poor‹, I have attempted to investigate and analyze the expenditure usually current in Classes B, C, D, and E, and have included a few examples from F. The figures are from genuine and, I believe, trustworthy accounts, and relate to 30 families, of whom 6 are ›very poor‹, 10 are ›poor‹, and 14 are above the line of poverty. This method cannot, however, be employed to reach the lowest level, and the imagination must be drawn upon to complete the picture of Class B. To facilitate comparison, every family has been reduced to an equivalent in ›male adults‹ – allowing three-fourths for a woman and in proportion for children, and the whole 30 have been arranged in order according to their standard of life.« Booth, *Life and Labour*, 1902, S. 132.

ziert werden. Diese ist konstitutiv für die soziale Welt, markiert Ein- und Ausschlüsse, indem sie arme von den übrigen Klassen abgrenzt.⁵¹ Die Armutsklassen wurden nun mit einem Farbschema verbunden, das sich am prozentualen Anteil an Armut in verschiedenen Distrikten oder Wohnblöcken orientierte. Auf dieser Basis erstellte Booth seine Armutskarten, in denen die Möglichkeit von Veränderungen bereits medial angelegt ist: Die hier visualisierten sozialen Grenzen sind revidierbar. Die nicht-vertikale Repräsentationsform implizierte die Möglichkeit kontinuierlicher Bewegung zwischen verschiedenen Graden des Wohlstands und damit soziale Permeabilität. So hob Booth hervor, dass die Farbgebung permanenter Veränderung unterworfen sei, und daher in regelmäßigen Abständen aktualisiert werden müsse. Zu diesem Zweck liefen seine Mitarbeiter und er selbst die jeweiligen Bezirke ab, interviewten Einwohner, Pfarrer und Polizisten, und hielten wiederum alles in Reisetagebüchern fest: Nach Datum und Distrikt geordnet, finden sich hier Informationen, die beim Durchwandern der Stadt akribisch notiert wurden, mit Angaben über den jeweiligen Zustand der Anwohner, Häuser und Straßen, des sozialen und Geschäftslebens, versehen mit Hinweisen auf die etwaige Notwendigkeit, die Statistiken und das Farbschema der Karten zu überarbeiten. In einem seiner Einträge zur Gegend um die *Drury Lane* heißt es (Abb. 8):

[b354-141] Tuesday. Sep. 20 1898. Walk with Police Constable G. Moir round district bounded on the North by Long Acre, on the East by Drury Lane, on the south by the Strand + on the west by Bedford St, Henrietta St, Russell St, + Bow St, being part of the parishes of St John the Evangelist of St. Paul. -- Starting at the corner of Bow St + Long Acre, East along Long Acre, the South side is all factories (in map purple) south down Drury Lane. great clearances on west side, all down from Russell St to White Hart St + from Drury Lane to Catherine St. including Vinegar Yard + Russell Court, lb [light blue] in map »but used to be very rough«: on the one side is Broad Court. new, 4st.[ory] flats, redbrick, fairly respectable, some servts Report pk-barred – in map pink. South down Cross Ct.[ourt] 4 st.[ory] working class purple. not coloured [b354-143] in map. East along Dukes Court. much down + the rest to come down shortly. two houses on north + 4 on south still inhabited. poor + quiet, windows dirty. purple to lb[light blue] in map purple. [...] South down Angel Court. costers, S st, »Strand« Buildings on E[ast] side. lb [light blue] rather than purple of map, rougher lower down + db [dark blue] (in map purple). costers -- [b354-145] flower girls, a few thieves »but not so bad as Wilde House« (in little Wild St), doors open, tread Hatters. pale, sore eyed, ill booted + dressed but clean children. [...]

⁵¹ Ebd., S. 33: »A. The lowest class of occasional labourers, loafers, and semi criminals. B. Casual earnings – »very poor«. C. Intermittent earnings. D. Small regular earnings [C and D form] together the »poor«. E. Regular standard earnings – above the line of poverty. F. Higher class labour. G. Lower middle class. H. Upper middle class.«

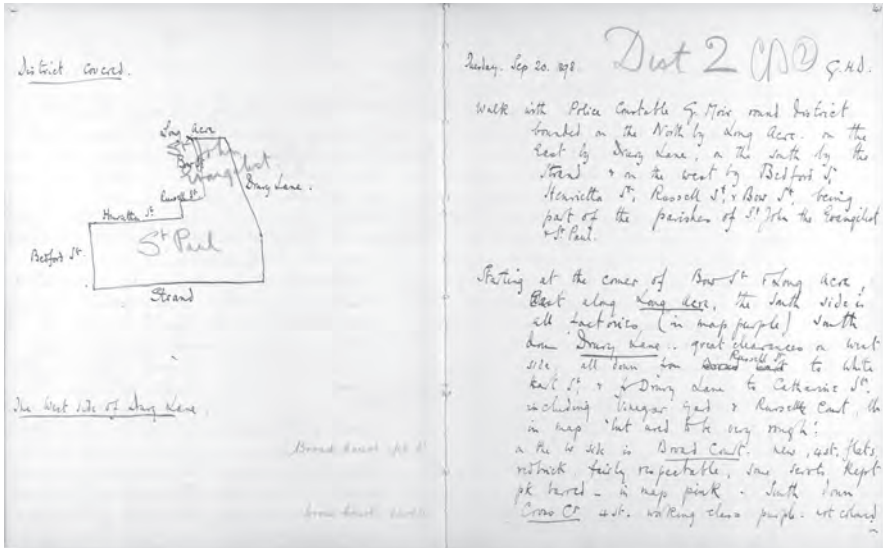


Abb. 8: Auszug aus Charles Booths Notizbuch zur Umgebung der Drury Lane

Damit stand Booths sozialwissenschaftliche Repräsentation von Armut im Zeichen der seit Beginn des 19. Jahrhunderts zunehmenden Visualisierungstendenzen in den Sozialwissenschaften, der Orientierung an geologischen, topographischen, schematischen und thematischen Karten, wie sie insbesondere der Quetelet'schen Kartierung von Bevölkerungs- und Kriminalstatistiken zugrunde lag. So, wie in politischen Karten seit der französischen Revolution zunehmend der Blick auf *innere*, ethnische, kulturelle und wirtschaftliche Grenzen gelenkt wurde, wurden nun soziale Gefahrenherde mitten in London direkt sichtbar. Hier verdichtete sich das konkrete Anliegen der Erhebungen, Mittel zum effektiveren Umgang mit Armut bereitzustellen: Reiseerzählungen aus dem Kontinent der Armut mochten zu Mildtätigkeit motivieren, doch die Armutskarten zeigten auf einen Blick, wo die Problemviertel lagen und ermöglichten so unmittelbares Eingreifen.

Eine besondere strukturelle Maßnahme hatte in der Gegend um die *Drury Lane* (Abb. 9) sogar Erfolg, denn just an diesen Ort, von dem man sich ein Jahrhundert lang Geschichten aus dem Reich der Armut erzählt hatte, zog 1902 die von Booths Assistentin Beatrice Webb zusammen mit ihrem Mann Sidney, mit Graham Wallas und George Bernard Shaw gegründete *London School of Economics* – als Ort der Vermittlung von Wissen über die wissenschaftlich immer noch fremde soziale Welt.



Abb. 9: Drury Lane und Umgebung – Ausschnitt aus Charles Booths Armutskarte des Londoner Nordwestens

Sittengemälde statt Zahlentabelle Annette von Droste-Hülshoffs »Westfalen-Werk« im Spannungsfeld von Volkskunde und Statistik

MARCUS TWELLMANN (Konstanz)

I. »Westphalen«

Einem Fragment gebliebenen »Westfalen-Werk« Annette von Droste-Hülshoffs werden drei Texte zugeordnet, die unter den Titeln *Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen* (1842), *Westphälische Schilderungen aus einer westphälischen Feder* (1845) und *Bei uns zu Lande auf dem Lande* (1860) erschienen sind.¹ Was diese Texte verbindet, ist zunächst ihr Thema. Ein Brief vom Dezember 1838 bezeugt Drostes Vorhaben, »den Zustand unseres Vaterlands, wie ich ihn noch in frühester Jugend gekannt, und die Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner zum Stoff [ihrer] nächsten Arbeit zu wählen«²; zwei Jahre später erklärt sie, ein »ellenlanges Buch« über »Westfalen« schreiben zu wollen.³ Wo aber liegt dieses Land? Droste schreibt über das Sauerland, das Paderborner Land und das Münsterland, wo sie 1797 geboren wurde: die »drey hervorstechendsten Provinzen Westphalens«.⁴ Dass diese eine Einheit bilden, ist weniger selbstverständlich als es heute erscheinen mag.⁵ Noch am Ende des 18. Jahrhunderts umfasste der westfälische Reichskreis eine Vielzahl von kleinen und kleinsten Fürsten- und Herzogtümern, von Grafschaften, Hochstiften und Bistümern. Während Drostes Kindheit und Jugend wurden die politischen Grenzen mehrfach neu gezogen. In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts wurde das Fürstbistum Münster zunächst von Preußen besetzt und dann säkularisiert, bevor die Truppen Napoleons einmarschierten. 1807 errichtete der *Empereur* ein *Royaume de Westphalie* unter der Herrschaft seines Bruders Jérôme, das allerdings nur die Südosthälfte des heutigen Westfalen umfasste, dazu aber große Teile von Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und Hessen. Drostes

¹ Annette von Droste-Hülshoffs Schriften und Briefe werden unter Verwendung der Sigle »HKA« mit Angabe des Bands zitiert nach der *Historisch-kritischen Ausgabe, Werke – Briefwechsel*, hg. von Winfried Woesler, Tübingen 1978–2000.

² Brief an Schlüter vom 17.(?) Dezember 1838 unter dem Datum des 13. Dezember, HKA VIII 1, S. 329.

³ Brief an Schlüter vom 23. März 1841, HKA VIII 1, S. 214.

⁴ Ebd., S. 215.

⁵ Siehe zum Folgenden Harm Klüeting, *Geschichte Westfalens. Das Land zwischen Rhein und Weser vom 8. bis zum 20. Jahrhundert*, Paderborn 1998, S. 9–21.

»Vaterland«, ein Ergebnis der territorialen Neuordnung Europas durch den Wiener Kongress, besteht in seither kaum veränderten Grenzen erst seit 1815. Ihr »Westphalen« ist eine Provinz des Königreichs Preußen.

Dass Drostes Schilderungen sich am Grenzverlauf dieser neu geschaffenen Herrschafts- und Verwaltungseinheit orientieren, ist bemerkenswert. Levin Schücking etwa behandelt unter dem Titel *Das malerische und romantische Westfalen* 1841 ein Gebiet, das im Osten durch die Weser, den Saum des hessischen Gebirges und die Quelle der Sieg, im Süden durch den Westerwald und im Norden durch Ostfriesland begrenzt ist.⁶ Im »Westfalen-Werk« dagegen werden altwestfälische und nahe bei Münster gelegene Gebiete wie das gerade erst an das Königreich Hannover gefallene Hochstift Osnabrück nicht zum Thema. Es mag sein, dass Droste eben nur in den genannten Gegenden »hinlänglich eingebürgert [war], um festen Grund unter [sich] zu fühlen, es werden alle NORMALE Charaktere, Sitten, Institute, [...] Sagen und Aberglauben dieser Gegend darin vorkommen.«⁷ Gleichwohl ist von der Tatsache auszugehen, dass hier das literarische und das politische Westfalen zur Deckung kommen.

II. Literatur, Volkskunde und Statistik

Seit langem wird diskutiert, ob die vorliegenden Stücke des »Westfalen-Werks« der Dichtung oder der Volkskunde zugehören. Auch der erste zusammenhängende Entwurf zu der schon früh als »Criminalgeschichte« bezeichneten und als solche dann zumeist auch gelesenen *Judenbuche* beschreibt ausführlich Landschaft und Bewohner Westfalens, bevor er auf den Kriminalfall Friedrich Mergel kommt. Ort des Geschehens, so heißt es in einem späteren Entwurf, ist ein »Dorf [...] dergleichen der poetisch Reisende für Volksthum und Sittenkunde jetzt in fremden Welttheilen aufsuchen muß.«⁸ Auch die gedruckte Fassung enthält die Beschreibung einer Bauernhochzeit, deren Umfang und Genauigkeit weniger den Gattungsregeln der Kriminalliteratur entspricht, als sie ein Interesse an Festbräuchen bezeugt.

So konnte die Westfälische Volkskunde des 20. Jahrhunderts sich in ihren Ausführungen zu Hochzeitsbräuchen etwa auf Drostes Schilderungen beziehen.⁹ »Ganz Westfalen sollte sich freuen«, erklärte auch ein führender Droste-Forscher in den 1920er Jahren, »daß Annette von Droste uns eine westfälische Volkskunde geschenkt hat, in einer Zeit, wo sonst die Erforschung des Volkstums noch in den Windeln

⁶ Levin Schücking, Ferdinand Freiligrath, *Das malerische und romantische Westphalen*, Leipzig 1841.

⁷ Brief an Schlüter vom 23. März 1841, HKA IX 1, S. 215.

⁸ HKA V 2, S. 396.

⁹ Paul Sartori, *Westfälische Volkskunde*, Heidelberg 1922, ND Frankfurt a. M. 1980, S. 84.

lag!¹⁰ Spätere Literaturwissenschaftler zeigten sich mit dieser Zuordnung einverstanden. Friedrich Sengle etwa vertritt die Auffassung, dass man die *Westphälischen Schilderungen* nicht als Dichtung betrachten sollte: »Sie bestätigen gerade, daß die Droste sich nicht nur als Dichterin fühlt, sondern auch als gewissenhafte, ja im Sinne jener Zeit als wissenschaftliche Berichterstatteerin über die volkskundlichen, wirtschaftlichen und geographischen Verhältnisse ihrer Heimatlandschaft.«¹¹ Auch Roland Schneider liest diesen Text als »Sachtext«, als eine »gleichsam populärwissenschaftliche«¹² – in einer neueren Auflage heißt es: »aus heutiger Sicht: populärwissenschaftliche«¹³ – Dokumentation. Gleichzeitig weist er nachdrücklich auf die »sinnbildlichen Bezugsebenen« und damit auf den literarischen Anspruch des Textes hin¹⁴, um auch an *Bei uns zu Lande* volkskundlicher Vereinnahmung entgegen die »eigentlich poetischen Intentionen«¹⁵ hervorzuheben. Rosemarie Weber, die zuvor Droste-Hülshoffs Beitrag zur Volkskunde in einer umfangreichen Studie gesichtet hatte, war zu dem Ergebnis gekommen, ihr Werk enthalte »lebendige, eigenwillig dargebotene Bilder vom westfälischen Volkstum im frühen 19. Jahrhundert«, ermangele aber der Systematik – die Verfasserin sei eben »Dichterin, nicht Wissenschaftlerin«.¹⁶

Die Frage, ob das »Westfalen-Werk« der Dichtung *oder* der Volkskunde zuzurechnen ist, geht von einem Unterschied aus, der erst im Zuge der Institutionalisierung und Professionalisierung der Volkskunde geltend gemacht worden ist. Damit erschwert sie den Zugang zu Texten, die in einer früheren Phase entstanden sind. Als Gründungsdokument wird in den Darstellungen des Fachs ein »Volkskunde als Wissenschaft« betitelter Vortrag zitiert, den Wilhelm Heinrich Riehl 1858 erscheinen ließ. Riehls Geltung als Begründer der Volkskunde ist gleichwohl umstritten.¹⁷ Das hat auch darin einen Grund, dass in seiner Person Wissenschaft und Literatur vereint waren: Neben Sachbüchern hat er eine Vielzahl von Novellen geschrieben. Das hätte seinem wissenschaftlichen Ruf nicht schaden müssen, wäre das Literarische auf den belletristischen Teil seines Werkes beschränkt geblieben. Tatsächlich aber ist Riehl auch bei der Abfassung seiner volkskundlichen Texte Maßgaben gefolgt, die für die schöne Literatur formuliert worden waren. Ausdrücklich hat er das wissenschaftliche Schreiben als eine »Doppelkunst« bezeichnet, deren Produkte

¹⁰ Eduard Arens, »Droste-Erinnerungen im Kreise Höxter«, in: *Heimatbuch des Kreises Höxter*, Bd. 1, Höxter 1925, S. 55–62, hier S. 57 f.

¹¹ Friedrich Sengle, *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848*, Bd. 3: *Die Dichter*, Stuttgart 1980, S. 634.

¹² Ronald Schneider, *Annette von Droste-Hülshoff*, Stuttgart 1977, S. 75.

¹³ Ronald Schneider, *Annette von Droste-Hülshoff*, Stuttgart 1995, S. 99.

¹⁴ Ebd., S. 100 f.

¹⁵ Schneider, *Annette von Droste-Hülshoff*, Stuttgart 1977, S. 74.

¹⁶ Rosemarie Weber, *Westfälisches Volkstum in Leben und Werk der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff*, Münster 1966, S. 123 f.

¹⁷ Siehe dazu Wolfgang Kaschuba, *Einführung in die Europäische Ethnologie*, München 2006, S. 42–46.

»nicht bloß der Wissenschaft, sondern auch der Literatur« angehören.¹⁸ Im Vorwort zur Neuauflage eines seiner Sachbücher erklärt er, »bei jedem Buche« schwebte ihm das »Ideal eines Kunstwerks« vor.¹⁹

Dieses Bekenntnis zur Dichtkunst reagiert auf das Vordringen naturwissenschaftlicher Forschungs- und Darstellungsmethoden in Bereiche, für die sich die Geisteswissenschaften allein zuständig glaubten. In einem Vortrag über den »Kampf der Wissenschaften in der Neuzeit« wendet Riehl sich gegen die Auffassung, die naturwissenschaftliche Methode, »sei gar nicht bloß naturwissenschaftlich, sondern die wahre Methode jeglicher Wissenschaft«. In bestimmten Gegenstandsbereichen könne sie keine Anwendung finden:

Im weiten Gebiete der Wissenschaft vom Geiste ist eine mathematische Grundlage gar häufig nicht zu finden, die statistische Formel trägt oder versagt, und an die Stelle des Zählens, Messens und Wägens muß die schildernde Beobachtung treten.²⁰

Riehl begreift sein volkskundliches Projekt als Fortführung der älteren »Statistik«, jener beschreibenden Staatskunde des 18. Jahrhunderts, die sich quantifizierender Methoden, wie man sie heute ausschließlich als »statistisch« bezeichnet, nur in geringem Umfang bediente.²¹ Die Idee, das Staatswesen im Rahmen einer politischen Arithmetik numerisch zu erfassen, stammt aus England: Im Anschluss an John Graunt hatte William Petty es 1691 unternommen, Irland nach dem Vorbild der Naturwissenschaften in Begriffen der Zahl, des Gewichts und des Maßes darzustellen.²² Zwar wurden seit langem auch in Preußen Gewerbe- und Bevölkerungsstatistiken erstellt, zwar erschien 1741 Johann Peter Süßmilchs *Göttliche Ordnung in den Veränderungen des Menschengeschlechts*.²³ Eine durchgreifende Umstellung auf Methoden der quantitativen Erfassung, die zunächst im Bereich der Administration einsetzte, zeichnet sich im Diskurs der deutschen Universitätsstatistik jedoch erst Anfang des 19. Jahrhundert ab.²⁴

¹⁸ Vgl. Wilhelm Heinrich Riehl, »Der Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten«, in: ders., *Freie Vorträge. Erste Sammlung*, Stuttgart 1873, S. 3–29, hier S. 9.

¹⁹ Wilhelm Heinrich Riehl, *Land und Leute*, Stuttgart ⁹1894, S. X.

²⁰ Wilhelm Heinrich Riehl, »Der Kampf der Wissenschaften in der Neuzeit«, in: ders., *Freie Vorträge. Zweite Sammlung*, Stuttgart 1885, S. 130–195, hier S. 177 f.

²¹ Siehe dazu Mohammed Rassem, Justin Stagl, »Einleitung«, in: *Geschichte der Staatsbeschreibung. Ausgewählte Quellentexte 1456–1813*, hg. und kommentiert von dens., Berlin 1994, S. 1–37.

²² John Graunt, *Natural and Political Observations mentioned in a following Index, and made upon the Bills of Mortality*, London 1662; William Petty, *The Political Anatomy of Ireland*, London 1691.

²³ Johann Peter Süßmilch, *Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des Menschengeschlechts aus der Geburt, Tod und Fortpflanzung desselben erwiesen*, Berlin 1741.

²⁴ Siehe zu den Besonderheiten der Entwicklung in Preußen Ian Hacking, *The Taming of Chance*, Cambridge 1990, S. 16–46; ders., »Prussian Numbers 1860–1882«, in: *The Probabilistic Revolution*, Bd. 1: *Ideas in History*, hg. von Lorenz Krüger, Lorraine J. Daston und Michael Heidelberger, Cambridge (MA) 1987, S. 377–394.

Einer der Gründe für die Verspätung dieser Entwicklung in Deutschland ist in der politischen Uneinheitlichkeit des Heiligen Römischen Reichs zu sehen. Unter dieser Bedingung wurde die Entwicklung der Staatskunde allein in größeren Territorialstaaten wie Preußen vorangetrieben. Geht man davon aus, dass im Prozess der Staatsbildung nicht nur Macht, sondern auch regierungsrelevantes Wissen im Zentrum akkumuliert werden, liegt es nahe, die Präferenz der Verwaltung für Zahlen auf deren Übertragbarkeit, Stabilität und Kombinierbarkeit zurückzuführen. Durch diese Eigenschaften zeichnen sich nach Bruno Latour Inskriptionen aus, die es möglich machen, von einem Zentrum aus die Peripherie sowohl im Raum als auch in der Zeit zu beherrschen.²⁵ Numerische Informationen ließen sich besser akkumulieren und weiterverarbeiten als verbale Beschreibungen von »Staatsmerkwürdigkeiten«. Den gesteigerten und veränderten Informationsbedürfnissen der Verwaltung entsprechend wurde die Statistik außeruniversitär institutionalisiert. In Preußen geschah dies im Zuge jener Reformen, die mit den Namen Stein und Hardenberg verbunden sind. Nachdem er im westfälischen Minden als Oberkammerpräsident aller westpreussischen Territorien tätig gewesen war, wurde der Freiherr vom Stein 1804 als königlicher Finanz- und Wirtschaftsminister ins Generaldirektorium nach Berlin berufen.²⁶ Dort nahm er den Nationalökonom Leopold Krug in seine Dienste, der mit seinem *Abriß der neuesten Statistik des preußischen Staates*²⁷ 1804 den ersten Versuch einer durchweg aus amtlichen Quellen geschöpften Darstellung des preußischen Staatszustands vorgelegt hatte. Im Folgejahr ließ Krug, ein Anhänger von Adam Smith, seine zweibändigen *Betrachtungen über den Nationalreichtum des preußischen Staates und über den Wohlstand seiner Bewohner*²⁸ erscheinen. Sie boten eine Bilanz des gesamten preußischen Staates in tabellarischer Übersicht. Stein fasste den Entschluss, die bisher zerstreut von den einzelnen Departments erstellten Statistiken von Krug sammeln, berichtigen und zusammenstellen zu lassen, um den Wohlstand der Provinzen arithmetisch vergleichen zu können. Noch im selben Jahr wurde in Berlin ein »Rechen(schafts)zentrum«²⁹ eingerichtet: das Königlich Preussische Statistische Büro.

Diese Entwicklung erreichte auch das »Vaterland« Annette von Droste-Hülshoffs. Zwar wurden die Stein-Hardenberg'schen Reformen weit entfernt in einem seit dem Frieden von Tilsit auf die ostelbischen Landesteile beschränkten Preußen

²⁵ Vgl. Bruno Latour, »Die Logistik der *immutable mobiles*«, in: Jörg Döring, Tristan Thielmann (Hg.), *Mediengeographie. Theorie – Analyse – Diskussion*, Bielefeld 2009, S. 111–144, S. 124 und S. 137.

²⁶ Siehe zum Folgenden Otto Behre, *Geschichte der Statistik in Brandenburg-Preussen bis zur Gründung des Königlichen Statistischen Bureaus*, Berlin 1905, S. 362–391.

²⁷ Leopold Krug, *Abriß der neuesten Statistik des preußischen Staates*, Halle 1804.

²⁸ Leopold Krug, *Betrachtungen über den Nationalreichtum des preußischen Staates und über den Wohlstand seiner Bewohner*, 2 Bde., Berlin 1805.

²⁹ Siehe dazu Latour, »Die Logistik der *immutable mobiles*«, S. 137 f. Mit »Rechen(schafts)zentrum« wird hier »center of calculation« übersetzt.

vorangetrieben. Nach 1815 jedoch sollten ihre Errungenschaften auch an der westlichen Peripherie des Königreichs eingeführt werden: Das Staatsministerium wurde nach dem Ressortprinzip in Fachministerien unterteilt, die auf ihrem Sachgebiet für den Gesamtstaat zuständig waren. Um dessen administrative Durchdringung zu ermöglichen, wurde die Verwaltung neu gegliedert in Gemeinden, Kreise, Regierungsbezirke und Provinzen.³⁰ Mit diesen Verwaltungseinheiten entstand auch ein homogener Referenzraum für die statistische Datenerhebung.

Vor den preußischen hatten die rheinbündischen Reformen Westfalen erfasst – das *Royaume de Westphalie* sollte ein napoleonischer Modellstaat sein, und gerade dort, wo neue Staatsgebilde geschaffen oder aber bestehende ausgeweitet wurden, kamen die Reformen zur Anwendung. Sie hatten nicht nur den Aufbau staatlicher Herrschaftsstrukturen vorbereitet, die Kirche und Adel politisch neutralisierten. Sie hatten auch der Verdattung das Feld bereitet. In Frankreich gab es seit 1801 ein *Bureau de Statistique*, das sich ab 1804 zunehmend quantifizierender Methoden bediente.³¹ Mit dem napoleonischen Kaiserreich erweiterte sich sein Operationsgebiet über den Rhein hinaus. Schon 1807 erschien eine statistische Darstellung des neuen Königreichs von Georg Hassel, 1808 ein Handbuch von Johann Samuel Ersch.³² 1809 wurde in Westfalen ein eigenes Bureau eingerichtet.³³ Im selben Jahr legte Charles Joseph Bail eine Darstellung vor, der mehrere großformatige Tableaus beigegeben sind.³⁴ Mit Blick auf die Kriegskontributionen war man nicht zuletzt an der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Satellitenstaats interessiert. Héron de Viellefosse bereiste Westfalen in offizieller Mission, um über den Stand des Berg- und Hüttenwesens Bericht zu erstatten.³⁵ Nach dem Wiener Kongress übernahm das preußische Bureau wieder das statistische Geschäft und zählte zum ersten

³⁰ Siehe dazu Hans-Joachim Behr, »Die preußische Verwaltung in der Provinz Westfalen im Spannungsfeld von Zentralismus und Regionalismus«, in: Karl Teppe, Michael Epkenhans (Hg.), *Westfalen und Preußen. Integration und Regionalismus*, Paderborn 1991, S. 24–46.

³¹ Vgl. Marie-Noëlle Bourguet, »Décrire, Compter, Calculer: The Debate over Statistics during the Napoleonic Period«, in: *The Probabilistic Revolution*, Bd. 1: *Ideas in History*, hg. von Lorenz Krüger, Lorraine J. Daston und Michael Heidelberger, Cambridge (MA) 1987, S. 305–316.

³² Georg Hassel, *Das Königreich Westphalen vor seiner Organisation statistisch dargestellt*, Braunschweig 1807; Johann Samuel Ersch, *Handbuch über das Königreich Westfalen*, Halle 1818.

³³ August Meitzen, *Geschichte, Theorie und Technik der Statistik*, Berlin 1886, S. 27.

³⁴ Charles Joseph Bail, *Statistique générale des provinces composant le royaume de Westphalie dans l'ordre où elles subsistaient au 1^{er} oct^{bre} 1807 avec l'indication de la nouvelle division départementale, [...] rédigé sur les notes et renseignements inédits fournis par les autorités administratives*, Göttingen 1809. Außerdem erschienen Georg Hassel, *Geographisch-statistischer Abriß des Königreiches Westfalen*, Weimar 1809; ders., *Statistisches Repertorium über das Königreich Westphalen*, Braunschweig 1813.

³⁵ A.M. Héron de Viellefosse, *De la richesse minérale. Considérations sur les mines, usines et salines des différents états, et particulièrement du Royaume de Westphalie, pris pour terme de comparaison*, Paris 1810.

Mal auch die westfälische Bevölkerung. Ab 1816 wurde regelmäßig gezählt: bis 1822 jährlich, danach bis 1867 alle drei Jahre.³⁶

III. *Tabelle vs. Beschreibung*

Als die Dichter ein »malerisches und romantisches Westphalen« beschrieben, waren dessen Gebiete also bereits in die Administration des preußischen Gesamtstaats eingegliedert und numerisch erfasst worden. Mit Blick auf diesen Vorgang ist festzustellen, dass der von der postkolonialen Sozialanthropologie analysierte Zusammenhang von ethnographischer Darstellung, Statistik und moderner Macht³⁷ in der deutschen Geschichte nicht erst nach 1871 erkennbar ist. Der heuristische Zweck mag es rechtfertigen, nicht nur die Urbarmachung und Besiedelung bisher unbewohnter Gebiete, sondern auch die Eroberung und Eingliederung seit langem bevölkerter Territorien mit eigenen Herrschaftsstrukturen als »innere Kolonisation« zu betrachten. So kommt eine Dynamik des 19. Jahrhunderts in den Blick, die selten berücksichtigt wird: Bevor das Kaiserreich afrikanische Gebiete in seinen »Schutz« nahm und deren Völker erkundete, produzierten die deutschen Länder im Zuge der »inneren Kolonisation« ein Wissen vom »eigenen« Volk.

Wenn im Folgenden das Verhältnis der volkskundlichen Literatur zur numerischen Staatskunde untersucht wird, steht im Mittelpunkt die Frage der Darstellungsform. Der sogenannte »Statistiker-Streit« zwischen den Anhängern der älteren Universitätsstatistik und denen der neueren Zahlenstatistik hatte diese Frage aufgeworfen: August Niemann unterscheidet in seinem *Abris der Statistik und der Staatenkunde* von 1807 eine »beschreibende« und eine »tabellarische«³⁸ Methode der statistischen Darstellung und nennt die Vielzahl der Gegebenheiten, auf die letztere zu seiner Zeit bereits angewandt wurde.³⁹ Zwar hatte die Tabelle seit langem auch bei der Darbietung von semantischen Inhalten Verwendung gefunden. Da sie für die numerische Statistik zur bevorzugten Darstellungsform wurde, konnte sie im »Statistiker-Streit« jedoch als Scheidemarke fungieren. Unter der Voraussetzung richtiger Messung und regelmäßig wiederholter Zählung räumt Niemann ein, »daß die Uebersicht, welche eine solche Darstellung über das Ganze der Verwaltung gewährt, für Regenten und ihre Räthe in hohem Grade nützlich sein könnte«.⁴⁰

³⁶ Vgl. Stephanie Reekers, *Westfalens Bevölkerung 1818–1955. Die Bevölkerungsentwicklung der Gemeinden und Kreise im Zahlenbild*, Münster 1956, S. 361.

³⁷ Siehe dazu Talal Asad, »Ethnographic Representation, Statistics and Modern Power«, in: *Social Research* 61 (1994), S. 57–88.

³⁸ August Niemann, *Abris der Statistik und der Staatenkunde nebst Fragmenten zur Geschichte derselben*, Altona 1807, S. 81.

³⁹ Vgl. ebd., S. 86 f.

⁴⁰ Ebd., S. 89.

Die *Göttingischen gelehrten Anzeigen* dagegen kommentieren polemisch, dass »die politischen Rechner« sich der Statistik »fast ausschließend bemächtigt haben«. ⁴¹ Während Niemann nur die Lückenhaftigkeit der vorliegenden tabellarischen Darstellungen bemängelt, wird hier deren Aussagekraft generell in Frage gestellt. ⁴² Dabei wird deutlich, dass man die Frage der Darstellungsform als eine unmittelbar politische verstand. Die Polemik der Göttinger zielt vor allem darauf, »was jene Tabellenwuth auf die practische Staatswirthschaft für Einfluß hat« ⁴³:

Man wollte [...] genau den Zustand [...] oder die Kräfte des Landes kennen. Aber was nannte man Zustand und Kräfte des Landes? Das Materielle, das sich zählen und verzeichnen ließ [...] Aber hier war der Punct, wo die Statistiker und die practischen Politiker zusammentrafen. Die erstern lehrten die letztern Tabellen machen; und damit war der Stein der Weisen gefunden! Nun konnte man Alles in Zahlen angeben; nun war Alles so klar und so deutlich! ⁴⁴

Mit ihrer Methode steht auch der Gegenstand der Statistik in Frage. ⁴⁵ Denn durch seine Darstellung wird er allererst konstituiert. James C. Scott hat in *Seeing Like a State* die performative Funktion jener Kategorien hervorgehoben, die dem modernen Staat eine effektive Beobachtung und Umgestaltung der Wirklichkeit ermöglichen. Der administrative Blick reduziert Komplexität durch hochgradige Typisierung und Abstraktion. ⁴⁶ In besonderem Maße erfordert die Erhebung und Verarbeitung numerischer Daten eine Standardisierung des Wirklichkeitsbezugs. Die Umstellung auf quantifizierende Methoden beinhaltet eine Selektion: die ausschließliche Berücksichtigung numerisch erfassbarer Gegebenheiten unter Vernachlässigung aller anderen. Die Zahlenstatistik erzeugt also nicht nur ein neuartiges Regierungswissen, sondern – wie ihre Gegner beobachten – auch ein Nichtwissen. So wird ironisch bemängelt, dass jene Gegebenheiten, die mittels der »Tabellen-Methode« nicht erfasst werden können, in der Folge auch von der Regierung vernachlässigt werden:

⁴¹ *Göttingische gelehrte Anzeigen* 1806, S. 835.

⁴² »Die ewigen Wiederholungen von Flächeninhalt und Volksmenge, von Einkünften und Truppenzahl, geben gerade einen solchen Begriff von einem Staate, als die Angaben der Statur, des Maaßes der Arme und Beine von einem Menschen geben können. Und doch glauben unsre Tabellenmacher große Statistiker zu heißen, wenn sie jene Rubriken mit Zahlen ausfüllen können! So ist aller Geist, alles Leben aus dieser edeln Wissenschaft verbannt!« *Göttingische gelehrte Anzeigen* 1807, S. 1302.

⁴³ Ebd., S. 1303.

⁴⁴ Ebd., S. 1300 f.

⁴⁵ Vgl. Vincent John, *Geschichte der Statistik. Ein quellenmäßiges Handbuch für den akademischen Gebrauch wie für den Selbstunterricht*, Erster Teil: *Von dem Ursprung der Statistik bis auf Quetelet* (1835), Stuttgart 1884, S. 131.

⁴⁶ Vgl. James C. Scott, *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*, New Haven 1988, S. 77.

Für Nationalgeist, Freyheitsliebe, das Genie und den Charakter großer oder kleiner Männer an der Spitze, gibt es keine Columnen. Dergleichen Dinge werden also auch nicht in Anschlag gebracht; wenn gleich der Augenschein und die Erfahrung aller Jahrhunderte lehrt, daß es viel weniger der Körper als der Geist ist, der die Kraft der Staaten bestimmt.⁴⁷

Dieser Streit um Methode und Gegenstand der Statistik durchzieht das gesamte Jahrhundert. Indem er die Volkskunde als Heilmittel gegen »die statistische Krankheit«⁴⁸ empfiehlt, setzt Riehl ihn fort. Inzwischen hatte man sich endgültig von einer deskriptiven Darstellungsweise verabschiedet. Mitte des Jahrhunderts hatte Ernst Engel, der wenige Jahre später zum Leiter des Preußischen Bureaus ernannt werden sollte, in einem Aufsatz »Ueber die Bedeutung der Bevölkerungs-Statistik« erklärt, Aufgabe einer »modernen Statistik auf naturwissenschaftlicher Basis« sei »die Aufsuchung und Auffindung von Naturgesetzen im Leben der Staaten und Völker«.⁴⁹ Eben darin sah Carl Gustav Knies die Selbständigkeit seiner Wissenschaft begründet: Als »Fundament für alle Operationen« lasse die von der politischen Arithmetik ausgehende Statistik »nur das von der Zahl begleitete exacte Factum« zu: »Es soll nichts mit der Wortphrase geschildert und beschrieben, sondern Alles mit der Zahlenangabe gemessen und berechnet, ein exactes Facit gewonnen werden; alle Operationen zeigen den Charakter der mathematischen Exactheit.«⁵⁰ Pointiert bemerkt Bruno Hildebrand, dass »erst die Zahl die menschlichen Beobachtungen in Tatsachen verwandelt«.⁵¹

In diesem Umfeld beansprucht die Volkskunde das Erbe der überlebten Staatskunde für sich.⁵² Allerdings greift sie nur die verbale Darstellungsform auf, nicht die Bestimmung des Gegenstands. Nicht der »Staat«, sondern das »Volk« soll erkundet und beschrieben werden. Als die Göttinger beklagten, dass man den »materiellen«, quantifizierbaren Gegebenheiten gegenüber die »geistigen« vernachlässige, war damit keineswegs schon ein »Volksgeist« gemeint.⁵³ Eine »allgemeine Statenge-

⁴⁷ *Göttingische gelehrte Anzeigen* 1806, S. 834.

⁴⁸ Wilhelm Heinrich Riehl, »Die statistische Krankheit«, in: ders., *Freie Vorträge, Zweite Sammlung*, Stuttgart 1885, S. 247–292.

⁴⁹ Ernst Engel, »Ueber die Bedeutung der Bevölkerungs-Statistik mit besonderer Beziehung auf die dießjährige Volkszählung und Productions- und Consumtions-Statistik im Königreiche Sachsen«, in: *Zeitschrift des Statistischen Büreaus des Königlich Sächsischen Ministeriums des Innern* 1 (1855), S. 141–160, hier S. 143.

⁵⁰ Carl Gustav Adolph Knies, *Die Statistik als selbständige Wissenschaft*, Kassel 1850, S. 173.

⁵¹ Bruno Hildebrand, »Die wissenschaftliche Aufgabe der Statistik«, in: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik* 6 (1866), S. 1–11, hier S. 4.

⁵² »Der Eifer, mit dem man seit mehr als hundert Jahren gearbeitet hat, die Statistik zu einer selbständigen Wissenschaft zu erheben, zielte bewußt oder unbewußt auf die Gründung dieser Lehre vom Volk.« Riehl, *Land und Leute*, S. 35.

⁵³ So aber Karin Johannisson, »Society in Numbers: The Debate over Quantification in 18th-Century Political Economy«, in: Tore Frängsmyr, J.L. Heilbron, Robin E. Rider (Hg.), *The Quantifying*

schichte« hatte nach Schlözer davon auszugehen, dass die »politische Verbindung [...] die Mutter der Menschheit«⁵⁴ ist. Das »Volk« hatte sie darum weniger im »geographischen« oder »genetischen«, als vielmehr »im politischen Verstande« zu betrachten: als Einheit derer, »die in einen Stat verbunden sind, oder unter einer Oberhoheit stehen: sie mögen auch von noch so verschiedner Abkunft seyn, und dabei gar in so verschiedenen Welttheilen wohnen.«⁵⁵ Herders ethnischer Begriff des ›Volks‹ als einer Gemeinschaft mit einheitlicher Abstammung, Lebensweise, Denkart und Sprache, zu deren konstitutiven Elementen der Staat nicht gehört⁵⁶, wurde in der Staatenbeschreibung der Aufklärung nicht wirksam. Im Anschluss an Hegel und die historische Rechtsschule hat diesen Begriff erst die Volkskunde aufgenommen. Deren Gegner aber war nicht allein ein mechanistischer Etatismus, wie ihn Schlegel und Savigny etwa kritisierten.⁵⁷ Riehl reagiert vielmehr auf quantitative Erfassungsverfahren, wie sie durch die neuere Volkswirtschaftslehre gefordert und durch die statistischen Bureaus durchgeführt wurden. Nachdem das vertraglich konstituierte Staatsvolk durch eine zählbare ›Bevölkerung‹ zunehmend verdrängt worden war, wurde gegen letztere ein vorstaatliches ›Volk‹ aufgeboten.

Auch Riehl hatte den Zusammenhang von Methode und Gegenstand einschließlich seiner politischen Bedeutung fest im Blick. Mit der verbalen Darstellungsweise sollte die Volkskunde auch die politische Funktion der Universitätsstatistik übernehmen: »Es gilt, die gesammelten Einzelkenntnisse aus der Naturgeschichte des Volkes nutzbar zu machen in der Lehre für die Idee des Staates, nutzbar in der Praxis für die Weiterbildung unseres Verfassungs- und Verwaltungswesens.«⁵⁸ Die Volkskunde sollte also jene Position einnehmen, die noch die numerische Statistik besetzt hielt. Deren Aufstieg brachte auch Riehl in Zusammenhang mit einer ökonomischen Rationalität der Regierung: Hinter den »ungeheuren Zahlenreihen« verberge sich »die politische und sittliche Ketzerei, welche die Mehrung des materiellen Nationalwohlstands als einziges Ziel des Volks- und Staatslebens setzt.«⁵⁹ Es galt, die Entscheidungsträger über jene Gegebenheiten in Kenntnis zu setzen, die durch die Zahlenstatistik methodisch in den Bereich des Nichtwissens abgedrängt wurden:

spirit in the 18th Century, Berkeley, Los Angeles 1990, S. 343–362, hier S. 347. Siehe dagegen Andreas Hoeschen, »Die aufklärerische Universitätsstatistik und ihre romantischen Gegner. Zum Konzeptwandel von Modernisierung um 1800«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 20 (1995), S. 56–74, insbes. S. 66–68.

⁵⁴ August Ludwig Schlözer, *Vorstellung seiner Universal-Historie (1772/73). Mit Beilagen*, hg., eingeleitet und kommentiert von Horst Walter Blanke, Hagen 1990, S. 15.

⁵⁵ Ebd., S. 101–106.

⁵⁶ Vgl. Rudolf Große, »Zur Verwendung des Wortes ›Volk‹ bei Herder«, in: *Herder-Kolloquium 1978: Referate und Diskussionsbeiträge*, hg. von Walter Dietze in Zusammenarbeit mit Hans-Dietrich Dahnke, Weimar 1980, S. 304–314, hier S. 308.

⁵⁷ Siehe dazu Hoeschen, »Die aufklärerische Universitätsstatistik und ihre romantischen Gegner«, S. 70–74.

⁵⁸ Riehl, *Land und Leute*, S. 18.

⁵⁹ Ebd., S. 19.

nicht über die Quantitäten einer ›Bevölkerung‹, sondern über die ›Seele‹, den ›Charakter‹ und ›Geist‹ des ›Volkes‹. Erst eine Politik, die auf solchen Kenntnissen beruhe, könne »sociale Politik«⁶⁰ heißen. »Im 19. Jahrhundert«, davon zeigt Riehl sich überzeugt, »werden die Staatsmänner ihre Texte in den naturgeschichtlichen Analysen des Volkes suchen müssen.«⁶¹

Wenn Riehl eine »selbstzufriedene Zahlengenügsamkeit« als »bedenkliches Symptom der statistischen Krankheit«⁶² anführt, tritt er wohlgerne nicht für eine Abschaffung der Zahlenstatistik ein⁶³: Man möge zählen, was in Staat und Gesellschaft nur irgend zählbar ist, aber man solle sich nicht bei der Zahl beruhigen. Riehl beklagt, »daß wir aus lauter Angst, den festen statistischen Boden unter den Füßen zu verlieren, nur allzu sehr darauf verzichten, recht tief in die Seele des Volkes zu schauen.«⁶⁴ Die »Psychologie des Volksgeistes« aber sei der »Anfang aller sozialen Weisheit«.⁶⁵ Darum müsse sich »zu der wirtschaftlichen Zahlenstatistik eine *geistige Statistik* der Sitten gesellen.«⁶⁶ Dieser Gegenstand aber entzieht sich seiner Auffassung nach einer zahlenmäßigen Erfassung vollständig: »Die unwägbare, unmeßbare, trotzdem aber doch als eine gewaltige politische Macht vorhandene Sitte des Volkes bildet den eigensten Stoff der Untersuchung.«⁶⁷ Mit dieser Gegenstandsbestimmung ist auch eine positive Bestimmung der Darstellungsweise verbunden: Was sich nicht zählen und berechnen lässt, das gilt es zu beschreiben, gleichsam mit Worten zu malen.

IV. Sittengemälde und Genrebild

»Was gehört also nicht in die Statistik, und wie ist sie von so vielen anderen Länder- und Völkerbeschreibungen verschieden? – Malerische Schilderungen entzückender Gegenden überlasse der Berichterstatter den Schönggeistern seiner Provinz.«⁶⁸ Auch die Göttinger Schule der Universitätsstatistik erhöht um 1800 ihre Ansprüche an eine professionelle Darstellungsweise. Schlözer, in seiner *Theorie der Statistik* um eine genauere Bestimmung dieser Wissenschaft bemüht, grenzt bestimmte Verfah-

⁶⁰ Ebd., S. 18.

⁶¹ Ebd., S. 5.

⁶² Riehl, »Die statistische Krankheit«, S. 277.

⁶³ Nach Könenkamp zielt Riehls Wissenschaftsentwurf auf eine »höhere Einheit« aus Zahlenstatistik und Ethnographie«. Wolf-Dieter Könenkamp, »Volkskunde und Statistik. Eine wissenschaftsgeschichtliche Korrektur«, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 84 (1988), S. 1–25, hier S. 24.

⁶⁴ Riehl, »Die statistische Krankheit«, S. 285.

⁶⁵ Ebd.

⁶⁶ Riehl, *Land und Leute*, S. 20.

⁶⁷ Ebd., S. 19.

⁶⁸ August Ludwig Schlözer, *Theorie der Statistik. Nebst Ideen über das Studium der Politik überhaupt*, Göttingen 1804, S. 37 f.

ren der Beschreibung aus, die von nun als dilettantisch zu gelten haben. Eben diese Verfahren entwickelt die Volkskunde weiter. Hinweise darauf finden sich am Rand ihrer Texte. Der Untertitel des Riehl'schen Buchs über die »Pfälzer« etwa verspricht ein »Volksbild«; im Vorwort ist von einem »Gattungsbil[d]«⁶⁹ die Rede. Er sei »kein Historienmaler«, erklärt der Verfasser an anderer Stelle, sondern ein »Sitten- und Gattungsmaler«.⁷⁰ Metaphern aus dem Bereich der bildenden Kunst finden sich auch in Droste-Hülshoffs Titeln. Möglicherweise ist *Westphälische Schilderungen* wie auch *Westfälische Bilder*, der Titel unter dem der Text später wieder abgedruckt wurde, von fremder Hand.⁷¹ Das gilt auch für den Titel *Die Judenbuche*. Der hat den ursprünglichen *Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen* in die Position des Untertitels gedrängt⁷², wo er als Gattungsanzeige gelesen werden kann. Auch in Drostes Briefen ist wiederholt von einem »Gemähd[e]«⁷³, und zwar von einem »Charakter- und Sittengemälde« die Rede.⁷⁴ »Schildern« heißt dem *Deutschen Wörterbuch* nach eigentlich »abmalen«. Aus dem Bereich der Malerei in den der Schriftstellerei übertragen wurde auch das Wort »Gemälde«, das »darstellung in schrift und wort, mit der malerei verglichen« bedeute; als Beispiel genannt wird das »sittengemälde«.⁷⁵

Um den Einsatz der Gattungsfrage für die Volkskunde des 19. Jahrhunderts zu verdeutlichen, lohnt ein Blick über die Grenzen der deutschen Sprache hinaus: Das Wort »Gemälde« übersetzt auch das französische »tableau«, dem das lateinische »tabula« zugrunde liegt. Im Deutschen wird es mit »Tafel« übersetzt. Geht man von diesem sprachlichen Befund aus, kommen diverse Darstellungsformen in Sicht, die in ihrer synoptischen Funktion ein Gemeinsames zu haben scheinen und darum versuchsweise einer übergreifenden Gattung des Tableau zugeordnet werden können.⁷⁶ Der Literaturwissenschaft ist das Tableau vor allem als ein Element der szenischen und epischen Komposition vertraut. Im 17. Jahrhundert hat die Dramentheorie den Begriff aufgenommen, im 18. Jahrhundert wurde das szenische Tableau einflussreich von Diderot und nach ihm von Lessing behandelt. Neben dem Tafelbild der Malerei stand für die erzählende Literatur damit ein zweites Modell zur Nachahmung bereit. Nach dem Vorbild der Dramendichtung begann sie, tableauhafte Szenen darzustellen.

⁶⁹ Wilhelm Heinrich Riehl, *Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild*, Stuttgart ³1907, S. XII.

⁷⁰ Wilhelm Heinrich Riehl, »Ein vormärzlicher Redakteur«, in: ders., *Kulturgeschichtliche Charakterköpfe*, Stuttgart 1891, S. 101–132, hier S. 108.

⁷¹ Annette von Droste-Hülshoff, *Sämtliche Werke*, Bd. 2: *Prosa, Versepen, Dramatische Versuche, Übersetzungen*, hg. von Bodo Plachta und Winfried Woesler, Frankfurt a. M. 2004, S. 815.

⁷² Ebd., S. 781.

⁷³ Brief an Schlüter vom 13. Dezember 1838, HKA VIII 1, S. 330.

⁷⁴ Brief an die Schwester vom 29. Januar 1839, HKA IX 1, S. 23.

⁷⁵ Jacob und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe Leipzig 1897, 33 Bde., Bd. 5, Stichwort »Gemälde«, München 1984, S. 3160–3163, hier S. 3162.

⁷⁶ Siehe dazu Graczyk, *Das literarische Tableau*, S. 11–28.

Auch Wissenschaft und Verwaltung der Frühen Neuzeit – das hat die Literaturwissenschaft lange Zeit nicht interessiert – machten von Tafelwerken Gebrauch.⁷⁷ Unterschiedliche Tableau-Formen wie Liste, Diagramm und Tabelle nutzten, darin denen der bildenden Kunst ähnlich, die Simultaneität bildlicher Darstellung, um die Vielfalt der empirischen Erscheinungen übersichtlich zu ordnen: Heterogene Inhalte werden so strukturiert, dass sie auf einen Blick erfasst werden können. Die Vorgeschichte dieser Evidenztechnik, daran hat Rüdiger Campe erinnert, ist im Bereich der Redekunst zu finden: Leibniz etwa begreift Methode und Aufgabe der von ihm nachdrücklich als Mittel zum besseren Regieren empfohlenen »Staats-Tafeln«⁷⁸ noch rhetorisch als *ante oculos ponere*.⁷⁹ Campes Beobachtung, die statistische Tafel werde in der Neuzeit immer wieder verknüpft »mit der Figur der Vertauschung von Text und Bild, d. h. mit dem *Vor-Augen-Stellen* eines Gesagten als wäre es ein Bild«⁸⁰, lässt sich mit Annette Graczyks Zusammenschau einer Wissenschaft und Literatur umfassenden Tradition des Tableau verbinden: Nicht allein am Vorbild der Malerei, sondern zunächst am wissenschaftlichen Tableau sind die Versuche der Literaten orientiert, »die sammelnd-registrierenden und schematisch-strukturierenden Überblicks- und Ordnungsleistungen (Tabelle, Liste, Plan) nach dem Muster malerischer Anschauungs- und Inszenierungsformen auszugestalten und zu literarisieren«. ⁸¹ Vor diesem Hintergrund ist im 19. Jahrhundert eine Spaltung dieser Tradition zu beobachten: Sittengemälde und Zahlentabelle mögen die Orientierung an einem Ideal der Anschaulichkeit und Übersichtlichkeit teilen. Volkskunde und Statistik aber entscheiden sich programmatisch für das eine Tableau und damit gegen das andere.

Ihren Grund hat die Festlegung der Volkskunde auf die Darstellungsform »Gemälde« in einer Gegenstandsbestimmung, für die mehr noch als die Begriffe »Geist«, »Charakter« und »Persönlichkeit« der Begriff »Sitte« zentral ist. In der Geschichte dieses Begriffs bilden normative und deskriptive Verwendungsweisen eine schwer zu überschauende Gemengelage. Erkennbar ist jedoch, dass seine Bedeutung im prägenden Sprachgebrauch der Philosophen des frühen 19. Jahrhunderts eine signifikante Veränderung erfahren hat⁸²: Für die idealistische Moralphilosophie der Aufklärung war der Gedanke einer universal gültigen, weil rational begründbaren Norm

⁷⁷ Siehe dazu auch Benjamin Steiner, *Die Ordnung der Geschichte. Historische Tabellenwerke in der Frühen Neuzeit*, Köln u. a. 2008; Steffen Siegel, *Tabula. Figuren der Ordnung um 1600*, Berlin 2009.

⁷⁸ Gottfried Wilhelm Leibniz, »Entwurf gewisser Staats-Tafeln« [1680], in: ders., *Sämtliche Schriften und Briefe*, Reihe 4, Bd. 3, hg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin 1986, S. 340–349.

⁷⁹ Vgl. Rüdiger Campe, *Das Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist*, Göttingen 2002, S. 240.

⁸⁰ Ebd.

⁸¹ Graczyk, *Das literarische Tableau*, S. 18.

⁸² Siehe dazu Karl-Heinz Iltling, Art. »Sitte, Sittlichkeit, Moral«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 5, hg. von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck, Stuttgart 1984, S. 863–921.

leitend. Wo diese Idee dagegen als eine selbst geschichtlich bedingte aufgefasst wurde, konnte ›Sittlichkeit‹ rein deskriptiv als Bezeichnung für die eine Gemeinschaft tragende und in ihren Institutionen zum Ausdruck kommende Gesinnung gebraucht werden. Als ›Sitte‹ wurden nun solche Ausdrucksformen in ihrer historischen Partikularität erfasst. So konnte der Begriff bei Riehl zu einem Zentralbegriff der Volkskunde werden⁸³, der noch im 20. Jahrhundert ihre Selbständigkeit als Wissenschaft verbürgen sollte.⁸⁴

Eine ähnliche Entwicklung ist im Bereich der Erzählliteratur zu beobachten. Schon antike Darstellungen fremder Völker wie etwa Tacitus' *De Germania* beschreiben nicht zuletzt deren Sitten (*mores*). In Joseph-François Lafiteaus Darstellung der *Mœurs des sauvages américains comparées aux mœurs des premiers temps* von 1724 sind sie eben so ein zentraler Gegenstand wie in den *manners and customs descriptions* englischer Reiseschriftsteller. Doch haben die Europäer auch die eigenen Sitten geschildert. Mit Blick auf die höfische Gesellschaft ist in der frühen Neuzeit jene Kunst der Menschenbeobachtung entwickelt worden, die Hugo Friedrich im Anschluss an Montaignes Rede von einer »science morale« als »Moralistik«⁸⁵ bezeichnet hat. In ähnlicher Haltung hat man im 18. Jahrhundert zunehmend auch die Verhaltensweisen anderer Bevölkerungsschichten beobachtet und literarisch dargestellt. So bildete sich in der französischen Literatur etwa der *conte moral* heraus, eine kürzere Form der Prosaerzählung, die in Deutschland als »moralische Erzählung« rege Nachahmung fand. Bei Jean-François Marmontel qualifiziert das Adjektiv »moral« in rein deskriptiver Bedeutung⁸⁶ den Gegenstand einer verbalen Malerei.⁸⁷ Im Deutschland des späten 18. Jahrhunderts wurde der *conte moral* jedoch vorwiegend für Zwecke der Volksaufklärung instrumentalisiert: Lehrreiche Beispielerzählungen, von ihren Verfassern als »Sittenbuch«, »Sittengemälde« oder »Sittenspiegel« bezeichnet⁸⁸, wollten präskriptiv zu moralischem Handeln anleiten. Dass zur gleichen Zeit auch in rein deskriptiver Absicht zwar nicht erzählerische, aber doch verbal-deskriptive »Gemälde der Sitten und Lebensweise«⁸⁹ unterschiedlicher Völker

⁸³ Vgl. Friedhelm Lövenich, *Verstaatlichte Sittlichkeit. Die konservative Konstruktion der Lebenswelt in Wilhelm Heinrich Riehl ›Naturgeschichte des Volkes‹*, Opladen 1992, S. 399.

⁸⁴ So Gerhard Lutz, »Die Sitte. Zu den philosophischen Grundlagen der Volkskunde«, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 77 (1958), S. 337–361.

⁸⁵ Vgl. Hugo Friedrich, *Montaigne*, Bern, München ²1967, S. 167–172.

⁸⁶ Vgl. Kathrin Ackermann, *Von der philosophisch-moralischen Erzählung zur modernen Novelle. ›Contes‹ und ›nouvelles‹ von 1760–1830*, Frankfurt a. M. 2004, S. 36 f.

⁸⁷ »J'ai tâché partout de peindre ou les mœurs de la société, ou les sentiments de la nature; et c'est ce qui m'a fait donner à ce recueil le titre de *contes moraux*.« *Contes moraux par Monsieur Marmontel*, La Haye ²1761, S. iv f., zitiert nach Ackermann, *Von der philosophisch-moralischen Erzählung zur modernen Novelle*, S. 36.

⁸⁸ Vgl. Heidrun Alzheimer-Haller, *Handbuch zur narrativen Volksaufklärung. Moralische Geschichten 1780–1848*, Berlin 2004, S. 116.

⁸⁹ Johann Gottfried Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, in: ders., *Werke*, Bd. III/1, hg. von Wolfgang Pross, München, Wien 2002, S. 245.

angefertigt werden konnten, bezeugen Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. Diesen Ansatz, den Justus Möser auch mit Blick auf das eigene Volk entwickelte, sollte nach der Jahrhundertwende die Volkskunde aufnehmen und der historische und der soziale Roman sollten mit gleichem Interesse ›Sitten‹ narrativ schildern. Das bildgleiche Vor-Augen-Stellen blieb das Ziel dieser Darstellungsweise – nicht nur Herder wünschte sich »durch eine Zauberrute« seine »Wortbeschreibungen in Gemälde verwandeln« zu können.⁹⁰

Der Befund, dass Teile des »Westfalen-Werks« sich nicht als »Sittengemälde«, sondern als »Genrebild«⁹¹ zu erkennen geben, ist mit der These einer »Konkurrenz« zweier unterschiedlicher Formen verbunden worden.⁹² ›Genre- oder ›Gattungsmalerei‹ wird in den Lexika dieser Zeit durch den Gegensatz zur Historienmalerei bestimmt: Diese stellt individuelle Personen in einem bedeutenden Moment der Geschichte dar, jene hingegen Typen einer Gattung. Das sind weniger die großen Männer, als vielmehr die »kleinen Leute«. Für den »Sitten- und Gattungsmaler«, so Riehl, sind sie »ein dankbarer Stoff als die großen [...], weil sie eben die Gattung am treuesten spiegeln«.⁹³ Die niederländische Malerei des 17. Jahrhunderts – im *Joseph* wird darauf angespielt⁹⁴ – hatte ihre Motive vor allem aus dem Alltagsleben unterer Volksschichten geschöpft. Wie Droste in einem Brief erklärt, will auch sie in ihrem Westfalen-Buch Figuren »aus dem Bauernstande, als dem [ihr] am genauesten bekannten und noch eigentümlichsten«⁹⁵ auftreten lassen. Auch wo im *Joseph* von einer »frischen Volksthümlichkeit« der Niederlande die Rede ist, wird deren »Eigentümlichkeit« hervorgehoben. Die hier angesprochene »Natur« ist keine allgemeinmenschliche, sondern die eines besonderen »Volksschlages«.⁹⁶ Die historisch undifferenzierte These, unter »Genrebild« sei die Darstellung von Menschen zu verstehen, die sich gattungshaft verhalten, wogegen in »Sittenbild« etwas Kulturgeschichtliches, Volkskundliches mitschwingt⁹⁷, findet hier keine Bestätigung. Im Bauernstand sucht Droste nicht die Menschheit in ihrer übergeschichtlichen Idealität, sondern ein geschichtliches Volk in seiner von moderner Zivilisation noch weitgehend unberührten Ursprünglichkeit – »Genrebild« und »Sittengemälde« sind hier synonym.

⁹⁰ Ebd., S. 225.

⁹¹ HKA V 1, S. 61.

⁹² Vgl. Ulrich Gaier, »Concurrenzstücke: Doppelstrukturen in Drostes Werk«, in: John F. Fetzer, Roland Hoermann, Winder McConnel (Hg.), *In search of the poetic real*, Stuttgart 1989, S. 135–149, hier S. 144.

⁹³ Riehl, »Ein vormärzlicher Redakteur«, S. 108.

⁹⁴ Vgl. Gaier, »Concurrenzstücke«, S. 145.

⁹⁵ Brief an Schlüter vom 17.(?) Dezember 1838 unter dem Datum des 13. Dezember, HKA VIII 1, S. 330.

⁹⁶ HKA V 1, S. 154.

⁹⁷ So Gaier, »Concurrenzstücke«, S. 141 im Anschluss an Eberhard Seybold, *Das Genrebild in der deutschen Literatur. Vom Sturm und Drang bis zum Realismus*, Stuttgart 1967, S. 9 f.

V. Landadel und Staatsbürokratie

Auch Droste-Hülshoffs Entscheidung für eine bestimmte Darstellungsweise ist als eine unmittelbar politische zu verstehen. Freilich hat sie sich an der methodologischen Auseinandersetzung zwischen Statistik und Volkskunde nicht beteiligt. Dennoch sei hier der Versuch unternommen, ihr Westfalen-Projekt als Reaktion auf die statistische Praxis der preußischen Bürokratie zu deuten. Es handelt sich dabei, diese These ist zu verfolgen, um eine literarische Form des ständischen Widerstands gegen die staatliche Verwaltung.⁹⁸ Diese Deutung soll darauf aufmerksam machen, dass Fragen, die aus der *Writing-Culture-Debatte*⁹⁹ in die neuere germanistische Diskussion eingegangen sind, bisher jedoch vorwiegend im Rahmen ›postkolonialer Studien‹ behandelt wurden, auch mit Blick auf die Zeit vor 1871 zu stellen sind – und in Ansätzen zu dieser Zeit bereits gestellt wurden. Noch bevor das Deutsche Kaiserreich kolonial expandierte, zeigte die ›innerdeutsche‹ Expansion des Königreichs Preußen nicht nur, dass die ethnographische bzw. statistische Wissensproduktion in einem Zusammenhang steht mit Verhältnissen der Macht, sondern auch, dass die Gegenstände ›Volk‹ bzw. ›Bevölkerung‹ in einem Konstitutionszusammenhang stehen mit unterschiedlichen Darstellungs- und Wissensformen. Im Unterschied zu den indigenen Bevölkerungen der afrikanischen Kolonien begannen jene der deutschen Provinzen unmittelbar nach der Annexion mit der Produktion eines Wissens von sich selbst.

Die Verwaltungsreformen führten bekanntlich in verschiedener Hinsicht zu einer Entmachtung des regional legitimierten Adels: Noch die Kreisverwaltungen, an deren Spitze nicht adelige Landräte, sondern ernannte Direktoren standen, sollten einer direkten staatlichen Kontrolle unterstellt werden. Des Weiteren wurde die althergebrachte Patrimonialgerichtsbarkeit durch eine staatliche Gerichtsverwaltung ersetzt; die gutsherrliche Polizei wurde durch eine Gendarmerie abgelöst. Schließlich wurde die vor 1815 im ostelbischen Preußen begonnene Bauernbefreiung auch in Westfalen vorangetrieben. Die aus dem Mittelalter überkommene Agrarverfassung mit der Grundherrschaft eines Adels, dem die Bauern zu Diensten und Abgaben verpflichtet waren, sollte endgültig beseitigt werden.

Dagegen versuchte der westfälische Adel seine altständischen Rechte und Institutionen auch mit publizistischen Mitteln zu verteidigen. Federführend waren dabei nahe Verwandte von Droste-Hülshoff.¹⁰⁰ Selbstverständlich spricht auch sie Au-

⁹⁸ Hinweise auf den Widerstand der Landstände und anderer lokaler Kollektive gegen die Statistik als Instrument etatistischer Politik finden sich bei Rassem/Stagl, »Einleitung«, S. 27.

⁹⁹ Vgl. George E. Marcus, James Clifford (Hg.), *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, Los Angeles 1986.

¹⁰⁰ Siehe zum Folgenden Peter Heßelmann (Hg.), *August Freiherr von Haxthausen (1792–1866). Sammler von Märchen, Sagen und Volksliedern, Agrarhistoriker und Rußlandreisender aus Westfalen*, Münster 1992; Friedrich Keinemann, *Vom Krummstab zur Republik. Westfälischer Adel unter preußischer Herrschaft, 1802–1945*, Bochum 1997.

gust von Haxthausen, ihrem Onkel, gegenüber mit Bezug auf den »ansässigen Adel« von »unserer Parthey«. ¹⁰¹ Haxthausen publizierte 1829 unter dem Titel *Ueber die Agrarverfassung in den Fürstenthümern Paderborn und Corvey* ¹⁰² eine Darstellung der ländlichen Zustände in ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart mit lobender Hervorhebung der altständischen Ordnung. Auch diese Darstellung zielte auf die politische Praxis und zwar auf eine Veränderung der preußischen Provinzialverfassung zugunsten des Adels. Der Kronprinz und spätere König Friedrich Wilhelm IV. zeigte an Haxthausens Ausführungen Interesse und sorgte für seine Aufnahme in den preußischen Staatsdienst. ¹⁰³ Von 1830 bis 1838 bereiste er sämtliche Provinzen und Regierungsbezirke Preußens, um die agrarwirtschaftlichen Verhältnisse zu erkunden. Seine Ergebnisse stellte er in Form von Gutachten und Memoiren den für die Gesetzgebung zuständigen Ministerien für Justiz und Inneres zu. Diese Schriften richten sich offen gegen die liberalen Tendenzen der Bürokratie – auch darum blieben sie weitgehend wirkungslos.

Ein 1833/34 anonym in Berlin erschienenenes Gutachten stellt eine »immer mehr zunehmende Verwirrung in allen Innern und äußern, organischen und administrativen, Lebens- und Rechtsverhältnissen« fest und sagt voraus, »daß nach wenigen Jahren jeder Rest eines organischen Volkslebens, jede gesellschaftliche Eigenthümlichkeit, jeder innere politische gegliederte Zusammenhang« ¹⁰⁴ völlig verschwunden sein werden. Haxthausen unterstreicht, dass die »gegenwärtigen Administrativ-Behörden« unheilvoll vorantreiben, was »das französische Gouvernement« ¹⁰⁵ begonnen habe. Als Konsequenz seiner Ausführungen verlangt er ein »die ländliche Verfassung in jenen Provinzen regenerierendes Gesetz«. Dieses müsse »notwendig die Prinzipien wahrer organischer Freiheit in sich enthalten«, und »der gegenwärtige factische Zustand der dortigen Gemeinde Verhältnisse, der Kulturzustand, die Bedürfnisse, Ansichten und Sitten der Landbevölkerung« müssten »die Basis sein, worin jene wurzeln und demnächst von selbst aufblühen und sich entfalten können«. ¹⁰⁶ Schärfer artikuliert sich der ständische Widerstand gegen die preußische Provinzialadministration in der zeitgleich erschienenen Schrift *Ueber die Grundlagen unserer Verfassung*. Werner von Haxthausen beklagt, man habe »die sogenannte Regierung oder Verwaltung zu einer rein technischen

¹⁰¹ Brief an Haxthausen vom 2. August 1844, HKA X 1, S. 203.

¹⁰² August von Haxthausen, *Ueber die Agrarverfassung in den Fürstenthümern Paderborn und Corvey und deren Conflict in der gegenwärtigen Zeit. Nebst Vorschlägen, die den Grund und Boden belastenden Rechte und Verbindlichkeiten daselbst aufzulösen*, Berlin 1829.

¹⁰³ Siehe dazu Wolfgang Bobke, *August von Haxthausen. Eine Studie zur Ideengeschichte der politischen Romantik*, Diss., München 1954, S. 38–65.

¹⁰⁴ [August von Haxthausen], *Gutachten über den nach den Beschlüssen eines Königlich Hohen Staatsraths redigirten Entwurf einer ländlichen Gemeinde-Ordnung für die Provinzen Westphalen und Rheinland*, Berlin 1834, S. 141.

¹⁰⁵ Ebd., S. 149.

¹⁰⁶ Ebd., S. 143 f.

Sache umgestempelt«. ¹⁰⁷ Die Gesetzgebung liege ganz in den Händen der »in solchen technischen Kenntnissen examinieren und bestandenen Beamten« ¹⁰⁸, das heißt nach Haxthausen aber: »in der sogenannten öffentlichen Meinung und Willkür der Liberalen«, die beabsichtigten, »alles Besondere, Individuelle und Eigenthümliche, was sich noch gerettet hatte, binnen Kurzem zu vernichten und die Maschinerie bis ins feinste Geäder des allgemeinen Lebens fortzusetzen und zu vollenden«. ¹⁰⁹

Ähnliche Vorstellungen artikulierten die Brüder Haxthausen in einem ganz anderen Zusammenhang ¹¹⁰: Angeregt durch *Des Knaben Wunderhorn* von Achim von Arnim und Clemens von Brentano sammelten sie westfälisches Volksgut, das sie auch an die Brüder Grimm weitergaben. Schon 1806 hatten Werner und Fritz von Haxthausen eine Volksliedsammlung angelegt. Wilhelm Grimm besuchte die Familie 1811 und 1813 und regte sie dazu an, Märchen, Sagen, Lieder, Sprüche und anderes nach seinen Vorgaben schriftlich zu dokumentieren. In dieses Sammelprojekt wurde auch Annette von Droste-Hülshoff einbezogen. Der Haxthausen-Kreis hat den Grimms nicht nur einen großen Teil der *Kinder- und Hausmärchen* geliefert, sondern auch Material für die *Deutschen Sagen*. 1850 ließ August selbst anonym einen Band mit Volksliedern erscheinen. ¹¹¹ Das in diesem Kreis vorherrschende Volksliedverständnis wurde in der *Wünschelruthe* folgendermaßen formuliert: Das »ursprüngliche Volkslied«, dem der anonyme Verfasser einen »großartigen nachthurnotwendigen Charakter« zuschreibt, sei »mit dem Volke und seiner Geschichte entstanden und keineswegs reines Erzeugnis irgend eines, auch selbst keines Volksdichters«, wobei diese doch »früher«, als es noch keine Unterschiede der Bildung gab, sehr wohl »das Organ des ganzen Volkes waren«. ¹¹²

Das Sammeln solcher Lieder hatte auch einen politischen Zweck. Haxthausen hat es später als Reaktion auf die »französisch[e] Unterdrückung« ¹¹³ beschrieben. Was anfangs auch nationalistisch motiviert sein mochte, konnte nach 1813 dem regionalen, ständischen Widerstand gegen die neue Herrschaft der zunächst als Befreier begrüßten Preußen dienen. Es ist kein Zufall, dass die Brüder Haxthausen

¹⁰⁷ *Ueber die Grundlagen unserer Verfassung. Manuscript von Werner Freiherrn von Haxthausen zu Böckendorf 1833, Unveränderter Abdruck mit einer Lebensskizze, nebst Porträt und Facsimile des Verfassers*, neu hg. von Hermann von und zu Brenken, Paderborn 1881, S. 19 f.

¹⁰⁸ Ebd., S. 20.

¹⁰⁹ Ebd., S. 51 f.

¹¹⁰ Siehe zum Folgenden Dietmar Saueremann, *Volkskundliche Forschung in Westfalen 1770–1970. Geschichte der Volkskundlichen Kommission und ihrer Vorläufer*, Bd. 1: *Historische Entwicklung*, Münster 1986, S. 8–17.

¹¹¹ August von Haxthausen, *Geistliche Volkslieder mit ihren ursprünglichen Weisen, gesammelt aus mündlicher Tradition und seltenen alten Gesangbüchern*, Paderborn 1850.

¹¹² »Ueber die Altdutschen Volks- und Meisterlieder«, in: *Wünschelruthe. Ein Zeitblatt* 42 (25. Mai 1818), ND Nendeln 1971, S. 165 f.

¹¹³ August von Haxthausen, *Studien über die innern Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands*, Bd. 3, Berlin 1852, S. 4.

auch die publizistische Offensive gegen die Provinzialadministration angeführt haben:¹¹⁴ Leitend waren hier wie dort Denkweisen, die das historisch ›Gewachsene‹ und ›Eigentümliche‹ zur Geltung brachten, all das also, was man durch die nach Vereinheitlichung strebende Rationalität der neuen Regierung und deren administrative Techniken bedroht sah.

Annette von Droste-Hülshoff nahm die Studien ihres Onkels wohlwollend zur Kenntnis: »Das Buch«, bemerkt sie zu den Aufzeichnungen über seine Russlandreise, »beschäftigt sich mit den verschiedensten Interessen, – bald politisch – bald wissenschaftlich – mitunter hochpoetisch, wenn es auf die Sitten, Gebräuche, Volksglauben, Volkspoesie kömmt.«¹¹⁵ Ihr Westfalen-Projekt, zu dessen Verfolgung sie durch Haxthausen immer wieder gedrängt wurde,¹¹⁶ steht dazu durchaus in einem Verhältnis der Konkurrenz. Doch finden sich in ihren Briefen auch Äußerungen, die von einer gewissen Distanz zeugen. Ihr Vorhaben, »das Landvolk zum Stoffe [zu] wählen mit seinen duseiligen Begriffen, seltsamen Ansichten, lächerlichen Schlußfolgen«¹¹⁷, sah sie mit der Gefahr verbunden, dass sie »durch zu große Vorliebe und IDEALISIEREN mancher an sich unbedeutenden Eigenschaft« sich »lächerlich machen«¹¹⁸ konnte.

Von einer gewissen Distanz zum volkskundlichen Projekt der politischen Romantik zeugen auch die Texte selbst. Zum einen ist ein ironischer Zug nicht zu übersehen: Bevor Droste in ihren *Westphälischen Schilderungen* auf die Sitten zu sprechen kommt, geht sie auf »Clima, Naturform« und »Erwerbsquellen« des Landes ein. Ähnlich waren die älteren Staatsbeschreibungen aufgebaut. Conring hatte seiner vergleichenden Staatenkunde die aristotelische Unterscheidung von *causa materialis* (Territorium und Bevölkerung), *causa formalis* (Regierungsform), *causa finalis* (Staatsverfassung) und *causa efficiens* (Gewerbe, Verwaltung, Staatsfinanzen) zugrunde gelegt.¹¹⁹ Unter den aus der Geographie in die Statistik übernommenen Begriffen »Land« und »Leute« ließ sich nach Achenwall »alles zusammenfassen«.¹²⁰ Zwar bemerkt er, dass man die Leute sowohl quantitativ als auch qualitativ, »sowohl nach ihrer Anzahl, als nach ihren Eigenschaften«, und zwar im Hinblick auf ihren »Charakter« betrachten kann.¹²¹ Vorrangig aber hatte die Staatskunde Quantitäten und deren

¹¹⁴ Vgl. Winfried Woesler, »Westfälische Literatur und Reichsidee im 19. Jahrhundert«, in: Karl Teppe, Michael Epkenhans (Hg.), *Westfalen und Preußen. Integration und Regionalismus*, Paderborn 1991, S. 321–334, hier S. 326.

¹¹⁵ Brief an Schücking vom 25. August 1845, HKA X 1, S. 309.

¹¹⁶ Weber, *Westfälisches Volkstum*, S. 10.

¹¹⁷ Brief an Schlüter vom 28. April 1840, HKA IX 1, S. 100.

¹¹⁸ Brief an Schlüter vom 17.(?) Dezember 1838 unter dem Datum des 13. Dezember, HKA VIII 1, S. 329 f.

¹¹⁹ Vgl. John, *Geschichte der Statistik*, S. 57–61.

¹²⁰ Gottfried Achenwall, *Staatsverfassung der heutigen vornehmsten Reiche und Völker im Grundriße*, Göttingen ⁴1762, S. 7.

¹²¹ Ebd., S. 9 f.

Relation im Blick: das Verhältnis von Einwohnerzahl und Größe des Territoriums, die »Bevölkerungsdichte« also.¹²² Im Anschluss an die auf Montesquieu zurück gehende Volksgeistlehre und die Tradition der Klimatheorie konnte das Verhältnis von Land und Leuten dagegen kausalgenetisch betrachtet werden. Riehl sollte es unternehmen, »den Zusammenhang von Volksart und Landesart, das organische Erwachen des Volksthumes aus dem Boden nachzuweisen«.¹²³ Zwar nimmt auch Droste einen »Einfluß] der Natur auf ihre Zöglinge«¹²⁴ an, um »Cultur, Sitten, Charakter, und selbst Körperbildung« seiner Bewohner als eine »Folge« von klimatischen und topographischen Gegebenheiten des Landes zu begreifen. Auf diese geht sie in einem ersten grundlegenden Teil ein, um dann in den beiden folgenden Teilen den »Volkscharakter« der Westfalen zu beschreiben. Doch geht sie davon aus, dass die »die gewöhnliche Folgenreihe« im Falle des Sauerländers zumindest »gestört« ist.¹²⁵ Denn hier »verdünne« die »Handelsverhältniss[e]« die »Sitten«.¹²⁶ Als eben so veränderlich wie der Charakter des Volkes erweist sich unter der Einwirkung von Industrialisierung und Handel auch die »Physiognomie des Landes«. Der Mensch – dieser Gedanke war schon der älteren Klimatheorie vertraut – unterliegt nicht nur den Wirkungen der Natur, er wirkt auch auf diese zurück und verändert z.B. durch Land- und Forstwirtschaft seine Lebensbedingungen selbst. Wer diese Wechselwirkung im Blick hatte, konnte im 19. Jahrhundert das Land nicht mehr als einen »Boden« ansehen, aus dem ein »Volkstum« in einem organischen Wachstumsprozess hervorgeht: »So wird es nach vierzig Jahren nimmer seyn«, weiß Annette von Droste-Hülshoff, »bald werden auch hier Fichtenwälder und endlose Getraidseen den Charakter der Landschaft theilweise umgestaltet haben, wie auch ihre Bewohner von den uralten Sitten und Gebräuchen mehr und mehr ablassen.«¹²⁷

Hier wird zum anderen ein melancholischer Zug dieser Volkskunde erkennbar. Schon 1838 hatte Droste ihr Vorhaben erklärt, in dem Buch über Westfalen »Sitten, Charakter, Volksglauben, und *jetzt verloren gegangene* Zustände desselben zu schildern«.¹²⁸ Das »Westfalen-Werk« steht im Zeichen des Verlusts. Während die *Westphälischen Schilderungen* ihn kommen sehen, wird er in den Entwürfen vorausgesetzt: Durch die »gewaltigen neuen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte«, die »wohl nur Weniges auf dem alten Flecke gelassen« haben, sieht Droste hier den gegenwärtigen Zustand Westfalens bestimmt. Es sei »auffallend, daß eine Gegend die ihre NATIONALITÄT mit einer eigensinnigen Laune festhielt, die zum Sprichwort geworden ist, sie mit einem Mahle auf eine Weise aufgegeben hat, die es selbst

¹²² Vgl. Könenkamp, »Volkskunde und Statistik«, S. 6.

¹²³ Wilhelm Heinrich Riehl, *Wanderbuch*, Stuttgart 1869, S. 34.

¹²⁴ HKA V 1, S. 52.

¹²⁵ HKA V 1, S. 45.

¹²⁶ HKA V 1, S. 52.

¹²⁷ HKA V 1, S. 48.

¹²⁸ Brief an Schlüter vom 13. Dezember 1838, HKA VIII 1, S. 330, Hervorh. M.T.

schwierig macht ihre früheren Formen zu errathen«. ¹²⁹ Den Verlust an Eigentümlichkeit führt sie auf eine Reihe von Ursachen zurück: Aufklärung und Sprachnormierung, Militärdienst und Verwaltung, auf die Ausdehnung der Industrie, vermehrten Verkehr mit dem Ausland und nicht zuletzt auf eine verkehrstechnische Revolution: den Ausbau des Eisenbahnnetzes. ¹³⁰ Das Zusammenwirken dieser Faktoren hatte auch in Westfalen eine »früher unerhörte Zusammenstellung von Menschen der verschiedensten Heimathe Religionen und Ansichten« ¹³¹ hervorgebracht. Konsequenterhandelt die *Judenbuche* vom Westfalen nicht des 19., sondern des 18. Jahrhunderts. Der Bemerkung, man müsse Dörfer wie das hier beschriebene »jetzt in fremden Welttheilen aufsuchen« ¹³², ist die Auffassung zu entnehmen, dass eine Volks- und Sittenkunde Westfalens nur im Rückblick noch möglich ist. Die Anlage der *Westphälischen Schilderungen* zeugt in dieser Hinsicht jedoch von einer gewissen Unentschiedenheit. Hier nimmt die Volkskunde zu ihrem Gegenstand eine Haltung ein, die in der späteren Geschichte der Ethnographie häufig zu beobachten sein sollte. Droste-Hülshoff betreibt eine »Rettungs«-Ethnographie: ¹³³ Eine in Auflösung begriffene Volkskultur soll durch ihre Beschreibung zumindest vor dem Vergessen bewahrt werden. Ihr Vorhaben ist getragen von Resignation: »Fassen wir deßhalb das Vorhandene noch zuletzt in seiner Eigentümlichkeit auf, ehe die schlüpferige Decke, die allmählig Europa überfließt, auch diesen stillen Erdwinkel überleimt hat.« ¹³⁴ Diese Haltung ist auch dort zu beobachten, wo im »Westfalen-Werk« ein fiktiver Erzähler auftritt. So bedrückt den Redaktor in *Bei uns zu Lande*, dass so vieles »Landesgetreue, was so reich und wahrhaftig gelebt, fortan kein anderes Dasein haben sollte, als in dem Gedächtnisse weniger Alterneder, die auch nach und nach abfallen, wie das Laub vom Baume, bis der kalte Zugwind der Ereignisse auch kein Blatt mehr zu verwehen findet«. Auch sein Vorhaben lautet: »Schreib auf, was du weißt«. ¹³⁵

Doch bestimmt dieser melancholische Zug nicht den Modus der Darstellung. Vielmehr wird er auf eigentümliche Weise konterkariert durch eine offenkundige Lust am Sensuellen. Wie auch immer Drostes Volkskunde ihren Gegenstand geschichtlich verortet, jedes ihrer »Sittengemälde« und »Genrebilder« sucht ihn vor

¹²⁹ HKA V 2, S. 258 f.

¹³⁰ »Seit etwa zwei Jahrzehenden, d. h. seit der Dampf sein Bestes thut das Landeskind in einen Weltbürger umzublasen«, mache »die civilisierte Welt« »Fortschritte zu der Alles nivellirenden Unbefangenheit der wandernden Schauspieler, Scheerschleifer und vacirenden Musikanten«, HKA V 1, S. 125.

¹³¹ HKA V 2, S. 258 f.

¹³² HKA V 2, S. 396.

¹³³ James Clifford, »Über ethnographische Allegorie«, in: Eberhard Berg, Martin Fuchs (Hg.), *Kultur, soziale Praxis, Text, Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt a. M. 1993, S. 200–239, hier S. 222.

¹³⁴ HKA V 1, S. 48.

¹³⁵ HKA V 1, S. 128.

Augen zu stellen als wäre er gegenwärtig und sinnlich wahrnehmbar. Die *Westphälischen Schilderungen* erzeugen diese Wirkung, indem sie den Leser in die bewegliche Beobachterposition eines »Reisenden für Völker- und Länderkunde«¹³⁶ versetzen. Mit dem häufig gebrauchten »Du«¹³⁷ wird einer angesprochen, dem »eine lange Tagereise hindurch«¹³⁸ ebenfalls das Beschriebene widerfahren würde, dem es als »poetisch Reisende[m]«¹³⁹ aber wirklich – diese Illusion sucht der Text zu erzeugen – widerfährt. Als »teilnehmender Beobachter« wird er in Situationen wie die einer Hochzeitsfeier derart hinein versetzt, dass ihm auch der Zeitpunkt bezeichnet wird, »wo es für ihn gerathener seyn möge, sich zu entfernen«.¹⁴⁰ Vor allem sucht der Text eine Überfülle von Sinneswahrnehmungen zu evozieren und zwar nicht nur solche des Gesichtssinns wie etwa einen »äußerst heitern Anblick durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Blumen und Kräuter« oder die »mit einer Haideblumendecke farbig überhauchten Weidestrecken [...], aus denen jeder Schritt Schwärme blauer, gelber und milchweißer Schmetterlinge aufstäuben läßt«. Neben den visuellen sucht der Text auch auditive Sensationen zu vermitteln, so dass der lesend Reisende sich, »fast betäubt vom Geschmetter der zahllosen Singvögel« und durch »Blätterduft« auch olfaktorisch stimuliert, mitten »in dem Herzen des Münsterlandes« glaubt.¹⁴¹

Zwar lassen solche detailreichen und lebendigen Schilderungen sich ebenso wie Tabellenwerke rhetorisch als Formen des Vor-Augen-Stellens begreifen: Die einen wie die anderen bringen eine gewisse Anschaulichkeit hervor. Doch hat allein die deskriptive Evidenzerzeugung – dadurch ist sie von der tabellarischen deutlich unterschieden – jene eigentümliche Wirkung, auf die zunächst vor allem die forensische Redekunst zielte und nach ihr eine literarische Illusionskunst im Wettkampf mit der Malerei: Nichtgegenwärtiges innerlich präsent zu machen und dabei den Wortcharakter der Rede scheinbar aufzuheben.¹⁴² Indem die in den griechischen und lateinischen Lehrbüchern der Rhetorik als *ekphrasis*, *evidentia*, *hypotyposis* oder *descriptio* behandelten Verfahren der Beschreibung innere Bilder erzeugen, erwecken sie den Eindruck eines gewissen Kontinuums von Wahrnehmung und Darstellung. Die Zahlentabelle setzt dagegen einen Bruch mit dem Sensuellen voraus. Drostes Schilderungen stehen somit zur amtlichen Statistik auch insofern im Widerspruch, als sie das Primat der sensuellen Wahrnehmung einer zahlenmäßigen Erfassung und weiterhin einer mathematischen Konstruktion der Welt gegenüber behaupten, wie sie sich in den Publikationen Adolphe Quetelets bereits ankündig-

¹³⁶ HKA V 1, S. 58.

¹³⁷ Siehe z. B. HKA V 1, S. 64.

¹³⁸ HKA V 1, S. 46.

¹³⁹ HKA V 2, S. 396.

¹⁴⁰ HKA V 1, S. 58.

¹⁴¹ HKA V 1, S. 46 f.

¹⁴² Siehe dazu Ansgar Kemmann, »Evidentia, Evidenz«, in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 3, hg. von Gert Ueding, Tübingen 1996, Sp. 33–47.

te.¹⁴³ Die Entscheidung für die Zahl hatte die Operationalisierung des statistischen Wissens vorbereitet. Zwar dient die Tabelle wie das Gemälde der Veranschaulichung, doch ist das statistische Tableau strukturell für die Operationen des Vergleichens und Verrechnens ausgelegt. Es ist für einen Blick bestimmt, der nach Relationen zwischen Zahlwerten sucht, nicht aber nach einer Wirklichkeit vor dem Bild. Während das Verfahren der verbalen Deskription sich in einer Metaphorik der Malerei begreift, die es als eine abbildende Nachahmung dessen erscheinen lässt, was in der Welt des Sichtbaren vor jeder Darstellung gegeben ist, lässt die politische Rechenkunst erkennen, dass sie ihren Gegenstand durch ihre Verfahren allererst konstituiert. Die »Bevölkerung« stellt sich nicht einmal im Moment ihrer Erfassung so dar, wie sie in der Statistik anschaulich wird. Erst der Darstellungsprozess macht sie zu dem, was das Tableau zeigt.

Die Volkskunde dagegen sollte nach Riehl an die unmittelbare Anschauung gebunden bleiben. Das malerisch Abzubildende galt es zunächst zu erfahren. Dem entspricht eine empirische Methode, die sich deutlich von politischer Arithmetik unterscheidet: Der Statistiker rechnet im Bureau mit Zahlen, die ihm aus den Departments gemeldet wurden. Dabei hat er nicht im Blick, wofür diese Zeichen stehen, sondern operiert mit ihnen nach rein formalen Regeln, um im gesellschaftlichen Leben solche Gesetzmäßigkeiten zu erkennen, die der Intuition gar nicht zugänglich sind. Der Volkskundler dagegen muss reisen und zwar zu Fuß. In einem *Wanderbuch* hat Riehl diese Art der Fortbewegung einschließlich der optischen und akustischen Wahrnehmung, die sie ermöglichen sollte, beschrieben: »Wandern heißt auf eigenen Füßen gehen, um mit eigenen Augen zu sehn, mit eigenen Ohren zu hören.«¹⁴⁴ Das Wissen vom Volk hat er damit auf die Grundlage einer bestimmten Art von Erfahrung gestellt, die von der späteren Ethnologie im Rahmen der Feldforschung zur Methode der »teilnehmenden Beobachtung« weiter entwickelt werden sollte. Die Kluft, die schon die Volkskunde von der Statistik trennte, sollte sich dabei vertiefen.¹⁴⁵

Im 19. Jahrhundert haben Literatur und Volkskunde also Beschreibungsverfahren entwickelt, die einer Verrechnung von Land und Leuten gegenüber stehen. Inwiefern es sich dabei um eine Parallelentwicklung oder um eine Reaktionsbildung handelt, ist nur in Einzeluntersuchungen zu klären. Bei Riehl zumindest ist deutlich eine auch politische Absicht zu erkennen: Er wollte die Regierung an das Ästhetische binden. Die »Erfassung des Volkes als Kunstobjekt« sollte »nicht bloß dem Schriftsteller, Lehrer und Künstler gewonnen sein, sondern in noch weit rei-

¹⁴³ Adolphe Quetelet, *Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou Essai de physique sociale*, 2 Bde. Brüssel 1835; ders., *Über den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten oder Versuch einer Physik der Gesellschaft*, Stuttgart 1838.

¹⁴⁴ Riehl, *Wanderbuch*, S. 3 f.

¹⁴⁵ Siehe dazu Asad, »Ethnographic Representation, Statistics and Modern Power«.

cherem Maße dem Staatsmann«. ¹⁴⁶ Nicht anders als die ›Bevölkerung‹ der Statistiker ist zweifellos auch dieses ›Volk‹ ein Artefakt. Doch setzt die Beschreibungskunst des Volkskundlers alles daran, es dem Auge des Betrachters als eine Gegebenheit darzustellen. Zwar gilt dies für Drostes Schilderungen nur mit Einschränkung, thematisieren sie doch die Schreibkunst selbst. ¹⁴⁷ Auch werden im »Westfalen-Werk« die Unterschiede zwischen den Landstrichen und ihren Bewohnern hervorgehoben. Und doch konnte es – trotz seines ironischen und seines melancholischen Zugs – in einem ›Westfalenmythos‹ aufgehen ¹⁴⁸, der einer durchaus künstlich geschaffenen und eben erst auf den politischen Karten verzeichneten Verwaltungseinheit einen Schein des Gewachsenseins verlieh und ihre Bevölkerung dazu anleitete, sich als ein kulturell einheitliches ›Volk‹ zu begreifen. Der neuen, aus heterogenen Gebieten zusammen gesetzten Provinz ein kulturelles Selbstbewusstsein zu vermitteln und damit ihre Integration in den Staatsverband zu fördern, war der offizielle Zweck zahlreicher politischer Maßnahmen wie etwa der Gründung des »Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens« und der »Westfälischen Gesellschaft für die Kultur und das Wohl des Vaterlands«. ¹⁴⁹ Erst im 20. Jahrhundert sollte man auf den Gedanken kommen, statistische Bilder öffentlich auszustellen. ¹⁵⁰ Einen ›Westfalenmythos‹ hervorzubringen, blieb vorerst der volkskundlichen Literatur überlassen. Diese mag zur numerischen Statistik, auf der tatsächlich das Regierungshandeln basierte, im Widerspruch stehen – dem preußischen Staat kam die imaginäre Naturalisierung Westfalens zweifellos gelegen. Man kann darin eine objektive Ironie dieser späten Romantik erkennen.

¹⁴⁶ Riehl, *Land und Leute*, S. 25.

¹⁴⁷ An *Bei uns zu Lande* zeigt das Renate von Heydebrand, »Geschichten vom Schreiben. Annette von Droste-Hülshoffs ›Bei uns zu Lande auf dem Lande‹«, in: Ernst Ribbat (Hg.), *Dialoge mit der Droste*, Paderborn 1998, S. 209–230.

¹⁴⁸ Siehe dazu Woesler, »Westfälische Literatur und Reichsidee im 19. Jahrhundert«. Siehe zur Vereinnahmung von Droste als ›westfälische‹ Dichterin Jochen Grywatsch, »Annette von Droste-Hülshoff – Autorin im Spannungsfeld zwischen Regionalität und Internationalität«, in: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.), *Region – Literatur – Kultur. Regionalliteraturforschung heute*, Bielefeld 2001, S. 159–186.

¹⁴⁹ Vgl. Utz Haltern, »Landschaft und Geschichte«, in: *Das malerische und romantische Westfalen. Aspekte eines Buches*, hg. vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster, Münster 1974, S. 199–210, hier S. 205 f.

¹⁵⁰ Siehe dazu Sybilla Nikolow, »Imaginäre Gemeinschaften. Statistische Bilder der Bevölkerung«, in: Martina Hessler (Hg.), *Konstruierte Sichtbarkeiten. Wissenschafts- und Technikbilder seit der Frühen Neuzeit*, München 2006, S. 263–278.

Landpartie und Sommerfrische

Der Ausflugsort in Fontanes literarischer Topographie

KATHARINA GRÄTZ (Freiburg i. Br.)

Edouard Manets Gemälde *Frühstück im Grünen* löste 1863 bei seiner Ausstellung im Salon des Réfuses in Paris einen Skandal aus. Dabei empörte weniger die Darstellung des nackten Frauenkörpers, der in der Kunst nun wirklich nicht neu war, als die Komposition des Gemäldes, das die Unbekleidete in eine Parkszenarie versetzt und sie an der Seite zweier nach aktueller Mode gekleideter Männer platziert. Manets Gemälde verstößt gegen konventionelle Sehgewohnheiten und lässt differente Wahrnehmungsweisen und Wahrnehmungstraditionen aufeinanderprallen; mehrere Bilder, unterschiedliche Bildtraditionen scheinen übereinander geschoben. So wird der dargestellte Naturraum zu einer, wie man mit Wolfgang Iser sagen könnte, »phantasmatischen Figuration«,¹ die Realität nicht bloß abbildet, sondern künstlerisch formt und damit über sie hinausweist.

Was hat dies nun aber mit dem literarischen Werk Fontanes zu tun? Liefert Manets Gemälde nicht gerade ein gutes Beispiel, um die Differenz zu Fontanes künstlerischem Schaffen aufzuzeigen? Denn strebt nicht Fontane, der bekanntlich erstaunlich wenig Notiz von der impressionistischen Kunstrevolution nahm,² in seinen literarischen Werken nach Realitätsillusion und ist das nicht ein deutlicher Hinweis darauf, dass sein realistisches Verfahren »phantasmatische Figurationen« gerade vermeidet? Klaus R. Scherpe stellte für Fontanes Schreiben die Formel auf »Ortskunde geht vor Raumphantasie«³ und betonte damit die – jedem Fontane-Leser vertraute – Realitätstreue der literarischen Darstellung. Es lassen sich aber dennoch inhaltliche und vor allem strukturelle Analogien zwischen seinen Romanen und Manets Gemälde aufzeigen, die den Vergleich sinnvoll erscheinen lassen, da sie den Blick für die Komplexität von Fontanes Texten schärfen können. Maler wie Autor arbeiten mit

¹ Wolfgang Iser, *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*, Frankfurt a. M. 1991, S. 504.

² Vgl. Angelika Wesenberg, »Daß Sie mich mit Fontane vergleichen, ist mir sehr schmeichelhaft. Vom Kritiker zum Künstlerkollegen. Der Romancier und der Maler«, in: Claude Keisch, Peter-Klaus Schuster, Moritz Wullen (Hg.), *Fontane und die bildende Kunst* [Ausstellung vom 4. September bis 29. November 1998 Staatliche Museen zu Berlin, Nationalgalerie], Berlin 1998, S. 318–324, hier S. 318.

³ Klaus R. Scherpe, »Ort oder Raum? Fontanes literarische Topographie«, in: Theodor Fontane, *Am Ende des Jahrhunderts*, Bd. 3: *Geschichte – Vergessen – Großstadt – Moderne*, Würzburg 2000, S. 161–169, hier S. 164.

Strategien der Verschränkung und Überblendung. Auch Fontane nutzt, was trotz Studien wie der von Peter-Klaus Schuster⁴ immer wieder in Vergessenheit gerät, ein Verfahren der semantischen Mehrfachcodierung von Räumen, die mit Bildern und Projektionen überlagert werden, so dass sie nicht allein auf eine außertextuelle Realität verweisen, sondern textintern mit Bedeutung aufgeladen werden und entscheidend zur Konstitution des innerliterarischen Bedeutungsgeflechts beitragen.

Um die Verschränkung von (literarisch konstruierten) Räumen, figurenperspektivisch gebundenen Vorstellungen und Bildern soll es im Folgenden gehen. Mit der Landpartie untersuche ich ein spezifisch bürgerliches Handlungsmuster, für das ein kurzfristiger Wechsel des Erfahrungsraums charakteristisch ist und das in fast allen Romanen Fontanes als zentrales Handlungselement begegnet: Ob winterliche Schlittenpartien wie in *Unwiederbringlich* nach dem Arre-See oder in *Effi Briest* zur Oberförsterei in Uvaglia, ob ein Sommerausflug an den Zeuthener See wie in *Irrungen, Wirrungen*, die kleine Bergtour in *Graf Petöfy* oder der Besuch des Tempelhofer Felds im *Schach von Wuthenow*, die Landpartien nach Halensee in *Frau Jenny Treibel* oder die »Land- und Wasserpartie«⁵ nach Treptow und Stralow in *L'Adultera* – kaum ein Roman lässt sich die Schilderung einer solchen ländlichen Exkursion entgehen. Umso erstaunlicher ist, dass die Landpartie in der Forschung noch keine eingehende Untersuchung erfahren hat. Maßgeblich sind bis heute die Überlegungen von Peter Demetz in seiner 1964 erschienenen Studie *Formen des Realismus*.⁶

1. Literarische Topographie und Raumsemantik bei Fontane

Landpartie und Sommerfrische nehmen in Fontanes Romanen die Stelle exotischer Reiseabenteuer ein. Mit der Neigung für das Nahe, Kleinräumige und Regionale steht er nicht allein, vielmehr stellt die Fixierung auf regionale Kulturlandschaften und ihre Geschichte ein Charakteristikum des deutschsprachigen literarischen Realismus dar, das Fontane mit Autoren wie Stifter, Keller und Raabe verbindet.⁷ Weil

⁴ Am Beispiel von *Effi Briest* hat Schuster nachgewiesen, dass die scheinbar realistisch-mimetischen Details des Romans christlichen Bildmustern nachgestaltet sind. Siehe Peter-Klaus Schuster, *Theodor Fontane: Effi Briest, ein Leben nach christlichen Bildern*, Tübingen 1978.

⁵ Fontanes Werke werden zitiert nach: Theodor Fontane, *Werke, Schriften und Briefe*, hg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger, München 1962–1997 [= Hanser-Fontane-Ausgabe, im Folgenden: HFA Abt.Bd., Seite]. HFA 1.2, S. 50.

⁶ Peter Demetz, *Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen*, München 1964. Ein Aufsatz von Dieter Mayer bringt kaum Neues, er schließt sich weitgehend an die Überlegungen von Demetz an. Siehe Dieter Mayer, »Die Landpartie als literarisch-gesellschaftlicher Topos bei Fontane und nach der Jahrhundertwende«, in: Michael Krejci, Karl Schuster (Hg.), *Literatur, Sprache, Unterricht. Festschrift für Jakob Lehmann zum 65. Geburtstag, Bamberg 1984*, S. 63–70.

⁷ Während Fontane immer Berlin und die Mark Brandenburg in den Blick nimmt, zeigt sich Keller auf Zürich fixiert, Stifter auf die Landschaft des Böhmerwalds und Raabe auf das Weserland.

der bürgerliche Realismus sich im Zeitalter der imperialen und kolonialen Welt-eroberung mit Vorliebe auf regionale Nischen zurückzieht, musste er sich immer wieder den Vorwurf der Provinzialität gefallen lassen. Dabei ist allerdings in Rechnung zu stellen, dass der Beschwörung von Heimat und regionaler Identität eine kompensatorische Funktion zukommt, dass sie eine Reaktion darstellt auf die massiven Modernisierungsschübe und die damit verbundenen lebensweltlichen Veränderungen im Ausgang des 19. Jahrhunderts.⁸ Überdies haben aktuelle, im Kontext der interkulturellen Germanistik entstandene Untersuchungen das Bild des ›provinziellen Realismus‹ korrigiert, indem sie auf die Präsenz kolonialer Themen in zentralen Werken des Realismus wie Raabes *Stopfkuchen* oder Fontanes *Effi Briest* aufmerksam machten.⁹ Somit lässt sich aus heutiger Sicht resümieren, dass sich die realistischen Autoren zwar weitgehend dem populären Genre des Reise- und Abenteuerromans verweigern, ihre Texte aber die Begegnung mit dem Fremden und kulturell Anderen nicht gänzlich aussparen, sondern sie ins vertraute Umfeld verlegen.

Insbesondere bei Fontane, für den der Vorwurf der Provinzialität wohl die wenigste Berechtigung hat, findet das Globale seine Reflexe im Nahen. Bezeichnend hierfür ist eine Figur wie der weit gereiste Ingenieur Robert von Leslie-Gordon in *Cécile*, der als Kabel verlegender Ingenieur an der Spitze des Fortschritts steht. Er liest die *Times*, raucht Havanna-Zigarren und scheint über gesellschaftliche Konventionen erhaben, da er »die Wandelbarkeit moralischer Anschauungen, wie sie Race, Bodenbeschaffenheit und Klima mit sich führen, in hundertfältiger Abstufung persönlich erfahren hat«.¹⁰ Seinen literarischen Auftritt aber erhält dieser Repräsentant moderner weltumspannender Kommunikationstechnik im Harz, wo seine souveräne Weltläufigkeit schnell Risse bekommt. Ein Gleichnis für das (nicht nur in *Cécile* angewandte) Verfahren, Großes im Kleinräumigen zu spiegeln, bietet der Stechlin-See, der sich zu Zeiten auf geheimnisvolle Weise mit Wasser füllt, »wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java zu rollen und zu grollen beginnt«,¹¹ so dass das märkische Fleckchen unterirdisch mit der Welt zu kommunizieren scheint. Nicht exotische Ferne, sondern das eigene vertraute Lebensumfeld bildet den Grund von Fontanes literarischem Schaffen. Er leistet die

⁸ Auch die intensive Hinwendung zur Historie lässt sich als kompensatorischer Reflex deuten, der einer Verlustangst entspringt, die in der Erfahrung beschleunigter lebensweltlicher Veränderung wurzelt. So erklärt es sich, dass gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, also in einer Zeit, die in einem nie da gewesenen Ausmaß von technischen, ökonomischen und sozialen Veränderungen gezeichnet war, das Sammeln, Restaurieren, Aufbewahren und Ausstellen von historischen Relikten einen exzeptionellen kulturellen Stellenwert gewann. Vgl. hierzu Katharina Grätz, *Musealer Historismus. Die Gegenwart des Vergangenen bei Stifter, Keller und Raabe*, Heidelberg 2006, insbes. S. 83 f.

⁹ Beispielfhaft sei hier auf das Buch von Axel Dunker verwiesen: *Kontrapunktische Lektüren. Koloniale Strukturen in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts*, München 2008.

¹⁰ HFA 1.2, 20. Kap.

¹¹ HFA 1.5, S. 7.

literarische Erschließung eines regional gebundenen »Kulturraums«¹² in vielfältigen Dimensionen, ohne Brüche und Ungleichzeitigkeiten auszusparen.

Wesentlicher noch als die Spannung von Globalem und Regionalem ist die Spannung von Stadt und Provinz, von urbanem und ländlichem Raum. Ein guter Teil von Fontanes Romanen spielt in der deutschen Metropole Berlin, wobei die Figuren immer wieder Ausflüge an die Peripherie der Stadt oder zu nahe gelegenen Erholungsorten unternehmen. Sowohl städtische als auch ländliche Schauplätze werden realistisch vergegenwärtigt. In seinen Berlin-Romanen nennt Fontane Stadtteile und Straßennamen und bezieht sich derart genau auf die großstädtische Topographie, dass sich das Geschehen anhand eines Stadtplans nachvollziehen lässt. Und nicht bloß die damals populären Berliner Ausflugsorte finden sich in den Romanen wieder, sondern auch deren Gastronomie: Für Löbbekes Kaffeehaus in *L'Adultera* und Hankels Ablage in *Irrungen, Wirrungen* standen reale Vorbilder Pate.¹³ In Hankels Ablage verbrachte Fontane im Mai 1884 vierzehn Tage, um vor Ort an seinem Roman *Irrungen, Wirrungen* zu schreiben. Freilich sind nicht alle Schauplätze des Romans der Realität nachgestellt, doch auch die fiktiven Orte und Räume vermitteln den Eindruck des Realistischen. Fontane ging im Streben nach Realitätsillusion so weit, dass er für die erfundenen Örtlichkeiten in *Irrungen, Wirrungen* eine detaillierte Lageskizze anlegte – sogar das Spargelbeet der Dörr'schen Gärtnerei ist dort eingezeichnet.¹⁴ Dieser »faktophile Realismus«¹⁵ intendiert die Grenzverwischung zwischen Realität und Fiktion; der fiktionale Entwurf wird in der, dem zeitgenössischen Leser vertrauten, Realität situiert und scheint sich dieser bruchlos einzufügen.¹⁶

¹² Das Kulturraumkonzept, wie es insbesondere in den amerikanischen Area Studies angewandt wird, ist freilich großräumig auf interkulturelle Konstellationen bezogen und tendiert dazu, kulturelle Binnendifferenzen regionaler Art gerade auszublenken. Erkenntnis fördernd für das Verständnis von Fontanes literarischer Raumkonzeption ist aber die Vorstellung, dass Räume Kulturstandards prägen, indem sie die Maßstäbe des Wahrnehmens, Denkens und Handelns festlegen (so etwa Alexander Thomas, »Psychologische Wirksamkeit von Kulturstandards im interkulturellen Handeln«, in: ders., *Interkulturelles Organisationstraining für die USA*, Saarbrücken 1991, S. 55–69).

¹³ Laut Gotthart Wunberg ist fast jeder Schauplatz von Fontanes Romanen »mit den entsprechenden Jahrgängen des Baudeker nahezu genau auszumachen«, Gotthart Wunberg, »Rondell und Poetensteig. Topographie und implizite Poetik in Fontanes Stechlin«, in: *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Festschrift für Richard Brinkmann*, S. 458–473, hier S. 462.

¹⁴ Fontane hegte Skrupel hinsichtlich der perspektivisch »richtigen« topographischen Gestaltung. Etwa beschäftigte es ihn, ob es überhaupt möglich wäre – wie in *Irrungen, Wirrungen* geschildert – von der Landgrafenstraße aus die Charlottenburger Kuppel zu sehen. Siehe Walter Killy, »Abschied vom Jahrhundert. Fontane: »Irrungen, Wirrungen«, in: ders., *Wirklichkeit und Kunstcharakter. Neun Romane des 19. Jahrhunderts*, München 1963, S. 193–211, hier S. 210.

¹⁵ Richard Brinkmann, »Der angehaltene Moment. Requisiten – Genre – Tableau bei Fontane«, in: Jörg Thunecke (Hg.), *Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift für Charlotte Jolles*, Nottingham 1979, S. 360–380, hier S. 378.

¹⁶ Searle sieht darin eine verbreitete Strategie realistischer Literatur: »Im Falle realistischer oder naturalistischer fiktionaler Werke nimmt der Autor auf wirkliche Orte und Ereignisse Bezug, vermischt diese

Nun trifft ein Roman allerdings keine Realitätsaussagen, sondern etabliert, mag er auch noch so realistisch scheinen, eine eigene fiktionale Welt. Jedes aufgerufene Detail trägt zu ihrer Konstitution bei. Das Einzelne steht also nicht um seiner selbst willen, sondern ist integraler Bestandteil des innerliterarischen Bedeutungsgefüges. Weder referiert es nur auf außerliterarische Realität, noch besitzt es allein mimetische Funktion, vielmehr entfaltet es Funktion und Bedeutung im Textzusammenhang. Beispielhaft hierfür ist der kunstvolle Erzählanfang von *Effi Briest*, der scheinbar bloß detailliert den Schauplatz schildert, dabei aber unter der Hand das Bezugssystem etabliert, innerhalb dessen sich das Romangeschehen abspielt. Die vorgestellten Details und Realien – wie Sonnenuhr, Heliotrop, wilder Wein und die Schaukel –, die zunächst lediglich mimetische Qualität zu besitzen scheinen, werden im Verlauf der Handlung kenntlich als Leitmotive, die Effis Geschichte begleiten, spiegeln und deuten. Sie erhalten damit entscheidende Funktion für die Figurendarstellung.

Grundsätzlich gilt, dass Fontanes Texte den Handlungsraum häufig aus Figurenperspektive vermitteln, ihn also nicht als objektive Gegebenheit präsentieren, sondern als subjektiv wahrgenommenen, anthropologischen Raum, in dem sich die Befindlichkeiten der Figuren spiegeln. Für die literarische Darstellung der Landpartien ist das von zentraler Bedeutung. Sie erscheinen weniger als realitätsgereutes Abbild kultureller Praxis, sondern zeigen den figurenperspektivischen Umgang mit dem Kulturmuster ›Landpartie‹ und vermitteln auf diese Weise Einblick in das Rollenverständnis der Figuren und ihr Verhältnis zur Umwelt.

2. Landpartien: Ausflüge in die bürgerliche Vorstellungswelt

»Wozu macht man Partien? Wozu?«, fragt Ezechiël van der Straaten in *L'Adultera*, um sich selbst die Antwort zu geben: »Nicht um es besser zu haben, sondern um es anders zu haben«¹⁷. Prägnant charakterisiert er damit den Reiz des Kulturmusters ›Landpartie‹, das dem Stadtbewohner die Möglichkeit bietet, sich kurzzeitig vom Einerlei des Alltags frei zu machen, sich in eine andere Sphäre zu begeben und Ungewohntes zu erleben. Landpartien bilden Vorstöße in einen naturaffinen Kulturraum, in dem es neben den Schönheiten der Natur auch historische Sehenswürdigkeiten sowie die Lebensgewohnheiten der ländlichen Bevölkerung zu erkunden gibt. Von grundlegender Bedeutung für die Landpartie ist die Differenz von städtischem und ländlichem Raum, die als unterschiedliche Lebensformen und Werte-

Bezugnahmen mit fiktionalen Bezugnahmen, und macht es so möglich, die fiktionale Geschichte als eine Erweiterung unseres vorhandenen Wissens zu behandeln.« John R. Searle, »Der logische Status fiktionaler Rede«, in: Maria E. Reicher (Hg.), *Fiktion, Wahrheit, Wirklichkeit. Philosophische Grundlagen der Literaturtheorie*, Paderborn 2007, S. 21–36, hier S. 34 f.

¹⁷ HEA 1.2, S. 59.

welten zeitgleich nebeneinander koexistieren. Unter dem Eindruck von Modernisierungserfahrungen, von Urbanisierung und Industrialisierung, wird der ländliche Raum im Lauf des 19. Jahrhunderts zunehmend mit der Sehnsucht nach dem verlorenen Einfachen, Natürlichen und Ursprünglichen aufgeladen.¹⁸ Landpartien führen den modernen Großstädter also in eine mit kulturellen und sozialen Projektionen überzogene Gegensphäre, in einen »Kompensationsraum«,¹⁹ der Entlastung von modernen Entfremdungs- und Verlusterfahrungen verspricht und in dem die Rollenzwänge des bürgerlichen Daseins aufgehoben scheinen. Mit der breiten Darstellung von Landpartien reflektieren Fontanes Romane ein kollektives Bedürfnis der bürgerlichen Gesellschaft nach einem Ort, der von gesellschaftlichen Zwängen befreit.

In *L'Adultera* ruft van der Straaten zu einer ethnographisch-kulinarischen Landpartie auf, er gibt die Parole aus, nicht nur die »Sitten und Gewohnheiten anderer Menschen«, sondern auch die »Lokalspenden ihrer Dorf- und Gauschaften«²⁰ zu erkunden. Nichts, so erklärt er, sei ihm mehr verhasst als »Landpartien mit mitgeschlepptem Weinkeller«, denn: »Erstens kränkt man die Leute, bei denen man doch gewissermaßen immer noch zu Gaste geht, und zweitens bleibt man in dem Kreise des Althergebrachten, aus dem man ja gerade heraus will.«²¹ Der Genuss, den van der Straaten seinen Begleitern ans Herz legt, ist nun aber so außergewöhnlich nicht, er empfiehlt »das landesübliche Produkt dieser Gegenden, [...] eine kühle Blonde«.²² Das verweist auf den limitierten Charakter der durch die Landpartie ermöglichten Alteritätserfahrung: Die Landpartie schafft eine Unterbrechung des bürgerlichen Alltags, die jedoch ihrerseits ins bürgerliche Dasein integriert ist. Schon zeitlich eignet ihr der Charakter einer kleinen Flucht: Man kehrt der urbanen Lebenswelt für kurze Zeit den Rücken, um dann das gewohnte Dasein bruchlos wieder aufzunehmen.

Fontanes Romane arbeiten diese Paradoxie der Landpartie deutlich heraus. Zunächst einmal führen die Texte vor Augen, dass die beschriebenen Ausflüge keine singulären Unternehmungen darstellen, sondern die ausgetretenen Wege des Ausflugstourismus beschreiten, der sich im Schatten Berlins entfaltet hat. Die angesteuerten Ausflugsorte sind nichts weniger als Orte ursprünglicher Natur, sondern tragen als Erholungs- und Unterhaltungsstätten den Bedürfnissen der Städter Rechnung: In Stralow erwartet die Ausflügler eine Art Jahrmarkt mit Schieß- und Würfelbuden, an denen »Strippenballons und Gummibälle«²³ zu kaufen sind. Bei

¹⁸ Ähnlich auch Müller-Seidel: »Was die Großstädte der modernen Industriegesellschaft dem Menschen an Natur vorenthalten, haben Ausflüge, Landpartien und Sommerfrischen zu ersetzen«, Walter Müller-Seidel, *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*, Stuttgart 1975, S. 264 f.

¹⁹ Götz Großklaus, *Natur – Raum. Von der Utopie zur Simulation*, München 1993, S. 9.

²⁰ HFA 1.2, S. 59.

²¹ Ebd.

²² Ebd.

²³ HFA 1.2, S. 54.

der Partie zum Halensee ist zunächst der Blick auf den See verdeckt, dafür lässt sich die Geräuschkulisse der nahen Kegelbahn nicht überhören. Pointiert zeigen Fontanes Texte die Paradoxien des Nahtourismus auf, der unmöglich macht, worauf er vorgeblich zielt: das Erleben von Natur, von einfachem Dasein und ein Heraustreten aus dem gewohnten bürgerlichen Lebenskreis.

Zwiespältig ist auch das Verhalten der Figuren, die zwar mit dem Reiz des Abenteuerlichen spielen, dabei aber merken lassen, dass sie sich in festen Gleisen bewegen. Das wird schon im Vorfeld deutlich, wenn sich die Beteiligten über unverzichtbare Bestandteile und Requisiten der Landpartie verständigen: Die Kremser (die für Berlin typischen Kutschen) seien »immer das Eigentliche«,²⁴ eine »Wasserfahrt ohne Gesang [...] ein Unding«²⁵ und »Landpartien«, formuliert Treibel apodiktisch, »sind immer fröhlich.«²⁶ Fontanes Texte führen Landpartien nicht als authentische Praxis vor, sondern als Inszenierungen, die vorgegebenen Rollen und einem feststehenden Handlungsschema folgen, das geschlechtsspezifisch unterschiedliche Verhaltensweisen vorsieht. In *L'Adultera* reisen die Frauen im Wagen, während sich die Männer »echtheits(-halber)«²⁷ für eine kombinierte Anreise entscheiden: Die erste Wegstrecke legen sie in der Droschke zweiter Klasse zurück und zwar in der zweiten Klasse; den Rest gehen sie stilecht zu Fuß. Auch in *Frau Jenny Treibel* wird der Charakter des Geplanten und Inszenierten betont. Der alte Treibel, darum bemüht, »à tout prix für das ›Landpartieliche‹ zu sorgen«,²⁸ entwirft das »Programm« für den Aufenthalt am Halensee. Er bestimmt das »Aktionsfeld«, was bedeutet, dass er die »Lokalfrage« klärt und – noch fundamentaler – die »Bierfrage«.²⁹

Die Romane zeigen die Landpartie als ein ins bürgerliche Dasein integriertes Handlungsmuster, das einem planmäßigen Ablauf folgt und stark ritualisiert ist. Gesellschaftliche Normen werden hier nicht ernsthaft angetastet, sondern im Höchstenfall spielerisch und kurzzeitig außer Kraft gesetzt.³⁰ Peter Demetz, der Fontanes Landpartien als gesellschaftlich-konventionelle Ereignisse dem festlichen Bankett an die Seite stellte, machte auf die stark schematisierte erzählerische Darbietung aufmerksam, die mehrere charakteristische Erzählphasen aufweist: Obligatorisch sind Planungsphase, Anreise, die eigentliche Landpartie, die ihren Höhepunkt mit einer

²⁴ HFA 1.4, S. 401.

²⁵ HFA 1.2, S. 52.

²⁶ HFA 1.4, S. 402.

²⁷ HFA 1.2, S. 53.

²⁸ HFA 1.2, S. 404.

²⁹ Alle vier Zitate: HFA 1.4, S. 403.

³⁰ In *Graf Petöfy* spricht die Schauspielerinnen Phemi auf der gemeinsamen Landpartie davon, dass die Vernachlässigung der Standesunterschiede ein »urales Sommerfrische- und Badevorrecht« sei – nach der Rückkehr in die Stadt »rückt sich's leicht wieder zurecht«, HFA 1.1, S. 724.

zumeist im Freien eingenommenen Mahlzeit findet. Häufiger kommt noch ein retrospektives kommentierendes Gespräch hinzu.³¹

Fontanes Figuren spielen mit dem Reiz des Eintauchens in eine Gegenkultur, scheinen sich dabei aber bewusst zu sein, dass sie lediglich vorgegebene Rollen realisieren. Die Texte zeigen also die Inszenierung einer Fremdheitserfahrung und stellen deren illusionären Charakter aus. Entscheidend dafür ist der Perspektivismus der narrativen Darbietung. Kein distanzierter Erzähler berichtet von den Landpartien, sondern Landschaft und Raum werden aus der subjektiven Sicht der Figuren konstituiert, so dass der Leser Einblick erhält in deren Vorstellungsmuster und Projektionsmechanismen. Im Spiegel des Figurenbewusstseins wird ersichtlich, wie die Figuren mit dem vorgegebenen Rollenmuster ›Landpartie‹ umgehen.

Wie van der Straaten, so übernimmt auch Treibel die ›Cicerone‹-Rolle³² und präsentiert den anderen die Sehenswürdigkeiten:

[...] sind Sie für Turmbesteigung [fragt er in die Runde] und treibt es Sie, diese Wunderwelt, in der keines Menschen Auge bisher einen frischen Grashalm entdecken konnte, treibt es Sie, sag' ich, dieses von Spargelbeeten und Eisenbahndämmen durchsetzte Wüstenpanorama zu Ihren Füßen ausgebreitet zu sehen?³³

Der selbsternannte Reiseführer spielt mit den an die Landpartie geknüpften Vorstellungen. Er stellt den Ausflugsort als »Idyll«³⁴ vor, um ihn dann nachdrücklich zu entidyllisieren. Unmissverständlich weist er darauf hin, dass Halensee kein unverdorbener Naturraum ist, sondern ein an der Peripherie der Großstadt gelegener Zivilisationsraum.³⁵ Als die Begleiter ihre Enttäuschung aussprechen – der See sei zu klein und in den Schwanenhäusern fehlten die Schwäne –, da hält er dagegen: »Sie verlangen zu viel. Das ist immer so; wo Schwäne sind, sind keine Schwanenhäuser, und wo Schwanenhäuser sind, sind keine Schwäne. Der Eine hat den Beutel, der andre hat das Geld.«³⁶ Deutlicher könnte sich Treibels mangelnde Empfänglichkeit für die Natur und seine präfigurierte Wahrnehmung kaum äußern:

³¹ »[I]n einem *ersten* Kapitel beobachtet der Leser jeweils die Vorbereitungen und das Eintreffen der Teilnehmer; in einer *zweiten* Phase erfreut man sich, nachdem man eines reizenden Spaziergangs genossen, an einem ländlichen Mahl (zumeist Schlei mit Dill, Fontanes Lieblingsgericht); im *dritten* Kapitel schickt man sich zur Heimfahrt an und bildet neuerlich kunstvoll geordnete Gesprächsgruppen. Entscheidend ist, dass sich Fontane sehr bald gezwungen sieht, diesen drei Erzählelementen noch ein konstitutives viertes – das rückblickende Kommentargespräch – hinzuzufügen«, Demetz, *Formen des Realismus*, S. 141.

³² Van der Straaten wird ein »Ciceroneton« zugeschrieben, HFA 1.2, S. 54.

³³ HFA 1.4, S. 402.

³⁴ HFA 1.4, S. 406.

³⁵ In vergleichbarer Weise bietet sich in *Cécile* den Harzreisenden ein »Landschaftsbild, das durch die Feueressen und Rauchsäulen einer benachbarten Fabrik« (HFA 1.2, S. 145) bestimmt wird.

³⁶ HFA 1.4, S. 405.

Das konkrete Naturerlebnis bietet ihm lediglich Anlass, um feste Vorstellungsmuster abzurufen. Natur ist für ihn, den Industriellen, kein Bereich authentischer Erfahrung, sondern ein Projektionsfeld, auf das er gesellschaftlich-ökonomische Mechanismen überträgt. Damit ist die Landpartie als Ausflug in einen anderen Erfahrungsraum diskreditiert. Der Befund lässt sich für Fontanes Romane verallgemeinern: Sie zeigen Natur als einen Projektionsraum, nicht jedoch als eine eigenwertige Gegensphäre, die der Restitution des entfremdeten Individuums dienen könnte. Dem entspricht ein weitgehendes Fehlen von Naturschilderungen.

Fontanes Figuren lassen sich nicht auf den bereisten Erfahrungsraum ein, sondern unterziehen ihn einer ironischen Umdeutung, indem sie ihn mit mythologischen Folien und Vorstellungen des Mondänen überlagern: Die blonde Wirtin wird zur »Thusnelda« und Spree-Venus erklärt,³⁷ die im Dunst liegende Schlosskuppel von Berlin wird mit Santa Maria della Salute in Venedig assoziiert und der Nachmittag in Halensee gar einem vierwöchigen Aufenthalt in Capri verglichen.³⁸ Diese Technik der Überblendung stellt die Authentizität des Figurenerlebens in Frage und betont die Subjektivität der Raumwahrnehmung. Wo van der Straaten Löbbekes Kaffeehaus großspurig als »Ship-Hotel von Stralow«³⁹ präsentiert, vermittelt der Text das Bild einer dürftigen Gartenwirtschaft mit einigen »verschnittenen Lindenbäumen« und einem Dutzend eng gestellter Tische.⁴⁰ Die figurenperspektivisch gebundene, projektive Raumwahrnehmung unterminiert den scheinbar mimetischen Charakter der Ortsbeschreibungen.

Fontanes Romane schildern nicht allein die kulturelle Praxis der Landpartie, sondern unterziehen sie der kulturdiagnostischen Durchleuchtung. Sie enthüllen die bürgerliche Unfähigkeit zu authentischem Erleben und die Fixierung auf präfigurierte Vorstellungsmuster. Fontanes Landpartien werden damit zu Ausflügen in die bürgerliche Vorstellungswelt. Bezeichnenderweise wartet die Offiziersmätresse Isabeau in *Irrungen, Wirrungen* mit ihrer eigenen, milieuspezifischen Definition auf: »Was heißt Landpartie?« fragt sie und liefert selbst die Antwort: »Landpartie heißt frühstücken und ein Jeu machen. Hab' ich recht?«⁴¹

³⁷ HFA 1.2, S. 63.

³⁸ Vgl. HFA 1.4, S. 401. Ähnlich ruft Effi Briest im Anblick der Rügener Bucht aus: »Ach, Geert, das ist ja Capri, das ist ja Sorrent«, HFA 1.4, S. 209.

³⁹ HFA 1.2, S. 145.

⁴⁰ Im Erzählerbericht ist überdies ironisch verniedlichend von einem »bräunlich[en] und appetitlich[en]« »Pfefferkuchenhaus« die Rede, HFA 1.2, S. 54.

⁴¹ HFA 1.2, S. 392.

3. *Hybride Räume: das Beispiel Hankels Ablage*

Ein Sonderstatus kommt der in *Irrungen, Wirrungen* beschriebenen Landpartie nach Hankels Ablage am Zeuthener See zu. Lenes und Bothos zweitägiger Aufenthalt in der Sommerfrische entspringt dem Wunsch, »möglichst fern von dem großstädtischen Getreibe« die Tage »in aller Stille«⁴² mit dem Partner zu verbringen. Und tatsächlich erleben sie Hankels Ablage zunächst als Enklave, als einen von den gesellschaftlichen Normen und Forderungen entlasteten Raum, der es ihnen erlaubt, sich als Paar zu entwerfen. In Fontanes Werk ist der Aufenthalt am Zeuthener See eine der wenigen Episoden, in der Natur nicht bloß als Kulisse dient und projektiv überformt wird, sondern tatsächlich als individueller Entfaltungsraum wahrgenommen wird.⁴³ Der Ausnahmestatus des Ortes wird überdies dadurch betont, dass er eine Geschichte und einen Namen erhält, also individualisiert wird. Treffen wir hier also auf die Identität eines identitätsstiftenden Ortes?

Bei näherem Hinsehen erweist sich das als trügerisch. Hankels Ablage ist eine gestörte Idylle (Preisendanz spricht von einer »Reduktionsform des Idyllischen«⁴⁴), ein hochgradig ambivalenter Raum, in sich noch brüchiger als die anderen Ausflugsorte und Sommerfrischen Fontanes. Gerade das Spiel mit dem Namen, der im Text nicht bloß mehrfach erwähnt, sondern erläutert wird, weist darauf hin. Im Gespräch, das Botho mit dem Wirt führt, taucht der Name als Problem auf: »nur eins läßt sich gegen Hankels Ablage sagen: der Name«, meint Botho und der Wirt bestätigt: Der »Name läßt viel zu wünschen übrig und ist eigentlich ein Malheur«.⁴⁵ Was damit gemeint ist, kann aus Andeutungen erschlossen werden: »Etablisement«⁴⁶ steht bedeutungsschwanger auf dem schief stehenden Wegweiser, der zum Wirtshaus führt; und hinzu kommt, dass ›Ablage‹ phonetisch und semantisch an ›Absteige‹ erinnert – und in diesem Sinn wird das Gasthaus von Bothos Offizierskollegen ja auch genutzt. Die Erläuterungen des Wirts spielen mit der sexuellen Bedeutung, erinnern aber zugleich

⁴² HFA 1.2, S. 374.

⁴³ Allerdings sind die Gewichte zwischen Lene und Botho dabei ungleich verteilt. Von Beginn an wird deutlich, dass Botho, der sich viel auf seinen besonderen Sinn für das Natürliche zugute hält, tatsächlich unempfindlich ist für die Natur. Bezeichnend dafür ist die kleine Episode des Blumenpflückens. Zuerst kann Botho keine Blumen in der Wiese entdecken und später unternimmt er es, die von Lene gepflückten botanisch zu bestimmen, woraus sie folgert: »Du hast kein Auge für diese Dinge, weil du keine Liebe dafür hast«, HFA 1.2, S. 378.

⁴⁴ Preisendanz sieht die »Zitate des idyllischen bzw. bukolischen Repertoires« in *Irrungen, Wirrungen* dadurch konterkariert, dass »die Schatten der episodisch verlassenen umgreifenden Wirklichkeit der Politik, der sozialen Differenzen und Abhängigkeiten, der zivilisatorischen Artifizialitäten auf das Bild eines anderen Daseins fallen, das die Protagonisten in ihren temporären Aufenthalt projizieren«, Wolfgang Preisendanz, »Reduktionsformen des Idyllischen im Roman des 19. Jahrhunderts (Flaubert, Fontane)«, in: Hans Ulrich Seeber, Paul Gerhard Klussmann (Hg.), *Idylle und Modernisierung in der europäischen Literatur des 19. Jahrhunderts*, Bonn 1986, S. 81–92, hier S. 85.

⁴⁵ HFA 1.2, S. 381.

⁴⁶ HFA 1.2, S. 375.

an die Geschichte des Ortes: Hankels Ablage war in früherer Zeit ein Verkehrsknotenpunkt der umliegenden Dörfer; »sie hatten Ausfuhr und Einfuhr«,⁴⁷ sagt der Wirt, was man als sexuelle Anspielung lesen kann, was aber zugleich auf die einstige ökonomische Bedeutung der Bucht hinweist, die als »Hafen, Stapelplatz, ›Ablage‹ für alles, was kam und ging«⁴⁸ diente. Die touristische Sommerfrische, die den Berlinern als unberührtes Naturidyll gilt, war demnach einst Zentrum regionalen Handels.

Doch auch in der Gegenwart ist Hankels Ablage ein Ort mit zwei Gesichtern. »Sobald das Eis bricht«, versichert der Wirt, »so kommt auch schon Besuch, und der Berliner ist da«.⁴⁹ Der Berliner kommt nicht einzeln, sondern fällt in Horden ein, wie der Wirt, der sein eigenes Bild der Landpartie als eines touristisch-kommerziellen Phänomens entwirft, anschaulich zu schildern weiß:

Denn wie verläuft eine solche Partie? Bis Dunkelwerden sind sie draußen in Wald und Wiese, dann aber kommt das Abendbrot, und dann tanzen sie bis um elf. Nun werden Sie sagen, »das ist nichts Großes«, und wär' auch nichts Großes, wenn der andre Tag ein Ruhetag wär'. Aber der zweite Tag ist wie der erste und der dritte ist wie der zweite. Jeden Abend um elf dampft ein Dampfer mit 240 Personen ab, und jeden Morgen um neun ist ein Dampfer mit ebensoviel Personen wieder da. [...] Und so vergeht die Nacht mit Lüften, Putzen und Scheuern, und wenn die letzte Klinke wieder blank ist, ist auch das nächste Schiff schon wieder heran. Natürlich hat alles auch sein Gutes und wenn man um Mitternacht Kasse zählt, so weiß man, wofür man sich gequält hat.⁵⁰

Hankels Ablage, von dessen »Schönheit und Einsamkeit« Botho »wahre Wunderdinge«⁵¹ gehört hatte, ist also Ort einer florierenden Tourismusindustrie und damit Beispiel für einen sozioökonomisch bedingten räumlichen Strukturwandel, für die Umstellung von ländlicher Wirtschaft auf Tourismus. So lösen die Erläuterungen zu Namen und Geschichte die Identität des Ortes gerade auf und machen ihn als Rückzugsort aus der Gesellschaft zweifelhaft.

Auch die Raumdarstellung zielt auf Erzeugung von Ambivalenzen. Das ehemalige Fischerhaus wahrt äußerlich – mit seinen rustikalen Holztischen, dem »Schilfdach«⁵² und den »Lehmwänden«⁵³ – den Anstrich des Einfachen, tatsächlich aber hat man sich durch Aus- und Umbauten des Hauses bestens auf die Bedürfnisse der Touristen eingestellt. Eine Steigerung erfährt die semantische Mehrdeutigkeit in der Giebelstube, in der Lene und Botho übernachteten. Raum und Interieur stellen eine Mischung aus Altem und Neuem vor. Die an den Wänden hängenden Bilder lösen die Eindeu-

⁴⁷ HFA 1.2, S. 381.

⁴⁸ HFA 1.2, S. 381 f.

⁴⁹ HFA 1.2, S. 383 f.

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ HFA 1.2, S. 375.

⁵² HFA 1.2, S. 379.

⁵³ HFA 1.2, S. 385.

tigkeit des Raumes vollends auf. Denn sie verweisen auf andere Räume, so dass unterschiedliche Raumsemantiken sich überlagern und den Raum mehrfach mit Bedeutung überschreiben.

Die Bedeutung der Bilder wird dadurch hervorgehoben, dass Lene sie betrachtet und kommentiert. Im einen Fall handelt es sich um eine erotische Lithographie von Paul Gavarni, *Si jeunesse savait*. Die Graphik betont das Zweideutige der Situation, stützt die Konnotation ›Absteige‹ und rührt in Lene entsprechend unangenehme Gefühle auf: Sie fühlt sich, so heißt es, »von dem Lüsternen in dem Bilde wie von einer Verzerrung ihres eignen Gefühls beleidigt«. ⁵⁴ Eine besondere Pointe liegt darin, dass sie die Graphik bereits kennt: der gleiche Druck hängt nämlich auch in den Räumen der Gärtnersfrau Dörr, bei der sie gemeinsam mit ihrer Ziehmutter wohnt. Damit kommt es zu einer Sphärenvermischung: In der Sommerfrische, dem vermeintlich gesellschaftsfernen Rückzugsort, sieht Lene sich unvermutet an ihr eigenes Milieu erinnert – aber nicht in der idealisierenden Variante Bothos, sondern in der derb-ordinären der Gärtnersfrau, die das Gespräch gerne auf »wuppende« Bettfedern ⁵⁵ und ähnliche Peinlichkeiten lenkt.

Während die erotische Graphik zur Zweideutigkeit des ›Etablissements‹ passt, stehen die beiden anderen Bilder im Kontrast dazu. Die Gemälde von Emanuel Leutze (1816–1868) und dem – von Fontane geschätzten ⁵⁶ – englischen Historienmaler Benjamin West (1738–1820) wirken deplaziert. Sie gehören offensichtlich weder ins Umfeld der ehemaligen Fischerkate noch in Lenes Milieu. Leutzes Gemälde stellt den historischen Moment dar, in dem Washington an der Spitze der republikanischen Truppe 1776 den Delaware überschreitet; West gestaltet den Tod Admiral Nelsons in der Seeschlacht. Beim vergeblichen Versuch, die englischen Bildunterschriften zu lesen – *Washington crossing the Delaware*, *The last hour of Trafalgar* –, kommt Lene die eigene mangelnde Bildung zu Bewusstsein und die Kluft, die sie von Botho trennt. Die Bilder sind also Bothos Sphäre zugeordnet und markieren deren kulturelle Abgrenzungs- und Ausschlussmechanismen. Sie unterstreichen, was für den ›idyllischen‹ Aufenthalt insgesamt gilt: Botho und Lene sind »einander so nah und gleichzeitig so fern wie nirgends sonst im Roman«. ⁵⁷

Botho selbst sammelt Bilder des Malers Andreas Achenbach (1815–1910); er ist stolzer Besitzer des Gemäldes *Seesturm* (1890), über das sich Fontane in einer seiner Kunstkritiken despektierlich äußerte; der Maler sei nun »glücklich bei der Spülwas-

⁵⁴ HFA 1.2, S. 386.

⁵⁵ HFA 1.2, S. 364.

⁵⁶ Benjamin West, schreibt Fontane in den *Briefen aus Manchester*, »scheint mir bisher nicht in einem Maße gewürdigt worden zu sein, das seiner Bedeutung entspricht«, HFA 3.3/1, S. 474. Er sieht in ihm den Wegbereiter einer realistischen Historienmalerei.

⁵⁷ Walter Hettche, »Irrungen, Wirrungen«. Sprachbewußtsein und Menschlichkeit: Die Sehnsucht nach den ›einfachen Formen‹, in: Christian Grawe (Hg.), *Fontanes Novellen und Romane*, Stuttgart 1991, S. 136–156, hier S. 140.

serfarbe des Meeres angekommen«,⁵⁸ kritisiert er das Effekthaschende des Bildes. Der Roman selbst rückt Bothos Kunstliebe in ein schiefes Licht. Erfährt man doch, dass Bothos Achenbach-Begeisterung einen zufälligen Ursprung hat: Ausschlag nämlich gibt der Besitz eines ersten Bildes, das ihm als Losgewinn zugefallen ist. Hinzu kommt, dass die geschichtlich-heroischen Themen der Bilder in ironischem Kontrast zu Bothos gänzlich unheroischer untätig-drohnenhafter Offiziersexistenz stehen. Die Bilder, denen man sowohl eine individual- als auch eine sozialpsychologische Dimension zuschreiben kann, sind Zeichen für Bothos Sehnsucht nach einem erfüllten und bewegten Dasein und zeugen mentalitätsgeschichtlich von dem kompensatorischen Bedürfnis nach einer wilden, ungebändigten Natur (See-sturm!) oder großen geschichtlichen Taten. Die Bilder in Hankels Ablage, die auf den Geschmack eines gehobenen bürgerlichen Publikums ausgerichtet sind,⁵⁹ lassen den vermeintlichen Naturraum zum Kulturraum werden. Sie überlagern ihn mit Kunstwerken, in denen sich die Bedürfnisse und Phantasien des Bürgertums artikulieren.⁶⁰ Hankels Ablage, der Verkehrsknotenpunkt früherer Zeiten, ist gegenwärtiger Knotenpunkt in dem Sinn, dass sich hier Spannungen und Widersprüche der zeitgenössischen bürgerlichen Kultur verdichten.

Wir haben nun gesehen, wie Fontanes Romane, indem sie auf Bilder referieren (auf reale wie fiktive), die semantische Eindeutigkeit des literarisch konstruierten Raumes auflösen. Der vermeintliche Naturraum zeigt sich von kulturellen und gesellschaftlichen Vorstellungen besetzt: »Die Gesellschaft ist überall; die Idylle wird widerlegt.«⁶¹ Fontanes Romane entwerfen Realität als hermetisch geschlossenes Spiegelkabinett bürgerlicher Ideologie. Sie führen hinein in bürgerliche Bildwelten, aber nicht aus ihnen heraus.

⁵⁸ Zitiert nach Keisch/Schuster/Wullen (Hg.), *Fontane und die Bildende Kunst*, S. 174.

⁵⁹ Insbesondere Leutzes *Washington crossing the Delaware* hatte als Stich Paul Giradets weite Verbreitung gefunden.

⁶⁰ Auch der umgekehrte Fall, dass nämlich der Kulturraum mit Bildern der Natur besetzt wird, findet sich in Fontanes Romanen. In der Villa des Börsenspekulanten van der Straaten in *L'Adultera* hängt ein Porträt seiner Frau, das sie in »ganzer Figur« zeigt, »ein wogendes Kornfeld im Hintergrunde und sie selber eben beschäftigt, ein paar Mohnblumen an ihren Hut zu stecken«, HFA 1.2, S. 17. In dieser Darstellung, die an ein beliebtes Bildmotiv Monets erinnert, drückt sich eine zeittypische Ambivalenz der Frauenrolle aus: die Frau wird domestiziert (Melanie van der Straaten lebt eingeschlossen in einer artifizialen Welt, in einem »goldenen Käfig«) – und sie wird zugleich als das Andere der Kultur entworfen. Ihrer naturfernen Existenz wird das Wunschbild einer naturnahen Existenz aufgeprägt.

⁶¹ Müller-Seidel, *Theodor Fontane*, S. 266.

4. Gefahren des Übergangs

»Bei [...] Fontane fährt man ab und kommt an; die Reisen fallen, wie auf der Komödienbühne in die Pausen«⁶². Diese Bemerkung Walter Müller-Seidels trifft auf die Mehrzahl der in Fontanes Romanen geschilderten Landpartien zu. Sie sind risikolos, fußen auf sorgfältiger Planung und vermitteln lediglich die Illusion von Fremderfahrung. Eine von Kultur unberührte Natur scheint es nicht zu geben, so dass die Reise lediglich von einem bergenden Kulturraum zum andern führt. Fontanes Figuren jedoch, insbesondere seine weiblichen Protagonistinnen, packt mitunter ein Verlangen, aus dem ungefährdeten und inauthentischen Raum bürgerlicher Projektionen auszubrechen. Effi spricht das deutlich aus, wenn sie auf die Warnung, sich nicht zu weit aus der Kutsche zu beugen, entgegnet: »wenn ich hinausflöge, mir wär' es recht, am liebsten gleich in die Brandung«.⁶³

Fontanes Texte schließen das Unvorhergesehene und Unbekannte nicht gänzlich aus. Insbesondere begegnet es an den räumlichen Übergängen, also bei der Bewegung von Ort zu Ort. Hier tun sich bisweilen unvermittelt Abgründe auf – genauer: eine abgründige Natur, eine nicht domestizierbare Elementargewalt. Die Texte codieren das Fremde als Landschaftsräume mit verschwimmenden Grenzen, als Sumpf, Eisfläche, Schloon. Zwar führen Fontanes Landpartien von einem markierten, fest umgrenzten Raum zum anderen, dazwischen aber, auf dem Weg oder der Passage, können die Grenzen aufweichen, kann der Boden seine Festigkeit verlieren und der Raum sich ins Unbestimmte öffnen. Das prominenteste Beispiel für eine derartige Erfahrung des – in wörtlichem Sinn – Bodenlosen bildet die weihnachtliche Schlittenfahrt in *Effi Briest*. Im Sommer pflügt der Schloon auszutrocknen, so dass man ungefährdet über ihn hinweg fahren kann, im Winter aber

[d]a wird es ein Sog, und am stärksten immer dann, wenn der Wind nach dem Lande hin steht. Dann drückt der Wind das Meerwasser in das kleine Rinnsal hinein, aber nicht so, daß man es sehen kann. Und das ist das Schlimmste von der Sache, darin steckt die eigentliche Gefahr. Alles geht nämlich unterirdisch vor sich, und der ganze Strandsand ist dann bis tief hinunter mit Wasser durchsetzt und gefüllt. Und wenn man dann über solche Sandstelle weg will, die keine mehr ist, dann sinkt man ein, als ob es ein Sumpf oder ein Moor wäre.⁶⁴

Hier zeigen sich plötzlich Lücken und Untiefen in der bürgerlichen Erfahrungswelt. Sie machen den Ehebruch, den Bruch mit den bürgerlichen Konventionen, sichtbar als Verlust von räumlicher Geschlossenheit, Verlässlichkeit und Kontinuität. Auf diese Weise wird der Ehebruch, den der Erzähler dezent ausspart, dann

⁶² Demetz, *Formen des Realismus*, S. 118.

⁶³ HFA 1.4, S. 157.

⁶⁴ HFA 1.4, S. 159.

doch narrativ vermittelt und als Riss im geschlossenen Kosmos der bürgerlichen Welt kenntlich gemacht. Auch wenn die eigentliche sexuelle Vereinigung eine Leerstelle im Text bildet und folglich dem Leser unzugänglich bleibt – Fontanes literarische Topographie holt das Ausgesparte mittelbar ein, indem sie es topographisch markiert und den räumlichen Kontinuitätsbruch mit Bildern, Zitaten und mythischen Vorstellungen umstellt.

Ein wichtiges Glied in der Kette der Bilder und Verweise bildet das eigentliche Ziel der Schlittenpartie, das Forsthaus Ring, das sich als heterogener und inauthentischer Raum präsentiert. Ähnlich wie in Hankels Ablage ist die Wohnung der Försterfamilie gekennzeichnet durch die Kopräsenz von Dingen, die auf unterschiedliche soziale Sphären verweisen.⁶⁵ So hängen auch im Forsthaus Gemälde, die den Raum mit anderen Räumen überblenden, etwa Darstellungen der Marienburg, des Danziger Klosters Oliva sowie eine Reproduktion des Altarbilds *Das jüngste Gericht* des niederländischen Malers Hans Memling (ca. 1430/40–1494). Dieses Weltgerichtsbild, das Jesus als Weltenrichter zeigt, der die Glückseligen ins Paradies, die Verdammten aber in die Hölle schickt, weist voraus auf Effis »Sündenfall« und spiegelt ihre Angst vor der eigenen Verführbarkeit. Im Gegenzug beschwört sie selber immer wieder Clemens Brentanos Gedicht von der Gottesmauer herauf, das sie zwar nicht wörtlich zitiert, dessen Inhalt sie aber Crampas während eines Spaziergangs in Form der folgenden »kleinen Geschichte« wiedergibt:

Da war irgendwo Krieg, ein Winterfeldzug, und eine alte Witwe, die sich vor dem Feinde mächtig fürchtete, betete zu Gott, er möge doch »eine Mauer um sie bauen«, um sie vor dem Landesfeinde zu schützen. Und da ließ Gott das Haus einschneien, und der Feind zog daran vorüber.⁶⁶

Auch Effis Ängste und innere Schutzmechanismen werden also in räumliche Vorstellungen transponiert. Die Raumsemantik dient der Inszenierung psychischer Vorgänge. Der befestigte, durch Schnee hermetisch abgeschlossene Ort des Gedichts, ein Sinnbild der Jungfräulichkeit Marias,⁶⁷ bildet die räumliche Gegenvorstellung zum Schloon, der tückisch und unberechenbar unter der Schneedecke lauert.

Schluss

Manet bedient sich einer Technik, die ich als Überblendung bezeichnet habe. Er überblendet eine gegenwärtig anmutende Situation mit biblischen und mythologischen Bildthemen (die Bildkomposition seines *Frühstück im Grünen* lehnt sich insbe-

⁶⁵ Motiviert wird das durch die Herkunft der Förstersfrau aus einer reichen Kaufmannsfamilie.

⁶⁶ HFA 1.4, S. 151.

⁶⁷ Schuster, *Theodor Fontane*, S. 1 f.

sondere an Raffaels *Urteil des Paris* an). Dadurch entsteht eine Figuration, die irritiert, weil sie mit allen Wahrnehmungskonventionen bricht, eine neue Raumkonstellation schafft, die weder in der Gegenwart noch in der künstlerischen Tradition ihre Entsprechung findet. Wir haben gesehen, dass Fontane ebenfalls mit Strategien der Überblendung arbeitet. Manets *Frühstück im Grünen* und Fontanes *Romane* richten die Aufmerksamkeit dabei auf ähnliche Aspekte: auf das Verhältnis von Großstädter und Natur, auf die Geschlechterrollen, auf Sehnsüchte und Projektionen des bürgerlichen Daseins. Freilich zeigen sich auch Differenzen zwischen Fontanes narrativem und Manets malerischem Verfahren. Fontane rückt figurengebundene Wahrnehmungen in den Mittelpunkt, Räume werden in seinen Romanen perspektivisch erschlossen. Er überblendet die erzählerisch repräsentierten Räume mit imaginären Räumen, die als mentale Vorstellungsmuster oder materielle Bildwerke aufgerufen werden und in jedem Fall Projektionscharakter besitzen. Wie Manets Bild können auch Fontanes Texte eine Erschütterung eingefahrener Wahrnehmungskonventionen auslösen – jedoch in signifikant anderer Weise: Sie schaffen ein Bewusstsein für milieu- und mentalitätsgeschichtlich geprägte Wahrnehmungsmuster, die Realität zum Käfig bürgerlicher Ideologie werden lassen.

Gut zu sehen ist das an *dem »Frühstück im Grünen«*, das Botho und Lene in Hankels Ablage unter einer großen Ulme einnehmen. Es gibt Kaffee, Tee, Eier und Fleisch; in einem »silbernen Ständer« werden »Schnittchen von geröstetem Weißbrot«⁶⁸ gereicht. Die dabei zu vernehmenden Arbeitsgeräusche empfindet Botho nicht als störend, sondern integriert sie mühelos in sein touristisches Erleben. Zu erkennen ist, wie Bothos sozialromantische Wahrnehmung den Raum projektiv überformend vereindeutigt, während der Text auf seine Mehrfachcodierung verweist.

Hier müssen wir öfter unser Frühstück nehmen. [...] Himmlisch! Und sieh nur da drüben auf der Werft, da kalfatern sie schon wieder und geht ordentlich im Takt. Wahrhaftig, solch Arbeitstaktschlag ist doch eigentlich die schönste Musik.⁶⁹

⁶⁸ HFA 1.2, S. 389.

⁶⁹ Ebd.

»Meine wilden nackten Freunde im Stillen Meer« Ethnographie und Realismus in der deutschen Südseeliteratur

GABRIELE DÜRBECK (Hamburg)

Der vorliegende Beitrag untersucht, in welcher Weise die deutsche populär ausgerichtete Reiseliteratur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als »Reflexionsmedium einer realistischen Anthropologie« angesehen werden kann.¹ Lässt sich sagen, dass die Reiseprosa in besonderen Maße geeignet ist, ethnographisches und anthropologisches Wissen der Zeit zu vermitteln? Vermag sie kulturelle Praktiken in ihrem Kontext verständlich zu machen? Welche Rolle spielen dabei zeitgenössische Konventionen in der Darstellung des Fremden? Diese Fragen sollen mit Blick auf die Darstellung der Kulturen des Südpazifik an drei für die damalige Reiseliteratur einschlägigen Genres – Überseeroman, Reismemoiren und Publizistik – erörtert werden. Der ethnographische Gegenstand wird auf die Darstellung des Tanzes eingegrenzt, und zwar in den verschiedenen Regionen Ozeaniens: Polynesien, Mikronesien und Melanesien. Als exemplarisch ausgewählte Texte dienen Friedrich Gerstäckers Roman *Tahiti* (1854), Karl Sempers Bericht *Die Palau-Inseln im Stillen Ocean. Reiseerlebnisse* (1873) und Otto Schellongs Beitrag »Musik und Tanz der Papuas«, der 1889 in der länder- und völkerkundlichen Zeitschrift *Globus* erschien.

Nach einem kurzen Überblick über die Reiseliteraturforschung soll anhand der drei Beispiele analysiert werden, mit welchen Authentifizierungsstrategien die Darstellung des jeweiligen einheimischen Tanzes ausgestattet ist, inwieweit es gelingt, die kulturelle Praktik dem Publikum detailliert und sachangemessen zu vermitteln und wie die Darstellung in das realistische Paradigma eingebettet ist.

1. *Reiseliteratur des Realismus und ethnographischer Diskurs*

In der Reiseliteraturforschung zum Realismus wird die Epoche (1848–1890) vor allem unter sozialpolitisch geprägten Themen wie Modernisierung, Auswanderung, Vermessung der Welt und Kolonialismus behandelt. Zur Reiseliteratur des Realismus gehört auch die »Erschließung des Orients und der ›Exotismus««,² die Peter J. Brenner als Reaktionen auf Entfremdungserscheinungen im Modernisie-

¹ Vgl. das Outline zur Tagung »Magie der Geschichten. Schreiben, Forschen und Reisen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts« (Mai 2008), welches dem vorliegenden Beitrag zugrunde liegt.

² Peter J. Brenner, *Der Reisebericht in der deutschen Literatur*, Tübingen 1990, S. 549.

rungsprozess ansieht. Gattungstypologisch gibt es eine große Formenvielfalt: Reiseschilderungen, -erlebnisse und -memoiren, in deren Mittelpunkt der Verfasser mit seinen Erlebnissen steht, Auswanderer-, Übersee- und Abenteuerromane ebenso wie wissenschaftliche Reiseberichte, die sich seit dem späten 18. Jahrhundert gegenüber populärvermittelnden Formen ausdifferenzierten. Durch die Entbindung vom Nützlichkeitspostulat wurde das Reisetema seit der Spätaufklärung »für vielfältige Ästhetisierungen frei und verfügbar«.³ Wesentliche Neuerungen sind die Darstellung des Reiseerlebnisses und die Subjektivierung der Gattung, die sich etwa in Heines *Reisebildern* in einer Tendenz zum Fragmentarischen,⁴ in Alexander von Humboldts Reiseberichten in einer Betonung der sinnlich-ästhetischen Anschauung oder in Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* in einer Darstellung des Partikularen bei zugleich panoramatischer Perspektive niederschlagen.

Bezogen auf das Thema dieses Sammelbandes gehen die folgenden Überlegungen von einer Forschungshypothese und einem Desiderat aus: In der Realismusforschung ist der Auswanderer- und Überseeroman des 19. Jahrhunderts dadurch gekennzeichnet, dass er mit seiner »auf Genauigkeit und Aktualität zielenden Erzählweise« den Blick für die »ethnographische Realienwelt« öffne, wobei – so Anselm Maler – das Abenteuerliche nur akzidentiell bleibe.⁵ Als Beispiele dienen Sealsfield, Möllhausen und Gerstäcker, bei denen eine »realistische Praxis des ethnographischen Erzählens« festzustellen sei.⁶ Demnach gilt die Bezugnahme auf den ethnographischen Diskurs als Genremerkmal für den Überseeroman. Dabei wird jedoch – trotz der von Stefan Fisch und Peter J. Brenner beschriebenen Ausdifferenzierung wissenschaftlicher und populärvermittelnder Genres im 19. Jahrhundert – die Art und Weise völkerkundlicher Darstellung in der Reiseliteraturforschung zu wenig problematisiert. Zwar wird unterschieden zwischen einer stärker sachberichtenden und einer populären, oft fikionalisierten Darstellung, aber weder wird eingehend reflektiert, wie unterschiedliche Darstellungsweisen den ethnographischen Gegenstand verschieden konstruieren, noch i. E. erörtert, inwiefern der Authentizitätsanspruch eingelöst wird und sich mit dem Wirklichkeitsanspruch der Zeit trifft.

Was den ethnographischen Diskurs im deutschen Sprachraum betrifft, ist dessen Geschichte für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in guten Ansätzen unter-

³ Gerhard Sauder, »Formen gegenwärtiger Reiseliteratur«, in: Anne Fuchs, Theo Harden (Hg.), *Reisen im Diskurs. Modelle literarischer Fremderfahrung von der Pilgerreise bis zur Postmoderne*, Heidelberg 1995, S. 552–573, hier S. 555.

⁴ Im »Hervortreten der Subjektivität mit der formalen Konsequenz des Fragmentarismus« sieht Brenner (*Der Reisebericht*, S. 323) den gemeinsamen Nenner der Reiseliteratur zwischen Spätaufklärung und Restauration.

⁵ Anselm Maler, »Exotische Realienchau. Anmerkungen zur ethnographischen Erzählweise im Überseeroman des 19. Jahrhunderts«, in: ders., *Exotische Welten in populären Lektüren*, Tübingen 1990, S. 5 f.

⁶ Ebd., S. 8.

sucht worden.⁷ Der ethnographische Diskurs hat sich mit der Begründung von Ethnographie und Völkerkunde als Wissenschaften im Umkreis des Göttinger Historikers Johann Christoph Gatterer (1727–1799) konstituiert.⁸ Mit der zunehmenden Spezialisierung und Ausdifferenzierung der Wissenschaften im Laufe des 19. Jahrhunderts bildeten sich auch die Ethnologie und (Physische) Anthropologie als eigene Disziplinen heraus. In Deutschland trieben vor allem der Völkerkundler Adolf Bastian (1826–1905) und der Mediziner Rudolf Virchow (1821–1902) in Berlin sowie der Zoologe und Geograph Friedrich Ratzel (1844–1904) in Leipzig deren disziplinäre Institutionalisierung voran. Doch war der Prozess bis 1900 weder abgeschlossen, noch waren diese Disziplinen klar voneinander abgegrenzt. Deshalb wird hier die Bezeichnung ›ethnographischer Diskurs‹ als summarischer Oberbegriff für das Reden über völkerkundliche Gegenstände verwendet.

Der ethnographische Diskurs hat Entdeckung, Erkundung und Beschreibung fremder Völker und Kulturen zum Gegenstand. Die Beschreibung bezieht sich zum einen auf den anthropologischen Typus (Körperbau, Hautfarbe, Haar usw.), der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts auch zunehmend mit Methoden wie Anthropometrie, Kraniometrie und vergleichender Rassenkunde erforscht wurde. Zum anderen richtet sich die ethnographische Beschreibung auf das Sozial- und Regierungssystem, die Siedlungsform und Bauweise der Häuser, auf Kleidung, Tätowierung und Schmuck, dokumentiert kulturelle Praktiken wie Geburts-, Heirats- und Bestattungsriten, Kriegstechniken und religiöse Feste ebenso wie Ernährung, Fischfang und Ackerbau sowie die Herstellung von Artefakten und Kunstgegenständen.

Die ethnographische Beschreibung folgt bis zum späten 19. Jahrhundert nur bedingt verbindlichen Standards. Ein Vorstoß zur Professionalisierung der Völkerkunde und Anthropologie stellt zwar die praktische *Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen* von 1875 dar,⁹ doch setzten sich diese neuen Richtlinien, insbesondere die Adolfs Bastians und Rudolfs Virchows, bei Forschungsreisenden nur zögerlich durch. Zu erwähnen ist, dass die genannten Disziplinen bis 1900 von popularisierenden Medien wie Reisebericht, länder- und völkerkundliche Publizis-

⁷ Vgl. insbesondere das Handbuch von Werner Petermann, *Die Geschichte der Ethnologie*, Wuppertal 2004. Vgl. auch die wichtigen Einzelstudien von Han F. Vermeulen, »Frühe Geschichte der Völkerkunde oder Ethnographie in Deutschland 1771–1791«, in: Matthias Laubscher, Bertram Turner (Hg.), *Systematische Völkerkunde. Völkerkunde Tagung 1991*, München 1994, S. 329–344 und Sigrid Westphal-Hellbusch, »Hundert Jahre Ethnologie in Berlin, unter Berücksichtigung ihrer Entwicklung an der Universität«, in: Hermann Pohle, Gustav Mahr (Hg.), *Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1869–1969*, Berlin 1969–71.

⁸ Hans Fischer, »Völkerkunde«, »Ethnographie«, »Ethnologie«. Kritische Kontrolle der frühesten Belege«, in: *Zeitschrift für Ethnologie* 95 (1979), S. 169–182.

⁹ G[eorg] Neumayer, *Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. Mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Kaiserlichen Marine*, Berlin 1875. Vgl. insbesondere die Beiträge von Adolf Bastian, »Allgemeine Begriffe der Ethnologie« (S. 516–533) und Rudolf Virchow, »Anthropologie und prähistorische Forschungen« (S. 571–590).

tik, Völkerkundemuseum und Völkerschau befördert wurden. Darum ist Popularisierung nicht als ein »nachträgliches, sekundäres Phänomen«,¹⁰ sondern als ein konstitutives Element des Ausdifferenzierungs- und Institutionalisierungsprozesses der Ethnographie und Ethnologie zu betrachten.¹¹ Diese enge Verflechtung von populären und wissenschaftlichen Formen der Völkerkunde bestimmte auch die Kriterien dafür, was im Untersuchungszeitraum als glaubhafte Darstellung ethnographischer Gegenstände angesehen wurde. Dies soll nun an den drei Beispielen ausgeführt werden.

2. Gerstäckers *Tahiti* (1854) – eine »ethnographische Monographie in Romanform«^{12?}

Das erste Beispiel ist Friedrich Gerstäckers Roman *Tahiti* entnommen. Die Genrezuordnungen schwanken zwischen historischem, ethnographischem und exotischem Roman, womit auch bereits die Problematik bezeichnet wäre. Denn bis heute wird in der Forschung kontrovers diskutiert, ob dieser Roman – den Tahiti-Mythos variierend¹³ – die Flucht in eine abenteuerliche »Tagtraumwelt«¹⁴ gestaltet oder ob er mit seiner Fülle an historischen und ethnographischen Realien einen Beitrag zur Epoche des Realismus leistet. Meine These ist, dass das, was von Zeitgenossen als Ethnographie verstanden wird, weitgehend von exotistischen Darstellungskonventionen überformt ist und eine ethnographische Darstellung im Sinne einer dichten Beschreibung, welche die fremden Kulturpraktiken verständlich machen würde, in dem Text nicht auffindbar ist, auch wenn Zeitgenossen den Roman für realistisch gehalten haben.

¹⁰ Dies hat Nicolas Pethes für die medizinische und juristische Fallgeschichte als populäres Medium des ausgehenden 18. Jahrhunderts festgestellt. Vgl. Nicolas Pethes, »Vom Einzelfall zur Menschheit, Die Fallgeschichte als Medium der Wissenspopularisierung zwischen Recht, Medizin und Literatur«, in: Gereon Blaseio, Hedwig Pompe, Jens Ruchatz (Hg.), *Popularisierung und Popularität*, Köln 2005, S. 63–92, hier S. 73.

¹¹ Gabriele Dürbeck, »Inszenierungen des Fremden in populären Medien zwischen Wissenschaft und Vermarktung (1860–1910)«, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 4 (2009), S. 501–518.

¹² Vgl. die Rezension in: *Das Ausland* (1854), S. 769–771, zitiert nach Sabine Schott-Tannich, *Der ethnographische Abenteuer- und Reiseroman des 19. Jahrhunderts im Urteil der zeitgenössischen Rezensenten*, Diss., Kassel 1993, S. 232.

¹³ Nach Anselm Maler sei das »Erlebnis [...] von konventionellen Wertungs- und Deutungsklischees der zeitgenössischen Tahitilegende bestimmt«, Anselm Maler, »Friedrich Gerstäcker und die Südseelegende seiner Zeit«, in: Kevin Carpenter, Bernd Steinbrink (Hg.), *Ausbruch und Abenteuer. Deutsche und englische Abenteuerliteratur von Robinson bis Winnetou*, Ausstellungskatalog, Oldenburg 1984, S. 83–88, hier S. 86.

¹⁴ Bernd Steinbrink, *Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts. Studien zu einer vernachlässigten Gattung*, Tübingen 1983, S. 138 und S. 144.

In Gerstäckers Roman wird der Konflikt zwischen protestantischen und katholischen Missionaren sowie der indigenen Bevölkerung um die Vorherrschaft auf Tahiti seit den 1830er Jahren dargestellt, welche in der Zerstörung des ehemaligen ›Paradieses‹ gipfelt. Die Handlung wird historisch bis zum Zeitraum 1842–1844 geführt, als französische Kriegsschiffe in den Konflikt auf Tahiti intervenieren, den Aufstand der Einheimischen blutig niederschlagen und die Briten zum Rückzug zwingen, woraufhin die Insel offiziell zum französischen Protektorat erklärt wird. Eingeflochten ist die Liebesgeschichte zwischen dem Matrosen René, der von einem französischen Walfängerschiff desertiert ist, und der protestantisch missionierten Einheimischen Sadie.¹⁵ Die Ehe zerbricht durch Untreue, Verrat, unüberwindbare kulturelle Differenzen und nicht zuletzt durch den Kolonialkrieg; Sadie stirbt an gebrochenem Herzen. Die gemeinsame Tochter führt jedoch ein nach traditionellen Sitten ausgerichtetes Leben auf der kleinen Insel Atiu, ein vom europäischen Zugriff noch unbescholtenes Eiland jenseits der europäischen Schifffahrtslinien. Der Tahiti-Mythos wird damit aufrechterhalten.

Die handlungstragenden Konflikte kulminieren in einem Gesellschaftsball, der von Madame Belard, einer Vertreterin der französischen Oberschicht auf Tahiti, ausgerichtet wird. Auf dem Ball lernt der Protagonist René die Amerikanerin Susanne Lewis kennen. Obwohl diese aus ihren rassistischen Einstellungen kein Hehl macht – »Sie dürfen mir nicht verübeln, daß ich nicht viel für braune Haut übrig habe«¹⁶ – verliebt sich René in sie und wird mit ihr die Insel verlassen. Ein weiterer Konflikt entsteht dadurch, dass ein französischer Offizier von Sadie einen Tanz erzwingt, gegen den sie sich sträubt, da sie, protestantisch erzogen, Tanzen für Sünde hält. Durch Renés Einschreiten wird ein Duell unvermeidlich. Für den Offizier endet es tödlich, beschädigt aber zugleich Renés Beziehung zu seiner Frau, die einem solchen Ehrkonflikt verständnislos gegenübersteht.

Inmitten dieser Konflikte, die das tragische Ende vorwegnehmen, wird mit der Darstellung eines angeblich einheimischen Tanzes ein weiteres konfliktträchtiges Thema eingebledet: In einer Orchesterpause versammeln sich die Tahitierinnen, welche die französische Gastgeberin aus Mangel an Europäerinnen eingeladen hat. Der Erzähler bezeichnet sie wiederholt als ›wildes Mädchen‹, das sich schon rein

¹⁵ Der Stoff geht auf die – für die nordamerikanisch-deutschen Literaturbeziehungen paradigmatische – Erzählung *Inkle und Yariko* zurück, die am 13. März 1711 in der moralischen Wochenschrift *The Spectator* von Joseph Addison und Richard Steele publiziert wurde. Die Geschichte vom Edelmut einer indianischen Wilden gegenüber der wirtschaftlich-kolonialen Gewinnsucht des Europäers wurde in der europäischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts wiederholt aufgenommen und variiert. Vgl. Thomas Koebner, »Das verbotene Paradies. Fünf Anmerkungen zum Südsee-Traum in der Literatur«, in: ders., *Zurück zur Natur. Ideen der Aufklärung und ihre Nachwirkung*, Studien, Heidelberg 1993, S. 66–84.

¹⁶ Friedrich Gerstäcker, *Tahiti*, hg. von Wolfgang Bittner und Thomas Ostwald in Verbindung mit der Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, Braunschweig, Berlin 1987, S. 266. – Diese Ausgabe wird im Folgenden als ›G‹ mit Seitenzahl in Klammern im Text zitiert.

äußerlich von den Französisinnen unterschieden. Über dem Pareu, einer Art Wickelrock, tragen sie ein loses Obergewand, von dem es heißt, dass es »die Formen des Körpers mehr verrate[n] als verhüll[e]« (G 255); außerdem hätten die meisten nackte Füße, nur einige von ihnen trügen Schuhe und Strümpfe, die ihnen aber, wie der Erzähler bemerkt, unbequem seien. Als »Typus dieser schönen Schar« (G 254) wird Aumama hervorgehoben. Mit »großen, lichtklaren und diamantgleichen schwarzen Augen« sticht sie als »eine der schönsten Frauen der Insel« (G 255) heraus, bei der sogar die dunkle Haut vorteilhaft wirke. Ihr seidenweiches Haar ist mit wohlriechendem Kokosöl getränkt, ihr Haupt mit einem Kranz aus Orangenblüten und Cape Jasmin umwoben.¹⁷ Ihre Schilderung vereinigt demnach alle Topoi der sexuell begehrenswerten Exotin und ruft damit einen für die Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts typischen Voyeurismus wach.¹⁸ Im Gespräch mit Sadie verwirft Aumama den europäischen Standardtanz als »kalt«, die Musik als »lärmend« und wünscht sich stattdessen eine »offene Stelle unter blühenden Zweigen und [...] blinkenden Sternen« und eine Trommel herbei, um tanzen zu können. Obgleich sie nach einer Person gestaltet ist, die Gerstäcker selbst auf Tahiti getroffen hat,¹⁹ schließt diese Darstellung unverkennbar an den seit dem späten 18. Jahrhundert geführten (vulgär-)rousseauistischen Diskurs an, wonach sie als »edle Wilde«, natürlich eingebunden in ihre Umwelt, zur Trägerin einer latenten Zivilisationskritik stilisiert und mit ihren diamantgleichen schwarzen Augen zugleich sexualisiert wird.²⁰

Diese Darstellung bildet den Auftakt für die folgende Tanzszene. Es heißt: »Den Takt mit den flachen Händen auf die Hüften schlagend, singend und lachend begann die muntere Schar den wilden Upepehe, den Lieblingstanz ihres Stammes« (G 270). Statt nun aber eine Beschreibung dieses Tanzes zu liefern, wird lediglich von dessen Wirkung erzählt. Die Marineoffiziere, bereits mit den Tahitierinnen bekannt, fühlen sich angezogen, die Gastgeberin hingegen versucht den Tanz, den sie als Ausschweifung ansieht, zu unterbinden. Dies gelingt ihr erst, als ihr die Trompeten zu Hilfe kommen, welche die Tänzerinnen aus dem Takt bringen. Diese Epi-

¹⁷ Diese Figur wurde schon früh in die Handlung als kulturell unangepasstes Pendant zu Sadie eingeführt. Aumama – mit einem französischen Offizier verheiratet, der sie mit ihrer Schwester beträgt – verweigert sich der Missionierung und hält an traditionellen tahitischen Sitten fest.

¹⁸ Vgl. Karl-Heinz Kohl, »Abwehr und Verlangen. Das Problem des Eurozentrismus und die Geschichte der Ethnologie«, in: ders., *Abwehr und Verlangen. Zur Geschichte der Ethnologie*, Frankfurt a. M. 1987, S. 123–142 und S. 158–159.

¹⁹ Im zweiten Band *Die Südsee-Inseln seiner Reisen* (Jena ²1873, S. 10 f.) berichtet Gerstäcker von Aumama, der er auf einem Ausflug mit einem Straßburger Soldaten in der Nähe Papeetes begegnet und die er über ihren Mann Lefevre ausfragt. Insofern beruht der Roman auf einer historischen Folie, welche aber nicht dazu verwendet wird, die gängigen Klischees zu durchbrechen oder zu relativieren.

²⁰ Urs Bitterli, *Die ›Wilden‹ und die ›Zivilisierten‹. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung*, München 1976, S. 385–388; Thomas Koebner, »Geheimnisse der Wildnis. Zivilisationskritik und Naturexotik im Abenteuerroman«, in: ders., Gerhart Pickenrodt, (Hg.), *Die andere Welt. Studien zum Exotismus*, Frankfurt a. M. 1987, S. 240–266.

sode kann den Umgang mit ethnographischen Details in diesem Roman exemplarisch verdeutlichen. Der Tanz wird nicht in seinem Bedeutungszusammenhang beschrieben, sondern erscheint lediglich als spontane Tanzwut, welche die von den Europäern gesetzten Regeln durchbricht, aber in Kürze wieder in die zivilisierten Bahnen des Balls gelenkt wird. Neben der Betonung des Exotischen des Tanzes – überraschend, lachend, unbändig, wild, aufreizend – sticht die Kontrastierung als Darstellungsstrategie ins Auge. Dem europäischen Standardtanz steht der ›wilde Uepepe‹ gegenüber. Der kulturelle Kontrast wird durch den Wechsel zur lyrischen Sprache unterstrichen: »Fort? Laß sie schwatzen da / Herzchen, wir kommen ja, Fort! / Rasch nur die Trommel her, / steh'n wir nicht müßig mehr. Fort!« (G 270)²¹ Mit Wortwiederholung, Ausrufen, Diminutiv (»Herzchen«) und einer Häufung von O-Lauten wird sowohl die musikalische Qualität imitiert, als auch das Spielerisch-Lockende der Situation betont. Eine detaillierte Beschreibung des indigenen Tanzes sucht man vergeblich. An ihre Stelle treten exotistische Topoi, welche das Abenteuerliche betonen und den gesamten Roman grundieren. Wenn man *Tahiti* mit Steinbrink als Abenteuerroman liest, ist zu fragen, ob es auf diesen Roman zutrifft, dass er dem »Prinzip der Erfahrung und [...] einem topographischen und ethnographischen Interesse verpflichtet« ist,²² wie es für Abenteuerliteratur um 1850 noch typisch sein soll. Die von der Forschung für andere Romane Gerstäckers festgestellte Fülle ethnographischer Details²³ lässt sich für die Beschreibung des einheimischen Tanzes jedenfalls nicht beobachten. Tonangebend erscheinen hier vielmehr Exotik, Voyeurismus und Eskapismus, wenn der Tanz der Tahitierinnen mit dem Merkmal ›wild‹ ausgezeichnet und damit eine Differenz zu den ›Zivilisierten‹ behauptet wird. In der Kontrastierung des ›wilden‹ Tanzes mit der zivilisierten Welt setzt Gerstäckers Roman eine exotistische Tradition fort, welche die europäische Imagination in Südseetexten von Bougainville über Forster bis zu Chamisso und Melville prägt.²⁴

²¹ Auch ein zweites Tanzintermezzo der tahitischen Frauen wird durch lyrisches Reden angezeigt (G 273).

²² Bernd Steinbrink, Art. »Abenteuerroman«, in: Walther Killy (Hg.), *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*, Bd. 13, Gütersloh, München 1988–1993, S. 13 f., hier S. 14.

²³ Thomas Ostwald, »Friedrich Gerstäckers ethnographische Realien«, in: Anselm Maler (Hg.), *Galerie der Welt. Ethnographisches Erzählen im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1988, S. 12–23. Demgegenüber ordnet Anselm Maler Gerstäckers *Tahiti* der »exotischen Schreibtradition« zu. Siehe Anselm Maler, »Deutsche Südseebilder. Von der arkadischen Utopie zum ethnographischen Realismus«, in: ders. (Hg.), *Galerie der Welt. Ethnographisches Erzählen im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1988, S. 83–102, hier S. 89.

²⁴ Gabriele Dürbeck, *Stereotype Paradiese. Ozeanismus in der deutschen Südseeliteratur 1815–1914*, Tübingen 2007. Zu Melville ist die Forschung weitaus umfangreicher als zu Gerstäcker. Vgl. Douglas Ivison, »I saw everything but could comprehend nothing: Melville's Typee, Travel Narrative and Colonial Discourse«, in: *American Transcendental Quarterly* 16/2 (2002), S. 115–130 sowie die Beiträge in: Jill Barnum, Wyn Kelley, Christopher Sten (Hg.), »Whole Oceans Away«. *Melville and the Pacific*, Kent (OH) 2007.

Einzuräumen ist allerdings, dass der Roman Einiges anbietet, um ethnographische Authentizität zu fingieren. Es werden tahitische Namen für Figurenbezeichnungen und einzelne tahitische Ausdrücke verwendet, deren Übersetzung in Anmerkungen zu finden ist.²⁵ Es treten historische Personen auf wie etwa die tahitische Königin Pomare IV. oder der französische Marineoffizier Abel du Petit-Thouars (1793–1864), der 1842 Tahiti zum französischen Protektorat erklärte. Zudem wird wenigstens ein Eindruck von der monarchischen Regierungsform vermittelt, wenn eine Versammlung Pomares mit den Häuptlingen geschildert wird. Dennoch, für eine Deutung indigener kultureller Praktiken fehlt diesen Informationen jegliche Kontextbildung, die ihre Bedeutung verständlich machen könnte. Dasselbe gilt für die Erwähnung weiterer ethnographischer Details wie etwa die Herstellung von Tapa, die Praxis des Nasenreibens als Freundschaftsbekundung, der Rückzug in die unzugänglichen Berge als Kriegstaktik oder eine Bestattung, von der es lediglich heißt, dass sie nach den ›alten Sitten‹ vorgenommen werde.²⁶ Solche vereinzelt ethnographischen Details wirken wie zusammenhanglose Versatzstücke. Sie verleihen der Handlung zwar Lokalkolorit, können aber keine eingehendere Beschäftigung mit der indigenen Kultur belegen.

Bemerkenswert ist, dass der Roman von der zeitgenössischen Literaturkritik als ›realistisch‹ und ethnographisch informativ wahrgenommen wurde. So würdigte ein Rezensent der völkerkundlichen Zeitschrift *Das Ausland* Gerstäckers *Tahiti* mit Hinweis auf die Wirkung der historischen Romane Walter Scotts als »[e]thnographische Monographie in Romanform«,²⁷ welche »wahrhaft lehrreich«²⁸ sei. Der Rezensent in der Zeitschrift *Europa* sprach von einer »Fülle von Material«,²⁹ die *Grenzboten* hoben die »Naturtreue«³⁰ hervor. Exotik und Unschärfe im Detail war offenbar kein Grund, die Authentizität des Geschilderten anzuzweifeln. Bei den Kritikern ruft die (vulgär-)rousseauistische Tendenz des Romans offenbar eine positive Resonanz hervor. Dafür sprechen die in weiteren Kritiken gehäuft vorkommenden Redeweisen von den »liebenswürdigen Naturkindern«,³¹ der »natürlichen Lebhaftigkeit und Wildheit«³² oder auch vom »Conflict der Cultur mit der wilden

²⁵ Allerdings gibt es auch etliche Ausdrücke, zumeist Ausrufe, die unübersetzt eingestreut sind und deren Bedeutung allenfalls aus dem Kontext erschließbar ist (z. B. G 159).

²⁶ Über andere kulturelle Praktiken jedoch, die zu einer umfassenden ethnographischen Erfassung ebenfalls gehören würden – etwa die Sozialstruktur, Fischfang, Ackerbau, Bauweise der Häuser, Herstellung von Booten und Artefakten oder Geburts-, Heirats- und Bestattungsriten –, erfährt die Leserschaft nichts.

²⁷ Vgl. *Das Ausland* (1854), S. 769–771, zitiert nach Schott-Tannich, *Der ethnographische Abenteuer- und Reiseroman*, S. 232.

²⁸ Vgl. *Das Ausland*, zitiert nach ebd., S. 234.

²⁹ Vgl. *Europa*, zitiert nach ebd., S. 237.

³⁰ Vgl. *Die Grenzboten*, zitiert nach ebd., S. 216.

³¹ Vgl. *Literaturblatt*, zitiert nach ebd., S. 189.

³² Schott-Tannich, *Der ethnographische Abenteuer- und Reiseroman*, S. 235.

Natur«. ³³ Der Literaturhistoriker Rudolph von Gottschall, der für die Reiseromane Sealsfields und Gerstäckers die Genrezuordnung »exotischer Roman« prägte, sieht Gerstäckers Romane als »Frucht eines gesunden Realismus«. ³⁴ Exotik und Realismus scheinen sich also nicht nur in v. Gottschalls Bestimmung gut zu vertragen. Dabei wird meist noch betont, dass Gerstäcker selbst den beengten deutschen Verhältnissen entflohen sei und als Abenteurer die Amerika, Australien und den Südpazifik bereist habe, d. h. seine Romane könnten – etwa im Unterschied zu denen Karl Mays – wegen der tatsächlichen Reiseerfahrung des Autors nicht anders als erfahrungsgesättigt, authentisch und darum ethnographisch informativ sein.

Aus heutiger Sicht der Kulturanthropologie, welche nicht nur die koloniale Verstrickung der Ethnographen im 19. Jahrhundert, sondern auch die unreflektierte Beobachterposition der Texte nachgewiesen hat, die in der Regel von der Überlegenheit des Europäers über die als Objekt beschriebenen fremden Kulturen ausgehen, ³⁵ muss jedoch gefragt werden, ob und inwieweit Gerstäckers Zeitgenossen überhaupt bereit waren, dessen Aneignung der exotistischen Tradition kritisch zu überprüfen. Mit anderen Worten, in Gerstäckers Roman ist die Darstellung ethnographischer Themen nicht nur durch exotistische Topoi überformt, ³⁶ sondern weist auch einen Mangel an Detailliertheit und Sinnkontext auf. Die Unschärfe im Detail ermöglicht daher einen Exotismus, der wiederum die Voraussetzung dafür ist, dass der (vulgär-)rousseauistische Diskurs funktioniert, der die positive Aufnahme bei der Kritik sichert. Die im Rousseauismus vorbereitete Entfremdungserfahrung und Modernisierungskritik situiert den Roman zwar im Realismus. Der Mangel an Detailliertheit und Sinnkontext lässt diese Zuordnung jedoch problematisch erscheinen und erfordert zumindest deren Qualifizierung – oder zwingt uns einen sehr kritischen Blick auf den populären ›Überseeroman‹ des Realismus zu werfen, bei dem sich offenbar realistische Elemente (insbesondere aktuelle historische Bezüge) mit der tradierten Südseetopik bestens vertragen.

³³ Vgl. *Europa*, zitiert nach Schott-Tannich, *Der ethnographische Abenteuer- und Reiseroman*, S. 206.

³⁴ Sie zeichneten sich außerdem durch eine »klare Auffassung und objektive Darstellung« mit nicht allzu hohen künstlerischen Ambitionen aus. Rudolph von Gottschall, *Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts*, Breslau ²1860, zitiert nach *Mitteilungen der Friedrich Gerstäcker-Gesellschaft* 1 (1979), S. 19 f.

³⁵ Vgl. etwa Werner Petermann, *Die Geschichte der Ethnologie*, Wuppertal 2004; Hans Fischer, *Die Hamburger Südsee-Expedition. Über Ethnographie und Kolonialismus*, Frankfurt a. M. 1981.

³⁶ Interessant wäre eine Überprüfung, ob dieselbe Perspektive in Gerstäckers *Reisen* (1853–54) vorherrscht.

3. Karl Sempers Palau-Bericht – zwischen ethnographischer Quelle und Südsee-Idyll

Das zweite Beispiel, *Die Palau-Inseln im Stillen Ocean. Reiseerlebnisse* (1873) des Naturforschers und Zoologen Karl Semper (1832–1893), ist zum Genre der Reiseumemoiren zu rechnen. Reiseumemoiren machen den umfangreichsten Anteil der deutschen Südseeliteratur im letzten Drittel des 19. Jahrhundert aus. Als Memoiren wird jene Gruppe von Texten bezeichnet, die im Titel, Untertitel oder Vorwort die eigene Erinnerung, das Selbsterlebte und die persönliche Beobachtung hervorhebt. Sempers *Reiseerlebnisse* sind eine Mischform von Reiseerzählung und populärwissenschaftlichem Reisebericht. Auch in diesem semifiktionalen Reisetext folgt – so meine These – die Darstellung des Tanzes im Unterschied zur Beschreibung anderer kultureller Praktiken vorgegebenen exotistischen Mustern, hier in Form der Darstellung verklärter Erinnerung.

Zu Sempers Haupttätigkeiten gehörten wissenschaftliche Messungen, das Sammeln von Tieren und Pflanzen, deren mikroskopische Untersuchung und Klassifizierung sowie das Festhalten vielfältiger ländlicher- und völkerkundlicher Beobachtungen. Die im Bericht überwiegende ethnographische Erkundung unternahm Semper weder im Auftrag einer anthropologischen Gesellschaft noch einer Handelsfirma oder Kolonialgesellschaft, sondern aus eigenem Interesse, wie es ihm sein großbürgerlicher finanzieller Hintergrund erlaubte. Sempers Reisebericht versucht eine möglichst genaue Beschreibung der Palau-Kultur, vor allem des sozialen Clansystems und einzelner kultureller Praktiken wie Segeln, Fischen oder Tanzen zu geben. Zu diesem Zweck wird eine Reihe von Authentifizierungsstrategien verwendet, die das Geschilderte als realistisch auszeichnen sollen. Gleich im ersten Absatz des Vorwortes zu seinen *Reiseerlebnissen* bekundet der Autor: »Ich habe über die auffallenden Sitten und Gewohnheiten, den Charakter und Culturzustand dieses Volks [...] getreulich alles mitgeteilt, was ich selbst gesehen und erlebt; was ich von andern erfahren, wurde mit Vorsicht benutzt.«³⁷ Neben dieser für das Genre typischen Autopsiebehauptung verwendet Semper weitere Mittel der Beglaubigung. Das ehrgeizigste und zugleich angreifbarste, ist die szenische Darstellung, in der Einheimische angeblich selbst zu Wort kommen. Dies soll zwar den Eindruck suggerieren, dass der Europäer mit ihnen in einem gleichberechtigten Austausch steht, doch die vereinfachte Grammatik, welche den Palauern in den Mund gelegt wird und ihre Sprache imitieren soll, erweckt zugleich den Anschein einer eingeschränkten Sprachkompetenz und degradiert damit die Einheimischen gegenüber der Sprachgewandtheit und dem narrativen Arrangement des Europäers.

Zur Beglaubigung führt Semper außerdem eine Reihe von historischen Dokumenten an. Zitate aus dem eigenen Tagebuch (S 290 f., 340), ein Artikel Sempers für den

³⁷ Karl Semper, *Die Palau-Inseln im Stillen Ozean. Reiseerlebnisse*, Leipzig 1873, Vorwort. Diese Ausgabe wird im Folgenden als ›S‹ mit Seitenzahl in Klammern im Text zitiert.

Diario de Manila (S 41, 47), in dem er die unlauteren Machenschaften des englischen Händlers Andrew Cheynes (1817–1866) offenlegt, dann der Handelsvertrag zwischen Cheyne und dem König von Koror, dem südlichen Teil des Palau-Archipels, und nicht zuletzt den Verfassungstext von Palau (S 236–241). Das erklärte Ziel des Berichts ist es, die realen Gründe zu rekonstruieren, welche zur kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Nord- und Südpalau führten, und in Cheyne, der skrupellos Schusswaffen gegen Agrarprodukte eingetauscht habe, den Hauptschuldigen zu benennen.

Ein wiederkehrendes Thema in Sempers *Reiseerlebnissen* ist die Darstellung der intensiven Kontaktaufnahme zu den Einheimischen mit dem Ziel, kulturelle Differenzen zu überbrücken. Ein exemplarisches Beispiel hierfür ist die Schilderung des sogenannten Rattentanzes, eines rituellen Tanzes von jungen Männern, der in klaren Mondnächten stattfindet. Semper selbst wird zu einem solchen Tanz eingeladen:

»Doctor; siehst du, wie schön der Mond scheint? Rasch hin zum Alamau [Tanzplatz], die andern sind schon alle dort.« – Laut schreien die Ausgelassenen in die Nacht hinein: »Doctor kommt, Doctor will auch tanzen. Doctor ist so weiß wie der Mond; auf dem Alamau haben wir nun zwei Monde.« [...] Willst Du unsern Rattentanz lernen, Doctor?« Und gleich umringt mich eine Schar von zwanzig, dreißig Buben, sie ziehen mich seitwärts und ordnen sich in zwei langen parallelen Reihen, die Gesichter einander zugekehrt. »Das sind die Ratten von Ngaur. Nun aufgepaßt, Doctor, in die Hände klatschen mußt du und mit uns singen: *Tunke, tunke, de la vara. U-je.*« [...] »Doctor tanzt den Rattentanz«, ruft alles gellend über den Platz hin, [...] »Doktor ist eine treffliche Ratte« [...] – und endlich liegt alles am Boden und mitten unter ihnen Doctor, der sich wälzen möchte vor Lachen! Und weit in das Dorf hinein schallt das Geschrei der ausgelassenen Buben: »Doctor ist eine schöne Ratte geworden, eine schöne große weiße Ratte! Uji!« (S 293 f.)

In diesem Textausschnitt wird die auch ansonsten den Palau-Bericht prägende Mischung aus Dialog und Erzählerbericht deutlich. An einer Stelle wechselt die Erzählerstimme sogar von der ersten in die dritte Person: »unter ihnen Doctor, der sich wälzen möchte vor Lachen!«. Dabei ist die Sprache der Palauer in Wendungen wie »»Doctor kommt, Doctor will auch tanzen.«« durch den fehlenden bestimmten Artikel vor dem Substantiv grammatisch vereinfacht. Obwohl Semper erklärtermaßen einen gleichberechtigten Austausch mit den Einheimischen herstellen möchte, führt eine solche grammatische Vereinfachung zu einer Abwertung der Palauer. Die Verwendung von eingestreuten palauischen Ausdrücken wie »Alamau« für Tanzplatz oder »Ngaur« als Abkürzung für den Ort Ngarburked soll auf die Sprachkenntnis des Amateur-Ethnographen hinweisen. Wie bei Gerstäcker wird die Darstellung des Tanzes mit einem lyrischen Moment verbunden, hier der Refrain-Text: »Tunke, tunke, de la vara. U-je«, der interessanterweise nicht übersetzt wird. Der

Text wird also in seiner Fremdartigkeit belassen und erhält dadurch exotisches Kolorit.

So sehr die Szene das situative Zugehörigkeitsgefühl des Europäers zur fremden Kultur zu verdeutlichen sucht, so wenig ist daraus eine gegenseitige Anerkennung ableitbar. Dies gilt für beiden Seiten. Bei den Palauern deuten die Anrede »Doctor« und Wendungen wie »große weiße Ratte«, die ihnen in den Mund gelegt werden, auf die unaufgelöste Fremdheit und Distanz gegenüber dem Europäer hin. Semper, der Forscher, hebt umgekehrt den ritualisierten Ablauf des Tanzes und die attraktive ›Wildheit‹ der palauischen Männer hervor, die mit dem europäischen Habitus kontrastieren. Noch deutlicher wird die kulturelle Differenz, wenn Semper wenige Seiten später im Modus verklärender Erinnerung resümiert: »wahrlich, keine Stunde reut mich, die ich dort im vollen Glanz des Mondes verspielte, tollend mit der ausgelassenen Jugend meiner wilden nackten Freunde im Stillen Meer« (S 300). Statt der wohl beabsichtigten Darstellung einer Egalität zwischen Europäern und Palauern sticht in der Rede »meine wilden nackten Freunde« eher der Gestus der Vereinnahmung ins Auge. Dieser bedient sich exotistischer Topoi von den ›Kindern der Natur‹ bzw. den ›edlen Wilden‹, die ihre Zeit mit Tanzen und Spielen verbrächten. Außerdem schwingt in der Zusammenstellung von Mondnacht, Nacktheit und physischer Nähe eine unterdrückte Sexualität mit. Kaum braucht gesagt werden, dass die Bedeutung, welche dem Rattentanz innerhalb der kulturellen Praktiken zukommt, völlig im Dunkeln bleibt.

Solche in den Text eingestreuten exotistischen Formulierungen sind es auch, die Sempers *Reiseerlebnisse* in der neueren Forschung das Urteil eines »populären Romantizismus« oder »späten Rousseauismus«³⁸ eingetragen haben. Bemerkenswert ist jedoch, dass dies in der zeitgenössischen Ethnographie nicht sofort zu einer Ablehnung von Sempers Palau-Bericht geführt hat. So gibt es seitens der Fachwissenschaft etliche anerkennende Stimmen.³⁹ Der Ethnologe Adolf Bastian übernimmt in seiner Monographie *Inselgruppen in Oceanien*⁴⁰ einen längeren Abschnitt aus Sempers Text, um ein Beispiel für die westmikronesische Gesellschaftsstruktur zu geben. Einzelnen ethnographischen Ergebnissen wird demnach fachwissenschaftliche Glaubwürdigkeit zuerkannt. Nachteilig für die wissenschaftliche Reputation wirkte sich indessen aus, dass viele von Sempers Beobachtungen schon kurz nach der Veröffentlichung des Reiseberichts durch Johann Stanislaus Kubary (1846–1896) korrigiert wurden. Kubary war von 1871 bis 1873 als Ethnograph für das Museum Godeffroy auf Palau unterwegs, wo er durch den beständigen Kontakt mit Einhei-

³⁸ Eberhard Hempel, »Der Beitrag Carl Gottfried Sempers zu Ethnographie und Ethnologie im 19. Jahrhundert«, in: *Berichte und Abhandlungen des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden* 49 (1996), S. 181–292, hier S. 231 und S. 233.

³⁹ Hempel, »Der Beitrag Carl Gottfried Sempers«, S. 238, führt neben dem Geographen Carl Eduard Meinicke u. a. Adolf Bastian und Friedrich Ratzel als Befürworter Sempers an.

⁴⁰ Adolf Bastian, *Inselgruppen in Oceanien. Reiseerlebnisse und Studien*, Berlin 1883. Vgl. dazu Hempel, »Der Beitrag Carl Gottfried Sempers«, S. 230.

mischen in Südpalau zu differenzierteren Ergebnissen als sein Vorgänger gelangte.⁴¹ Die Nachrufe, die 1893 in den beiden damals einschlägigen populärwissenschaftlichen Zeitschriften abgedruckt wurden, sind von einer gewissen Skepsis gegenüber der Zwitterhaftigkeit von Sachlichkeit und Fiktionalität geprägt, wenn es heißt: »in neuester Zeit werden Monographien über einzelne Länder hie und da in einer Form produziert, die sich derjenigen der Novellen und Romane stark annähert.«⁴² Eine deutlich abwertende Kritik zeichnete sich aber erst nach der Jahrhundertwende ab. Der Ethnologe Augustin Krämer, der zwischen 1906 und 1910 insgesamt neun Monate auf Palau forschte, distanzierte sich sowohl von Semper als auch von Kubary, weil beide das *going native* zu weit getrieben hätten. Krämers Kritik markiert zugleich die veränderten wissenschaftlichen Kriterien für die Feldforschung um 1900. Die geforderte Distanz zu den Einheimischen ging bei Krämer soweit, dass er das zeitaufwändige Erlernen lokaler Sprachen mit der Begründung ablehnte, gut ausgewählte Informanten wären ausreichend für die Ermittlung der Informationen.⁴³

In diesem veränderten Umfeld einer sich professionalisierenden Disziplin wurde Sempers *Reiseerlebnissen* eine neue Position zugewiesen. So wurde der Text in gekürzter Form unter dem Titel *Abenteuer eines Naturforschers in der Südsee* um 1900 für den Leserkreis der »reiferen Jugend« in zahlreichen Auflagen vermarktet.⁴⁴ Eine weitere Ausgabe mit dem werbewirksamen Untertitel *Ein Südseeydill* folgte im Ullstein-Verlag.⁴⁵ Zugespitzt ließe sich sagen, dass der Reisebericht nach 1900 das an ethnographischer Glaubwürdigkeit verlor, was er an abenteuerlicher Vermarktbarkeit gewann. Der veränderte Rezeptionskontext zeigt zum einen, dass der Text eine nicht-realistische Dimension beinhaltet, die bereits in dem zitierten Topos der »Robinsonade« (S 206) angelegt ist. Zum anderen wirft schon die kurze Rezeptionsgeschichte ein Licht auf die variablen Kriterien für das, was zu einer bestimmten Zeit als realistisch wahrgenommen wurde. Während Fachwissenschaftler zunächst offenbar keinen Anstoß an dem ›Romanhaften‹, Abenteuerlichen und – wie man er-

⁴¹ Vgl. Hempel, »Der Beitrag Carl Gottfried Sempers«, S. 216 und S. 237 f. Kubary veröffentlichte seine Ergebnisse ab 1873 im *Journal des Museum Godeffroy*.

⁴² Vgl. *Petermanns Geographische Mitteilungen* 19 (1873), S. 197. Im *Globus* 64 (1893), S. 19, spricht man von »eine[r] eigentümlich subjektiv gefärbte[n], mit zahlreichen persönlichen Abenteuern vermengte[n] Reiseschilderung [...], in welcher die Eingeborenen, mit denen Semper innig verkehrte, selbstredend eingeführt werden.«

⁴³ »Ich bemerke [...] ausdrücklich, daß ich die Methode vieler Gelehrter, selbst die Sprache zu erlernen und sein eigener Dolmetsch zu sein, für Forschungsreisende als ebenso zeitraubend als unverlässlich betrachte. Wer nicht bald bemerkt, ob ein Dolmetsch zuverlässig ist oder nicht, ist eben für Forschungen in der Ethnologie ungeeignet.« Augustin Krämer, *Ergebnisse der Südsee-Expedition 1908–1910*, Bd. 3.1, Palau, Hamburg 1917, S. 116.

⁴⁴ Der vollständige Titel lautet: *Abenteuer eines Naturforschers in der Südsee. Nach Professor Karl Semper frei für die reifere Jugend erzählt von B. Schulz*, Reutlingen o.J. [um 1900]. Diese Ausgabe erfuhr bis zum Beginn des 2. Weltkriegs mindestens sieben Auflagen (um 1923, 1927, um 1930, 1934, 1936, 1937 und 1939).

⁴⁵ Karl Semper, *Auf den Palau-Inseln. Ein Südsee-Idyll*, Berlin o.J. [um 1925].

gänzen könnte – am Exotistischen nahmen, wurde zwanzig Jahre später eben daran die mangelnde Glaubwürdigkeit festgemacht. Nach einer generellen Kritik an den wissenschaftlich verwertbaren Resultaten durch Kubary hielten auch die zahlreichen Authentifizierungssignale des Berichts nicht mehr stand, bis der Text schließlich ganz ins unterhaltsame Abenteuergenre abgedrängt wurde.

4. *Ethnographische Dichte im populären Gewand – zur Darstellung des Tanzes der Papuas im Globus*

Das letzte Beispiel ist der illustrierten länder- und völkerkundlichen Zeitschrift *Globus* entnommen, die von 1862–1910 erschien. Der *Globus*, der bereits sechs Monate nach seiner Gründung eine Auflagenhöhe von 4.000 Exemplaren erreichte, war *die* marktbestimmende Zeitschrift zur populärwissenschaftlichen Vermittlung geographischer und ethnographischer Themen in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Ab den 1880er Jahre geriet die Zeitschrift in koloniales Fahrwasser: 1885 wurde eine eigene Rubrik »Deutsche Schutzgebiete« gegründet und die Informationsvermittlung über andere Länder und Völker kolonialpolitischen Gesichtspunkten untergeordnet. Ab 1890 verpflichtete Richard Andree, der vierte Herausgeber, die Zeitschrift wieder auf ihre anfängliche Zielsetzung, nämlich wissenschaftliche Ergebnisse von Geographie, Ethnographie und Anthropologie für ein breites Publikum zu popularisieren. Um 1900 ging die Auflage des *Globus* zurück und das Blatt wurde 1910 mit der Zeitschrift *Petermanns Geographische Nachrichten* (1855–2004) verschmolzen. Ein Grund für die Abwendung und Abwanderung des Publikums dürfte die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sprunghaft zunehmende Verbreitung anderer populärvermittelnder Medien wie Völkerkundemuseum und Völkerschau gewesen sein.

Bei dem exemplarisch zu betrachtenden Artikel »Musik und Tanz der Papuas«⁴⁶ handelt es sich um einen Originalbeitrag des Arztes Otto Schellong. Er hielt sich von Januar 1886 bis April 1888 in Kaiser-Wilhelms-Land, dem heutigen Nordosten Papua Neuguineas, auf und forschte vor allem über die Verbreitung von Malaria.⁴⁷ Sein Zeitschriftenbeitrag beschränkt sich auf ein Spezialthema der Ethnographie, wobei es für den damals noch nicht völlig ausdifferenzierten Status der Disziplinen Anthropologie, Ethnologie und Ethnographie nicht unüblich war, dass sich ein Mediziner eines solchen Themas annahm. Schellong gibt zunächst eine all-

⁴⁶ Otto Schellong, »Musik und Tanz der Papuas«, in: *Globus. Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde* 51 (1889), S. 81–87. Dieser Artikel wird im Folgenden im Text als ›SC‹ mit Seitenzahl zitiert.

⁴⁷ Vgl. Margit Davies, »Das Gesundheitswesen im Kaiser-Wilhelmsland und im Bismarckarchipel«, in: Hermann J. Hiery (Hg.), *Die deutsche Südsee 1884–1914. Ein Handbuch*, Paderborn u. a. 2001, S. 417–449, hier S. 420. Im April 1886 nahm er auch an einer Forschungs Expedition des Sepikflusses unter Kapitän Dallmann teil. Markus Schindlbeck, »Deutsche Expeditionen und Forschungen bis 1914«, in: Hiery (Hg.), *Die deutsche Südsee*, S. 132–155, hier S. 139 f.

gemeine Beschreibung der Tänze an verschiedenen Orten (Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Lauenburg-Gruppe). Die Musik illustriert er mit 18 Notenbeispielen papuanischer Melodien. Er berichtet, dass er sich die Melodien wieder und wieder habe vorsingen lassen, bis er sie habe notieren können. Was die zugehörigen Texte und deren Übersetzung betrifft, gibt er zu, dass noch viel Sprachforschung zu betreiben sei, auch um die Aussagen der Informanten überprüfen zu können. Im Unterschied zu den anderen beiden Beispielen gibt der Autor also Rechenschaft über seine Methode und die Quellen.

Die Musik der Papuas beurteilt Schellong im Allgemeinen als wenig melodiös, die Verbindung der Töne als inkonsequent und die Rhythmen als ermüdend. Davon hebt er Musik und Tanz der Papuas in Finschhafen, der heutigen Tami-Gegend auf Papua Neuguinea ab. Diese zeichneten sich durch »eine eigenartige Grazie und Gewandtheit« und einen »Sinn für Schönheit« aus (SC 86). Bevor der Autor die Tänze beschreibt, reflektiert er auf die Schwierigkeit, »bei dem Leser auch nur annähernd das Bild hervorzurufen [...], welches der *Wirklichkeit* entspreche« (ebd., Hervorh. G.D.). Zu einem realistischen Bild gehöre nach seiner Aussage »die eigenartige Szenerie eines Eingeborenendorfes im Mondschein und Fackelbeleuchtung, glitzernde Palmen, rauschender Urwald, schrillende Cicaden und anderes, was man mehr empfindet als wahrnimmt« (SC 86).

Schellongs eigentliche Beschreibung beginnt mit Schmuck und Ausstattung der Tänzer und Tänzerinnen, wobei er darauf hinweist, dass die Frauen nur zu Beginn mittanzten und später die Rolle des Chors und des Publikums übernahmen. Die Schilderung ist anschaulich und detailreich: weiße Kakadufedern und hahnenkammartiger Kopfputz, Armringe aus Gräsern, Hüftschmuck aus Zweigen und Blättern bei den Männern, wippende Turnüren und Faserschürze bei den Frauen, Bemalungen im Gesicht und an den Unterschenkeln. Zur Illustration weist der Autor auf die Ausstellung eines solchen Federschmuckes im Berliner Museum für Völkerkunde hin, das drei Jahre vor Erscheinen des Artikels die Tore für das Publikum geöffnet hatte. Im Anschluss daran widmet sich Schellong der Beschreibung von Choreographie und Bewegungsabfolgen, wozu er sogar eine eigene Notation entwirft und in einem Schaubild erläutert: In den beiden Zwischenräumen tummeln sich »je zwei Tänzer in kühnen Sprüngen« (SC 87), während sich die in drei Reihen aufgestellten Tänzer auf der Stelle oder nur unmerklich vor- und zurückbewegen. Hinsichtlich eines zweiten Schaubildes erfährt die Leserschaft, dass die zwei zu zwei aufgestellten Reihen sich schräg gegenüberstehen. Die beiden Solotänzer würden sich außerhalb zweier vorgestellter Linien »tanzend und gestikulierend« bewegen, sich dann jeweils an die Spitze einer Reihe stellen und diese um eine andere herumführen. Dabei verschieben sich die Linien im Wechsel, bilden zwischenzeitlich einen Kreis usw. Die Bildbeschreibung dient der zusätzlichen Veranschaulichung des Ablaufs eines Tanzes. Sie liefert Detailfülle, ohne zu ermüden.

Hat Schellong anfangs die Bedeutsamkeit der Stimmung für die Tänze betont, welche meist zwölf Stunden von vor Sonnenuntergang bis vor Sonnenaufgang an-

dauerten, so unterfüttert er seine analytische Beschreibung auch mit einer Deutung des Ausdrucks, die durch bestimmte rhetorische Mittel an Überzeugungskraft gewinnen soll. Den Zweck dieser Tänze sieht der Autor im Liebeswerben. Dieses werde am häufigsten als Werben zweier Vögel dargestellt. Es heißt: »man sieht, wie der Hahn die Henne umkreist und glaubt dabei den Schlag des gespreizten Flügels zu hören; wie der nebenbuhlerische Kämpe mit geschwollenem Kämme auf dem Platz erscheint; wie sie sich necken, verfolgen, fliehen, kämpfen«. Die Beschreibung gipfelt schließlich in folgenden Ausrufen: »Welch Gewandtheit in den Bewegungen! Wie meisterhaft verstehen es die Tänzer, das Haupt in den Nacken zu werfen, den Körper bald rechts bald links zu wenden [...], sich dann wieder ganz nahe zur Erde vorn zu beugen! Bei alledem, Welch natürliche Grazie und reizvolle Ursprünglichkeit!« (SC 87)

Im Unterschied zur distanzierten Sprache des übrigen Beitrages wird in diesen Sätzen Unmittelbarkeit erzeugt. Das einleitende »man sieht« wird synästhetisch erweitert durch das »man glaubt zu hören«. Ein Asyndeton (»necken, verfolgen, fliegen kämpfen«) und elliptische Exklamativsätze sollen die außergewöhnliche Dynamik der geschilderten Tanzbewegungen unterstreichen. Das Vokabular in Wendungen wie »natürliche Grazie« und »reizvolle Ursprünglichkeit« knüpft dabei an exotistische Topoi an. Es werden Darstellungskonventionen des Redens über die Südsee übernommen.⁴⁸ Zugleich wird eine Nähe zum Imaginationsraum des Publikums aufgebaut, wenn es etwa heißt, dass die Tanzbewegungen »am meisten an unser modernes Ballett« (SC 87) erinnern würden, oder dem Publikum derselbe Genuss bei einer Völkerschau⁴⁹ mit papuanischen Tanz versprochen wird: »Sollte sich im Lauf der Zeit ein Hagenbeck finden, der einen Papuaner-Trupp nach Deutschland führte, so würden solche Tanzbilder überall Erstaunen und Entzücken erregen« (SC 86).⁵⁰ Die Schilderung bedient sich erprobter populärwissenschaftlicher Strategien wie Anschaulich-

⁴⁸ Dies markiert schon ein Absatz am Anfang des Beitrages: »Die Abende werden mir unvergesslich bleiben, wo bei vollem, bleichen Mondeslicht die dunkelbraunen Gestalten unserer neupommerschen Arbeiter um ein nur matt glimmerndes Feuer gestreckt lagen und mit leiser Fiselstimme ihre langgezogenen schwermühtigen Weisen vor sich hinsummten, die so sehr harmonirten mit der Träumerei und dem duftigen Hauche einer tropischen Nacht« (SC 81).

⁴⁹ Zur Völkerschau exemplarisch genannt seien Hilke Thode-Arora, *Für Fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen*, Frankfurt a. M., New York 1989; Anne Dreesbach, *Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung ›exotischer‹ Menschen in Deutschland 1870–1940*, Frankfurt a. M., New York 2005.

⁵⁰ Die Kluft zwischen dem ethnographisch Fremden und dem Eigenen wird – um mit Clifford Geertz zu reden – durch zwei Darstellungstopoi überbrückt: zum einen dadurch, dass der Autor glaubhaft macht, mit eigenen Augen gesehen zu haben, also wirklich vor Ort gewesen zu sein, so dass er die andere Lebensform durchdrungen haben könne; zum anderen versucht er die Leserschaft davon zu überzeugen, dass sie an seiner Stelle dasselbe empfunden hätte, was er empfand. Vgl. Clifford Geertz, *Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller*, München, Wien 1990, S. 23 f.

keit, Verständlichkeit, Bezug zum Alltag des Publikums, Reduktion von Detailfülle, Illustration und Unterhaltung.⁵¹

Schellongs Beitrag kann den damaligen Stand ethnographischer Forschung dokumentieren. Er klärt über seine Voraussetzungen und Methoden auf – Befragung von Einheimischen, Vorsingen lassen, mehrmaliges Überprüfen der Notenbeispiele, Aufzeichnung der Melodien und Choreographien –, gibt Rechenschaft über seine mangelnden Sprachkenntnisse, so dass die Bedeutung bestimmter kultureller Praktiken unerklärt bleiben müsse, nimmt Bezug auf andere wissenschaftliche Artikel und grenzt seinen Untersuchungsgegenstand genau ein, indem er die Ausprägung indigener Praktiken nach Orten unterscheidet.

Dabei scheut er sich nicht vor deutlichen Wertungen, die das für die damalige Völkerkunde typische Selbstverständnis der überlegenen Position voraussetzt.⁵² Dies mag bereits der erste Satz seines Beitrages verdeutlichen: »Es dürfte wohl kaum ein Volk der Erde geben, das nicht – es möge im übrigen auf noch so niedriger Bildungsstufe stehen – doch schon die ersten Anfänge der Musik ausgebildet hätte.« (SC 81) Mit der Betonung der Ursprünglichkeit werden die Papuas in die Anfänge der als Fortschrittsgeschichte konzipierten Kulturanalyse verbannt, die nach dem damaligen sozialevolutionären Paradigma der Ethnologie auch zur ideologischen Rechtfertigung des deutschen Kolonialismus diente.⁵³

Auf den ersten Blick ist bei Schellong das Exotistische an den Rand gedrängt und einer analytischen Beschreibung gewichen. Der Wille zum Wissen führt zur Darstellungsform dekontextualisierter Noten. Das dadurch entstandene Sinndefizit füllt Schellong dann aber doch wieder in einer Sprache, die alle Bestandteile des Exotismus aufweist, jedoch nicht mehr mit Zivilisationskritik oder Eskapismus verbunden wird. Festzuhalten ist hier, dass erstens das Atmosphärische als wesentlicher Teil der Wirklichkeit aufgefasst wird, und dass zweitens bei der Vermittlung dieses Atmosphärischen auf Begrifflichkeiten zurückgegriffen wird, die unpräzise und abgegriffen sind und daher ins Klischeehafte abgleiten.

⁵¹ Vgl. dazu Andreas W. Daum, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848–1914*, München 1998, insbes. S. 249–257.

⁵² Die »Überlegenheitsthese« in den Äußerungen über die außereuropäische Welt prägte die Aussagen deutscher und britischer Popularisatoren der Völkerkunde gleichermaßen. Angela Schwarz, *Der Schlüssel zur modernen Welt. Wissenschaftspopularisierung in Großbritannien und Deutschland im Übergang zur Moderne (ca. 1870–1914)*, Stuttgart 1999, S. 347.

⁵³ George Stocking Jr., »Die Geschichtlichkeit der Wilden und die Geschichte der Ethnologie«, in: *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft* 4 (1978), S. 520–535, hier S. 258 f.

5. Fazit

In der Analyse der drei unterschiedlichen Beispiele populärer und populärethnographischer Reisetexte ist in deren Darstellung ethnographischer Sachverhalte Folgendes deutlich geworden:

1. Da es sich in den untersuchten Beispielen jeweils um populär ausgerichtete Texte handelt, wird man annehmen dürfen, dass sich diese in der Darstellung ethnographischer Realien an den Erwartungen der Zeit orientierten und sich in der Authentifizierung des Fremden im Rahmen der Konventionen hielten, um als überzeugend zu erscheinen.
2. In allen drei Texten ist die ethnographische Beschreibung, die zu damaliger Zeit für realistisch gegolten haben mag, mit exotistischen Elementen verbunden. In Gerstäckers *Tahiti* wird statt einer eingehenden Beschreibung des traditionellen Tanzes dessen ›Wildheit‹ herausgestellt. So aktuell die Schilderung der historischen Situation gewesen sein mag, so wenig präzise ist die Darstellung ethnographischer Sachverhalte. Der aufgezeigte (Vulgär-)Rousseauismus verdankt sich der Unschärfe im Detail (Begräbnis nach ›alter Sitte‹). Wenn sich die ›ethnographische Erzählweise‹ des Überseeromans in der Zusammenstellung von wenigen Requisiten erschöpft, ohne ein Geflecht von Bedeutungen herzustellen, ist die für das Genre konstatierte »auf Genauigkeit und Aktualität zielende Erzählweise«⁵⁴ in dem untersuchten Text nur äußerst bedingt zu finden. Man kann sogar soweit gehen, zu sagen, dass in dieses Sinnvakuum weltphilosophische Programme wie das des Rousseauismus (und später des Darwinismus) rücken, worin Widersprüche und Ambivalenzen der Moderne eingeschmolzen sind.
3. Sempers Reisesmemoiren liefern einerseits detaillierte ethnographische Informationen (z. B. über das Clansystem), die bei Zeitgenossen Anerkennung fanden. Andererseits bedienen sie den nämlichen Rousseauismus, wenn sie von einer temporären Verschmelzung mit der Kultur der ›wildten nackten Freunde im stillen Ocean‹ erzählen; denn über die subjektive Empfindung hinaus bringen sie keine Erklärung und Kontextbildung der Hintergründe und der Bedeutung der Tanzeremonie. Zugleich ist Sempers zwitterhafter Text aufschlussreich, weil die Rezeptionsgeschichte der *Reiseerlebnisse* einen Einblick in die veränderbaren Kriterien für eine glaubhafte ethnographische Darstellung gibt. Das *going native*, von Semper und Kubary noch zur Gewinnung von authentischen Informationen propagiert, war einem Ethnologen wie Augustin Krämer um 1900 höchst suspekt, nicht weil dieser an der Authentizität des Dargestellten gezweifelt hätte, sondern weil er den Verlust der Distanz zum Untersuchungsobjekt zum Kardinalfehler erhob. Aus postkolonialer Sicht erscheint die Authentifizierungsstrategie eines angeblich gleichberechtigten Dialogs zwischen Palauern und Europäern mehr als fragwürdig, offenbart sie doch die bekannte Asymmetrie, wenn die

⁵⁴ Maler, »Exotische Realienschau«, S. 5.

Aussagen der Einheimischen durch den Missbrauch der Grammatik degradiert werden.

4. In dem Beispiel von Schellong schließlich können wir die Problematisierung der Realismuskategorie selbst vorfinden. Einerseits liefert der Beitrag eine recht detaillierte, jedoch abstrakte und dekontextualisierte Analyse von Choreographie, Ausstattung und Musik der Tänzer in Finschhafen, welche damaligen wissenschaftlichen Standards genügte. Andererseits wird die wissenschaftliche Beschreibung dann doch wieder eingekleidet in exotistische Klischees und die Betonung des Atmosphärischen, welche eine Darstellung der kontextuellen Wirklichkeit liefern sollen.
5. Abschließend lässt sich sagen, dass in der populären und populärethnographischen Südseeliteratur des Realismus der Versuch und der Anspruch einer detaillierten Beschreibung kultureller Praktiken zwar vorhanden ist – und im Urteil der Zeitgenossen sogar als realisiert gilt. Dabei unterliegt Realistik veränderlichen Kriterien. Exotische und abenteuerliche Elemente galten für Gerstäckers und Sempers Zeitgenossen fast schon als notwendige Brise für die Darstellung kultureller Alterität, vor allem was die Inszenierung indigener Tänze betrifft. Aus heutiger Perspektive zeigt sich indessen, dass in solchen Inszenierungen weitgehend exotische Topoi und Klischees reproduziert werden, die wenig Aufschluss über die ethnographischen Zusammenhänge geben können. Wenn man erwartet, dass die populäre Reiseliteratur des Realismus als Reflexionsmedium der zeitgenössischen Ethnographie und Anthropologie zu einer detaillierten Vermittlung kultureller Praktiken führt, wird diese Erwartung enttäuscht. Vielmehr erscheint es so, dass fiktionale und populärwissenschaftliche Literatur einen gemeinsamen kulturellen Resonanzboden teilen, aus dem sie ihre Glaubwürdigkeit beziehen. Durch dauernde Wiederholung wird er Teil des Hintergrundwissens, das den Kontext bildet, in dem eine neue Erfahrung beurteilt und als ›realistisch‹ erklärt wird.

Es wäre interessant zu untersuchen, ob sich dieser Befund auch für die populäre Reiseliteratur über andere außereuropäische Länder bestätigen lässt.

Humboldts Söhne

Das paradigmatische/epigonale Leben der Brüder Schlagintweit

PHILIPP FELSCH (Berlin)

»Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt!«
Carl Vogt, Schiller zitierend, 1870

Im Humboldt-Jahr 1869, als Deutschland den hundertsten Geburtstag und den zehnten Todestag Alexander von Humboldts beging, trug der Naturforscher und Asienreisende Robert von Schlagintweit seinen Teil zu der üppig sprudelnden Literatur über den verstorbenen »Altmeister der Wissenschaft« bei. In der *Kölnischen Zeitung* veröffentlichte er einen langen Artikel über »Züge aus dem Leben Alexander von Humboldt's«. Er konnte sich dabei auf eigene Anschauung stützen. Zusammen mit seinen Brüdern hatte Schlagintweit »das unschätzbare Glück« gehabt, wie er schrieb, die Bekanntschaft des »großen Mannes« zu machen und ihn in dessen letzten Lebensjahren oft in Berlin zu erleben. Jetzt wucherte er mit diesem Pfund. Er schrieb er über Humboldts Vorliebe für hohe und steife Halsbinden; über seinen inflationären Gebrauch des Wörtchens »davon« – »Wir müssen uns in diesen Gegenstand vertiefen davon!« –; oder verriet die Wendung, die Humboldt benutzte, um unliebsame Besucher loszuwerden – »Mein Lieber, jetzt muß ich Sie aber davonjagen.«¹

Ob Schlagintweit diesen Satz selber öfter zu hören bekam? Es fällt jedenfalls auf, wie hoch er den Rangunterschied zwischen Humboldt und der eigenen Existenz ansetzt. Nur verstohlen wagte er es, Ereignisse aus dem Leben von sich und seinen Brüdern einzuschmuggeln: die große Indienreise von 1854 bis 1857, die die Schlagintweits bekannt gemacht hatte; die Enthauptung Adolphs im zentralasiatischen Kashgar durch einen örtlichen Warlord; oder die Ausstellung der riesigen indischen Sammlungen nach der Rückkehr der überlebenden Brüder Hermann und Robert. Ich komme darauf ausführlicher zurück.

Ein Jahr später, 1870, entgegnete der Demokrat, Materialist und Biologe Carl Vogt auf Schlagintweits Memoiren mit einer beißenden Replik. Vogts Unwillen galt einer Humboldt-Verehrung, die sich längst von den wissenschaftlichen Meriten des preußischen Weltreisenden abgekoppelt hatte, um stattdessen in belangelo-

¹ Alle Zitate aus Robert von Schlagintweit, »Züge aus dem Leben Alexander von Humboldt's«, in: *Kölnische Zeitung*, 14. September 1869.

sen persönlichen Details zu schwelgen. Roberts Artikel stellte für ihn den Gipfel dieser fehlgeleiteten Bewunderung dar. »Kennen wir doch erst jetzt Humboldt recht«, spottete Vogt,

seitdem wir den deutschen Mann in seiner innersten Häuslichkeit gesehen, seitdem wir erfahren haben, wann er den Frack und zu welcher Stunde nach mittlerer Berliner Zeit er die Halsbinde, die weiße, umlegte. That er dasselbe auch, wenn er in Paris war, zu derselben Stunde, oder trug er der Längen-Differenz zwischen beiden Metropolen der Intelligenz Rechnung? Diese Frage scheint mir außerordentlich wichtig.²

Schlagintweit selbst, der die Halsbinden-Anekdote in die Welt gesetzt hatte, kanzelte Vogt als »Tiroler Handschuhkrämer« ab, seine intellektuelle Finesse verglich er, auf die Asienreise anspielend, mit »indischen Elefantenfüßen«. Ein Wissenschaftler von eigenen Verdiensten, so scheint es, war der bayrische Naturforscher in Vogts Augen nicht.

Es ist deutlich, in welchem diskursiven Feld wir uns bewegen: Robert von Schlagintweit steuerte Materialien zur Phänomenologie eines »großen Mannes« bei. Carl Vogt schalt den Autor dieser epideiktischen Zeilen als dessen Schatten. Schon früher hatte ein skeptischer Zeitgenosse mit erhobenen Brauen bemerkt, welch »großen Eindruck« Humboldt offenbar auf die Schlagintweits mache.³ Und Humboldt selbst ließ einmal die unschöne Bemerkung fallen, er habe die Brüder »abgerichtet«.⁴ Im Sprachgebrauch der Zeit haben wir es unzweifelhaft mit Epigonen zu tun. Der Autor Karl Immermann hat den Begriff in die Literaturgeschichte eingeführt, als er seinen 1836 publizierten Roman *Die Epigonen* nannte. Seither trägt das griechische Wort, das in der thebanischen Legende nicht mehr als »Nachkommen« meint, seinen pejorativen Beigeschmack.⁵ Im 19. Jahrhundert bildete es das Gegenstück zu den Großen Männern, es rekurrierte auf die Situation der deutschen Literatur nach Goethe. Immermann, der sich vom Erbe der Klassiker erdrückt fühlte, erzählte die Geschichte von zwei Vettern, die das schwierige Erbe ihrer Väter ausbaden müssen. Während der eine an den Verwicklungen zugrunde geht, kommt Hermann, die Hauptfigur, mit einer langen Krankheit davon. »Wir sind Epigonen«, heißt es im Roman, »und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzuleben pflegt«.⁶ In Bezug auf die Schlagintweits wird Immermanns Stoff eine kuriose Pointe abgeben. Für die Zeitgenossen mag aller-

² Zitiert nach Hanno Beck (Hg.), *Gespräche Alexander von Humboldts*, Berlin 1959, S. 261.

³ Anonyme Randnotiz auf einem Brief Alexander von Humboldts an Hermann und Adolph Schlagintweit, August 1852, Staatsbibliothek Berlin, Nachlass Humboldt, K. 2, M. 4, Nr. 20.

⁴ Alexander von Humboldt im Gespräch mit Varnhagen von Ense, zitiert nach Beck, *Gespräche*, S. 389.

⁵ Vgl. die klassische Untersuchung von Manfred Windfuhr, »Der Epigone. Begriff, Phänomen und Bewusstsein«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 5 (1959), S. 182–209.

⁶ Zitiert nach ebd., S. 186.

dings Goethes Eckermann näher gelegen haben, eine besonders prominente Epigonenfigur.⁷ Der Verdacht liegt nahe, dass ein Carl Vogt die Brüder Schlagintweit als Alexander von Humboldts Eckermänner betrachtete. Das Gefühl, in einem epigonalen Zeitalter zu leben, beschränkte sich nämlich nicht auf die Literatur. Wenn Karl Marx in seinem berühmten Essay über Louis Bonaparte erklärte, alle Ereignisse und Personen der Weltgeschichte kämen zweimal vor: das erste Mal als Tragödie, das zweite Mal als Farce, dann verlieh er einem verbreiteten Zeitgefühl Ausdruck.⁸

Man könnte den Eindruck bekommen, Marx habe sein berühmtes Diktum auf die Kollektivbiographie der Schlagintweits gemünzt. Das Leben der Brüder war von dem merkwürdigen Drang geprägt, Alexander von Humboldt zu wiederholen. Als Söhne eines renommierten Augenarztes werden Hermann, Adolph und Robert Schlagintweit zwischen 1826 und 1833 in München geboren. Sie lesen Humboldts Bücher, lernen Humboldt selbst kennen und werden unter dem Eindruck dieser Erlebnisse das, was man damals ›Naturforscher‹ nennt. Im Auftrag der englischen East India Company bereisen sie Indien und Zentralasien von 1854 bis 1857, um geomagnetische Messungen durchzuführen. Adolph, der mittlere Schlagintweit, wird in Kashgar ermordet, sein Kopf soll später unter den Habseligkeiten eines persischen Händlers aufgetaucht sein. Hermann und Robert werden nach ihrer Rückkehr vielfach geehrt und ausgezeichnet. Anschließend trennen sich ihre Wege:

Hermann, malariakrank, kauft ein preiswertes Schloss bei Bamberg und zieht sich zurück, um die Auswertung der Aufzeichnungen und der riesigen Sammlung in Angriff zu nehmen. Er beginnt ein englisches Reisewerk und bricht es nach vier Bänden ab. Er beginnt ein deutsches Reisewerk und bringt es mit Müh und Not zu Ende. 23 Jahre nach der Rückkehr aus Indien erscheint der letzte Band. Nichtsdestotrotz ist Hermann finanziell und gesundheitlich ruiniert. Schloss Jägersburg muss verkauft werden, die Sammlung wird über Museen in München, Berlin und London verstreut, und der hoch dekorierte Naturforscher stirbt 1882 mittellos in einer Münchner Mietwohnung. Als letzten Dienst an der Wissenschaft vermachte er sein Hirn der Anatomischen Anstalt für die Sammlung von Hirnen berühmter Männer.

Während Hermann einer schleichenden Erschöpfung zum Opfer fällt, zeigt Robert, der jüngste Bruder, Symptome von Rastlosigkeit. Eine Geologie-Professur, die er in Gießen besetzen darf, lässt ihn unbefriedigt. Er beginnt, öffentliche Vorträge über die Indienexpedition zu halten, und reist in dieser Funktion mehrfach in die USA. Seine letzten Lebensjahre sind von einer geradezu manischen Publikationstätigkeit geprägt; das Thema, dem er mehrere nahezu unlesbare Bücher widmet, ist das amerikanische Eisenbahnwesen. 1885, im Alter von nur 52 Jahren, stirbt auch er ohne Nachkommen zu hinterlassen als letzter der drei Schlagintweits.

⁷ Vgl. Marcus Hahn, *Geschichte und Epigonen. ›19. Jahrhundert‹ / ›Postmoderne‹, Stifter / Bernhard*, Freiburg i. Br. 2003, Kap. 1.

⁸ Vgl. Burkhard Meyer-Sickendiek, *Die Ästhetik der Epigonalität. Theorie und Praxis wiederholenden Schreibens im 19. Jahrhundert. Immermann – Keller – Stifter – Nietzsche*, Tübingen 2001, S. 90.

Das stimmt nicht ganz, denn es gibt einen vierten, jüngeren Bruder, Emil, der ebenfalls in den Sog der indischen Sammlung gerät. Während Hermann auf Schloss Jägersburg residiert, beginnt Emil, die tibetanischen Artefakte und Handschriften zu studieren, bildet sich autodidaktisch zum Tibetkenner aus und schreibt ein Buch über tibetanischen Buddhismus, das Helena Blavatsky inspiriert haben soll. Emil scheitert beim Versuch, eine Professur zu erlangen. Er fristet sein Leben als kleiner bayrischer Verwaltungsbeamter.⁹

Historisch aufschlussreich wird der Fall Schlagintweit dadurch, dass er keineswegs einzigartig ist, sondern ein Generationsphänomen zuzuspitzen scheint. Gerade unter deutschsprachigen Naturforschern stößt man im 19. Jahrhundert immer wieder auf Varianten einer Humboldt-Mimikry, die die bayrischen Brüder lediglich in besonders konsequenter Form praktizierten: Der typische Forschungsreisende tourte ausgiebig durch die Tropen und verlor seine anfänglichen Spezialinteressen dabei vielfach aus den Augen. Er trug enzyklopädische wissenschaftliche Sammlungen zusammen, deren systematische Ordnung sich oft als prekär erwies. Er verfasste monumentale Reiseberichte, die »Lawinen gedruckter Zahlen« inkorporieren mussten.¹⁰ Daher hatte er mit großen, zum Teil unüberwindlichen Kompositionsschwierigkeiten zu tun. Er war visuell experimentierfreudig und hantierte mit allen verfügbaren Bildmedien. Zur zeitgenössischen Professionalisierung der Wissenschaft in den deutschsprachigen Universitäten schließlich ging er nach Möglichkeit auf Distanz.

Was diese Muster so auffällig und erklärungsbedürftig macht, ist die Tatsache, dass sie keiner klaren theoretischen Intention geschuldet waren. Vielmehr besaßen sie zugleich epistemische, ästhetische und ethische Motive, die zuletzt durch die Person Alexander von Humboldts gedeckt wurden: Auch Humboldt war lange in den Tropen gewesen, auch er hatte sein Augenmerk auf universale Wechselwirkungen gerichtet, hatte drei Jahrzehnte mit der Publikation seiner Reiseergebnisse gekämpft und war allen disziplinären Festlegungen nach Möglichkeit aus dem Weg gegangen. In den Händen seiner Nachfolger erwies sich dieses Erbe als hoch problematisch. Vielleicht gibt es so etwas wie eine Generation von tragischen Humboldtianern. Der epische Reisebericht, eines der erfolgreichsten Wissenschaftsgenres der Aufklärung, geriet in ihren Händen in die Krise. In den Romanen Karl Mays, der sich mit seinen langatmigen Landschaftsschilderungen als gelehriger Humboldt-Leser erweist, feierte er eine späte Auferstehung im Reich der Fiktion.

Was könnte all das für die ›Humboldtian science‹ bedeuten, die die Wissenschaftshistorikerin Susan Faye Cannon als eines der einflussreichsten wissenschaftli-

⁹ Die beste, für die folgenden Ausführungen maßgebliche Untersuchung zu Leben und Werk der Schlagintweits ist Gabriel Finkelstein, »Conquerors of the Künlün? The Schlagintweit Mission to High Asia, 1854–57«, in: *History of Science* 38 (2000), S. 179–218.

¹⁰ Zur Proliferation von Messverfahren im 19. Jahrhundert und der damit einhergehenden ›avalanche of printed numbers‹ vgl. Ian Hacking, »Biopower and the Avalanche of Printed Numbers«, in: *Humanities in Society* 5 (1982), S. 279–95.

chen Paradigmata des 19. Jahrhunderts ausgemacht hat?¹¹ Thomas Kuhn zufolge besteht ein Paradigma ja gerade nicht in einer Theorie oder einem expliziten Regelkatalog, sondern in konkreten, oft personifizierten wissenschaftlichen Exempeln. Nicht umsonst sind die Beispiele, die er gibt, mit den Eigennamen ihrer Gründerväter benannt: Ptolemäische Astronomie, Newton'sche Dynamik – oder eben Humboldt'sche Wissenschaft.¹² »Wissenschaftler arbeiten nach Vorbildern«, heißt es bei Kuhn, »oft ohne genau zu wissen oder auch wissen zu müssen, welche Eigenschaften diesen Vorbildern den Status von Gemeinschafts-Paradigmata gegeben haben.«¹³ Das gilt sicherlich für die tragischen Humboldtianer – und ist dennoch zu eng gedacht. Denn Kuhn und auch Cannon hatten zwar keine ausformulierten Theoriegebäude, aber immer noch »Forschungsprobleme und -verfahren« – und nichts anderes – im Sinn, wenn sie darüber Auskunft gaben, woraus ein Paradigma konstituiert sei.¹⁴ An Alexander von Humboldts Wirkungsgeschichte, wie sie sich im Fall Schlagintweit dokumentiert, geht diese Perspektive vorbei. Dazu war der Einfluss des preußischen Weltreisenden viel zu umfassend. »Jeder strebsame Gelehrte«, schrieb der Berliner Physiologe Emil Du Bois-Reymond 1849, »ist Humboldt's Sohn.«¹⁵ Der Vorwurf Carl Vogts und anderer Zeitgenossen kann in gewisser Weise als stichhaltig betrachtet werden: Anstatt mit einem Kuhn'schen Paradigma scheinen wir es eher mit einem Goethe-Phänomen zu tun zu haben, mit einem »großen Mann« und dessen »Epigonen«. Doch macht es Sinn, auf dem Feld der Wissenschaft, das sich spätestens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der Kunst und der Literatur getrennt hatte, von »Epigonen« zu sprechen? Wo der wissenschaftliche Normalbetrieb doch, Kuhn zufolge, jetzt gerade darin bestand, paradigmatischen Vorbildern zu folgen? Stellt die Humboldt'sche Wissenschaft demnach einen Sonderfall dar? Diese und ähnliche Fragen stehen im Hintergrund meiner vorerst nur kursorischen Ausführungen über die Brüder Schlagintweit.

Humboldts Söhne

Das Frühjahr 1848 muss man sich speziell in München als eine Art Mai 68 vorstellen: Lange, drückende Restaurationsjahre entluden sich in einer Studentenrevolte, die mit der Vertreibung der königlichen Mätresse Lola Montez begann, mit der Schließung der Universität ihren Lauf nahm und mit der Abdankung Ludwigs I. endete. Als Studenten der Münchner Universität befanden sich die Schlagintweits

¹¹ Vgl. Susan Faye Cannon, »Humboldtian Science«, in: dies., *Science in Culture. The Early Victorian Period*, New York 1978, S. 73–110.

¹² Vgl. Thomas Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a. M. 1976, S. 25 f.

¹³ Ebd., S. 60.

¹⁴ Ebd., S. 59.

¹⁵ Estelle Du Bois-Reymond (Hg.), *Zwei grosse Naturforscher des 19. Jahrhunderts. Ein Briefwechsel zwischen Emil Du Bois-Reymond und Karl Ludwig*, Leipzig 1927, S. 61.

theoretisch im Zentrum dieses Geschehens. Wir finden sie jedoch mit etwas ganz anderem beschäftigt. Während im Inland die Revolution tobt, erscheint in der Zeitschrift *Das Ausland* eine Artikelserie der Brüder über die Alpen. In Tirol, schreiben sie, wären sie erstmals bis zu jener »Gränze« vorgerückt, »welche das Bekannte vom Unbekannten trennt«, um die dahinter liegende Bergnatur zu erforschen.¹⁶ Schon in jungen Jahren, so scheint es, hatten sich die Brüder gegen die Gesellschaft und für die Natur entschieden – im bleiernem deutschen Vormärz vielleicht keine ganz ungewöhnliche Option. Ein Brief aus dem Sommer 1842, den der damals sechzehnjährige Hermann von seiner ersten längeren Alpentour an die Eltern schrieb, zeigt ihn bereits als Verächter von »prächtig gekleideten Städtern, Herren mit Federhüten und Fracks, Damen in Samt und Seide, die mit der einfach erhabenen Pracht der Natur, die uns hier umgibt, einen lächerlichen Kontrast bilden«.¹⁷ Adolph, der Hermann begleitete, war gerade 13 Jahre alt.

Es ist gut möglich, dass die Brüder bereits zu diesem Zeitpunkt unter dem Einfluss Alexander von Humboldts standen. Humboldts leserfreundlichstes Buch, die *Reise in die Äquinoktialgegenden des Neuen Kontinents*, war 1832 erschienen, die großen Atlanten und Studien zur Pflanzengeographie lagen vor, und 1845 kam der erste Band des *Kosmos* in den Buchhandel. Früher oder später müssen die Schlagintweits diese Texte verschlungen haben. Die *Untersuchungen über die physicalische Geographie der Alpen* jedenfalls, die Adolph und Hermann 1850 veröffentlichten, ist das Werk zweier lupenreiner Humboldtianer. In großem Rundumschlag versammelt das Buch glaziologische, geologische, meteorologische und pflanzengeographische Untersuchungen. Robert, der jüngste Bruder, der im zweiten Band dazu stieß, nahm sich auf eigenen Faust den Wilden Kaiser vor: ein gut situierter Münchner Teenager, der seinen Sommer damit verbrachte, Flussläufe zu kartieren, Steine zu sammeln und Gletschereis zu beschreiben. Das ist die Faszination, die von Alexander von Humboldt ausging. Es scheint nur konsequent, dass die *Untersuchungen* ihrem »spiritus rector« gewidmet sind. Schon in der Einleitung wird deutlich, an welchem Vorbild sich die Brüder maßen. Ihre Entschuldigung für die »Unvollständigkeit« ihrer Beobachtungen – Schuld daran seien die »Ausdehnung des Gebirges« und das unüberschaubare »Zusammenwirken[...] verschiedener Ursachen« – zeigt im Umkehrschluss, dass es um Vollständigkeit und kosmische Alledurchdringung ging – die großen Leitlinien, aber auch die Fallstricke Humboldt'scher Wissenschaft.¹⁸

Das Schreiben scheint den Schlagintweits nicht eben leicht gefallen zu sein. In einem Brief aus der Zeit klagte Hermann über die »nur langsam fortschreitende

¹⁶ N.N., »Schilderungen aus den Hochregionen der Alpen«, in: *Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker* 164 (1848), S. 655.

¹⁷ Zitiert nach Hans Körner, »Die Brüder Schlagintweit«, in: Claudius C. Müller, Walter Raunig (Hg.), *Der Weg zum Dach der Welt*, Innsbruck 1982, S. 62–75.

¹⁸ Adolph und Hermann Schlagintweit, *Untersuchungen über die physicalische Geographie der Alpen*, Leipzig 1850, S. vi.

Arbeit«. ¹⁹ Trotz allem machten sich die Brüder rasch einen guten wissenschaftlichen Namen. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung ihres ersten Folianten waren sie bereits in der ›scientific community‹ von Berlin etabliert. Kein Geringerer als Humboldt selbst spielte die Rolle ihres Mentors. Nach ihrem Umzug in die preußische Metropole hatte er sie 1849 als »gründlich gelehrte« Naturforscher kennen gelernt. ²⁰ Er empfahl sie den Königen von Preußen und Bayern. Er verglich ihre Forschungen mit denen des berühmten Alpenpioniers Horace Bénédict de Saussure. ²¹ 1854 schließlich ermöglichte er ihnen das, was ihm selbst nicht vergönnt gewesen war: eine Forschungsreise nach Indien und Zentralasien. ²² Durch Humboldts tätige Protektion bekamen die Schlagintweits von der englischen East India Company den Auftrag, magnetische Messungen auf dem Subkontinent durchzuführen.

Auf Humboldts Spuren

Von 1854 bis 1857 hielten sich die Brüder in Asien auf. Sie reisten, wie treffend geschrieben worden ist, »im Stil und im Sinn von Humboldt«. ²³ Genau wie ihr Mentor gruben sie Leichen aus, trieben fiebernd über tropische Flüsse und verstanden es, einheimische Träger durch taktische Ziegenopfer auf unbestiegene Bergeshöhen zu locken. Am Kamet im Himalaya wuchsen sie sogar über Humboldt hinaus, als sie seinen alten Höhenrekord vom Chimborazo einstellten. Der Sammeleifer der Schlagintweits kannte keine Grenzen. Die Berichte an die East India Company verzeichnen ein wachsendes Heer von einheimischen »plant collectors«, »shooters« und »porters«, die eine wachsende Anzahl von Kisten schleppten. Die Brüder verrichteten derweil die erforderlichen »Gesten der Präzision« an den »compasses«, wie die indischen Träger unterschiedslos sämtliche Messinstrumente nannten. ²⁴ Der Kontrast zwischen Wildnis und Akkuratess, der diese Reiseszenen oft grotesk wirken lässt, wurde durch die unübersichtliche politische Situation noch verschärft. Im

¹⁹ Hermann an Barth am 17. Mai 1854, Staatsbibliothek Berlin, Sammlung Darmstaedter, Hermann von Schlagintweit, Asien 1855 (5).

²⁰ Zitiert nach Körner, *Schlagintweit*, S. 63.

²¹ Vgl. Emil Schlagintweit, »Schlagintweit«, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 31, Leipzig 1890, S. 336–348, hier S. 338.

²² In gewisser Weise reisten die Schlagintweits also als Humboldts verspätete Stellvertreter. Vgl. dazu Wilhelm Kick, »Alexander von Humboldts Wirken für die Hochgebirgsforschung in Asien, besonders über die Brüder Schlagintweit«, in: *Petermanns Geographische Mitteilungen* 113 (1969), S. 89–99.

²³ Wilhelm Kick, »Alexander von Humboldt und die Brüder Schlagintweit«, in: Müller/Raunig (Hg.), *Der Weg zum Dach der Welt*, S. 76. Zu den Einzelheiten der Tour vgl. Hermanns vierbändige Reisebeschreibung, von der noch die Rede sein wird: Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski, *Reisen in Indien und Hochasien*, Bd. I–IV, Jena 1869–1880.

²⁴ Vgl. Otto H. Sibum, »Reworking the mechanical value of heat. Instruments of precision and gestures of accuracy in early Victorian England«, in: *Studies in History and Philosophy of Science* 26 (1995), S. 73–106.



Abb. 1: Robert von Schlagintweit in Verkleidung

›Great Game‹ – dem Vorläufer des kalten Krieges sozusagen – stritten sich England und Russland um Einflussphären in Zentralasien. Jeder, der im Himalaya mit Messinstrumenten unterwegs war, wurde daher als Spion der einen oder anderen Seite verdächtigt und musste mit dem Schlimmsten rechnen. Adolph, der mittlere Bruder, erfuhr das am eigenen Leib. 1857 fiel er in Kashgar einem örtlichen Despoten in die Hände und wurde ohne viel Federlesen ermordet. Dabei war er, genau wie Hermann und Robert, seiner Arbeit meist in Verkleidung nachgegangen (Abb. 1).

Es ist höchst interessant zu lesen, wie die Schlagintweits – ähnlich wie später die von England zur Vermessung Tibets eingesetzten Pundits, die buddhistische Gebetsketten zum Abzählen ihrer Schritte benutzten – Messinstrumente unter Hirtengewändern versteckten oder einheimischen Potentaten erklärten, dass das, was sie taten, völlig ungefährlich sei.²⁵ Die Gesten des Messens werden dadurch auf beinahe ethnologische Weise verfremdet. Am Vorabend des Sepoy-Aufstandes, als die

²⁵ Zu den Pundits vgl. Kapil Raj, »When human travellers become instruments. The Indo-British exploration of Central Asia in the nineteenth century«, in: Marie-Noëlle Bourguet et al. (Hg.), *In-*

Herrschaft der East India Company zu dämmern begann, schifften sich die überlebenden Brüder Hermann und Robert mit 340 Kisten nach Europa ein.

In Humboldts Buchstaben

Ihr erster Gedanke nach der Rückkehr galt – natürlich – ihrem großen Gönner. »Der Gegenstand, der uns beschäftigte, war so wichtig«, schrieb Hermann an Humboldt, »und die Länder, die wir durchreisen konnten, so ausgedehnt, dass wir kaum darüber nachzudenken wagen, ob, besonders in Ihren Augen, die erhaltenen Resultate diesen günstigen Umständen genügend entsprechen.«²⁶ Doch seine Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet. Es hagelte Medaillen und Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Gesellschaften und Akademien. Die Leopoldina in Halle verlieh Hermann den Beinamen ›Plinius Indicus‹. Von der Literarischen Gesellschaft in Kasan bekam er den exotischen Titel ›Sakünlünski‹, Übersteiger des Gebirges, angesteckt. Anstatt jedoch, wie es nahe gelegen hätte, eine Universitätskarriere anzustreben, beantragten die Brüder ihre Erhebung in den bayrischen Adelsstand. Dem Gesuch wurde stattgegeben. Das vom Konservator der Königlichen Bayrischen Sammlungen entworfene Familienwappen zeigt ein Siegel des tibetischen Klosters Mengnang und zwei bengalische, in den Farben Münchens gestreifte Tiger – denselben bayrisch-asiatischen Eklektizismus also, der auch in Hermanns neuem Namen anklang.²⁷ In seinen Schriften und Briefen firmiert er von nun an als Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski: Ein Titel, der nach einem standesgemäßen Wohnsitz rief. Mit ihrem väterlichen Erbe kauften die Brüder Schloss Jägershof bei Bamberg, um ihre Sammlungen ausbreiten und auswerten zu können. In einem Fragebogen zu seiner wissenschaftlichen Vita, den er später für die Versammlung Deutscher Ärzte und Naturforscher ausfüllte, durfte sich Hermann daher mit Fug und Recht als »Gutsbesitzer« bezeichnen.²⁸

Der Wille zum Amateurismus war Teil einer Humboldt-Mimikry, die in der zweiten Lebenshälfte der Schlagintweits immer deutlichere Formen annimmt. Auch Humboldt hatte den Universitäten den Rücken gekehrt und sich zeitlebens dagegen gesträubt, ein Professioneller zu werden. Im Grunde ließ das sein Wissenschaftsverständnis, das sich gegen disziplinäre Grenzziehungen sträubte, auch gar nicht zu. Das gleiche gilt für die Schlagintweits. Ihr Rückzug aufs Schloss verdankte sich auch der Absicht, die komplette indische Sammlung zu bewirtschaften: Das

struments, Travel and Science. Itineraries of Precision from the Seventeenth to the Twentieth Century, London 2002, S. 156–188.

²⁶ Hermann an Alexander von Humboldt am 17. Juni 1857, Staatsbibliothek Berlin, Sammlung Darmstaedter, Hermann von Schlagintweit, Asien 1855 (5).

²⁷ Vgl. Körner, *Schlagintweit*, S. 65 f.

²⁸ Der Fragebogen liegt heute in der Staatsbibliothek Berlin, Sammlung Darmstaedter, Hermann von Schlagintweit, Asien 1855 (5).

Inventar, das die Brüder unverzüglich an den Preußischen König schickten, verzeichnet 14.777 laufende Nummern, darunter 9.577 geologische Handstücke, 1.800 Pflanzenpräparate, 650 Baumdurchschnitte und Sämereien, 750 Tierpräparate (inklusive einem Tiger und einem kleinen Elefanten), 400 menschliche Skelette, Schädel und Gesichtsmasken aus Gips, 1.400 ethnographische Artefakte und 200 tibetanische und indische Handschriften.²⁹ In welches der neuen Universitätsinstitute hätte dieses uferlose Material gepasst? Leider war der Status des ›gentleman naturalist‹, den die Brüder anstrebten, in den 1860er Jahren selbst in seinem Mutterland Großbritannien bereits ein soziales Auslaufmodell. Von Deutschland, wo es keine vergleichbare Tradition gab und wo die disziplinäre Universität und der professionelle Professor im Begriff standen, den Wissenschaftsbetrieb zu monopolisieren, ganz zu schweigen. Vielleicht sind die tragischen Humboldtianer der Generation Schlagintweit die letzten deutschen Wissenschaftsamateure.

Trotz dieser eigentlich ungünstigen Situation ging das erste Interesse der Brüder dahin, ihre Sammlung gegen alle zentrifugalen Kräfte zusammenzuhalten und gemeinsam mit den hundert Foliobänden, die die schriftlichen Aufzeichnungen von der Reise enthielten, von vorne bis hinten auszuwerten. Nichts fürchtete Hermann mehr, wie er in einem Brief aus dieser Zeit feststellte, als »das fernere Zertheilen des einmal ausgewählten Ganzen«. ³⁰ Und doch tat er zunächst genau das. Auf Schloss Jägersburg, unter periodischen Schüben von Malaria leidend, bestand seine erste Tat darin, die Foliobände zu zerschneiden, in denen der Ertrag der Indientour festgehalten war. Die einzelnen Stücke, zumeist aus dem himmelblauen Papier der East India Company, klebte er anschließend zu einer endlosen Perlenschnur isolierter Beobachtungen zusammen (siehe Abb. 2). ³¹ Aus dieser Schnur sollte der Text des epischen Reisewerks gewebt werden. Zur Illustration von Hermanns *cut and paste* einige Schnipsel aus dem Konvolut »Optische Erscheinungen der Atmosphäre«:

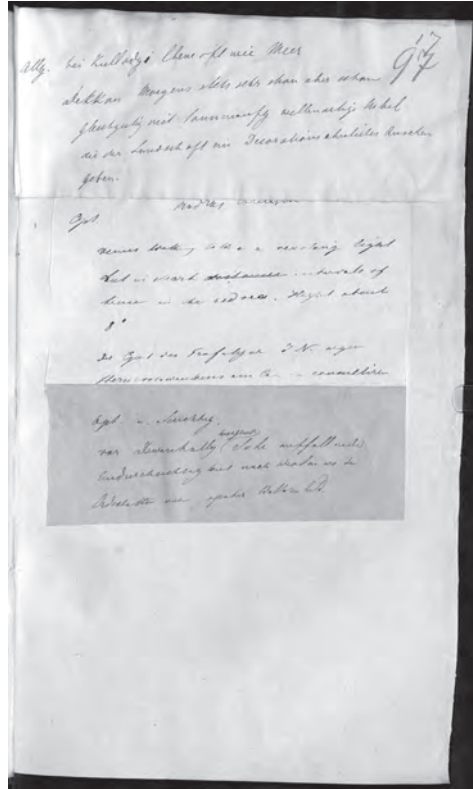
»Dekkan Morgens stets sehr schön aber schon gleichzeitig mit Sonnenaufg wellenartige Nebel die der Landschaft ein Decorationsähnliches Ansehen geben.« »Für photographische Arbeiten ist das Licht am günstigsten, wenn die Sonne ungefähr 45° Höhe hat.« »Feuchtigkeit verändert Durchsichtigkeit der Luft nicht unähnlich der Wirkung von Oel das auf mattes Glas gerieben wird.« »Blaue Farbe Maximum um 8 oder 9, dann weisser.« ³² Dieser letzte Eintrag bezieht sich auf Messungen mit dem Cyanometer, einer Vorrichtung, die Naturforscher seit Saussure dazu benutzten, die Tönung des Himmels und den Dunstgehalt der Luft zu bestimmen. Insgesamt handelt es sich um Beobachtungen, die irgendwo zwischen Wissenschaft und

²⁹ Zitiert nach Körner, *Schlagintweit*, S. 67.

³⁰ Hermann von Schlagintweit an N.N. am 2. Juli 1862, Staatsbibliothek Berlin, Sammlung Darmstaedter, Hermann von Schlagintweit, Asien 1855 (5).

³¹ Die Bände befinden sich heute in der Bayerischen Staatsbibliothek München, Schlagintweitiana, II.1.

³² Alle Zitate aus dem Band *Optische Erscheinungen der Atmosphäre – Beobachtungen über Thau – Gletscher*, Bayrische Staatsbibliothek München, Schlagintweitiana, II. 1. 21.

Abb. 2: Indische
Reiseaufzeichnungen

Ästhetik angesiedelt sind, zwei Gebieten, die laut Alexander von Humboldt untrennbar zusammen gehörten.

Mit seiner Collagetechnik stellte sich Hermann von Schlagintweit in eine ehrwürdige Tradition. Der Papierschnipsel, auf dem eine einzelne Beobachtung festgehalten ist, reicht bis an die Wurzeln neuzeitlicher Empirie zurück. In sogenannten ›commonplace books‹ – Kollektaneenbüchern – sammelten die Gelehrten der frühen Neuzeit alles, was ihnen bemerkenswert erschien, von lateinischen Klassikerzitaten bis zu meteorologischen Beobachtungen.³³ In kurzen, schnörkellosen Eintragungen häuften sie ein Wissen an, das mit den Traktaten der scholastischen Naturphilosophie wenig gemein hatte: Tatsachenwissen. Das ›matter of fact‹ – als »Tatsache« später ins Deutsche übersetzt – war der Wissenschaftsschlager des 17. Jahrhunderts.

³³ Vgl. Lorraine Daston, »Warum sind Tatsachen kurz?«, in: Anke te Heesen (Hg.), *Cut and Paste um 1900. Der Zeitungsausschnitt in den Wissenschaften*, Berlin 2002, S. 132–144, hier S. 142. Speziell zum ›commonplace book‹ vgl. Ann Blair, »Humanist Methods in Natural Philosophy. The Commonplace Book«, in: *Journal of the History of Ideas* 53 (1992), S. 541–51.

Kurz, kompakt und interpretationsunabhängig, aber auch sperrig, wenn es darum ging, sich in einen spekulativen Argumentationsgang zu fügen, etablierten sich Fakten als Herzstück der neuen Naturphilosophie. Francis Bacon, der Reformator der englischen Wissenschaft, empfahl, bis auf weiteres von allen Erklärungsversuchen abzusehen und sich stattdessen ganz auf die Sicherung von Tatsachen zu konzentrieren. Erst wenn das »Lagerhaus« des Wissens derart mit Fakten gefüllt sei, schrieb er, könne man daran gehen, die Natur auch in ihren ursächlichen Zusammenhängen zu erforschen. Wer vorschnell zu philosophieren beginne, laufe Gefahr, sich in bröckelnde dogmatische Lehrgebäude zu versteigen.³⁴

Bacons eigene Naturgeschichte, die unvollendet geliebene *Sylva Sylvarum*, machte mit diesem Vorsatz Ernst. Sie besteht aus langen Listen von unverbundenen Tatsachen über die Welt: ein Extrembeispiel für das neue Genre der Faktizität. Schon zu Bacons Lebzeiten erschien das vielen als Faktenhuberei. Der Lordkanzler selbst befürchtete, seine wimmelnde Tatsachenwissenschaft könne ihre Rezipienten in Verzweiflung stürzen. Auf manchen Zeitgenossen machte die *Sylva* denn auch den Eindruck, nicht mehr als ein »unverdauter Haufen von Einzelheiten« zu sein.³⁵ Der Verzicht auf Synthese war auch eine Bankrotterklärung der Naturphilosophie.

»Schilderungen von Tatsachen«, hat die Wissenschaftshistorikerin Lorraine Daston festgestellt, »haben [...] eine starke Tendenz, sich in Tabellen und in Listen aufzulösen.«³⁶ Das zeigen die collagierten Manuskripte Hermann von Schlagintweits in besonders eindrücklicher Form. Beim Versuch, die Ergebnisse seiner Indienreise in Buchform zu publizieren, blieb der deutsche Naturforscher zweieinhalb Jahrhunderte nach Bacon im zähen Sumpf seiner Fakten stecken. Dem Zettelwerk fehlte schlicht die Kohäsion, die ein epischer Reisebericht erfordert hätte. Dabei kam es für einen Humboldtianer eigentlich vor allem auf die kosmischen Wechselwirkungen an. Doch durch den Imperativ, ganze Lebensräume darzustellen, schwoll auch der Strom zu berücksichtigender Daten dramatisch an. Fast könnte man von einem epistemischen »double bind« sprechen, dem Hermann von Schlagintweit nicht entkam. 1858 schloss er mit dem Brockhaus Verlag einen Vertrag über neun englischsprachige Bände ab, die innerhalb von drei Jahren erscheinen sollten. Nach den magnetischen, meteorologischen, geologischen, botanischen, zoologischen und ethnographischen Ergebnissen waren für den letzten Band »Geographische Schilderungen« im Stil von Humboldts *Ansichten der Natur* vorgesehen. Bereits früh lassen sich Anzeichen kommender Schwierigkeiten ausmachen: Als der Bayrische König Hermann bei einem Audienztermin fragte, welche Ergebnisse die Reise erbracht habe, soll der Forscher stumm geblieben sein.³⁷

³⁴ Vgl. etwa Francis Bacon, *Preparative toward a Natural and Experimental History*, London 1620.

³⁵ Zitiert nach Daston, »Tatsachen«, S. 142.

³⁶ Ebd., S. 133.

³⁷ Vgl. Finkelstein, »Conquerors«, S. 195.

Die größten Probleme aber bereitete, wie gesagt, das Schreiben. Während die Literaturwissenschaftler das Epigonenphänomen des 19. Jahrhunderts als Form »wiederholenden Schreibens« charakterisiert haben, wäre es im Fall Schlagintweit angemessener, von einer wiederholenden Schreibhemmung zu sprechen.³⁸ Humboldt selbst hatte nach seiner Rückkehr aus Südamerika feststellen müssen, dass seine Vision einer Wissenschaft kosmischer Wechselwirkungen mit »großen Schwierigkeiten der Komposition« behaftet war: »Da aber die Gegenstände unserer Forschungen überaus vielfältig gewesen waren«, heißt es später in der *Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents*, »konnten wir die Resultate derselben nicht in der gewöhnlichen Form eines Tagebuches mitteilen.«³⁹ Auch Hermann von Schlagintweit laborierte glücklos an der Form seines Reisewerks. Die vertraglich vereinbarte Publikation verzögerte sich, nach dem vierten Band brach die Reihe schließlich ganz ab.⁴⁰ Genau wie Humboldt, der sich erst nach Jahren dazu überreden ließ, seinen wissenschaftlichen Werken über Südamerika eine kürzere, erzählerische Schilderung seiner Abenteuer folgen zu lassen, machte sich Hermann schließlich gegen Ende der 1860er Jahre an einen ursprünglich auf zwei Bände angelegten, anschaulichen Reisebericht auf Deutsch. Der erste Band erschien 1869, zwölf Jahre nach der Rückkehr. In der Folge schwoll das Projekt an. Aus zwei Bänden wurde vier, deren letzter elf Jahre nach dem ersten, 23 Jahre nach der Rückkehr aus Indien und zwei Jahre vor Hermanns Tod erschien.

Insgesamt handelt es sich um melancholische Dokumente: Der Autor berichtete ausführlich über seine Schreibschwierigkeiten. Und schilderte Tropen, die man nicht anders als traurig nennen kann: »Fast ist es allgemein erwartet, jedenfalls für die Tropen, daß alles, was dort die Landschaft bietet, unsere heimathlichen Formen an Schönheit übertreffen müsse«, schrieb Hermann. »Es giebt der öden nichtssagenden Gegenden [jedoch, P.F.] auch dort genug, und ich werde niemals darüber schweigen, sei es auch besser, vom Leser, wenn es möglich wäre, beneidet zu sein als bedauert.«⁴¹ Was auf diese triste Eröffnung folgt, ist ein Textmassiv, dem man auf jeder Seite ansieht, wie wenig es Hermann gelungen war, sich von der Perlenschnur seiner Tatsachenschnipsel zu lösen: Sein Werk ist ein Steinbruch von Fakten, eine mühsam als Text kaschierte Tabelle in mehreren Bänden.

Auf dem Kontinent waren die Reaktionen verhalten. »Wir würden fürchten, zu vieles zu berühren, was ohne Zahlen nicht besprochen werden kann«, schrieb etwas

³⁸ Vgl. Meyer-Sickendiek, *Epigonalität*, S. 90.

³⁹ Alexander von Humboldt, *Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents*, Frankfurt a. M. 1991, S. 12.

⁴⁰ Vgl. Hermann de Schlagintweit et al., *Results of a Scientific Mission to India and High Asia, undertaken between the years 1854 and 1858, by Order of the Court of Directors of the Honourable East India Company*, Bd. I–IV, Leipzig 1861–66.

⁴¹ von Schlagintweit, *Reisen*, Bd. 1, IX f. Zur Melancholie als Modus indischer Reisebeschreibungen vgl. David Arnold, *The Tropics and the Traveling Gaze. India, Landscape, and Science, 1800–1856*, Seattle 2006.

ratlos die *Allgemeine Zeitung* zur Entschuldigung dafür, das neu erschienene Indienwerk nur kursorisch zu erwähnen.⁴² In England wehte ein kälterer Wind. Der anonyme Rezensent des *Athenaeum* beklagte 1861

the absurdity of sending the Messr. Schlagintweit to report on climates, rivers and mountains, with which we were already perfectly familiar, and re-make collections of natural history, which were actually rotting in the cellars of Leadenhall Street. [...] There is a suspicion abroad that the Schlagintweits' appointment was one of the most gigantic jobs that ever disgraced the annals of science.

Es war die Objektverhaftung der Brüder, die Unfähigkeit, sich zu irgendeiner Art von Synthese oberhalb ihrer Tatsachen zu erheben, der dieses harsche Urteil galt:

We hold the Brothers de Schlagintweit quite incapable of taking a comprehensive view of any given subject. Place good instruments in their hands, and they will take astronomical, magnetic and meteorological observations with accuracy; but ask them to furnish a comprehensive account, founded upon their observation, or of what they might have seen with their naked eyes, and they will thoroughly disappoint you. [...] They constantly loose themselves in details, with which every tourist, every guide-book to India have made us familiar.⁴³

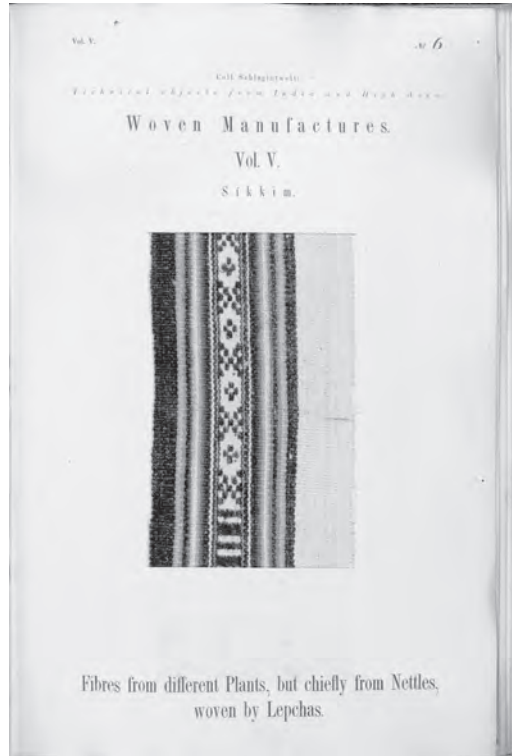
Man kann nur vermuten, dass der Ton weniger scharf gewesen wäre, hätte Humboldt noch seine schützende Hand über die bayrischen Brüder gehalten. Aber Humboldt war 1859 gestorben. Und es gibt viele Anzeichen dafür, dass der helle Stern der Schlagintweits mit Humboldts Tod zu sinken begann. Nicht nur, dass mit Humboldt der Vordenker, Architekt und Vermittler der Indienreise von der Bildfläche verschwand. Für ihre aristokratische Naturforschung waren die Brüder auch auf finanzstarke Gönner angewiesen, die dazu beitrugen, die Kosten zu decken. Zumal die Verstaatlichung der East India Company im Gefolge der Sepoy-Rebellion sie ihres wichtigsten Geldgebers beraubte. Das Motiv klingt unmittelbar nach der Rückkehr aus Indien an, als der Spediteur, der die Verpackung und Lagerung der Sammlung in Berlin besorgte, auf Bezahlung drang. Wer sprang in die Bresche? Natürlich Humboldt. Wie immer in solchen Fällen nutzte er seine guten Verbindungen aus und wandte sich direkt an den preußischen Kultusminister, den er wissen ließ, der Wert der 340 Kisten übersteige die Forderungen der Speditionsfirma bei weitem.⁴⁴ Sein Gesuch fand Gehör. Nach seinem Tod wurde für die Schlagintweits vieles anders. Auf Schloss Jägersburg schlich sich Geldnot ein.

⁴² N.N., »Das v. Schlagintweitsche Reisewerk über Indien und Hochasien«, in: *Allgemeine Zeitung*, Außerordentliche Beilage, 6. Juni 1862.

⁴³ *The Athenaeum*, 17. August 1861, S. 215 f.

⁴⁴ Vgl. Beck, *Gespräche*, S. 418.

Abb. 3: »Fibres from different Plants, but chiefly from Nettles, woven by Lepchas«



Mit der Zeit zeigte sich, dass gerade der Humboldt'sche Anspruch, die Sammlung vollständig in ein panoramatisches Gesamtwerk zu überführen, zu ihrer unaufhaltsamen Zerstreuung führte. Um die endlose Arbeit am Reisewerk – seiner »Lebensaufgabe«, wie er schrieb⁴⁵ – finanzieren zu können, sah sich Hermann gezwungen, mit seinen Schätzen hausieren zu gehen: Konnte das India Museum in London, wo schon keine regulären Gelder mehr flossen, nicht wenigstens die Sammlungen tibetanischer Textilien (Abb. 3) übernehmen? Waren die 650 Proben von tropischen Harthölzern nicht für die britische Admiralität interessant? Und konnten der preußische oder bayrische König nicht dazu bewogen werden, die indischen Raritäten für ihre staatlichen Sammlungen anzukaufen? »Nachdem ich durch Ihre gütigen Mittheilungen auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht wurde, welche in finanzieller Beziehung den Ankauf unserer zoologischen Gegenstände so wesentlich verzögern«, schrieb Hermann 1862 an einen nicht näher bezeichneten Angehörigen der bayrischen Ministerialbürokratie,

⁴⁵ Hermann von Schlagintweit an den preußischen Staats-Minister von Mühler am 28. April 1862, Staatsbibliothek Berlin, Sammlung Darmstaedter, Hermann von Schlagintweit, Asien 1855 (5).

erlaube ich mir nochmals, mit den Herrn der Academie & des Ministeriums zu sprechen & auch diese um ihre Ratschläge zu bitten. Von beiden Seiten wurde mir versichert, daß der Ankauf auf das Wärmste empfohlen wurde, ebenso daß jeder der einzelnen Gegenstände als Geschenk Seiner Majestät speziell bezeichnet bleibt; aber in Beziehung auf die Möglichkeit des Ankaufes wurde mir, ebenfalls wie früher, wiederholt, daß derselbe bei den finanziellen Mitteln der akademischen Sammlungen lediglich von der speziellen Huld Sr. Maj. abhängig bleiben müsse.⁴⁶

So hört sich der zunehmend verzweifelte Sound seiner Korrespondenz ab Mitte der 1860er Jahre an. Während er weiter an seiner vielbändigen Synthese schrieb, begannen im Keller die ersten Stücke zu verrotten. Emil Schlagintweit, dem jüngsten Bruder, der ebenfalls in den Sog der Sammlung geraten war und sich autodidaktisch zum Tibetologen ausgebildet hatte, blieb nach Hermanns Tod nichts anderes übrig, als die Insolvenz zu vollstrecken: Schloss Jägersburg musste verkauft und Wagenladungen voll Moder eingestampft werden. Überlebende Schlagintweitiana finden sich heute in halb Europa – eine weit verstreute Ruine.

Worin genau bestand Hermann von Schlagintweits ›Lebensaufgabe‹? Sie bestand darin, sich trotz aller Enttäuschungen noch einmal voller Ehrfurcht an Alexander von Humboldt und dessen ›physique du monde‹ zu messen. Humboldt selbst hatte sich der Naturforschung zu einem Zeitpunkt verschrieben, als die großen Naturalienkabinette des 18. Jahrhunderts im Begriff standen, Staub anzusetzen.⁴⁷ Die Naturgeschichte geriet damals unter großen Erfahrungsdruck: Die Vermessung der Welt und die Ausbeute der Forschungsreisenden ließen die europäischen Sammlungen aus allen Nähten platzen. Um 1740, zur Zeit Carl von Linnés, waren nicht mehr als sechshundert Tierarten bekannt. Ein Jahrhundert später, als Humboldt seinen *Kosmos* publizierte, zählten die Entomologen bereits vier mal so viele Schluftpwespenspezies.⁴⁸ Angesichts dieser dramatisch gestiegenen Komplexität erschien die bloße Bestimmung von Arten nicht länger befriedigend. Humboldts eigenes Werk stellt den Versuch dar, aus der Linné'schen Botanik eine ›Geographie der Pflanzen‹ zu machen, die keine Florenkataloge, sondern die Beschreibung von Vegetationen lieferte, von lokalen Pflanzenensembles, ihrer Verbreitung, ihren Wanderungen und klimatischen Lebensbedingungen. »Meine Augen werden stets auf die Verbindung von Kräften, auf den Einfluss der unbelebten auf die belebte Welt gerichtet sein«, hatte der junge Humboldt schon 1794 an Schiller geschrieben, noch bevor er zu seiner großen Amerikareise aufbrach.⁴⁹

⁴⁶ Hermann von Schlagintweit an N.N. am 2. Juli 1862, Staatsbibliothek Berlin, Sammlung Darmstaedter, Hermann von Schlagintweit, Asien 1855 (5).

⁴⁷ Vgl. Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a. M. 2000, S. 282 f.

⁴⁸ Vgl. Wolf Lepenies, *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. 1978, S. 17.

⁴⁹ Zitiert nach Mary Louise Pratt, *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*, London 1992, S. 123. Zu Humboldts Geografie der Pflanzen vgl. Malcolm Nicolson, »Alexander von Humboldt,

Daher verpflichtete das Humboldt'sche Wissenschaftsprogramm seine Anhänger auf Vollständigkeit. Man kann den Hang zur Totalen geradezu als »epistemische Tugend« der Humboldtianer bezeichnen.⁵⁰ Wobei es im Fall der Schlagintweits sinnvoller scheint, von einem epistemischen Laster zu sprechen. Humboldts Vorbild blockierte Hermanns mögliche Universitätskarriere. Es verleitete ihn dazu, sich ein abgelegenes Schloss zuzulegen – das heute übrigens wieder zum Verkauf steht – und dort an einem Buch zu schreiben, das kein Ende fand. Robert von Schlagintweit begann derweil, populärwissenschaftliche Vorträge zu halten, eine Tätigkeit, die ihn bald nach Amerika verschlug. Bizarr mutet die Buchführung an, mit der er seine Vortragsreisen dokumentierte. 1878 gab er im Selbstverlag einen Bericht über sämtliche tausend Referate heraus, die er in den letzten 14 Jahren gehalten hatte, mit allen Veranstaltungsorten, Themen, Titeln und Publikumszahlen: auch dies Dienst am Ideal der Vollständigkeit.⁵¹ Daneben schrieb Robert sieben Bücher über das amerikanische Eisenbahnwesen, die dieselben Themen an immer neuem Material variieren. Auch er hörte nie auf, ein Humboldtianer zu sein. Was das aber genau heißt, ein Humboldtianer sein, darüber gibt es noch viel herauszufinden.

Humboldtian Science and the Origins of the Study of Vegetation«, in: *History of Science* 25 (1987), S. 172.

⁵⁰ Zum Begriff der »epistemischen Tugend« und zur Diskussion um Naturwahrheit und Objektivität vgl. Lorraine Daston, Peter Galison, *Objektivität*, Frankfurt a. M. 2007.

⁵¹ *Robert von Schlagintweit's als Manuscript gedruckter und zur Privatvertheilung bestimmter Bericht über die 1000 von ihm zwischen Freitag, 21. Okt. 1864 und Dienstag, dem 2. April 1878 in Europa und Nordamerika gehaltenen öffentlichen populär wissenschaftlichen Vorträge*, Leipzig 1878.

Wandern und Sammeln

Zur realistischen Verortung von Zeichenpraktiken

MICHAEL NEUMANN (Konstanz)

1. »die eigentliche Heimat und Bedeutung dieser Dinge«. *Zeichen im Raum*

Das Ziel der nachstehenden Überlegungen bildet der Versuch, anhand der Lektüre von Theodor Storms bekannter Novelle *Immensee* (1850) die Voraussetzungen von Raumsemantiken in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu erhellen. Storms Novelle ist in dieser Hinsicht besonders auskunftsfähig, weil sie die grundlegenden Veränderungen der Raumsemantik, die das Zeitalter imperialer Ansprüche und Auseinandersetzungen prägen,¹ im Blick auf die lebensweltlichen Implikationen der Wachstumsmoderne diskutiert. Storms entsprechendes Interesse weist seine Literatur als einen Schauplatz aus, der gerade aufgrund der Thematisierung von geographisch begrenzten Lebenswelten, die mit der Dynamik der Moderne in Kontakt treten, zur Ausstellung spezifischer Problemlagen führt. Diese lassen die Ränder der Moderne als Entstehungsort von Denkfiguren hervortreten, deren Virulenz sich immer dann zeigt, wenn das Aufeinandertreffen von Modernisierungsschüben und Lebenswelten Konflikte der Ungleichzeitigkeit evoziert. Das Hierarchiegefüge von Bedingungen und Gründen, innerhalb dessen Storm die Entstehung von Raumsemantiken verortet, ist dabei anscheinend protoevolutionär bestimmt; seinen Rahmen bildet eine Kompatibilität, die erst im Ausgang des 19. Jahrhunderts die kulturtheoretischen Adaptionen evolutionistischer Denkfiguren prägen wird,² nämlich jene zwischen individuellen Dispositionen, kulturellen Mustern, geographischen Voraussetzungen und ökonomischen Bedingungen.³ Storm fragt nach den Voraussetzungen und Folgen von Globalisierungseffekten, deren theoretische Fassung sich in diesem Hierarchiegefüge wiederfindet. Er thematisiert in seinen Texten entsprechende Konflikte, um auf diese Weise den Preis, den die imperiale Homogenisierung widerstreitender Raumsemantiken und konkurrierender Zeichenpraktiken fordert, näher zu bestimmen. Aus Storms Rücksicht auf diese Rahmenbedingungen

¹ Vgl. Christopher A. Bayly, *Die Geburt der modernen Welt. Eine Globalgeschichte 1780–1914*, Frankfurt a. M., New York 2006, S. 280–301; sowie Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München ³2009, S. 907–1055.

² Kurt Bayertz, »Sozialdarwinismus in Deutschland 1860–1900«, in: Eve-Marie Engels (Hg.), *Charles Darwin und seine Wirkung*, Frankfurt a. M. 2009, S. 178–202.

³ Vgl. Peter J. Bowler, *Evolution. The History of an Idea*, Berkeley ³2003, S. 224–324.

resultiert eine Aktualität des Realismus, die sich nur beim ersten Hinsehen der Verbindung zur Globalisierungsgeschichte verdankt.⁴ Genaueren Lektüren erschließt sich, dass hier die grundsätzlichere Frage nach der narrativen Fundierung von Weltverhältnissen zur Diskussion steht. Sie wird in einem Jahrhundert relevant, an dessen Ende die Sprachwissenschaft durch die medientechnisch indizierte Einsicht in die »Beliebigkeit der Zeichen« revolutioniert wird;⁵ es liegt auf der Hand, dass sich diese Einsicht mit den globalen Raumordnungen und Erschließungsphantasmen der Moderne berührt. Die Tendenz zur »Reinheit« der Zeichen und Praktiken,⁶ die den konstruktivistischen Gründungsszenarien der Moderne spätestens seit der Jahrhundertwende abgelesen werden kann, produziert indes bereits im 19. Jahrhundert besonders dort Widersprüche, wo sowohl der Wert als auch die Funktionsweisen symbolisch fundierter und erzählerisch vermittelter Weltverhältnisse eine Aufmerksamkeit erfahren, die nicht zuletzt kulturanthropologischen Interessen folgt. Die »symbolische Wirksamkeit«⁷ tradierter Raumsemantiken und Zeichenpraktiken, deren Funktionsweise sich allenfalls »im Feld« erschließt, kann nur dort literarisch thematisiert werden, wo die Relation zwischen Raumerfahrung, Zeichenpraktiken und Erzählung fokussiert wird; die Voraussetzung dafür bildet das Reisen.⁸ Dessen Relevanz für die Erforschung von Sprachen und Erzählformen ist eine Erfindung jener romantischen Philologie, die auch für die Ambivalenz der entsprechenden politischen Implikationen verantwortlich zeichnet. Ihr verdankt sich das Postulat, dass sich Einblicke in das Wesen der Sprache und die »Wirksamkeit« dessen, was man sich von der Welt erzählt, nur im »Verkehr mit dem Volke« gewinnen lassen. Diesem »Verkehr«, »den ich namentlich auf meinen Fußwanderungen pflege«, schreibt noch der Philologe Friedrich Polle im Ausgang des 19. Jahrhunderts seine linguistische Kompetenz zu. Seine Sammlung von Anekdoten und Gesprächen überführt er in eine entwicklungsgeschichtlich fundierte Sprachpragmatik, die der Orientierung

⁴ Auf diese Dimension realistischer Literatur hat Patrick Ramponi aufmerksam gemacht: »Orte des Globalen. Zur Poetik der Globalisierung in der Literatur des deutschsprachigen Realismus (Freytag, Fontane, Raabe)«, in: Stefanie Kugler, Ulrich Kittstein (Hg.), *Kulturelle Ordnungen der Erzählprosa des Realismus*, Würzburg 2007, S. 17–59.

⁵ Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* [frz. EA: 1916], Berlin 2001, S. 79 ff. Vgl. dazu Robert Brain, »Standards und Semiotik«, in: Michael Franz et al. (Hg.), *Electric Laokoon. Zeichen und Medien von der Lochkarte zur Grammatologie*, Berlin 2007, S. 200–223.

⁶ Grundlegend dazu: Mary Douglas, *Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*, Frankfurt a. M. 1993, insbes. S. 1–10 und S. 106–110.

⁷ Den Begriff entlehne ich einem Aufsatz Iris Därmanns, die Lévi-Strauss' Überlegungen zur »Wirksamkeit der Symbole« (in: ders., *Strukturelle Anthropologie I*, übers. von Hans Naumann, Frankfurt a. M. 1997, S. 204–225) diskutiert: Iris Därmann, »Symbolische und pikturale Wirksamkeit bei Lévi-Strauss und Lacan«, in: dies., Steffi Hobuß, Ulrich Löke (Hg.), *Konversionen. Fremderfahrungen in ethnologischer und interkultureller Perspektive*, Amsterdam u. a. 2004, S. 123–143.

⁸ Vgl. Peter J. Brenner, »Die Erfahrung der Fremde. Zur Entwicklung einer Wahrnehmungsform in der Geschichte des Reiseberichts«, in: ders. (Hg.), *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*, Frankfurt a. M. 1989, S. 14–48.

an Systemreferenzen und Zeichenmodellen anthropologische und ethnologische Systematisierungen kulturhistorisch begründeter Sprachhandlungen entgegengesetzt. In dieser Orientierung kann Polle stellvertretend zitiert werden, um den semiotischen Kern der Faszinationskraft von Sprachen zu illustrieren, in denen die Wirklichkeit selbst ihren Ort hat. Der Gegensatz zur Einsicht Ferdinand de Saussures wird hier besonders deutlich: Das »Altertum«, heißt es bei Polle, lehre ebenso wie die »wilden Völker fremder Erdteile« und jener »Bruchteil« der »Gesellschaft« »in unserem verfeinerten Europa«, den man »mit dem Worte Volk bezeichnet«, dass »die Untrennbarkeit von Ding und Namen« fest »im Volksbewußtsein« verankert sei. Daraus folge die »wahre Ansicht, daß nicht ein zufälliges, sondern ein nothwendiges Band den Namen an den Gegenstand fesselt [...]«:

Es wird uns in der That schwer die ganze Tragweite zu ermessen, die der Name, das Wort im Volksbewußtsein hat und nicht bloß bei den alten Völkern und bei den Naturvölkern, sondern auch bei uns und zu unsrer Zeit. Behexung freilich findet außer durch Worte auch durch den bösen Blick statt, aber dieser hat nur die einseitige Kraft, daß er schadet: das Wort verrichtet tausendfache Wunder.⁹

Die Erfassung der »ganze[n] Tragweite« generiert im 19. Jahrhundert den Wert des Wanderns. Die sprunghafte Vermehrung von Verkehrsmöglichkeiten und Kontaktzonen im Zeitalter der Eisenbahn erhält dadurch eine poetologische Pointe. Freilich wird es zugleich notwendig, den Verlust der »tausendfache[n] Wunder« aufgrund der Voraussetzungen ihrer Erfassung im Rahmen globaler Erschließungsgeschichten ins Auge zu fassen. In seiner entsprechenden Schwerpunktsetzung ist sich Storm sowohl mit der zeitgenössischen Völkerpsychologie als auch mit Ethnologie und Volkskunde einig. Im Anschluss an das Programm der romantischen Philologie formulieren sie Positionen, die der adäquaten Archivierung erzählter Raumesemantiken und mündlich tradiert Weltverhältnisse gelten: »Wenn Sammlungen von Sagen und Aberglauben den Kultur- und namentlich den wissenschaftlichen Kreisen das Verständnis des Volksglaubens vermitteln«, schreibt der Philologe und Sammler Wilhelm Schwartz,

so gehören dazu als Ergänzung eines richtigen Bildes von dem ganzen Denken und Empfinden der »volkstümlichen« Kreise in jenen, wie in den mannichfachen Lebensverhältnissen, gleichsam Gallerien von kleineren Genrebildern, in denen sich auch in jenen Schichten das allgemein Menschliche, wenngleich in primitiveren, beschränkteren und oft roheren Lebensformen abspiegelt. [/] Derartiges erscheint zumal für eine wissenschaftliche Volkskunde heutzutage um so notwendiger, je mehr das ganze europäische Kulturleben sich immer ideeller wie rationeller entwickelt, und

⁹ Friedrich Polle, *Wie denkt das Volk über die Sprache. Gemeinverständliche Vorträge zur Beantwortung dieser Frage*, Leipzig 1889, S. 3 f., S. 36, S. 124 und S. 122.

Litteratur, Wissenschaft und Kunst die Kluft erweitert haben, welche überall schon da entsteht, wo, neben einem natürlichen, den mehr ländlichen Kreisen anheimfallenden Volkstum, sich ein reicheres Kulturleben an einzelnen Centralstellen in besonderen Lebensgestaltungen zu entfalten beginnt.¹⁰

In seinem *Wanderbuch* (1869) hatte Wilhelm Heinrich Riehl diese Forderung nach einer narrativen Kontextualisierung des Wissens von »primitiveren, beschränkteren und oft roheren Lebensformen« bereits unter dem Begriff der »Signatur« eines Raums eingeführt. Die »Signatur« sei »der Knoten, an welchen sich das ganze Gewebe unserer forschenden und darstellenden Arbeit knüpft [...]«. ¹¹ Riehls Projekt einer »social[e] Ethnographie von Deutschland« ¹² verortet den Beginn des Wissens ebenso in der Erfahrung des Raums wie wenige Jahre später Edward B. Tylor. Tylors grundlegendes Buch *Die Anfänge der Cultur* (1873) verbindet diese epistemologische Prämisse indes mit einer evolutionären Perspektive. Es wird dadurch zum Ausweis des normativen Drucks, unter den kulturwissenschaftliche Gegenstände geraten, wenn sie mit den Begriffen der Evolution konfrontiert werden:

Wenn im Laufe der Zeit der Zustand eines Volkes eine allgemeine Umgestaltung erfahren hat, so findet sich trotzdem gewöhnlich Vieles, das offenbar seinen Ursprung nicht in den neuen Verhältnissen hat, sondern einfach in dieselben übergegangen ist. Gestützt auf diese Ueberbleibsel wird es möglich zu erklären, dass die Civilisation des Volkes, wie wir sie bei demselben beobachten, aus einem frühern Zustande stammen muss, in welchem wir die eigentliche Heimat und Bedeutung dieser Dinge zu suchen haben: und deshalb müssen wir Sammlungen solcher Thatsachen als Fundgruben für historische Kenntnisse veranstalten. Wenn wir solches Material behandeln wollen, so ist die Erfahrung dessen, was thatsächlich geschehen ist, der Hauptführer, und die direkte Geschichte muss uns zuerst und vor Allem lehren, wie alte Gebräuche ihren Platz behaupten können inmitten einer neuern Cultur, welche sie entschieden niemals hervorgebracht haben würde, sondern im Gegentheil aufs Eifrigste zu verdrängen sucht.¹³

Auf diese Konfiguration von Sammlung, Entwicklung und Verdrängung soll zunächst in einer etwas grundlegenderen Perspektive eingegangen werden, um die

¹⁰ Wilhelm Schwartz, »Volkstümliche Schlaglichter«, in: *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 1 (1891), H. 1, S. 17–36, hier S. 17.

¹¹ Wilhelm Heinrich Riehl, *Wanderbuch, als zweiter Theil zu »Land und Leute«*, in: ders., *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik*, Bd. 4, Stuttgart 1869, S. 4 und S. 18.

¹² Wilhelm Heinrich Riehl, *Land und Leute*, in: ders., *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik*, Bd. 1, Stuttgart, Augsburg ⁴1857, S. VII.

¹³ Edward B. Tylor, *Die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte. Unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übertragen von J. W. Spengel und Fr. Poske. Erster Band*, Leipzig 1873, S. 71.

kulturanthropologischen und poetologischen Bedingungen der Beziehung zwischen Räumen, Zeichen und Erzählungen zumindest in ihren Umrissen zu skizzieren. Im Anschluss daran wird Theodor Storms frühe medienanthropologische Spezifikation dieses Verhältnisses diskutiert; sie zeigt die Geschichte der Raumsemantik als Folge des Medienbegriffs, der in der Art und Weise, in der Individuen mit den Geschichten von Räumen umgehen, seine Konturen erhält.

2. »Galerien von kleineren Genrebildern«. Die Ethik des Museums

Das protoevolutionäre Moment in der eingangs erwähnten Konstellierung von Raum und Zeit schlägt sich in einer temporalen Aufspaltung der Raumsemantik nieder. Das zeigt sich einerseits darin, dass die Semantik einen Raum als Ressource seiner zukünftigen Gestaltung erscheinen lassen kann.¹⁴ Sie generiert auf diese Weise vor dem Hintergrund neuzeitlicher Landnahmen eine Zeichenordnung, in der das ökonomische Kalkül die Erfahrung des Raums auf eine bessere Zukunft jenseits seiner gegenwärtigen Verfasstheit verpflichtet. Im 19. Jahrhundert eignet dieser Auffassung eine Konnotation, die sich als »amerikanisches Versprechen« apostrophieren ließe;¹⁵ – sie hat nicht erst seit Hegels Rede vom amerikanischen »Ausweg der Kolonisation« einen imperialen Zug,¹⁶ wie noch Friedrich Ratzel bestätigt: »So macht es der Amerikaner.«¹⁷ Andererseits findet eine temporale Ausrichtung der Raumsemantik auch dort statt, wo die Geschichte des Raums als notwendiges Korrelat sinnstiftender Erzählungen figuriert. In diesem Fall handelt es sich um die wechselseitige Bezeugung wahrnehmbarer Sinnschichten,¹⁸ die die Bewohner eines Raumes als überlieferter Verweisungszusammenhang umfassen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts steht hinter diesen Beobachtungen, denen Herder den Namen der »Volkspoesie« gab,¹⁹ ein anthropologisches Argument über die Funktionsweise der menschlichen Psyche. Dadurch werden sie dem Verdacht bloßer Historizität entho-

¹⁴ Vgl. Alexander Honold, »Pfadfinder. Zur Kolonialisierung des geographischen Raums«, in: Alexander C.T. Geppert, Uffa Jensen, Jörn Weinhold (Hg.), *Ortsgespräche. Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2009, S. 137–156.

¹⁵ Vgl. dazu meinen Aufsatz: »Die Legitimität der Transgression. Zur Rationalität hegemonialer Gewalt in Gustav Freytags Roman ›Soll und Haben‹«, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 129 (2010), Sonderheft: *Grenzen im Raum – Grenzen in der Literatur*, S. 265–280, hierzu insbes. S. 265–271.

¹⁶ G.W.F. Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, in: ders., *Werke*, Bd. 12, hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt a. M. 1986, S. 113. Zu Hegels Anverwandlung der Kolonialgeschichte vgl. Susan Buck-Morss, *Hegel, Haiti, and universal history*, Pittsburgh 2009.

¹⁷ Friedrich Ratzel, »Amerikanische Landschaft«, in: ders., *Die Vereinigten Staaten von Amerika*, erster Band: *Physikalische Geographie und Naturcharakter*, München 1878, S. 429–432, hier S. 432.

¹⁸ John D. Niles, *Homo narrans. The Poetics and Anthropology of Oral Literature*, Philadelphia 1999, S. 2 ff.

¹⁹ Vgl. Bernd Auerochs, »Poesie als Urkunde. Zu Herders Poesiebegriff«, in: Martin Keßler, Günter Arnold (Hg.), *Johann Gottfried Herder. Aspekte seines Lebenswerks*, Berlin u. a. 2005, S. 93–113.

ben: »Wenn man auch zugeben muss, dass solche Ueberlebsel (Tylors survivals) sich auch in der Poesie, wie überhaupt in allen Producten des Volksgeistes, erhalten haben können«, konzidiert ein Aufsatz über »Das charakteristische Merkmal der Volkspoesie« aus dem Jahr 1889,

so muss man andererseits bedenken – und das soll hier mit Nachdruck hervorgehoben werden – dass dieselben und ähnliche Vorstellungen auch im psychischen Mechanismus ihren Ursprung haben und dass es verfehlt wäre alle Personifikationen und Symbolisierungen für alte mythologische Vorstellungen zu erklären. Oertliche und zeitliche Association zweier Vorstellungen sind wir noch heutzutage geneigt dem bekannten post hoc, ergo propter hoc gemäß für causale zu halten, und eine so aufgefasste Causalität ist von jeher der eigenste Quell alles Aberglaubens.²⁰

Den entsprechenden Zeichen kann zumindest auf den ersten Blick keine eindeutige Zeitlichkeit attestiert werden. In ihrer »symbolischen Wirksamkeit« eignet ihnen ein verbindlicher Charakter, der die Bedeutung der chronologischen Akkumulation von Geschichte zugunsten mythischer Urszenen zurücktreten lässt: »Kennt man eine Localität, die sehr geeignet ist, als Schauplatz einer jener Begebenheiten zu dienen,« heißt es in Hajm Steinthals zeitgenössischem Vortrag »Mythos und Religion«, »so wird sie auch unmittelbar dafür anerkannt und gilt als Beweis der Richtigkeit und Wahrheit der Erzählung.«²¹ Eine genaue Bestimmung der Geltungsbedingungen semantischer Ordnungen ist dadurch an die Kenntnis von Erzählungen und Räumen gebunden, die jeweils komplexe Zeithorizonte aufrufen. Diese Komplexität sperrt sich jener semantischen Homogenisierung, in der Zeichenpraxis und Raumbedeutung voneinander gelöst werden, um die Orientierung eines Kollektivs auf die Zukunft jenseits seiner bedeutungsstiftenden kulturellen und räumlichen Grenzen zu richten. Die von Claude Lévi-Strauss postulierte Unterscheidung »warmer« und »kalter« Gesellschaften, die er in seinem Buch über »Das wilde Denken« anstelle der üblichen Trennung von »geschichtlichen« und »geschichtslosen« Völkern vorschlug,²² kann auf dieser Differenzierung der temporalen Komplexität unterschiedlicher Raumsemantiken abgebildet werden. Zur Signatur »kalter Gesellschaften« gehört in der hier verfolgten Perspektive die komplexe Zeitlichkeit mündlich tradierter Raumsemantiken; der fortschrittliche Dezisionismus, der seine Emanzipation von der Verbindlichkeit erzählerischer Raumordnungen im Vorgriff auf die Verheißungen der Zukunft nicht zuletzt im Rekurs auf den Begriff der »Arbeit«

²⁰ Dr. Franz Krejčí, »Das charakteristische Merkmal der Volkspoesie«, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 19 (1889), H. 2/3, S. 115–141, hier S. 141 f.

²¹ Hajm Steinthal, *Mythos und Religion*, Berlin 1870, S. 19.

²² Claude Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*, Frankfurt a. M. 1968, S. 270.

legitimiert,²³ wäre dagegen ein Merkmal »warmer« Gesellschaften. Es zählt zur Charakteristik »kalter« Gesellschaften, dass sie, wie Jan Assmann im Anschluss an Lévi-Strauss formuliert, nicht durch einen Mangel gekennzeichnet sind, »sondern [durch] eine positive Leistung [...]. Kälte ist nicht der Nullzustand der Kultur, sie muß erzeugt werden.« Zur Erzeugung von »Kälte« gegenüber der Möglichkeit eines historischen Wandels, der die Stabilität gesellschaftlicher Zusammenhänge durch die emphatische Besetzung zukünftiger Geschichte unter Druck setzt, bedarf es der Hilfe von »Institutionen und Sozialmechanismen«, die einen bestimmten Modus des Erinnerns etablieren: »Um dieser Erinnerung willen muß das Eindringen von Geschichte verhindert werden.«²⁴ Zu den Modi stabilisierenden Erinnerns gehören Kulte, Riten und all jene Formen narrativ gestifteter Verbindlichkeit, die Storms Zeitgenossen als »Volksaberglauben« beschreiben: »Unter den geistigen Mächten, welche unser Volksleben bewegen u. beherrschen«, heißt es in Adolf Wuttkes Sammlung *Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart*,

ist der Aberglaube eine der bedeutendsten, in vielen Kreisen eine größere als die Religion u. manchmal fast an deren Stelle getreten. Der Wissenschaft u. der Religion gleichsehr entgegengesetzt u. von beiden aufs äußerste bekämpft, zeigt er eine überraschend zähe Ausdauer u. unverwüsthliche Lebenskraft, gleich jenem Hauskobold, den man durch Anzünden des Hauses loswerden wollte, u. der, als die Familie mit ihren Besitztümern davonfuhr, ganz munter vom hintern Theile des Wagens rief: »wenn wir nicht wären entronnen, so wären wir alle verbronnen.«²⁵

Bei Storm wird das Argument, das Lévi-Strauss angesichts der evolutionären Verzeitlichung fremder gesellschaftlicher Organisationsformen und semiotischer Ordnungen in Anschlag bringen wird, gleichsam von seiner historischen Rückseite her thematisiert. Die Gefährdung der gesellschaftlichen Überlebensfähigkeit schreibt sich bei ihm von der Möglichkeit her, dass das Faszinationsmoment überkommener »Institutionen und Sozialmechanismen« eines Raumes, der bereits mit jenen Veränderungen in Kontakt getreten ist,²⁶ die das 19. Jahrhundert als Fortschrittsgeschichte erzählt, zu einem Rückfall in die Muster und Institutionen »kalter« Gesellschaften führt. Angesichts der Relativierung der Verbindlichkeit kultureller Ord-

²³ Vgl. Sebastian Conrad, *Globalisierung und Nation im deutschen Kaiserreich*, München 2006, S. 279–315.

²⁴ Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 2007, S. 68.

²⁵ Adolf Wuttke, *Der Volksaberglaube der Gegenwart. Zweite, völlig neue Bearbeitung*, Berlin 1869, S. 1.

²⁶ Zu den traumatischen Implikationen von Erstkontaktszenarien vgl. Klaus Scherpe, »First Contact-Szene. Kulturelle Praktiken bei der Begegnung mit dem Fremden«, in: Gerhard Neumann, Sigrid Weigel (Hg.), *Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaften zwischen Kulturtechnik und Ethnographie*, München 2000, S. 149–166.

nungen ist die Tragik der entsprechenden Konfliktlagen unvermeidlich, wie noch der *Schimmelreiter* zeigt. Die Bruchlinien innerhalb von Erinnerungsgemeinschaften, die sich mit ihrer eigenen Unterlegenheit auseinandersetzen müssen, verlaufen zumeist entlang jener Generationsgrenzen, deren nachhaltige Moderierung bestimmten Initiationsritualen vorbehalten war.²⁷ Das Fortbestehen der daran geknüpften Hierarchien und Machtverhältnisse erscheint zumindest aus der Perspektive eines evolutionären Fortschritts als handfeste Bedrohung einer zukünftigen Prosperität, die das Leben von der Komplexität tradierter Erzählungen emanzipiert. Die Verluste, die in diesem Prozess imperialer Mobilisierungen anfallen, werden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit dem Begriff der mangelnden »Anpassung« an die Erfordernisse der Moderne erklärt.²⁸ Die Annahme, dass daraus Probleme für die überkommene Vielfalt kultureller Ausdrucksformen entstehen müssen, teilt Claude Lévi-Strauss mit Theodor Storm. Aus dem vollzogenen Kontakt von »kalten« und »warmen« Gesellschaften resultiert mit dem Verschwinden der »Kälte« auch die Möglichkeit, dass sich bestimmte kulturelle Praktiken und Techniken aus sich selbst heraus stabilisieren; sie werden Gegenstand musealer Interessen oder konservativer Politik. Denn die Konfrontation mit den Fähigkeiten und Medien überlegener Gesellschaften denunziert nicht nur die kulturellen Grundlagen »kalter« Gesellschaften, vielmehr irritiert sie deren Selbstverständnis insgesamt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde aus dieser Beobachtung die Zwangsläufigkeit eines Modernisierungsarguments abgeleitet, das in der Adaption Darwin'scher Denkfiguren die Möglichkeit seiner wissenschaftlichen Begründung fand: »Teils aus Erfahrung, teils aus Analogie schliessen wir,« schreibt Friedrich Ratzel in seiner »Anthropo-Geographie« im Rückgriff auf Moritz Wagners Buch *Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen* (1868),

dass alle Völker an Zahl zunehmen, mit einziger Ausnahme mancher Naturvölker, deren Rückgang aber, soweit wir sehen können, nicht so sehr ihren ursprünglichen Gewohnheiten, als der durch Berührung mit den Kulturvölkern hervorgerufenen Zerrüttung aller ihrer Verhältnisse, vom Körper des Individuums an bis hinauf zu ihrem Glauben und ihren politischen Einrichtungen, entspringt.²⁹

²⁷ Insofern ist es sicherlich kein Zufall, dass van Gennep die entsprechende Theorie am Ende des 19. Jahrhunderts formuliert. Zu seinen Zeugen zählen die umfassenden Sammlungen u. a. Wilhelm Mannhardts und Richard Andrees, die im Laufe des Jahrhunderts angelegt worden sind: Arnold von Gennep, *Übergangsriten*, Frankfurt a. M. u. a. 1999.

²⁸ Vgl. stellvertretend für zahlreiche publizistische Einlassungen zu diesem Thema Fr. Rubinstein, »Sterbende Völker«, in: *Nord und Süd* 87 (1898), H. 260, S. 230–254. Der Artikel versammelt zahlreiche der einschlägigen Positionen dieser Debatte zur historischen Notwendigkeit der »Anpassung«, die das ausschlaggebende Kriterium zur Sichtbarkeit von Völkern im historischen Prozess sei.

²⁹ Friedrich Ratzel, *Anthropo-Geographie oder Grundzüge der Anwendung der Eralkunde auf die Geschichte*, Stuttgart 1882, S. 116. Das Buch ist der Vorgänger zu Ratzels bekanntem Werk *Politische Geographie* (1897) und greift Wagners Erweiterung der Evolutionstheorie auf, der Wagner die

Dieses Wissen über die Effekte der »Berührung mit Kulturvölkern« zirkuliert in Reiseberichten, Fallgeschichten, anthropologischen Studien und populären Romanen. Aus ihm speist sich die Prominenz, die die Konzeptualisierung des Begriffs der »Anpassung« in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in zahlreichen Feldern erfährt. »Anpassung« realisiert sich als individuelle oder kollektive Fähigkeit, auf das zu reagieren, was man als objektive Seite jener ökonomischen, verkehrstechnischen, medialen und kulturellen Veränderungen begreift, in denen sich die Natur des historischen Fortschritts kundgibt:

Nicht das physische Aussterben, soweit es vorkommt, fällt ins Gewicht, weil ohnedem von dem allmächtigen Geschichtsgang abhängig, der weder zu hemmen, noch abzuwenden ist. Aber das psychische Aussterben, – der Verlust der ethnischen Originalitäten, ehe sie in Literatur und Museen für das Studium gesichert sind, – solcher Verlust bedroht unsere künftigen Inductionsrechnungen mit allerlei Fälschungen, und könnte die Möglichkeit selbst einer Menschenwissenschaft in Frage stellen.³⁰

Das Konzept der »Anpassung« avanciert dadurch zur anthropologisch fundierten Begründungsfigur sozialer und kultureller Unterschiede.³¹ Bemerkenswert ist an dieser Bewegung, dass sie die temporale Ausrichtung der kollektiven Orientierung, die von der Heterogenität tradierter Raumbedeutungen zur Homogenität ökonomisch fundierter Zukunftserwartungen führt, im Grunde genommen nachvollzieht. »Anpassung« bedeutet mithin auch, dass die Semantik von Räumen im Horizont zukünftiger Erwartungen homogenisiert wird. In dieser Ausrichtung erhält das Sammeln seinen epistemologischen Ort. Es motiviert sich im Kontext der ausstehenden »Anpassung« als Tätigkeit einer Übersetzung, indem es zwischen der Verpflichtung auf die bessere Zukunft und der faszinierenden Komplexität überkommener Zeichenordnungen vermittelt. Zugleich markiert das Sammeln die Grenze, die zwischen beiden semantischen Orientierungen liegt. Volkskundliche Sammler identifizieren ebenso wie Ethnographen eine evolutionäre Unterschei-

Komponente räumlicher Kolonienbildung hinzufügt; auf dieser Erweiterung ruht Ratzels Raumtheorie auf. Zum Konfliktpotential globaler Kontaktsituationen vgl. auch die früheren Überlegungen Georg Gerlands, die darüber hinaus zeigen, dass die im Ausgang des 19. Jahrhunderts übliche Konzentration auf rassenbiologische Argumentationsmuster (»Anpassung«, »Zucht«, »Inzucht« und »Degeneration«) eine folgenreiche Verschiebung einer zunächst durchaus breiter gefassten Diskussion darstellt: *Über das Aussterben der Naturvölker*, Leipzig 1868; ähnlich: Otto Ule, »Das Hinsterben der Naturvölker in Berührung mit der Civilisation«, in: *Der Salon* (1869), Bd. III, S. 54–61; sowie Karl Andree, »Wie die europäische Civilisation wilde Völkerstämme zu Grunde richtet«, in: *Globus* 11 (1867), S. 214–217. Die Implikationen der erwähnten Konzentration auf rassenbiologische Argumente Ende des 19. Jahrhunderts analysiert Christian Geulen, *Wahlverwandte. Rassen Diskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert*, Hamburg 2004.

³⁰ Adolf Bastian, *Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologischen Sammlungen*, Berlin 1881, S. 181.

³¹ Vgl. dazu auch den Beitrag von Susanne Illmer in diesem Band.

derung, die von ihren eigenen Gesellschaften längst getroffen worden ist: »Hierdurch«, schreibt der Völkerkundler und Museumsdirektor Adolf Bastian in einem Artikel »Ueber Ethnologische Sammlungen«,

ist zugleich die Bedeutung proclamirt, welche den ethnologischen Museen zuerkannt werden muss im Hinblick auf die Zukunft, indem ihre Sammlungen die Geistesproducte ethnischer Abprägung zu sichern und zu überliefern haben in leicht vergänglichem Material, das, weil ein ephemerer, im Augenblicke des Contactes fest zu legen ist, oder sonst verloren bliebe auf immer.³²

Die Sammler verzeichnen die Geschichte der Globalisierung, die den »Culturvölkern« in völkerkundlichen Museen, Zeitschriften oder Büchern zur Ansicht bringt, was von ihnen in dem Augenblick überwunden worden ist, in dem das überkommene Verhältnis von Raum und Erzählung mehr oder weniger gewaltsam in Akten der Erschließung und Kolonisation aufgekündigt wurde: »Alles Geheiligte hat seinen Ort«, heißt es bei Lévi-Strauss dazu bündig.³³ Diese Bemerkung betrifft ebenso den Preis wie die Repräsentation dessen,³⁴ was der semantischen Ausrichtung auf die bessere Zukunft zum Opfer fällt. Storm protokolliert im Blick auf dieses Opfer den »Prozeß der Zivilisation« (Norbert Elias) als Geschichte einer distanzschaffenden Aufkündigung jener magischen Praktiken und Bindungen, die »in erster Linie durch Tradition bestimmt [...] sind«;³⁵ ihn interessiert, unter welchen Umständen und mit welchen Folgen das »Geheiligte« jene Bindungskraft verliert, die einen Raum zu dessen »Localität« (Hajm Steintal) werden lässt. Storms Texte agieren damit auf der Grenze zwischen »warmen« und »kalten« Gesellschaften; sie inszenieren sich als eine Form der Sammlung, die im Akt der Beschreibung zugleich jene rettende Distanz stiftet, die die imperiale Zukunftsfähigkeit »warmer« Gesellschaften von der Magie »kalter« Gesellschaften trennt: »[D]ie Museen«, schreibt Krzysztof Pomian in einer zuspitzenden Pointierung der Effekte dieser Distanzierung, »lösen die Kirchen ab [...]«.³⁶ Dieser Übergang, der in der Literatur des Realismus mit der Aufmerksamkeit für Fragen der Archivierung und Historisierung korrespondiert, begründet die Rede von einer protoevolutionären Perspektive. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist das völkerkundliche Museum diejenige Institution,

³² Adolf Bastian, »Ueber Ethnologische Sammlungen«, in: *Zeitschrift für Ethnologie* 17 (1885), H. 1, S. 38–42, hier S. 40.

³³ Lévi-Strauss zitiert an dieser Stelle zustimmend A.C. Fletchers Aufsatz »The Hako: A Pawnee Ceremony«, in: *22nd Annual Report, Bureau of American Ethnology* (1900–1901), Washington, D.C., 1904, S. 34. Vgl. Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*, S. 21.

³⁴ Zum Verlust der »Nützlichkeit« der Dinge, deren Repräsentationsleistung dafür umso höher geschätzt wird, vgl. Krzysztof Pomian, *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*, Berlin 1988, hier S. 14 ff.

³⁵ Marcel Mauss, Henri Hubert, »Entwurf einer allgemeinen Theorie der Magie«, in: Marcel Mauss, *Soziologie und Anthropologie*, Bd. 1, Frankfurt a. M., Berlin 1978, S. 43–179, hier S. 52.

³⁶ Pomian, *Der Ursprung des Museums*, S. 69.

die in einer globalen Perspektive die entsprechenden Implikationen zur Anschauung bringt.³⁷ Es übt das ein, was Boris Groys in einem anderen Zusammenhang die »Totalisierung des musealen Blicks« genannt hat.³⁸ Für die Literatur bedeutet diese Perspektivierung, dass die Ambivalenz des eigenen Mediums ins Zentrum rückt. Die Effekte der Verschriftlichung changieren zwischen notwendiger Distanzierung und tragischer Mortifikation. Die Sammlung und Aufzeichnung von Erzählungen, Bedeutungen und Dingen erscheint als Musealisierung einer Raumgeschichte, deren evolutionärer Status dort kenntlich wird, wo die Geschichtlichkeit selbst als Effekt der Verschriftlichung hervortritt. Die realistische Präferenz für Erzählsituationen und Überlieferungszusammenhänge erklärt sich vor diesem Hintergrund; sie thematisiert die Ethik der Distanzierungsleistung in der Vermittlung von »Institutionen und Sozialmechanismen« »kalter« Gesellschaften,³⁹ die »im Augenblicke des Contactes fest zu legen [sind], oder sonst verloren bliebe[n] auf immer.«⁴⁰ Storms Novelle *Immensee* behandelt diese Erfahrung des »Contactes« konsequenterweise als Medienschwelle.⁴¹ Im »Augenblicke« ihrer Sammlung und Verschriftlichung werden die Unterschiede zwischen den Räumen historisiert; sie werden Gegenstand archivalischer Interessen und verlieren ihre Wirklichkeit im Raum ihrer mehr oder weniger unbedingten Geltung. Schrift und Museum zeitigen für ihre Gegenstände identische Folgen. Im Kalkül ihrer Ethik liegt es, magische Bindungen und affektive Besetzungen der Geschichte zu überantworten,⁴² indem sie den Standpunkt des Betrachters mit einer evolutionären Semantik ausstaffieren.⁴³

3. »Das sind Urtöne«. Evolutionäre Semiotik und magische Erzählungen

Der Zusammenhang zwischen der Geschichte des Sammelns und der Neuformierung von Raumsemantiken und Zeichenpraktiken ist hauptsächlich in jenen Passagen der Storm'schen Novelle greifbar, in denen das Verhältnis von Raum und Zeit

³⁷ Eine exemplarische Fallstudie der Zusammenhänge zwischen Anthropologie, Globalisierung und Museum hat Amiria J.M. Henare am Beispiel von Neuseeland und Schottland vorgelegt: *Museums, anthropology, and imperial exchange*, Cambridge 2005.

³⁸ Boris Groys, *Logik der Sammlung. Am Ende des musealen Zeitalters*, München 1997, S. 15.

³⁹ Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 68.

⁴⁰ Bastian, »Ueber Ethnologische Sammlungen«, S. 40.

⁴¹ Dieser Aspekt entgeht Claudia Stockinger in ihrer rezeptionsorientierten Darstellung der Medienpraxis Storms: »Storms ›Immensee‹ und die Liebe der Leser. Medienhistorische Überlegungen zur literarischen Kommunikation im 19. Jahrhundert«, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 50 (2006), S. 286–315.

⁴² Zur Geschichte von Bindungen und Besetzungen von Dingen vgl. aus ethnologischer Sicht Karl Heinz Kohl, *Die Macht der Dinge. Theorie und Geschichte sakraler Objekte*, München 2003.

⁴³ Zu diesem anthropologischen Aspekt vgl. Justin Stagl, »Homo collector. Zur Anthropologie und Soziologie des Sammelns«, in: Aleida Assmann, Monika Gomille, Gabriele Rippl (Hg.), *Sammler – Bibliophile – Exzentriker*, Tübingen 1998, S. 37–54, hier insbes. S. 37–44.

als Effekt von Aufschreibepraktiken diskutiert wird. Die Zeitordnung der Novelle *Immensee* kann zugleich als Hypostasierung jenes Rahmens angenommen werden,⁴⁴ der die semantischen Potentiale erzählter Vergangenheiten begrenzt. – Storms Text markiert gleich zu Beginn, dass er im Horizont eines Endes steht: Die erste Kapitelüberschrift lautet »Der Alte«, die erste Zeitbestimmung wird dadurch getroffen, dass der »alte wohlgekleidete Mann« sich »[a]n einem Spätherbstnachmittage langsam die Straße hinab [begab]«, und schließlich wird darauf verwiesen, dass die staubbedeckten Schuhe des Mannes »einer vorübergegangenen Mode angehörten«.⁴⁵ Diese Beschreibungen sind in symbolischer Hinsicht durchaus überdeterminiert; sie stellen das, was an der Situation über die konkrete Verfassung hinausweisen soll, offen aus, um durch den Anschluss an topische Konstellationen die Textaussage um das Moment transzendenter Sinnbezirke zu erweitern. Diesem Kunstgriff hat sich der Realismus bekanntermaßen programmatisch verpflichtet.⁴⁶ Im Kontext der Novelle scheint er vor allem die Voraussetzungen und Bedingungen eines Konzepts zu verhandeln, das man mit Luhmann und Illouz als romantische Liebe im Zeitalter des Kapitalismus bezeichnen kann.⁴⁷ Immerhin wird hier ein Protagonist eingeführt, dessen Leben im Schatten einer Liebe steht, die deshalb unerfüllt blieb, weil der »Alte« in seiner Jugend weder die ökonomischen noch die praktischen Voraussetzungen zur Heirat seiner Geliebten besaß.⁴⁸ Der »Alte« war als junger Mann im entscheidenden Augenblick nicht dazu in der Lage, seiner Geliebten gegenüber das »erlösende Wort« (312) zu gebrauchen und dadurch das, was in der Schwebelag, in eine veränderte Zukunft zu überführen. Er blieb gleichsam jenen Praktiken »kalter« Gesellschaften verhaftet, die den Einbruch von Geschichte verhindern, indem sie sich der Wiederholung von Traditionen verschreiben, die den Symbolwert der

⁴⁴ Zur Bedeutung der »Rahmen« bei Storm vgl. auch Gerhard Plumpe, »Gedächtnis und Erzählung. Zur Ästhetisierung des Erinnerns im Zeitalter der Information«, in: Gerd Eversberg (Hg.), *Theodor Storm und die Medien*, Berlin 1999, S. 67–80.

⁴⁵ Theodor Storm, *Immensee*, in: ders., *Sämtliche Werke in vier Bänden*, Bd. 1: *Gedichte/Novellen 1848–1867*, hg. von Karl Ernst Laage und Dieter Lohmeier, Frankfurt a. M. 1987, S. 295–328, hier S. 295. Im Folgenden werden Zitate nach dieser Ausgabe im Text in runden Klammern nachgewiesen.

⁴⁶ Vgl. die Sammlung programmatischer Texte: Gerhard Plumpe (Hg.), *Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung*, Stuttgart 1999; sowie die Interpretationen Hans Vilmar Gepperts: *Der realistische Weg. Formen pragmatischen Erzählens bei Balzac, Dickens, Hardy, Keller, Raabe und anderen Autoren des 19. Jahrhunderts*, Tübingen 1994; sowie Hermann Korte, *Ordnung & Tabu. Studien zum poetischen Realismus*, Bonn 1989.

⁴⁷ Zumindest insofern, als die semantische Transformation des Konzepts »Liebe«, von der sowohl Luhmann als auch Illouz handeln, hier zum Scheitern verurteilt ist. Vgl. Niklas Luhmann, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt a. M. 1982; sowie Eva Illouz, *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*, Frankfurt a. M. u.a. 2003.

⁴⁸ Vgl. zur Liebeskonstellation und den eingespielten romantischen Topoi Mareike Börner, »Dichtung und Wahrheit – Immensee«, in: dies., *Mädchenknospe – Spiegelkindlein. Die Kindfrau im Werk Theodor Storms*, Würzburg 2009, S. 76–111.

Zeichen aufrechterhalten. Im Blick auf den benannten Problemzusammenhang zwischen Raumsemantik und Sammelgeschichte lohnt es indes, nach der immanenten Funktionalisierung der schematischen Eröffnung Storms zu fragen. Denn die Gegenstände, die Storms Text verhandelt, werden durch ihre topische Referentialisierung mit einem zeitlichen Index versehen, dessen Implikationen sowohl über die Konventionen realistischen Erzählens als auch über die Verhandlung der Historizität von Liebessemantiken hinausweisen; sie thematisieren wissenschaftsgeschichtliche und kulturanthropologische Probleme, die ins Zentrum der Geschichte des Sammelns führen.

Vor dem Hintergrund der unerfüllten Liebe ist es von entscheidender Bedeutung, dass der »Alte« sich mit Überlieferungsformen und Erzählstoffen »kalter« Gesellschaften befasst; in Storms Novelle ist er ein Sammler von »Volkspoesie«. Der erste Hinweis darauf erscheint bereits dort, wo der Erzähler auf den »etwas südländischen Akzent« seines Protagonisten aufmerksam macht. Er führt anhand einer Figur, die offenbar in verschiedenen Räumen unterwegs war, eine perspektivische Differenz ein, die im 19. Jahrhundert unter jenen Annahmen rubriziert wird, die zu den epistemologischen Voraussetzungen wissenschaftlicher Raumerfassungen gehören: »Allein der Wanderer schauet von außen herein, er kommt aus der Fremde und geht in die Fremde, er bringt einen vergleichenden Maßstab mit,« heißt es in Riehls *Wanderbuch*.⁴⁹ Es wird mithin durch den Verweis auf die Fremderfahrung ein epistemologisch notwendiger Bruch markiert, der die »Personifikationen und Symbolisierungen«⁵⁰ lebendiger Überlieferung in Objekte des Wissens verwandelt.⁵¹ Die Voraussetzung dieses Bruchs liegt in einer Mobilität begründet, die die Beziehung von Raum und Individuum flexibilisiert. Das wird offenbar bereits im 19. Jahrhundert als Effekt der Globalisierung gefasst.⁵² Die Verbindlichkeit überlieferten Wissens und überkommener Sozialmuster tritt im Gefolge der Beweglichkeit von Individuen, die diesseits und jenseits von Raumgrenzen und Bedeutungsordnungen agieren, zurück. Sie wird von einer ebenso politisch-ästhetischen wie historischen Wertschätzung beerbt, die ihren Anfang in der romantischen Philologie der Grimms nimmt.⁵³ In seinem Buch *Schrift und Volk. Grundzüge der volkstümlichen Literatur* (1846) stellt Berthold Auerbach, der einer der literarischen Stichwortgeber der frühen Völkerpsychologie war, ein Gedankenexperiment zum

⁴⁹ Riehl, *Wanderbuch*, S. 19.

⁵⁰ Krejčí, »Das charakteristische Merkmal der Volkspoesie«, S. 142.

⁵¹ Vgl. aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive Anke te Heesen, Emma C. Spary (Hg.), *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung*, Göttingen 2001.

⁵² Vgl. dazu Erhard Schüttpehl, »Weltliteratur in der Perspektive einer Longue Durée I: Die fünf Zeitschichten der Globalisierung«, in: Özkan Ezli, Dorothee Kimmich (Hg.), *Wider den Kulturreiz. Migration, Kulturalisierung und Weltliteratur*, Bielefeld 2009, S. 339–360, hierzu insbes. S. 344 ff.

⁵³ Vgl. Wolfgang Kaschuba, *Einführung in die Europäische Ethnologie*, München 2006, S. 17–37.

Ursprung der Poesie an. Dieses Gedankenexperiment illustriert die Prominenz dieser Figuration eines Bruchs:

Man denke sich einen Missionär, der aus den sogenannten unteren Volksklassen entspringen, einen Wanderburschen oder Schweizersoldaten, der fremde Länder gesehen und Manches erfahren. Der Schweizer sitzt zu Hause unter den Seinen und erzählt ihnen die Schicksale, schildert ihnen die Gegenstände in der Fremde. Er hat das Ferne ganz mit heimischem Auge gesehen, weiß es den Seinen so lebendig vor die Seele zu führen, daß sie es mit ihm sehen, denn es ist ihr eigener Blick, der darauf geruht, es ist ihr eigener Standpunkt, von dem aus es betrachtet, es ist ihre eigene Empfindung, die dadurch erweckt wurde. Und tritt er hinaus, schaut die Pracht der Alpen, hört den Bergstrom rauschen und die Lieder klingen; er sieht das Heimische fast mit fremdem Auge, mit einem Blick, der auf Entferntem ruhet und dem sich das Heimische neu erschließt, er empfindet seine Schönheit und Eigenthümlichkeit selbstständiger, er war aus sich hinausgerissen, seine eigenthümlichste Seele an Fremdes hingegeben, er war zum Gegensatze, zur Entzweigung und so zur Vermittlung gelangt; er war in der Fremde zu Hause und ist nun in der Heimat fremd und doch wieder heimisch. Heimat und Fremde verschlingen sich in ihm zu einer neuen Heimat. Und hat ein Genius seine Lippen berührt, so feiert das Alte und das Neue in ihm eine Auferstehung, die er in wohltonenden Worten verkünden mag.⁵⁴

Das Erzählen wird zu einem Akt magischer Heilung, anders lässt sich das Pathos, das in der Rede von der »Auferstehung« anklingt, kaum verstehen. In der gemeinschaftsstiftenden Erzählsituation werden Fremdheit und Verlust in einem Akt narrativer Integration überwunden. Auerbachs Gedankenexperiment beschreibt den Versuch, den Übergang von der Magie der »Volkspoesie« zur Semiotik der »Kunstpoesie« kulturtheoretisch dergestalt zu fassen, dass die Semantik des Raums in der Kontinuität des Erzählens ihren Ort bewahrt. Es geht Auerbach darum, trotz der Modifikation von Wahrnehmungen und Erzählformen die Kontinuität gemeinschaftsstiftender Bedeutungen zu gewährleisten. Der Verdacht liegt nahe, dass diese Schwellenkunde, die das Verhältnis zwischen »Heimat« und »neue[r] Heimat« moderiert, zugleich jenes medienhistorische Datum verhandelt, das in der poetologischen Kopplung von Schriftlichkeit und Historizität gegeben ist. Tatsächlich findet sich dieser Verdacht bereits in der Eröffnung von Storms Novelle *Immensee* bestätigt. Storm entwickelt den Inhalt seines Textes vom Ende her; die Novelle selbst ist nichts anderes als eine »neue Heimat«. Der Erzähler schildert, wie sein Protagonist in einem museal anmutenden Zimmer saß, dessen Wände mit »Repositorien und Bücherschränken bedeckt« waren und voller »Bilder von Menschen und Genden [hingen].« (296) Die Gegenstände und Wahrnehmungen des Sammlers ha-

⁵⁴ Berthold Auerbach, *Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J.P. Hebel's*, Leipzig 1846, S. 47 f.

ben ihre »neue Heimat« in jenen Medien gefunden, die ihnen einen Ort im Archiv der Menschheitsgeschichte geben. Das Gedächtnis des Raums wird in den Medien der Überlieferung konfiguriert; seine Stillstellung setzt zugleich Sehnsuchtsorte und Gefährdungsmomente frei. Ins Leben selbst findet das, was das Museum überliefert, nur dort zurück, wo den Gegenständen eine Geschichte gegeben wird, die Gegenwart und Bewusstsein voneinander zu trennen droht:

Wie er so saß, wurde es allmählich dunkler; endlich fiel ein Mondstrahl durch die Fensterscheiben auf die Gemälde an der Wand, und wie der helle Streif langsam weiter rückte, folgen die Augen des Mannes unwillkürlich. Nun trat er über ein kleines Bild in schlichtem schwarzen Rahmen. »Elisabeth!« sagte der Alte leise; und wie er das Wort gesprochen, war die Zeit verwandelt; *er war in seiner Jugend*. (296, Hervorh. i. Orig.)

Das folgende Kapitel der Novelle steht unter der Überschrift »Die Kinder«. Nimmt man diese Zeitordnung ernst, ergibt sich zwischen dem Einstieg (»Der Alte«) und der Fortsetzung (»Die Kinder«) die temporale Differenz einer Lebensspanne; sie wird durch einen magischen Akt überwunden, der »Bild« und »Wort« in der Erinnerung zusammenführt, um die Wirklichkeit der Bedeutung beider durch die Verwandlung der »Zeit« zu bezeugen. Der Raum, der sich durch das »erlösende Wort« (312) öffnet, ist der einer Kindheit im doppelten Sinne: zum einen der der Menschheit und zum anderen der des alten Mannes. Denn die Geschichte jener wird in dieser wiederholt, davon ist das 19. Jahrhundert nach wie vor überzeugt.⁵⁵ Das Zusammenspiel von »Bild« und »Wort« führt in einem Akt »primitiver Identifikation« an einen Ursprung zurück und löst den »Rahmen«, der die Vergangenheit im Medium des »kleine[n] Bild[es]« festhält, schlicht auf;⁵⁶ es stiftet eine imaginäre Präsenz, deren Möglichkeit indes in der Disposition des Sammlers gründet. In Museen und Medien kann die Menschheit die Faszinationsgeschichte ihrer eigenen Kindheit in Erfahrung bringen. Unter bestimmten Voraussetzungen gleicht diese Erfahrung im Ergebnis insofern dem, was man unter der Kindheit der Menschheit verstand, als die Unmittelbarkeit der Bedeutung sich von dem, was Lazarus und Steinthal das »geschichtliche Bewußtsein« nennen, vollständig emanzipiert.⁵⁷ Das Ereignis der Präsenz versetzt in eine Zeit, in der die Bedeutung noch nicht in »Rahmen« gebannt war. Der Effekt, den der »Rahmen« auf den Betrachter hat, gleicht dem der Grenze, die durch die Erfahrungen »in der Fremde« oder durch die »Schrift« ein »geschichtliches Bewußtsein« evoziert: »Diese Epoche im Völkerleben

⁵⁵ Vgl. Tylor, *Die Anfänge der Cultur*, Bd. 1, S. 234–237 u. ö.

⁵⁶ Zur Konzeptualisierung dieses Aktes als grundlegendem Denkmodus vgl. Lucien Lévy-Bruhl, *Das Denken der Naturvölker*, Wien 1926.

⁵⁷ Moritz Lazarus, Heymann Steinthal, »Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie, als Einladung zu einer Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft«, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 1 (1860), H. 1, S. 1–73, hier S. 52.

gleichet derjenigen des Einzelnen, wo er zum ersten Male sich mit Ich bezeichnet.«⁵⁸ Storms Novelle stellt in ihrer Zeitordnung die Voraussetzungen aus, der jene evolutionäre Semiotik aufrucht, die sowohl der Möglichkeit als auch dem Ereignis der Verwandlung eine Geschichte gibt. Die wichtigste Voraussetzung erkennt der Text in der poetologischen Verknüpfung von Wandern, Sammeln und »geschichtliche[m] Bewußtsein«.

In der ersten Szene des zweiten Kapitels widmet sich die Novelle den narratologischen Implikationen der evolutionären Semiotik. Reinhardt erinnert einen gemeinsamen Nachmittag mit Elisabeth, sie »mochte fünf Jahre zählen; er selbst war doppelt so alt.« (296) Nachdem beide im Garten »ein Haus aus Rasenstücken aufgeführt« hatten, ließen sie sich darin nieder, »Elisabeth nahm ihre Ringelchen aus der Schürze und zog sie auf lange Bindfäden; Reinhard fing an zu erzählen: ›Es waren einmal drei Spinnfrauen --< [/] ›Ach<, sagte Elisabeth, ›das weiß ich ja auswendig; Du mußt auch nicht immer dasselbe erzählen.<« (297) Angesichts der mangelnden Faszination der »auswendig« gekannten Erzählung weicht Reinhardt auf die »Geschichte von dem armen Mann [aus], der in die Löwengrube geworfen war«. Als er von dessen Erlösung berichtet, fragt Elisabeth nach dem Aussehen des rettenden Engels:

»Hatte er den Flügel?« [/] »Es ist nur so eine Geschichte;« antwortete Reinhardt; »es gibt ja gar keine Engel.« [/] »O pfui, Reinhardt!« sagte sie und sah ihm ganz starr in's Gesicht. Als er sie aber finster anblickte, fragte sie ihn zweifelnd: »Warum sagen sie es denn immer? Mutter und Tante und auch in der Schule?« [/] »Das weiß ich nicht«, antwortete er. [/] »Aber du«, sagte Elisabeth, »gibt es denn auch keine Löwen?« [/] »Löwen? Ob es Löwen gibt! In Indien; da spannen die Götzenpriester sie vor den Wagen und fahren mit ihnen durch die Wüste. Wenn ich größer bin, will ich einmal selber hin. Da ist es viel tausendmal schöner als hier bei uns; da gibt es gar keinen Winter. [...]« (297 f.)

Das anfängliche Scheitern des Erzählens hat seinen Grund in der Bekanntheit des Stoffes. Die Märchen, die von den Grimms als »lebendige Sitte« aufgeschrieben worden sind,⁵⁹ entfalten in ihrer Wiedergabe nicht mehr jene verwandelnde Wirkung, die beim Übergang vom ersten zum zweiten Kapitel *idealiter* als Verwandlung der »Zeit« vorgeführt wird. Diese hätte nämlich zur Voraussetzung, dass das Märchen der »drei Spinnfrauen« an seinem Ort in einer illiteralen Erzählgemeinschaft geblieben wäre. Im Falle der Grimms wohl in der Gegend von Hessen, einem Land, das aufgrund seiner Lage, abseits »von großen Heerstraßen [...], den Vorteil [hat],

⁵⁸ Ebd.

⁵⁹ »Vorrede« [1837], in: Heinz Rölleke (Hg.), *Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe auf der Grundlage der dritten Auflage (1837)*, Frankfurt a. M. 2007, S. 12–22, hier S. 17 und S. 13. Das Märchen *Die drei Spinnerinnen* findet sich ebd., S. 84 ff.

daß es alte Sitten und Überlieferungen besser aufbewahren kann.«⁶⁰ Die »symbolische Wirksamkeit« ist abhängig von einer »Anhänglichkeit an das Überlieferte«, die sich vor allem da erhalte, »wo die Schrift [...] noch nicht durch Einführung der Fremden stört [...]«,⁶¹ wie es in der »Vorrede« (1837) zur Märchensammlung der Grimms heißt. Der Verlust der Tradition erscheint vor allem als medienhistorisches Datum. In dieser Hinsicht ist es eine Grenzüberschreitung, die die »lebendige Sitte« in der Zeit zurücklässt, dass Elisabeth bereits zur Schule geht (vgl. 296). Ihre »ungeübte Phantasie« ist durch die »Einführung des Fremden« in eine Entwicklungslogik überführt worden, deren Folgen die Grimms als Verlust überkommener Kulturtechniken bestimmten: »aber die Sitte selber nimmt immer mehr ab [...]«. ⁶² Reinhardts Entscheidung, anstelle der Volkspoeseie aus der Bibel die Geschichte des Propheten Daniel zu erzählen, dokumentiert das, was die Zeitgenossen Storms als Wechsel vom »Mythos« zur »Religion« diskutieren.⁶³ In der Inszenierung der Erzählsituation wird mit der Semantik des Erzählens auch die Religionsgeschichte selbst rekapituliert. Denn Reinhardts Hinweis, dass die Geschichte des Propheten »nur so eine Geschichte« sei, greift die Pointe einer evolutionären Semiotik auf. Sie besteht darin, die Möglichkeit der »Zeichen und Wunder« (Dan. 6, 27) ins ›Alte Testament‹ zurückzuverweisen, um den Übergang vom Mythos zum Wunderglauben einer früheren Entwicklungsstufe der Menschheit zuordnen zu können. Diese endet dort, wo der Protestantismus die zeichentheoretischen Voraussetzungen der Religionsanthropologie freisetzt, indem er den Glauben an »Zeichen und Wunder« in einem evolutionären Schema verortet, das den Übergang vom ›Alten Testament‹ zum ›Neuen Testament‹ als Fortschrittsgeschichte erzählt. Aus der Perspektive der Novelle ist dieser Wechsel deswegen problematisch, weil ihm offenbar keine Veränderung in der Erwartung dessen korrespondiert, was eine Erzählung zu leisten hat. Vielmehr lässt sich eine Kontinuität der Erwartungshaltung konstatieren, die den Erzähler zu poetologischen Innovationen zwingt. Die Irritation, die sich zunächst durch die Fremdheit des Textes motiviert, setzt sich in der Qualifikation biblischer Stoffe als bloßer »Geschichte« fort. Dadurch wird eine raumzeitliche Differenz markiert, die die Geschichtlichkeit des erzählten Stoffes ausstellt. Der Fiktionalitätsvorbehalt gibt der Erzählung einen »Rahmen«. Mit dieser Markierung geht die »symbolische Wirksamkeit« verloren, obgleich gerade sie es ist, auf die sich die Erwartung richtet. Während Reinhardt an dieser Stelle bereits semiotisch informiert agiert und der Geschichte einen »Rahmen« gibt, der den Glauben an das Erzählte als regredierende Illusion ausweist, ist die jüngere Elisabeth noch ganz in der »symbolischen Wirksamkeit« der erzählten Welt befangen. Es wird schon hier deutlich, dass Zeichenpraktiken im 19. Jahrhundert immer auch als Geschlechterordnungen

⁶⁰ »Vorrede«, S. 17.

⁶¹ Ebd., S. 15.

⁶² Ebd., S. 12.

⁶³ Vgl. Steinthal, *Mythos und Religion*.

verhandelt werden. – Die chronologische Abfolge der scheiternden Erzähleinsätze illustriert die Entwicklungsgeschichte der Menschheit als Verhältnis zur Magie von Erzählungen; sie zeigt sich als Effekt der Herausbildung differenzierter Zeichenpraktiken, die die »symbolische Wirksamkeit« von Erzählungen begrenzen. Jene Magie der Verwandlung von »Zeit«, die im Anfang der Wiederholung des Überlieferten entsprang und nach der Einführung der »Schrift« vor allem deshalb an Faszinationskraft einbüßt, weil sie kein Neuland mehr erschließt, speist sich schließlich aus der Exotik unbekannter Räume. Dadurch gelingt es dem Erzähler, die Zuhörer in den Bann der Geschichte zu ziehen. »Indien« ist mithin der Platzhalter eines poetologischen Effekts, der von der Einführung der »Schrift« und dem »geschichtlichen Bewußtsein« kassiert worden war. »Löwen« und »Götzenpriester« stehen für die Verwandlungskraft einer Erzählung ein, die Zeichenpraxis und Wirklichkeitsverständnis miteinander verbindet. Im Faszinationsraum der »Fremde« besitzt das Erzählte eine vorbehaltlose Geltung; es spielt seine »symbolische Wirksamkeit« aus, indem es die Zuhörer in eine Wirklichkeit versetzt, die es sukzessive selber generiert. Die Präsenzerfahrung erzählerischer Magie kehrt dort in die Gegenwart »warmer« Gesellschaften zurück, wo sich die Erzählung mit der Aura exotischer Räume auch deren »kaltes« Zeitregime anverwandelt. Auf diese Räume und deren Bindungskraft richtet sich das poetologische Begehren. Freilich handelt man sich damit ein, was den Grund solcher Magie ausmacht, die, wie erwähnt, »in erster Linie durch Tradition bestimmt [...] [ist]«,⁶⁴ nämlich die Bedingungen einer »kalten« Sozialordnung, die die Kopplung von Raum und Semantik kulturell stabilisiert: »Du wirst dann wirklich meine Frau, und dann haben die Andern Dir nichts zu befehlen.« (298) Wenn die erzählte Geschichte nicht das Medium evolutionärer Regressionen werden soll, muss sie also die eigene Faszinationskraft begrenzen. Das Modell, das diese Distanzierungsmechanismen zur Verfügung stellt, ist das Museum selbst. Die Grenzen musealer Repräsentation richten sich deshalb nach innen und außen; sie historisieren das, was ausgestellt wird und in seiner Faszinationskraft die Geschichte des Betrachters zu verwandeln droht.

Nach Reinhardts Vorschlag, gemeinsam nach »Indien« zu gehen, zögert Elisabeth beim Gedanken an ihre Mutter, schließlich willigt sie aber doch ein, weil Reinhardt »so böse Augen [macht]« (ebd.). Der spielerisch erwogene Exodus in ein Land, in dem die Erzählungen wiedergeben, wie es wirklich ist, wird allerdings von einem Ruf unterbrochen, der der kindlichen Sehnsucht nach einer anderen Geschichte Grenzen setzt: »Elisabeth! Reinhardt!« rief es jetzt von der Gartenpforte. »Hier! Hier!« antworteten die Kinder und sprangen Hand in Hand nach Hause.« (Ebd.) Die imaginäre Erprobung fremder Räume wird ebenso wie in Fontanes Roman *Effi Briest* durch den Ruf der Eltern beendet; im »Garten« des Elternhauses bleibt das Spiel der Phantasie ohne Folgen. Die kindliche Erprobung fremder Sozialordnungen und magischer Zeichenpraktiken endet dort, wo die Initiation in die erwachsene Ordnung des

⁶⁴ Mauss/Hubert, »Entwurf einer allgemeinen Theorie der Magie«, S. 52.

19. Jahrhunderts als evolutionärer Sprung vollzogen wird. An diesem Punkt findet die Verpflichtung auf jenes topisch abgesicherte Realitätsprinzip ökonomischer Kalküle und semiotischer Differenzierungen statt, das in der Perspektive des 19. Jahrhunderts »warme« von »kalten« Gesellschaften trennt. Angesichts dessen wird auch plausibel, warum die Imagination mit einem »Rahmen« versehen werden muss, der ihre »Wirksamkeit« einschränkt. – Nur deshalb beginnt Reinhardt schließlich, an der Befestigung der evolutionären Grenze zu arbeiten, indem er die »Märchen, welche er ihr sonst erzählt und wieder erzählt hatte, [...] [aufschreibt]; dabei wandelte ihn oft die Lust an, etwas von seinen eigenen Gedanken hineinzudichten; aber, er wußte nicht weshalb, er konnte immer nicht dazu gelangen. So schrieb er sie so auf, wie er sie selber gehört hatte.« (299) »[W]enn ein Abschreiber«, so Friedrich Polle über den »Unterschied« von mündlicher und schriftlicher Überlieferung, »einen selbstgemachten Vers [...] einfügt«, muss »derselbe als Entstellung, als Einschwärzung [...] gelten [...].« Im Gegensatz zur gesprochenen Sprache: »alle Änderungen, die die Sprache [...] erfährt, sind Änderungen, die ihr Urheber selbst vorgenommen hat, also echt [...].« »Dasselbe«, fügt Polle in einer Anmerkung zu, »gilt von den Volksliedern.«⁶⁵ Reinhardts vorbewusste Scheu rettet den Wert seiner Sammlung; sie hat einen methodischen Grund, dessen Festlegung in der Genese der romantischen Philologie als Vorstellung philologischer Objektivität beobachtet werden kann. Mit der Verschriftlichung der zuvor mündlich tradierten Märchen setzt das »geschichtliche Bewußtsein« auf der Grenze zwischen »kalter« Kindheit und »warmer« Erwachsenenwelt ein;⁶⁶ der Erzählstoff der Kindheit wird ins Medium »Schrift« transferiert, das ihn dem Erzählraum entfremdet und ins »Verzeichnis« der »Cultur«⁶⁷ aufnimmt: »Er gab die Blätter an Elisabeth, die sie in einem Schubfach ihrer Schatulle aufbewahrte; und es gewährte ihm eine anmutige Befriedigung, wenn er sie mitunter Abends diese Geschichten in seiner Gegenwart aus den von ihm geschriebenen Heften ihrer Mutter vorlesen hörte.« (Ebd.) Der Medienwechsel gibt der »symbolischen Wirksamkeit« einen neuen »Rahmen«. Aus der wirklichkeitskonstituierenden Überlieferung geht die abendliche Unterhaltung hervor. Seine eigenen lyrischen Versuche, die Reinhardt Elisabeth überreicht, als er zu einem Urlaub in seiner Heimatstadt weilt, haben dagegen das Medium »Schrift« immer schon zur Voraussetzung; ihnen fehlt die Herkunft aus der Wirklichkeit einer Raumsemantik, die durch die schriftliche Fixierung archiviert und musealisiert wird. Die Schwelle zwischen »Volkspoesie« und »Kunstpoesie« ruht einem mediengeschichtlichen Argument auf, das auch die Literatur selbst in einen entwicklungsgeschichtlichen »Rahmen« zwingt: »Die Volkspoesie geht der Kunstpoesie voran. [...] Die Volkspoesie gehört also den Producten der minder entwickelten Periode an.«⁶⁸

⁶⁵ Polle, *Wie denkt das Volk über die Sprache?*, S. 6.

⁶⁶ Lazarus/Steinthal, »Einleitende Gedanken«, S. 52.

⁶⁷ Tylor, *Die Anfänge der Cultur*, Bd. 1, S. 8.

⁶⁸ Krejčí, »Das charakteristische Merkmal der Volkspoesie«, S. 118.

Als Reinhardt nach Jahren der Abwesenheit seine Jugendliebe besucht, die mittlerweile mit dem Landbesitzer und Fabrikgründer Erich verheiratet ist, geraten die drei ins Gespräch. Reinhardt stellt »einige Volkslieder« vor, »welche er am Nachmittag von einem auf dem Lande wohnenden Freunde geschickt bekommen hatte«, denn er »hatte seit Jahren, wo er deren habhaft werden konnte, die im Volke lebenden Reime und Lieder gesammelt, und ging nun daran, seinen Schatz zu ordnen und wo möglich mit neuen Aufzeichnungen aus der Umgegend zu vermehren.« (320, 318) Berücksichtigt man, dass er sich »in den ersten Monaten seines Universitätsleben« »in der Botanik« gebildet hatte (310), sieht man hier schon jenen »Ethnographen« bei der Arbeit, den sich Tylor als Vertreter einer neuen »Culturwissenschaft« wünscht. Die entsprechenden Schreibanweisungen hat Reinhardt bereits umgesetzt:

[E]s ist die Aufgabe des Ethnographen, solche Einzelheiten in der Weise zu classificiren, dass er daraus ihre Vertheilung in der Geographie und Geschichte und die Beziehungen, welche zwischen ihnen bestehen, erkennen kann. [...] Die geographische Verbreitung dieser Erscheinungen und ihre Uebertragung von einer Gegend zur andern muss ebenso studirt werden, wie der Naturforscher die Geographie seiner Thier- und Pflanzenarten studirt. Wie gewisse Pflanzen und Thiere gewissen Bezirken eigenthümlich sind, gerade so ist es mit solchen Instrumenten, wie dem australischen Bumerang, dem polynesischen Stab- und Rinnenfeuerzeug, dem winzigen Pfeil und Bogen, welche einige Stämme auf dem Isthmus von Panama als Lanzette oder Lasseisen benutzen, und ebenso mit vielen Künsten, Mythen, oder Gebräuchen, welche sich isolirt auf einem besondern Gebiete finden. Wie ein Verzeichniss aller Pflanzen- und Thierarten eines Bezirks seine Flora und Fauna darstellt, ebenso stellt das Verzeichniss aller Vorkommnisse des öffentlichen Lebens eines Volkes das dar, was wir als Cultur bezeichnen.⁶⁹

Auf Elisabeths Frage, wer diese »Reime und Lieder« gemacht habe, antwortet Reinhardt, dass sie »gar nicht gemacht [werden]; sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Tun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten.« (320) Zwischen der Herkunft der »Lieder« vom »Land« und ihrer Diskussion als volkskundliche Quellen kulturanthropologischer Konstanten, also der Diskussion dessen, was »[u]nser eigenstes Tun und Leiden« ist, liegt die Grenze der Verschriftlichung. Sie markiert eine Schwelle der Historisierung und Mortifikation, an der auch das Verhältnis zwischen Elisabeth und Reinhardt scheitert. Denn dessen Zustandekommen hätte die »symbolische Wirksamkeit« einer romantischen Zeichenpraxis bezeugt, deren Geschichtlichkeit nicht zuletzt der Text selbst ausstellt, indem er sich einen »Rahmen« gibt:

⁶⁹ Tylor, *Die Anfänge der Cultur*, Bd. 1, S. 8.

»Der echte Reisende muss geboren sein, wie der Dichter,« heißt es in Bastians Aufsatz »Ueber Ethnologische Sammlungen«, »und fast mehr noch dürfte dies von dem Ethnologen gelten, denn ›die Volkssage will mit keuscher Hand gebrochen sein‹ (Jacob Grimm), wie die des eigenen Volkes, so die in den ethnischen Gärten jedes anderen erblühende.«⁷⁰ Die auf Dauer gestellte Unschuld im Verhältnis von Reinhardt und Elisabeth präfiguriert die epistemologischen Prämissen des richtigen Sammelns. Zugleich errichtet Storm durch die zugrundegelegte protoevolutionäre Perspektive eine Grenze, die Elisabeth in jenen »Rahmen« versetzt, dessen Genese der gebildete Sammler verantwortet, wenn er die Praxis »kalter« Gesellschaften in eine »Fundgrube für historische Kenntnisse« transformiert.⁷¹ Der Grund für die mortifizierende Praxis des Aufschreibens liegt in der Bannung der Gefahr des Verschwindens, die zu den Folgen »des Contactes«⁷² von »kalten« und »warmen« Gesellschaften zählt;⁷³ es ist dies eine Praxis der »Anpassung«. – Als Reinhardt, Elisabeth und Erich am Abend einem Schäfer, der eine Schafherde vorübertreibt, beim Singen zuhören, stellt Reinhardt fest, dass das »›Urtöne‹« seien: »›sie schlafen in Waldesgründen; Gott weiß, wer sie gefunden hat.« (321) Dem Schicksal der »›Urtöne‹« widmet Storm einen geradezu emblematischen Satz: »Sie horchten noch eine Weile, bis das Geläute oben hinter den Wirtschaftsgebäuden verschwunden war.« Für die verdrängten »›Urtöne‹« gibt es in der Welt der »Manuskripte« (320), »Geschäftsreise[n]« (323), »Spritfabrik[en]« (322) und »Wirtschaftsgebäude« (ebd.) nur noch zwei Orte: »Indien« und das »Museum«. Während der eine Ort für die Wirklichkeit einer magischen Semiotik entsteht, versieht der andere sie mit einem Rahmen, der die Evolution der »Cultur« begründet: »So«, lautet die entsprechende Fortschrittsethik Erichs, »›kommt man immer ein Bißchen weiter.« (316)

4. »›Ich habe ein Geheimnis, ein schönes!‹« *Initiation und Erlösung*

Storms Novelle entwirft den Eintritt in die Fortschrittsgeschichte des 19. Jahrhunderts als Austritt aus einem Raum magischer Beziehungen und tradierter Bedeutungsordnungen. Der Übertritt wird als Initiation im dritten Kapitel »Im Walde« thematisiert. Dort wird auseinander dividiert, was in der Folge als evolutionäre Stufe zugleich jene Schwelle markiert, an der sich die temporale Orientierung von Raumsemantiken entscheidet. Am Tag vor der Abreise zum Studium in der Stadt bricht Reinhardt gemeinsam mit Elisabeth und in »Gesellschaft« anderer zu einer »Landpartie« in den Wald auf. Außerhalb der Zivilisation wird die Gestalt jenes zu-

⁷⁰ Bastian, »Ueber Ethnologische Sammlungen«, S. 41.

⁷¹ Tylor, *Die Anfänge der Cultur*, Bd. 1, S. 71.

⁷² Bastian, »Ueber Ethnologische Sammlungen«, S. 40.

⁷³ Deren Realität hat Bouda Etemad summiert: *Possessing the world. Taking the measurements of colonization from the eighteenth to the twentieth century*, New York 2007.

künftigen Zeichenregimes fundiert, auf dessen Grenzen »der Alte« agieren wird. Nach der Ankunft auf einer Lichtung fordert »ein alter Herr« die jungen Leute auf, zu den mitgebrachten »trockenen Wecken« Walderdbeeren zu suchen: »die Zukost müßt Ihr Euch selber suchen. Es stehen genug Erdbeeren im Walde, das heißt für den, der sie zu finden weiß. Wer ungeschickt ist, muß sein Brot trocken essen; so geht es überall im Leben. Habt Ihr meine Rede begriffen?« (300) Reinhardt verspricht Elisabeth daraufhin, sie zu einem »Erdbeerenschlag« zu führen: »Du sollst kein trockenes Brot essen.« (301) Die Suche bleibt indes erfolglos, die beiden verirren sich, sie gehen »tiefer und tiefer« in den Wald hinein und finden bezeichnenderweise erst dann zurück, als das Glockenläuten aus der Stadt ihnen Orientierung verschafft. Der »alte Herr«, der ihnen nach ihrer Rückkehr zunächst mitteilt, dass »hier [...] keine Müßiggänger gefüttert [werden]« (303), lässt sie schließlich am Essen teilhaben; die beiden Verirrten werden von der erfolgreichen Gemeinschaft alimentiert. Reinhardt scheitert also an der Umsetzung von Regeln, die durch das Probehandeln »im Walde« eingeübt werden sollten.⁷⁴ Sein Versagen hat indes eine Rückseite: »Reinhardt hatte aber doch etwas gefunden; waren es keine Erdbeeren, so war es doch auch im Walde gewachsen. Als er nach Hause gekommen war, schrieb er [es] in seinen alten Pergamentband[.]« (304) Der Fund »im Walde« ist nichts anderes als Poesie. Die gescheiterte Initiation in das Nutzenkalkül weist ihm einen Ort auf der Grenze zwischen »warmer« und »kalter« »Gesellschaft« zu. Diesen Ort besetzt er als Sammler von »Volks poesie«; es ist der Ort, den auch die Literatur einnehmen muss, wenn sie den Reiz der »tausend Wunder« nicht völlig aus dem Auge verlieren möchte: »Die Werke der Dichtkunst«, schreibt Tylor,

sind gleichfalls mit Mythen erfüllt, und wer sie analytisch verstehen will, thut wohl, sie ethnographisch zu studiren. So weit die Mythe, im Ernst oder im Scherz, einen Gegenstand der Poesie ausmacht, und soweit sie mit der Sprache selbst verflochten ist, deren charakteristische Eigenthümlichkeit in jener kühnen und phantastischen Metapher besteht, welche den gewöhnlichen Ausdruck der wilden Ideen darstellt – soweit bildet der Geisteszustand der niederen Rassen auch einen Schlüssel zur Poesie, und es ist keineswegs ein unbedeutendes Stück des Reichs der Dichtung, welche durch jene Definitionen umfasst wird.⁷⁵

Die anderen Teilnehmer der »Landpartie« dagegen unterwerfen das Sammeln einem ökonomischen Paradigma, das die zukünftige Prosperität der »Gesellschaft« sicherstellt. Andernfalls würde sie auf der Stufe ihres mitgebrachten Wohlstands verharren. »Im Walde« offenbart sich der ambivalente Ursprung von Sammelpraktiken, deren

⁷⁴ Winfried Freund deutet das als Zeitkritik Storms: »Zerstörte Idyllen. Zeitkritik in Storms novellistischem Frühwerk (Immensee; / Auf dem Staatshof)«, in: *Der Deutschunterricht* 40 (1988), H. 5, S. 107–117.

⁷⁵ Tylor, *Die Anfänge der Cultur*, Bd. 2, S. 449.

Orientierung von dem Bild abhängt, das sich die »Gesellschaft« von ihrer Zukunft macht. Die entsprechende Entscheidung legt auch die Semantik des Raums fest; sie ist mit der eingangs diskutierten evolutionären Entscheidung identisch, die von Gesellschaften zwischen einander ausschließenden Zeichenpraktiken getroffen werden muss. Während Reinhardt den Raum der Wildnis unberührt lässt, finden die anderen in ihm den Grund ihres zukünftigen Wohlstands. Schließlich zeigt die Charakteristik, die der Erzähler von Reinhardts »Fund« gibt, Elisabeth als symbolisches Opfer der Ablösung jener semantischen Heterogenität, die »im Walde« zugunsten der homogenen Zukunftserwartung zurückgelassen wird: »So war sie nicht allein sein Schützling; sie war ihm auch der Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare seines aufgehenden Lebens.« (304) Sie war, in den Worten Tylors, der »Ausdruck der wilden Ideen«. ⁷⁶ Die »symbolische Wirksamkeit« der »tausend Wunder«, die den Raum heiligen, muss mit einem »Rahmen« versehen werden, der die Unterscheidung von Vorgeschichte und Geschichte gestattet. Als es Erich in jungen Jahren gelang, Elisabeth zu zeichnen, hatte er das dazu passende Medium gefunden: »– Rat,« schreibt Elisabeth in einem Brief an Reinhardt, »was ich Deiner Mutter zu Weihnachten schenke! Du rätst es nicht? Mich selber! Der Erich zeichnet mich in schwarzer Kreide; ich habe ihm schon dreimal sitzen müssen, jedesmal eine ganze Stunde.« (307) Das mangelnde semiotische Unterscheidungsvermögen Elisabeths, das dazu führt, dass sie Bild und Wirklichkeit miteinander identifiziert, findet selbst Eingang ins Bild. In einem Akt der Aneignung wird es stillgestellt und verliert seine Bindungskraft, der Reinhardt immer dann verfallen ist, wenn er die Medialität der Medien aus den Augen verliert: »er war in seiner Jugend.« (296) Im »Rahmen« wird das Bild magischer »Personifikationen und Symbolisierungen«, ⁷⁷ das eine Erfahrung »im Walde« in einen »Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare« (304) verwandeln kann, zum Besitz einer »warmen« Gesellschaft, die in ihm bannt, was die Faszination »primitivere[r], beschränktere[r] und oft rohere[r] Lebensformen« ⁷⁸ ausmacht. Vor Bild, Buch oder Vitrine ist der Platz derjenigen, deren Unterscheidungsvermögen vom »geschichtliche[n] Bewußtsein« bestimmt wird. Mithin spiegeln die Unterschiede ebenso wie die Gemeinsamkeiten in den Beziehungen, die Erich und Reinhardt zur Unschuld Elisabeth unterhalten, nichts anderes wider als die Implikationen jener zwei Raumsemantiken, die einander in ihrer temporalen Orientierung ausschließen. Es sind dies die Beziehungen, die Kolonialismus und Völkerkunde zum Raum der »Fremde« etablieren; sie dokumentieren den Übergang von der Eroberung zur Musealisierung. Wenn »der Alte« sich im Schluss der Novelle wieder über »die aufgeschlagenen Bücher« beugt, um »sich in Studien [zu vertiefen], an denen er einst die Kraft seiner Jugend geübt hatte« (328), dann weiß die Literatur hier im Horizont eines Endes bereits sehr viel mehr darüber, wo magische Zeichenprak-

⁷⁶ Ebd.

⁷⁷ Krejčí, »Das charakteristische Merkmal der Volkspoesie«, S. 118.

⁷⁸ Schwartz, »Volkstümliche Schlaglichter«, S. 17.

tiken zukünftig ihren Anfang nehmen werden, nämlich in der Auseinandersetzung mit den Medien, in denen sie ihre Aufhebung erfahren haben. Als der »Alte« in seiner Kindheit daran scheiterte, Elisabeth eine Geschichte zu erzählen, hatte er die Folgen dieser Aufhebung bereits illustriert. Darauf wird die Moderne um 1900 zurückkommen; sie wird versuchen, diese Geschichte umzukehren, indem sie den »Rahmen« selbst tilgt. Die Magie der »Götzenpriester« (298) wird gegen die Zumutung des »geschichtliche[n] Bewußtseins« aufgeboten und der Raum wird zur Ressource seiner Wiederverzauberung: »Aber es ist wundervoll,« heißt es in Hofmannsthals *Gespräch über Gedichte* (1903),

wie diese Verfassung unseres Daseins der Poesie entgegenkommt: denn nun darf sie, statt in der engen Kammer unseres Herzens, in der ganzen ungeheueren, unerschöpflichen Natur wohnen. [...] Aber es wirklich zu glauben, zu glauben, daß es wirklich so ist! Diese Magie ist uns so furchtbar nahe: nur darum ist es so schwer, sie zu erkennen. Die Natur hat kein anderes Mittel, uns zu fassen, uns an sich zu reißen, als diese Bezauberung. Sie ist der Inbegriff der Symbole, die uns bezwingen. Sie ist, was unser Leib ist, und unser Leib ist, was sie ist. Darum ist Symbol das Element der Poesie, und darum setzt die Poesie niemals eine Sache für eine andere: sie spricht Worte aus, um der Worte willen, das ist ihre Zauberei. Um der magischen Kraft willen, welche die Worte haben, unseren Leib zu rühren, und uns unaufhörlich zu verwandeln.⁷⁹

⁷⁹ Hugo von Hofmannsthal, *Das Gespräch über Gedichte*, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 7: *Erzählungen, erfundene Gespräche und Briefe, Reisen*, hg. von Bernd Schoeller, Frankfurt a. M. 1979, S. 495–509, hier S. 498 und S. 502.

II. MEDIEN DES REALISMUS

Reisen vor Ort

Zur multiplen Verwendung von Reiseliteratur in Gustav Freytags *Soll und Haben*

LOTHAR L. SCHNEIDER (Gießen)

»He was at the edge of a realm where each thought, each image,
had an arbitrary existence, where the connection
between each thing and the next had been cut.«
Paul Bowles, *The Sheltering Sky*

1. »Bleibe im Lande...«

»Mein guter Vater hat mir oft gesagt: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Ich will nach seinen Worten leben.«¹ Mit diesem sprichwörtlich gewordenen Bibelzitat² lehnt Anton Wohlfahrt, der Held in *Soll und Haben*, das Angebot seines Freundes von Fink ab, ihn nach Amerika zu begleiten um dort sein Glück zu machen und zieht es vor, weiterhin – und aller Voraussicht nach auf absehbare Zukunft – eine zwar ehrbare, aber doch bescheidene Stellung in der Handlung seines Arbeitgebers auszuüben. Zwar wissen wir, dass Antons Gottvertrauen dennoch belohnt werden wird, aber wir sind selten glücklich damit. Denn damit wird anstatt eines Romans, der sich in doppeltem, buchstäblichen wie metaphorischen Sinne einer ›neuen Welt‹ öffnet, wie es der historischen Situation entsprochen hätte,³ eine rückwärtsgewandte, klischeebehaftete und politisch in mehrfacher Hinsicht

¹ Gustav Freytag, *Soll und Haben*, 2 Bde., in: ders., *Gesammelte Werke*, 22 Bde., Leipzig 1886/88, Bde. 4 und 5, hier Bd. 1, S. 358. Zitate aus dieser Ausgabe im Folgenden unter der Sigle ›GW‹; Zitate aus *Soll und Haben* selbst unter der Sigle ›SuH‹ mit der Bandangabe des Romans (1 = GW 4; 2 = GW 5) und Seitenzahl.

² Psalm 27, 3. Als populäre sekundäre Quelle des Zitats gilt Friedrich Rückerts Gedicht *Bleibet im Lande* von 1816, das sich gegen Auswanderungen aus dem Schwäbischen richtet. Vgl. Jerry Schuchalter, »Power and Fable across Textual and Cultural Borders: Gustav Freytag's Rewriting of the Frontier Narrative in *Soll und Haben*«, in: ders., *Narratives of America and the Frontier in Nineteenth-Century German Literature*, New York u. a. 2000, S. 165–192, hier S. 178.

³ Zur rapide steigenden Erschließung und Vernetzung der Welt in Informations- und Warenströmen vgl. Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009.

äußerst problematische Konstruktion zum exemplarischen Roman der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und darüber hinaus avancieren.

Auf die antisemitischen und antipolnischen Karikaturen möchte ich hier nicht eingehen; sie sind blankerding zu konstatieren.⁴ Auch dass die ›polnische Episode‹ streckenweise auf dem Modell von Coopers *Letztem Mohikaner* aufbaut, der nicht nur dem Autor bekannt ist, sondern auch von seinem Protagonisten »emsig [gelesen wird]«,⁵ soll nur am Rande erwähnt werden.

Doch verbindet Freytag und sein Vorbild Cooper, wie Jerry Schuchalter gezeigt hat, eine bedeutende Gemeinsamkeit: Beide schreiben *frontier novels*, Grenzerromane. Meist waren diese an einer – vermeintlichen – Grenze zwischen Natur und Kultur angesiedelt – wobei dann indigene Völker in der Regel auf die Naturseite gerechnet wurden.⁶ Dass sich Freytag selbst als »Kind der Grenze«⁷ verstand, weil er aus der ehemaligen schlesischen »Grenzfeste«⁸ Kreuzburg stammte, lässt jedoch vermuten, dass er zu einer weiten Auslegung des Themas tendierte. Und auch der weltläufige und Amerika-erfahrene Fink, dessen Biographie klassische Merkmale des Abenteurers aufweist,⁹ bekennt gelegentlich, dass »[s]o ein nackter Bursch auf seinem halbwildem Pferde [...] kein übler Anblick [sei]«,¹⁰ kann aber in der Kultur der Indianer keinen spezifischen Wert erkennen – nicht zuletzt, weil er ihnen bereits in kulturell deprivierter Form – nämlich betrunken – begegnet ist.¹¹

Die meistdiskutierten Passagen in dieser Hinsicht sind zunächst eine Auseinandersetzung zwischen Fink und Sabine, der Schwester des Kaufherrn und – wie sich später herausstellen wird – Mitinhaberin der Handlung, in der Fink den Pragmatismus der Amerikaner lobt und sich über das unpraktische Gemüt und die Traditionsverhaftetheit der deutschen Siedler lustig macht – sie ist hier nur beiläufig von Interesse¹² –, sowie ein Brief Finks aus Amerika, in dem er bekennt, »unter die

⁴ Vgl. dazu Mark H. Gelber, »Antisemitismus, literarischer Antisemitismus und die Konstellation der bösen Juden in Gustav Freytags ›Soll und Haben‹«, in: Florian Krobb (Hg.), *150 Jahre Soll und Haben. Studien zu Gustav Freytags kontroversen Roman*, Würzburg 2005, S. 285–300; Hans H. Hahn, »Die ›Polenwirtschaft‹ in Gustav Freytags Roman ›Soll und Haben‹«, in: Krobb (Hg.): *150 Jahre Soll und Haben*, S. 239–254.

⁵ SuH 1, S. 163.

⁶ Vgl. Schuchalter, »Power and Fable«; Kristin Krobb, »Ich steh jetzt hier als einer von den Eroberern: ›Soll und Haben‹ als Kolonialroman«, in: Krobb (Hg.): *150 Jahre Soll und Haben*, S. 225–238.

⁷ Gustav Freytag, *Erinnerungen aus meinem Leben*, in: GW 1, S. 1–256, hier S. 4.

⁸ Ebd., S. 23. Zwar ist die Stadt für Freytag ›Grenzstadt‹ geblieben, aber sie ist mittlerweile zugleich Eisenbahnknotenpunkt.

⁹ Vgl. Finks knappen Bericht an Anton in SuH 1, S. 112–114.

¹⁰ SuH 1, S. 281.

¹¹ Vgl. SuH 1, S. 280.

¹² SuH 1, S. 306–308. Vgl. dazu Lothar L. Schneider, »Das Gurgeln des Brüllfroschs«. Zur ›Regelung des Begehrens‹ in Gustav Freytags ›Soll und Haben‹«, in: Anne Fuchs, Sabine Strümper-Kobb (Hg.), *Sentimente, Gefühle, Empfindungen. Zur Geschichte und Literatur des Affektiven von 1770 bis*

Räuber und Mörder [gegangen zu sein]«. ¹³ Die Forschung hat darin eine Referenz auf die populären Romane Friedrich Gerstäckers erkannt und in den wenig später folgenden »Candidates des Todes« ¹⁴ einen Bezug auf Sealsfields *Amerikamüden*, in beiden aber Stereotype des zeitgenössisch populären Amerika-Romans. ¹⁵ Später allerdings, nachdem Fink nicht nur das Erbe seines Onkels angetreten, sondern alles getan hat, dessen Spekulationen mit Land und Siedlungsunternehmen zu liquidieren, schreibt er Anton: »... dann ziehe ich auf einige Monate weiter nach Westen, in eine ehrliche Prairie, wo weniger Gekrächz von Alligatoren und Nachteulen, und etwas mehr Aristokratismus zu finden sein wird als hier.« ¹⁶

Die Stelle ist bedeutungsvoller, als es zunächst scheinen mag. Schließlich hatte Fink doch signalisiert, dass er nichts auf seine privilegierte Herkunft gebe, ¹⁷ nun aber wünscht er sich mehr Aristokratismus, d. h. nicht feudale Organisation der Gesellschaft, sondern die Gelegenheit zu heroischer Tugend. Gefunden hatte er dann in der Prärie jedoch eher eine Art bürgerlicher Idylle, wie er sie im Försterhaus auf Rosmin, dem polnischen Gut der Familie Rothsattel, wiederfinden wird. ¹⁸

Auch zu diesem vierten Buch von *Soll und Haben* nimmt Freytag mit der *Prairie* einen Cooper-Roman der Lederstrumpf-Reihe zum Vorbild. Fink markiert diese Transposition amerikanischer in polnische Verhältnisse, wenn er die Anwesenden als »Squatters«, also Landbesetzer, und Anton ein wenig ironisch als »Master Wohlfahrt« ¹⁹ und sogar als »Indianer« bezeichnet. ²⁰ Mehr noch: Er liefert eine theoretische Legitimation dieses Verfahrens, wenn er hinter aller kultureller Differenz eine anthropologische Gleichheit herausstellt:

heute, Internationale Konferenz aus Anlass des 60. Geburtstages von Professor Hugh Ridley, Dublin 1.–4.7.2001, Würzburg 2003, S. 121–134.

¹³ SuH 1, S. 493–496, hier S. 493.

¹⁴ SuH 1, S. 495.

¹⁵ Vgl. Schuchalter, »Power and Fable«, S. 179.

¹⁶ SuH 1, S. 469. Vgl. SuH 1, S. 114: Fink wehrt sich zu Beginn noch gegen die Vorstellung, Gutsherr zu werden, will lieber Trapper sein als Farmer: »Ich würde es vorziehen, vom frühen Morgen bis gegen Mittag zu reiten, ohne an einen Grenzstein meines Landes zu stoßen.« Wie Schuchalter nachgewiesen hat, sind auch die »Alligatoren und Nachteulen« ein Stereotyp, das Freytag bei Sealsfield gefunden haben könnte. Vgl. Schuchalter, »Power and Fable«, S. 179.

¹⁷ Vgl. SuH 1, S. 43 f.

¹⁸ Genauer: im Hause des Försters, in dem er Lenore wieder begegnet. Vgl. SuH 2, S. 172.

¹⁹ Beide SuH 2, S. 157. Vgl. auch S. 170: »Familientrapper« und S. 163: »Ihr habt euch respektabel benommen. Das hätte kein Amerikaner und kein anderer Landsmann durchgesetzt.« Als »Master« hatte Fink Anton allerdings auch schon früher betitelt. Vgl. SuH 1, S. 108.

²⁰ SuH 2, S. 152.

Wenn man allerlei Volk beobachtet, so ist die letzte Empfindung, dass die Menschen einander überall sehr ähnlich sind. Etwas Unterschied in der Hautfarbe und andern Zuthaten, aber Liebe und Haß, Lachen und Weinen findet der Reisende allewegen, und diese Dinge sehen überall ziemlich gleich aus.²¹

In der Beschreibung amerikanischer Zustände greift Freytag auf zeitgenössische Stereotype zurück. Dass das Schwergewicht der Darstellung dabei auf den Schwierigkeiten der Einwanderung und den Machenschaften der Agenturen liegt, hat Vorbilder, die Differenz zwischen dem egoistischen Pragmatismus der englischstämmigen Pioniere und der unpraktischen, gemütvollen Art ihrer deutschen ›Kulturfolger‹ gleichfalls.²² Schlimmer noch: Auch wenn über Amerika geredet wird, geht es im Grunde gar nicht um Amerika; wichtiger als Amerika selbst ist, wie Jeffrey L. Sammons bemerkt hat, die dort vermeintlich grassierende »Verschüttung aller ideellen kulturellen Werte durch Pragmatik und Geldgier«²³ – und dies wiederum ist ein fester und unheilvoller Topos konservativer Modernitätsphobie, der wechselweise oder in beidseitiger Verbindung mit Amerikanismus und Judentum identifiziert wurde.²⁴ Solche Passagen, die als Beschreibungen einer transkulturellen Wirklichkeit gelesen werden könnten, sind jedoch von sekundärer Bedeutung, denn sie werden durch ihre spezifische Position im ästhetischen Funktionsgefüge des Romans kodiert. Handelt es sich bei *Soll und Haben* doch um ein Werk, das sich zwar Realismus auf die Fahnen geschrieben hat, sich deshalb aber keineswegs als deskriptive oder dokumentarische Literatur versteht. Was Geographie und Ethnographie betrifft, scheint damit die Ressource erschöpft: *Soll und Haben* verwertet Stereotype der zeitgenössischen Reiseliteratur, fügt ihnen aber nichts hinzu.

²¹ SuH 2, S. 172. Vgl. SuH 1, S. 281, aber auch SuH 1, S. 133: »Denn die Güte der menschlichen Natur ist unzerstörbar, und die größte Corruption eines Menschen vermag nicht alles in ihm zu verderben. Immer sucht seine Lebenskraft die Stellen, wo sie sich gesund und zum Guten entwickeln kann, aber der Fluch der verderbten Seele ist, dass auch ein gutes menschliches Empfinden sich ihr zu Unheil und Sünde verkehrt.«

²² So rät beispielsweise Friedrich Gerstäcker in einem Ratgeber deutschen Auswanderern dringend nicht selbst Land zu roden, sondern gerodetes Land zu erwerben und auf eine höhere Kultivierungsstufe zu überführen. Vgl. Friedrich Gerstäcker, *Wie ist es denn nun eigentlich in Amerika? Eine kurze Schilderung dessen, was der Auswanderer in Nordamerika zu thun und dafür zu hoffen und zu erwarten hat*, Leipzig 1849, S. 76–82; zu dem Gesamtkomplex: Schuchalter, »Power and Fable«; Jeffrey L. Sammons, »Die Amerikaner als Juden. Kontextualisierte Beobachtungen zur Amerika-Episode in Gustav Freytags ›Soll und Haben‹«, in: Krobb (Hg.): *150 Jahre Soll und Haben*, S. 255–268.

²³ Sammons, »Die Amerikaner als Juden«, S. 259.

²⁴ Damit aber wäre das anfangs zitierte »Bleibe im Lande« weniger in jenem borniert-tümlichen Sinne zu verstehen, in dem Friedrich Rückert 1816 Heimattreue propagiert hatte, sondern eher dem biblischen Psalm entsprechend, der die tugendhafte Konstanz des Gerechten gegen die Gewalt und den Egoismus der ›Gottlosen‹ aufruft. Vgl. Sammons, »Die Amerikaner als Juden«, S. 257, Anm. 5.

2. Poesie des Grenzlands

Will man nun den funktionalen Wert der Amerika-Passagen bestimmen, so finden sie ihren Gegenstand in der Darstellung einer chaotischen Transformationsepoche zwischen einer wilden ersten Erschließung, in der unmittelbar egoistische Interessen dominieren, und ihrer endgültigen Besiedlung und Kultivierung durch die Entwicklung einer festen Gesellschaftsstruktur und – als deren Voraussetzung – die Ausbildung ethischer Identität ihrer Bewohner. Den Frontier solcher Grenzmarken und Agent der Grenzziehung zwischen Kultur und Natur findet Freytag in der Person des Landwirts. Er schreibt damit gewissermaßen das Modell der physiokratischen *class productif* fort, schließt aber auch den Fabrikanten nicht aus.²⁵ Doch die Grenzmark, in der die Protagonisten von *Soll und Haben* kämpfen, trennt weniger Kultur von Natur, als dass sie ein diffuses Niemandsland zwischen einer korrupten und einer integren Form von Kultur, zwischen ungeordneten und geordneten Verhältnissen, definiert; ein Gebiet, das demjenigen zufällt, der es für die entwickelte Gesellschaft erschließt. Der manifeste Rassismus Freytags liegt darin, dass er die polnische Kultur nicht als eigenwertige Lebensform wahrnimmt, sondern als Korruption eines kulturgeschichtlichen Verlaufs, der in der deutschen bürgerlichen Kultur sein exklusives Ziel hat.

Im ›Bürgerkrieg‹ dieser Grenzmark ist das Zwiegespann Fink und Anton auf einander angewiesen, denn beide bekleiden komplementäre Rollen im ästhetischen Funktionsgefüge. Kurz vor der eingangs zitierten Passage, in der Anton sich zu bleiben entschieden hatte, hatte Fink den Kaufherrn von seiner bevorstehenden Abreise in Kenntnis gesetzt. Dabei hatte Schröter zu erkennen gegeben, dass er Fink eher als Fabrikant denn als Kaufmann sehe.

²⁵ Vgl. Gustav Freytag, »Die conservative Kraft des Ackerbaus« (1849), in: ders., *Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848–1894*, 2 Bde., hier Bd. 1, hg. von Ernst Elster, Leipzig 1901/03, S. 445–468. Allerdings gibt es hier keine ›Urproduktion‹ der Natur, denn bei der Industrie wird die Ausbeutung von Bodenschätzen nicht in Betracht gezogen, sondern sie wird als quasi-sekundärer Sektor der landwirtschaftlichen Produktion angeschlossen. Tatsächlich war Deutschland um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch primär ein Agrarstaat; dieser Bereich kam erst in die Krise, als die rasch fortschreitende Industrialisierung der amerikanischen Landwirtschaft zu einem Verfall der Getreidepreise führte. Vgl. Gunter Mai: »Die agrarische Transition. Agrarische Gesellschaften in Europa und die Herausforderungen der industriellen Moderne im 19. und 20. Jahrhundert«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 33 (2007), S. 471–514. Dabei sieht schon Freytag durchaus die Notwendigkeit von Modernisierung. Wichtiger als der volkswirtschaftliche Aspekt scheint Freytag jedoch der Kultivierungsaspekt einer prosperierenden Landwirtschaft: Landwirtschaftliche Arbeit ist zum einen nicht entfremdet, weil ihr Wirken unmittelbar erfahrbar ist; zum anderen ist der Landwirt ›Fachmann für Differenzen‹, hat »ein gutes Verständnis für das Charakteristische« und steht mit seinen »monarchische[n] Instincte[n]« sowohl gegen die nivellierenden Tendenzen des Finanzkapitalismus als auch gegen »rothe socialistische Theorien«, Alle Zitate Freytag, »Ackerbau«, S. 450.

»Sie halten mich für geeignet Fabrikant zu werden?« frug Fink mit einer Verbeugung, welche für die gute Meinung danken sollte. / »Im weitesten Sinne des Wortes«, erwiderte der Kaufmann. »Jede Thätigkeit, welche neue Werthe schafft, ist zuletzt Thätigkeit des Fabrikanten; die gilt überall in der Welt für die aristokratische. Wir Kaufleute sind dazu da, diese Werthe populär zu machen.«²⁶

Das mag zunächst die Differenzierung von ökonomischer Produktions- und Distributionssphäre meinen, kann aber in zweiter Lesart auch als Aussage über ethisches Verhalten gelesen werden: Erst in der Popularisierung durch den Kaufmann erreichen die heroischen Tugenden gesellschaftliche Valenz und kulturelle Konstanz. In einer hymnischen Passage, die nicht, wie bei Freytag häufig, durch das Zitat einer Rollenperspektive ironisch gebrochen wird, entwickelt der Erzähler später eine kleine Mythologie des Fortschritts von der wertstiftenden Tätigkeit des Landwirts durch den kontinuierlichen Kampf mit der Natur über deren Mechanisierung und der dadurch möglichen Akkumulation, die allerdings keine Entwicklung urbaner Strukturen, sondern eine kontinuierliche Erweiterung des Wirkungsradius und damit immer komplexere Verbindungen sowohl im materiellen als auch im informationellen Austausch in Gang setzt.²⁷ Schließlich ist Alles mit Allem vernetzt. »[E]s gibt keine große Entfernung mehr auf Erden«,²⁸ waren Finks letzte Worte an Anton gewesen, bevor er in die Neue Welt aufgebrochen war.

Agentur dieser Vernetzung ist die Handlung – auch dies kann doppelt verstanden werden – mit ihren – und noch einmal ist in doppeltem Sinn zu lesen: ›Colonialwaren‹. Solche Fernhandels Güter aber bergen in sich die Gefahr, mit der Loslösung aus den konkreten Verhältnissen ihrer Gewinnung an kultureller Substanz einzubüßen und zum bloßen materialen Träger eines Wertes zu werden, der sich schließlich auf formal rein abstrakte und damit real auf konkret egoistische finanzielle Interessen reduziert. Für eine derartig dekulturnierte Wirtschaft steht der Finanzkapitalismus Amerikas; dass sich auch die Handelskultur der alten Welt seinen Gesetzen nicht ganz entziehen kann, wird zum einen durch die Bemerkung angedeutet, dass es sich bei der Handlung Schröter als ›Warengeschäft‹ um eine bereits etwas anachronistische Form handle,²⁹ und zum anderen durch die wiederholt angeführte Bedeutung des Währungsrechnens und -umrechnens signalisiert. Schließlich inszeniert die Vermittlung abstrakten Kalküls und konkreter Erfahrung auch den zentralen symbolstiftenden Prozess, der die ›Handlung‹ des Romans treibt: Antons Vater ist Calculator, Rechnungsbeamter in königlichen Diensten, sein Arbeitsgebiet ist also die abstrakte semantische Organisation der Gesellschaft in Rechnungen und Verträgen. Dann jedoch wird diese Tätigkeit durch ein Ereignis, durch das Auffinden eines

²⁶ SuH 1, S. 357.

²⁷ Vgl. SuH 1, S. 461–465.

²⁸ SuH 1, S. 366.

²⁹ Vgl. SuH 1, S. 58 f.

Vertrags von erheblichem Wert für das Handelshaus Schröter, konkretisiert und führt zu einer Art Initiation in die Poetik der Warenwelt: Der abstrakte ›Wert‹ des Vertrages materialisiert sich für den Calculator im Geschenk einer allweihnachtlichen Warenlieferung; diese veranlasst den Vater, sich mit der Produktion und Kommunikation der gehandelten Waren zu befassen, was ihn wiederum in die Lage versetzt, seinem neugierigen, von Dingen und Düften faszinierten Sohn Geschichten zu erzählen, die dessen Phantasie beschäftigen und eine persönliche Bindung zur Warenwelt prägen.³⁰ Nachdem Antons Berufswunsch gefestigt ist und die Ausbildung zum Kaufmann vereinbart wurde, lernt er zunächst jedoch nicht Warenkunde, sondern Währungsrechnen – er nutzt die Übung egoistisch, um imaginären Reichtum zu akkumulieren – und Englisch, die Sprache des Finanzkapitalismus, aber auch jene Sprache, die dem Habitus des Handelsherrn entspricht.³¹

Davon wird Anton profitieren, denn glücklicherweise ist die Schröter'sche Handlung »ganz gemacht, bei seinen Theilhabern feste Gesinnung und ein sicheres Selbstgefühl zu schaffen.«³² Dies ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass sich die Handelsgegenstände in Kellern und Speichern bis unter das Dach ›konkretisieren‹, ja das ganze Haus zu überwuchern drohen.³³ Für den Lehrling wird die Warenkunde – bezeichnenderweise erfolgt sie vor allem in einem »große[n] dämmrige[n] Gewölbe]«³⁴ – zum magischen Ritus seiner Initiation:

Herr Jordan gab sich redlich Mühe, den Lehrling in die Geheimnisse der Waarenkunde einzuweihen, und die Stunde, in welcher Anton zuerst in das Magazin des Hauses trat und hundert verschiedene Stoffe und merkwürdige Bildungen persönlich mit allen Kunstausdrücken kennen lernte, wurde für seinen empfänglichen Sinn die Quelle einer eigenthümlichen Poesie, die wenigstens eben so viel werth war, als manche andere poetische Empfindung, welche auf dem märchenhaften Reiz beruht, den das Seltsame und Fremde in der Seele des Menschen hervorbringt.³⁵

Auch diese Stelle ist doppelt decodierbar: buchstäblich Initiation des Eleven, übertragen als poetologisches Programm, das sachbezogene Beschreibung an die Stelle einer Erlebnis- und Abenteuerliteratur setzt, die in der Tradition des Exotischen

³⁰ Vgl. SuH, S. 9: Das leichte »persönliche Band«, das den Kalkulator mit dem Handelsherrn verbindet, wird für Anton zum »Leitseil, wodurch sein ganzes Leben Richtung erhielt«.

³¹ Vgl. SuH 1, S. 41.

³² SuH 1, S. 58. Der zentrale, gleichermaßen psychologische wie ethische Begriff dieser Passage, das ›Selbstgefühl‹, kennzeichnet nicht nur die Person des Kaufmanns (vgl. auch SuH 1 S. 7, S. 14, S. 20, S. 97, S. 153 u. ö.), sondern ist bereits ein Charakteristikum des Landwirts. Vgl. Freytag, »Ackerbau«, S. 449, S. 451 und S. 453.

³³ Vgl. SuH 1, S. 63 f.

³⁴ SuH 1, S. 68.

³⁵ Ebd.

und Kuriosen steht.³⁶ Hatten die Erzählungen des Vaters die kindliche Imagination befeuert, so erwecken die realistischen Erklärungen Jordans eine neue Stufe der Imagination, die mit der Wirklichkeit operiert, statt gegen sie zu opponieren. Aber Freytag würde gegen die Prinzipien dieses Programms der Konkretisierung durch Bebilderung verstoßen, bliebe es bei der sachlichen Charakteristik. Sie wird zugleich literarisch inszeniert und exemplifiziert:

[...] Fast alle Länder der Erde, alle Racen des Menschengeschlechts hatten gearbeitet und eingesammelt, um Nützlich und Werthvolles vor den Augen unseres Helden zusammenzuthürmen. Der schwimmende Palast der ostindischen Compagnie, die fliegende amerikanische Brigg, die alterthümliche Arche der Niederländer hatte die Erde umkreist, starkrippige Walfischfänger hatten ihre Nasen an den Eisbergen des Süd- und Nordpols gerieben, schwarze Dampfschiffe, bunte chinesische Dschonken, leichte malaische Kähne mit einem Bambus als Mast, alle hatten ihre Flügel gerührt und mit Sturm und Wellen gekämpft, um diese Gewölbe zu füllen. Diese Bastmatten hatte eine Hindufrau geflochten, jene Kiste war von einem fleißigen Chinesen mit roth und schwarzen Hieroglyphen bemalt worden, ...³⁷

Es fehlen Raum und Zeit, hier diesen (übrigens nicht immer zuverlässigen) Schiffskatalog durchzugehen.³⁸ Er führt schließlich zu einer hoffmannesken Phantasmagorie, die zwar als erhaben gekennzeichnet, aber zugleich sofort wieder eingeeht wird durch die Sekuritätsposition des Helden – wie des Erzählers:

Anton stand noch stundelang, nachdem die Erklärungen seines Lehrmeisters aufgehört hatten, neugierig und verwundert in der alten Halle, die Gurte der alten Wölbung und die Pfeiler der Wand verwandelten sich ihm in großblättrige Palmen, das Summen und Geräusch auf der Straße erschien wie das entfernte Rauschen der See, die er nur aus seinen Träumen kannte, und er hörte die Wogen des Meeres in gleichmäßigem Tact an die Küste schlagen, auf der er so sicher stand.³⁹

Nach dieser personalen Initiation lernt der Eleve sie medial zu transformieren und zu expandieren; Folge der Initiation ist Lektüre. Der Text fährt fort:

³⁶ Vgl. auch Antons Einwände gegen die Bemerkung Bernhard Ehrenthals über die Prosa der einheimischen Verhältnisse. Vgl. SuH 1, S. 273.

³⁷ SuH 1, S. 68 f.

³⁸ So ist der schwimmende Palast tatsächlich ein Palast namens Jag Nivas, der im Lake Pinola im indischen Bundesstaat Udaipur liegt und nicht, wie suggeriert, ein Schiff. Interessanterweise ist der See nicht natürlich, sondern wurde 1362 von einem Getreidehändler, dem Zigeuner Pichhu Banjara (Banjara = Zigeuner) angelegt. Ob die Walfischfänger ihre Nasen ausgerechnet an den Eisbergen gerieben haben, erscheint auch eher unwahrscheinlich.

³⁹ SuH 1, S. 69.

Diese Freude an der fremden Welt, in welche er so gefahrlos eingekehrt war, verließ ihn seit dem Tage nicht mehr: Wenn er sich Mühe gab, die Eigentümlichkeiten der vielen Waaren zu verstehen, so versuchte er, durch Lectüre deutliche Bilder von der Landschaft zu bekommen, aus welcher sie herkamen, und von den Menschen, die sie gesammelt haben.⁴⁰

Zwar ist es eine »fremde Welt«, in die er so einkehrt, aber er betritt sie nicht, um die bekannte zu fliehen, sondern um sie zu erweitern: Fremd ist zunächst die unbekannte Ware, mit der er sich über geographisches und ethnographisches Wissen bekannt macht.⁴¹ Reiseberichte fungieren dabei quasi als Form medialer Autopsie in Zeiten, in denen die Komplexität des Warenverkehrs den persönlichen Mitvollzug ihrer Wege unmöglich gemacht hat. Damit erlösen sie idealiter den Rezipienten vom Egoismus abstrakter Wertbezogenheit und verheimaten ihn in einer von Freytag ethisch intendierten Weltgesellschaft.

3. Textsorten und Lesertypen

Verständlich, dass alle kaufmännischen Angestellten entsprechende Textgattungen rezipieren:

1. Antons Lektüre wurde genannt. Sie ist nicht nur im Roman modellhaft, sondern formuliert exemplarisch eine Hermeneutik, die, so hoffe ich zu zeigen, auch die Hermeneutik seiner Lektüre formuliert.

2. Auch Antons Spiegelfigur Veitel liest – aber er bevorzugt Abenteuerromane, die seinen Ehrgeiz unterstützen. Information dagegen erhält er von seinem Lehrer, dem versoffenen Advokaten Hippus.⁴² Hier dient das Medium der Schrift nicht der Informationsvermittlung, sondern primär als Surrogat affektiver Befriedigung.

3. Von ähnlich »exotischem« Interesse ist die Rezeption von Reiseliteratur in adligen Kreisen: In den Journalen, die von der Familie Rothsattel gelesen werden, findet sich z. B. eine Geschichte über »Tigerjagden in Ostindien«.⁴³

⁴⁰ SuH 1, S. 70.

⁴¹ Es gibt im Text allerdings bei Anton noch eine kompensatorische Funktion der Lektüre von Reiseberichten, der allerdings in der gegenwärtigen Perspektive keine systematische Bedeutung zukommt. Vgl. SuH 1, S. 71; Schneider, »Das Gurgeln des Brüllfroschs«, S. 132 f.

⁴² »[E]r [Veitel] las mit Vergnügen Abenteuer zu Wasser und zu Lande, die Eroberung Amerikas und andere aufregende Unternehmungen, an welche seine Phantasie allerlei Geschäfte knüpfen konnte. Durch seinen Lehrer erhielt er vielerlei Aufschlüsse über das Leben der Menschen und Völker, ...«, SuH 1, S. 134.

⁴³ SuH 1, S. 35. Dabei ist zu beachten, dass Lenore schließlich bei Fink auf einem Sofa mit Panterfellen Heimstatt finden wird und der gute Geist Antons eine Keramikkatze ist, die durch das Schröter'sche Haus zu spuken pflegt. Vgl. Lothar L. Schneider, »Die Diätetik der Dinge. Dimen-

3. Fink verfügt über einen großen Bücherschrank. Über dessen Inhalt wird nur mitgeteilt, die ledergebundenen Bücher seien »Erinnerungen an eine Welt, in der [er] nicht mehr lebe.«⁴⁴ Zu vermuten steht, dass es Bücher über Amerika sind.

4. Ausgewiesener Leser unter dem Personal des Comptoirs ist Baumann. Er träumt davon, als Missionar nach Afrika zu gehen. Seine bevorzugte Lektüre sind Missionsberichte – die er Anton leiht, der sie dann ebenfalls verschlingt.⁴⁵ Einerseits kann sich Baumann über »Greuel des Heidentums« auf dem schwarzen Kontinent erregen,⁴⁶ andererseits vergisst er darüber nicht, die Preise der jeweils örtlichen Güter umzurechnen.⁴⁷

5. Komplexeste Leserfigur neben Anton ist Bernhard Ehrenthal – und in dieser Hinsicht viel mehr Antons Spiegelfigur als Veitel Itzig. Bernhard Ehrenthal ist studierter Philologe. Da ihm als Juden die akademische Karriere versperrt blieb, lebt er als Privatgelehrter – und als solcher ist er, wie es sich gehört, für die reale Welt denkbar ungeeignet. Bernhard beschäftigt sich mit der Übersetzung orientalischer Poesie, seine Interessen reichen jedoch weiter. Er bezieht sein Wissen aus drei Textgattungen: aus poetischen Texten und Handschriften, aus sprachwissenschaftlichen Werken und aus Reisebeschreibungen. Die Poesie selbst dabei steht für das Schöne, das er in allen Kulturkreisen und unter allen Völkern identisch glaubt;⁴⁸ die Sprache hingegen ist die Ebene ethnischer Differenzierung wie Identitätsbildung. Bernhard geht davon aus, »dass die Kenntnis der Sprachen für die Wissenschaft die beste Hilfe [ist], um das Höchste zu verstehen, was der Mensch überhaupt begreifen [kann],

sionen des Gegenständlichen in Gustav Freytags »Soll und Haben«, in: Krobb (Hg.): *150 Jahre Soll und Haben*, S. 103–120, hier S. 114 f.

⁴⁴ SuH 1, S. 110.

⁴⁵ Vgl. SuH 1, S. 96.

⁴⁶ SuH 1, S. 309.

⁴⁷ »Der Missionär war nicht nur ein Heiliger, sondern auch ein sehr guter Rechner. Er war untrüglich in allen Reductionen von Maß und Gewicht, warf die Preise der Waaren aus und besorgte die Calculatur des Geschäftes. Er wusste mit Bestimmtheit anzugeben, nach welchem Münzfuß die Mohrenfürsten an der Goldküste rechneten, und wie hoch der Curs eines preußischen Thalers auf den Sandwichinseln war.« SuH 1, S. 86 f. Ausführliche Beschreibungen des Handels auf den Sandwichinseln, zum Teil mit Währungsangaben, finden sich in: Friedrich Krohn, *Das Missionswesen in der Südsee. Ein Beitrag zur Geschichte von Polynesien*, Hamburg 1833, S. 106 f. Krohn kritisiert dabei vielfach Otto von Kotzebue, der seinerseits im Bericht über seine Weltreise, die er im Gefolge des russischen Admirals Krusenstern unternommen hatte, dem Handel erhebliche Aufmerksamkeit widmet und z. B. Preise für hawaiianisches Sandelholz nennt. Vgl. Otto von Kotzebue, *Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823, 24, 25 und 26*, 2 Bde., hier Bd. 2, Weimar, St. Petersburg, S. 105 f. Kotzebue berichtet auch über Wucher von Missionaren in der Südsee. Vgl. Kotzebue, *Neue Reise*, Bd. 1, S. 108. Doch könnten auch die nördlichen Sandwich-Inseln gemeint sein, zu denen das damals noch selbständige Hawaii gehört. Auch Friedrich Gerstäcker äußert sich 1854 sehr ambivalent über den Segen der Mission. Vgl. Friedrich Gerstäcker, *Tabiti. Roman aus der Südsee*, 4 Bde., Leipzig 1854; vgl. auch ders., *Die Missionäre. Roman aus der Südsee*, 3 Bde., Jena 1868–75.

⁴⁸ Vgl. SuH 1, S. 272.

die Seelen der Völker.«⁴⁹ Er stellt sich damit in die Tradition romantischer Sprachwissenschaft, die zeitgenössisch durch Moritz Lazarus und Heymann/Chaim Steinthal für das Konzept einer Völkerpsychologie fruchtbar gemacht wurde.⁵⁰ Die dritte Ebene bilden Reisebeschreibungen. Bernhard liest sie als Produkte heroischer Sehnsucht und Versuche, der Prosa des normalen Lebens zu entfliehen. Anton findet nur falschen Exotismus: »Was den Reisenden reizt, ist das Neue; wenn das Fremde alltäglich geworden ist, sieht es gewiß anders aus.«⁵¹ Nachdem Anton noch ein zweites Mal Bernhards Einwand, das zivilisierte Leben lasse die großen Eindrücke vermissen, kritisiert und die Poesie der Ware sowie die Tragik des Bankrotts dagegen ins Feld geführt hatte, zieht sich Bernhard auf eine ethnographisch gewendete Variante des romantischen Theorems eines heroischen und deshalb poetischen Naturzustands zurück: »Aber was der höchste Stoff für die Poesie ist, ist ein Leben reich an mächtigen Gefühlen und Thaten, das ist bei uns doch sehr selten zu finden.«⁵² Dies ist für Freytags Held und wie für den Erzähler eine falsche Interpretation: Nicht die heroische Qualität der Welt hat sich geändert, sondern ihre Organisation. Bernhard ist nur unfähig, die Strukturen seiner zeitgenössischen Wirklichkeit zu lesen; was er als Poesiefähigkeit exotischer Verhältnisse versteht, ist nur eine schlechte Projektion eigener Wünsche, deren Erfüllung ihm die Wirklichkeit versagt hat. Selbst die Faszination für die Ästhetik der Sprache, die er im Gespräch mit Anton reklamiert, ist keine Emanation eines metaphysisch Schönen, wie er glaubt, sondern lediglich ein Durchgangsstadium, das Resultat einer mythischen Faszination, die Anton selbst erfahren hatte, als Jordan ihm die Waren erklärte. Was Bernhard propagiert, ist eine Poesie der Wirklichkeitsverweigerung; was Anton formuliert eine Poetik der Wirklichkeitsbewältigung – also das Programm eines Realismus, für das Freytag als Autor und *Soll und Haben* als exemplarischer Roman stehen.

Die Ablehnung von Exotismus impliziert aber keine Zurückweisung der Reiseliteratur als ästhetische Form. Zwar spricht sich Freytag gelegentlich gegen Formen aus, deren konsekutive Ordnung eine konzeptionelle und dramaturgische Durcharbeitung vermissen lassen, wie er sie an den Romanen von Dickens und Walter

⁴⁹ SuH 1, S. 282.

⁵⁰ Der Begriff einer ›Völkerseele‹ im ethnologischen Sinn existiert nicht, allerdings findet sich im Grimm'schen Wörterbuch der Begriff »Volkseele« – mit etlichen Belegen bei Freytag, der, so der Verfasser, »überhaupt den Ausdruck mit groszer vorliebe anwendet«. Vgl. den Artikel »Volk«, in: *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*, Bd. 26 (12. Bd., 2. Abt.): *Vesche–Vulkanisch*, bearbeitet von Rudolf Meizner, Leipzig 1951, Nachdruck München 1984, Sp. 453–511, hier Sp. 497.

⁵¹ SuH 1, S. 273.

⁵² SuH 1, S. 274. Die Passage fährt fort: »Da muß man wie ein englischer Dichter aus den civilisierten Ländern hinaus unter die Seeräuber gehen.« Ebd. Vermutlich spielt er dabei auf Defoes *Robinson Crusoe* an, der später im Gespräch mit Lenore noch einmal erwähnt werden wird. Vgl. SuH 1, S. 349.

Scott bewundert,⁵³ aber dies schließt ja ästhetisch durchgearbeitete Reiseromane und -berichte nicht aus. Man kann mit gleicher Berechtigung zu dem Schluss kommen, dass die ethnographische Perspektive – also ein Blick, der sich nicht auf das Exotische, sondern auf die ›Normalität‹ des Fremden, auf die interne Logik seiner Organisation richtet, Muster zur Beschreibung des Bekannten anbieten könnte, die den gewohnten Blick verfremden und so die heimische Wirklichkeit in neuer Perspektive zeigten – schließlich erschien sogar der Schröter'sche Haushalt Anton bei seiner Ankunft »fremdartig und mächtig«.⁵⁴

Dieser Technik der Verfremdung durch Attributierung bedient sich Freytag mit Vorliebe: Dass Fink Anton als ›Indianer‹ und ›Master‹ bezeichnet, ist angeführt. Fink selbst wird nicht nur als »verwilderter«, sondern sogar als »wilder Mann« und als »Amerikaner« titulierte.⁵⁵ Veitel nächtigt in einer »Caravanserei«;⁵⁶ auch er wird »junge[r] Wilder[r]«⁵⁷ genannt, der allerdings »mit der Gleichgültigkeit eines Herumtreibers und der Sicherheit eines Eingeborenen«⁵⁸ durch die Straßen geht.

Dabei verschiebt Freytag bisweilen die Metaphorik einer Figurenrede auf die Erzählebene.⁵⁹ Das paradigmatische Modell einer solchen Poetik eines kalten ethnographischen Blicks ist Finks Umgang mit dem galizischen Juden Schmeie Tinkeles: Er behandelt ihn »kalt«, »sieht der aufgeregten Mimik des Händlers ungefähr mit dem selben Interesse zu, mit dem ein Physiker die galvanischen Zuckungen eines Frosches betrachtet.«⁶⁰ Diese Passage erscheint menschenverachtend, weil sie Tinkeles ›naturalisiert‹, ihm menschliche Solidarität verweigert und ihn zum Objekt wissenschaftlicher Untersuchungen erniedrigt. Anton aber erkennt in ihr »beagliches Wohlwollen« und betont, dass Tinkeles »geradezu in ihn verliebt [sei]«. ⁶¹ In erster Linie, so kann man vermuten, ist damit gemeint, dass Fink Tinkeles' Verhalten unvoreingenommen, *sine ira et studio*, also quasi ethnologisch beobachtet, bevor er ihm in der Logik seines eigenen Verhaltens begegnet – und deshalb von diesem geschätzt wird.

Soll und Haben, so kann man generalisieren, ist zwar kein ethnographischer Roman, aber in spezifischer Weise ein ethnographietheoretischer, der allerdings nicht

⁵³ Vgl. Gustav Freytag, [Rez.] »Namenlose Geschichten von F. W. Hackländer«, in: ders., *Vermischte Aufsätze*, Bd. 1, S. 106–127.

⁵⁴ SuH 1, S. 63.

⁵⁵ In Reihenfolge: SuH 1, S. 314 und S. 362 (dabei bestätigt er die Universalität anthropologischer Gefühlsausstattung), S. 310 und S. 312.

⁵⁶ SuH 1, S. 116.

⁵⁷ SuH 1, S. 133.

⁵⁸ SuH 1, S. 46.

⁵⁹ Vgl. SuH 1, S. 310 und S. 312. Hier ist die Konstruktion noch komplexer: Zunächst bezeichnet Anton Fink als Amerikaner, dann wird der Ausdruck vom Erzähler übernommen, um den Blick Sabines auf Fink zu charakterisieren und damit zu bedeuten, dass sie die Perspektive Antons übernommen hat.

⁶⁰ SuH 1, S. 60 und S. 62.

⁶¹ SuH 1, S. 311 und S. 310.

die Produktions-, sondern die Rezeptionslogik ethnographischer Texte diskutiert. Sein Motto, Julian Schmidts berühmte Aufforderung, »das deutsche Volk da [zu] suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit,« kann auch als Aufforderung zur Ethnographie des Inlands verstanden werden. Allerdings nur *cum grano salis*, denn es gibt zwei gewichtige Einwände gegen eine solche Rubrizierung: 1. bewegt sich der Roman auch hier auf einer Meta-Ebene: Er beschreibt weniger konkrete Wirklichkeit, als dass er Modelle zitiert, ihr appliziert und ihre Hermeneutik diskutiert. Nicht zuletzt dies wird ihm ästhetisch zum Mangel. 2. Da Freytag eine additive oder gegenstandsmotivierte Ordnung ablehnt und die Poetik seiner Beschreibungen der Dramaturgie einer idealistisch-teleologischen Komposition unterordnet, deformiert er die Perspektive(n); seine ›Ethnien‹ sind nicht direkt zu Gott, sondern funktionale Bausteine im Masterplan des ästhetischen Gefüges.

Neben allen literarischen und philologischen Argumenten gibt es jedoch für die These, dass Reiseliteratur in *Soll und Haben* eine wichtige Rolle spielt, auch eine Reihe lebensweltlicher Indizien.

4. Kontextualisierung in Vorlauf und Nachspiel

Die Beschäftigung mit fremden Ländern hat in Gotha Tradition: Die fürstliche Bibliothek, heute Teil der *Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha*, verfügt nicht nur über einen beträchtlichen Bestand an Reisebeschreibungen, sondern auch über eine über 3.500 Titel große Sammlung orientalischer Handschriften. Zudem war mit dem 1785 gegründeten Verlag Justus Perthes einer der wichtigsten geographischen Fachverlage in Gotha angesiedelt; in ihm erschienen seit 1855 (bis 2004) *Petermanns Geographische Mitteilungen*, die weit über die Disziplin hinaus rezipiert wurden.⁶²

Freytags Mentor, Ernst II. Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha, wiederum war Hans Dampf in allen Gassen (und Betten, wie kolportiert wurde): Politisch ambitioniert, versuchte er nach 1848 die Gründung eines deutschen Nationalstaats voranzutreiben und sich als Hoffnung der konstitutionell gesinnten deutschen Liberalen zu präsentieren; daneben dilettierte er in den Künsten, vor allem in der Musik.⁶³ Ernst war Mitglied im *Mainzer Adelsverein*, dem Veranstalter eines weit-

⁶² Vgl. die Beiträge in: Sebastian Lentz, Ferjan Ormeling (Hg.), *Die Verräumlichung des Welt-Bildes. Petermanns Geographische Mitteilungen zwischen »explorativer Geographie« und »Vermessenheit« europäischer Raumphantasien, Beiträge der Internationalen Konferenz auf Schloss Friedenstern Gotha, 9.–11. Oktober 2005*, Stuttgart 2008.

⁶³ Vgl. Edmund Frey, »Ich werde immer nur ein Dilettant bleiben«. Herzog Ernst II (1818–1893) und die Künste«, in: ders., Reinhard Heinritz (Hg.), *Coburg aus dem ›Dintenfaß‹. Literarische Streifzüge durch vier Jahrhunderte*, Jena 2005, S. 182–193.

gehend gescheiterten Siedlungsprojekts in Texas.⁶⁴ Er liebte auch klassische adlige Amusements wie Jagden und – wie sich zeigen wird – exotische Abenteuer, was Freytag sicherlich weniger gefallen haben dürfte.

Soll und Haben ist Ernst II. gewidmet. Freytag war seit den frühen fünfziger Jahren mit dem Herzog persönlich bekannt, bald – soweit dies das beiderseitige Standesbewusstsein zuließ – auch befreundet und in Vielem dessen Helfer und Berater. Jener Besuch auf Schloss Kallenberg in Mai 1853, auf den die Widmung von *Soll und Haben* anspielt, ist sein erster dokumentierter Gastbesuch an der Herzoglichen Sommerresidenz.⁶⁵ Freytag beschreibt eine Szene, in der Herzog und Dichter in der Abendsonne vor dem Schloss stehen, über das Land blicken und der Fürst seinem Poeten dabei den Auftrag gibt, »gerade in solchen Zeiten dem Volke einen Spiegel seiner Tüchtigkeit vor[zu]halten [...] zur Freude und Erhebung«.⁶⁶

1855 meldet Freytag Vollzug. Aber Freytag ist kein Lohnschreiber und kein Mann, der Befehle einfach befolgte: Man kann *Soll und Haben* zwar so lesen, dass darin die Möglichkeit einer Koexistenz von Bürgertum und Adel postuliert wird, aber doch unter der Voraussetzung einer grundlegend bürgerlichen Ethik und Episteme. Als exemplarischer Lebenslauf in dieser allgemeinen Hinsicht steht die Entwicklung des Herrn *von Fink* vom privilegierten Abenteuerer zum produktiven Mitglied der Gesellschaft. Aber noch in einer zweiten, sehr viel persönlicheren Perspektive erscheint *Soll und Haben* als Fürstenspiegel: Denn mag der Herzog auch von seinem Dichter vaterländische Erbauung eingefordert haben, war er doch selbst sehr empfänglich für die Attraktion des Exotischen.

In einem Brief, den Freytag am 11. August 1853 an Ernst II. richtet, trifft er Dispositionen bezüglich eines Gastes, den er auf Wunsch des Herzogs eingeladen hat, und schlägt einen weiteren zur Einladung vor.⁶⁷ Beide sind berühmte Verfasser von Reiseliteratur, wenngleich gänzlich unterschiedlichen Charakters. Es gibt nun eine Reihe von Argumenten, die zeigen, dass sie in vielen Aspekten für Fink und Ehrenthal vorbildlich geworden sind:

Erster Gast war Friedrich Gerstäcker, der in den vierziger Jahren mit Reiseerzählungen aus den USA bekannt geworden war, die die Zeitgenossen weniger durch ihre literarische Qualität als durch eine vermutete – und später bestätigte – Au-

⁶⁴ Vgl. Stefan von Senger, Etterlin, *Neu-Deutschland in Nordamerika. Massenauswanderung, nationale Gruppenansiedlungen und liberale Kolonialbewegung, 1815–1860*, Baden-Baden 1991, S. 221.

⁶⁵ Vgl. Eduard Tempelty (Hg.), *Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel. 1853 bis 1893*, Leipzig 1904, S. VI.

⁶⁶ SuH 1, Widmung. Zu berücksichtigen ist dabei die große Auswanderungswelle nach der gescheiterten Revolution 1848.

⁶⁷ Vgl. »Freytag an den Herzog, Siebleben, 11. August 1853«, in: Tempelty (Hg.), *Briefwechsel*, S. 9 f. Der Einladungsbrief Freytags an Gerstäcker vom 5. August 1853 ist abgedruckt in: Thomas Ostwald, *Friedrich Gerstäcker – Leben und Werk*, Braunschweig 1977, S. 73 f. Beide Briefe finden sich im Anhang.

thentizität beeindruckt hatten.⁶⁸ Gerstäcker hatte sich zwischen 1837 und 1843 in Amerika aufgehalten und auf vielfache Weise durchgeschlagen. Seine Erlebnisse hatte er zunächst seiner Mutter brieflich mitgeteilt und waren von dieser zur Publikation weitergereicht worden. Nach seiner Rückkehr gestaltete er sie zu erfolgreichen Romanen aus. 1849 brach er zu einer zweiten Reise auf, die ihn über Südamerika und Kalifornien nach Ozeanien und Australien führte; 1852 betrat er wieder deutschen Boden und nahm zunächst in Plagwitz bei Leipzig Wohnung. Die Bekanntschaft Gerstäckers zu machen, war ein ausdrücklicher Wunsch des Herzogs gewesen – Freytag spricht etwas ironisch sogar von »Ew. Hohheit Befehl«⁶⁹ –, doch Ernst scheint sich dabei nicht sicher gewesen zu sein, ob dieser »Naturbursche« den Ansprüchen höfischer Etikette würde genügen können, weshalb Freytag ihn zunächst zu sich bat, um so einen zwangloseren Kontakt zur Welt des Adels herstellen zu können.⁷⁰ Die Vermittlung war erfolgreich: Im August 1854 zog die Familie Gerstäcker in ein Haus, das der Herzog im Park des Schlosses Rosenau bei Coburg zur Verfügung gestellt hatte.

Während sich Freytags Brief an den Herzog durch einen humoristischen Ton auszeichnet, indem sich der Verfasser selbst zum Untertan und den geworbenen Gast zum naiven Wilden stilisiert, so zeigt ein Einladungsbrief, den Freytag sechs Tage zuvor an Gerstäcker gerichtet hatte, eher eine etwas kondeszente Jovialität. Er endet mit der Aufforderung: »Sehr ungeniert! Kein Genie und Hofceremoniell, mein teurer Comanche!«⁷¹ Ernst muss ein interessierter Leser Gerstäckers gewesen sein; für Freytag scheint dies nicht zu gelten. Zumindest hat er sich nur einmal – und zwar etwas früher im gleichen Jahr – in einer kurzen Rezension publizistisch zu Gerstäcker geäußert und dabei zwar die »Unparteilichkeit und ehrliche Integrität seines Gemüths« unterstrichen, ihm andererseits aber zugleich »in Beziehung auf die Form etwas mehr Kritik« angeraten.⁷²

Der zweite im erwähnten Brief avisierte Gast, Friedrich Bodenstedt, war mehr nach Freytags Geschmack, zumindest empfahl er ihn dem Herzog als »interessan-

⁶⁸ Für manche Gegenden lieferte Gerstäcker Erstbeschreibungen, die sich als so exakt erwiesen, dass er in Anerkennung dieser Verdienste 1857 in Arkansas zum Ehrenbürger ernannt wurde.

⁶⁹ »Freytag an den Herzog, Siebleben, 11. August 1853«, S. 9.

⁷⁰ Vgl. ebd.

⁷¹ »Freytag an Gerstäcker«, S. 74.

⁷² Beide in: [Gustav Freytag]: »[Rez.] Gerstäcker: Nach Amerika«, in: *Die Grenzboten* 2 (1855), Nr. 22, S. 359 f., hier S. 359. Der kurzen Anzeige des Werks folgt eine längere Verteidigung Gerstäckers gegen Plagiatsvorwürfe, so dass die Betonung des Gerstäcker'schen Charakters auch durchaus funktionale Züge besitzt. *Nach Amerika* war – wie *Soll und Haben* – 1855 erschienen. In der Rezension lobt Freytag zudem »die Gewissenhaftigkeit, mit der er seinen Landsleuten guten Rath erteilt« (ebd.) und verweist damit auf den Ratgeber für Auswanderungswillige, den Gerstäcker bereits 1849 veröffentlicht hatte. Vgl. Gerstäcker, *Wie ist es denn nun eigentlich in Amerika?* 1869 bezog er in der Erzählung *Ein Parcerievertrag* nochmals gegen Menschhandel und Knebelverträge Stellung. Vgl. Friedrich Gerstäcker, *Ein Parcerievertrag. Erzählung zur Belehrung für Auswanderer und ihre Freunde*, Volksbuch, Leipzig 1869.

ten Gegensatz zu dem Amerikaner Gerstäcker«. ⁷³ Bodenstedt hatte den Orient be-
reist und 1850 seine Erlebnisse unter dem Titel *Tausend und ein Tag im Orient* ver-
öffentlicht; zu Ruhm gekommen war er jedoch durch die vermeintlich übertragenen,
tatsächlich aber größtenteils von ihm selbst verfassten *Lieder des Mirza Schaffy*. ⁷⁴
Auch an Bodenstedts Reisedarstellung vermisste Freytag einiges an »poetische[m]
Talent«, fand aber zugleich viel Sprachbegabung und ein »schöne[s] Talent, das po-
etische Leben fremder Völker lebhaft zu erfassen und in Nachahmungen schön
wiederzugeben«. ⁷⁵ Auch in diesem Fall gestaltete sich die Bekanntschaft zunächst
positiv, denn Bodenstedt, der seit Juli 1853 in Friedrichsroda wohnt und im No-
vember des gleichen Jahres nach Gotha übersiedeln wird, zeigt sich schon am 27.
August sehr erfreut über die neu gewonnene Verbindungen:

Der Herzog und die Herzogin von Gotha, [...] interessieren sich sehr für meine Arbei-
ten; ich habe ihnen in den letzten Wochen alles neue, und auch manches Alte, was sie
noch nicht kannten, vorgelesen, so gestern noch die heutige Puschkin-Sendung, von
welcher sie ganz entzückt waren, wie ich denn überhaupt bei Allem die aufmerksams-
ten Zuhörer an ihnen gefunden. [...] Gustav Freytag, der mit Gerstäcker eine Woche
lang beim Herzoge von Gotha zum Besuch war, ist augenblicklich auch mit einer län-
geren Besprechung all meiner Schriften für die ›Grenzboten‹ beschäftigt [...] ⁷⁶

Weitergehende Hoffnungen realisierten sich jedoch nicht und so verließ Boden-
stedt im folgenden Jahr die herzogliche Residenzstadt in Richtung München.
Wahrscheinlich war ihm auch die erhoffte Rezension eine Enttäuschung: Freytag
war eingangs auf die schon älteren *Völker des Kaukasus* eingegangen und hatte dabei
vorsichtig Zweifel an der Authentizität einiger Passagen angemeldet; ⁷⁷ am neuen

⁷³ »Freytag an den Herzog, Siebleben, 11. August 1853«, S. 10.

⁷⁴ Vgl. Friedrich von Bodenstedt, *Tausend und ein Tag im Orient*, Berlin 1850; ders., *Die Lieder des Mirza-Schaffy*, mit einem Prolog von Friedrich Bodenstedt, Berlin 1851. Auf Bodenstedt deutet zusätzlich die Tatsache, dass er wie Bernhard Ehrenthal sich neben den orientalischen Sprachen und Literatur auch mit altenglischer Literatur und mit Shakespeare beschäftigte.

⁷⁵ »Vgl. Freytag an den Herzog, Siebleben, 11. August 1853«, S. 9.

⁷⁶ »Friedrichsroda, Sonnabend, den 27. August 1853«, in: Gustav Schenk (Hg.), *Friedrich von Bodenstedt. Ein Dichterleben in seinen Briefen 1850–1892*, Berlin 1893, S. 39 f. Bodenstedt übersetzt die Werke Puschkins.

Freytag rezensierte Bodenstedt zweimal: zunächst dessen Reisebuch *Tausend und ein Tag im Orient*, dann, im erwähnten Artikel, seine Gedichte und das Epos *Ada, die Lesghierin*. Vgl. Gustav Freytag, [Rez.] »Bodenstedt: Tausend und ein Tag«, in: *Die Grenzboten* 1 (1850), Nr. 7, S. 251–259; ders., »Friedrich Bodenstedt«, in: *Die Grenzboten* 4 (1853), Nr. 49, S. 209–220.

⁷⁷ Freytag notiert »kleine poetische Zuthaten, welche von dem Leser als Erfindung des Berichterstat-
ters empfunden werden und ihn auch unsicher machen über die historische Treue dessen, was der
Wirklichkeit entnommen ist« und beschwichtigt: »Doch ist es für jeden, der wirkliches Interesse
an der ethnographischen Darstellung hat, allerdings nicht schwer, die mit Bescheidenheit vorgetra-
gene Erfindung abzulösen.« Beide in: Freytag, »Bodenstedt«, S. 362. Freytag referiert dabei jedoch

Epos *Ada, die Lesghierin* hingegen bemängelte er das mangelhafte Kompositionsvermögen des Autors und formulierte schließlich jenen Exotismus-Vorwurf, den – wie gezeigt – zwei Jahre später auch Anton gegen Bernhard Ehrenthals Orient-Schwärmerie erheben wird und der im Chor der Post-Colonial Studies bis heute kräftig widerhallt:

Wenn aber ein gebildeter Mann unseres Volkes solche Zustände [des Wunderlichen und Originellen seiner Weltanschauung, L.S.] eines fremden Volkslebens vor uns aufzurollen bemüht ist, so wird er von vornherein in der Versuchung sein, uns grade das Fremdartige, Eigenthümliche, Merkwürdige, von unserer Empfindungsweise Abweichende in den Vordergrund zu stellen. Dadurch entsteht eine Malerei der Staffage, welche leicht mächtiger wird, als die eigentliche Begebenheit.⁷⁸

Gerstäcker hingegen blieb bis 1862 in der Nähe des Herzogs, ging regelmäßig mit ihm auf die Pirsch und leistete ihm auf Gamsjagden in Tirol Gesellschaft. 1862 begleitete er ihn schließlich auf seiner Afrika-Expedition. Sie führte in die nordafrikanischen Länder am Rande des roten Meeres, in das Gebiet der sogenannten Bogos-Stämme, war relativ kurz (21.2.–30.5.1862) und, obwohl mit Alfred Brehm, dem späteren Verfasser des *Tierleben*, zumindest ein kompetenter Zoologe zugegen war, wissenschaftlich nur mäßig ertragreich.⁷⁹ Über die Veröffentlichung des Expeditionsberichts kam es zu einem tiefgreifenden Zerwürfnis: Gerstäcker, der gehofft hatte, im Titel erwähnt zu werden,⁸⁰ publizierte lediglich einen Aufsatz in der *Illustrierten Zeitung* unter seinem Namen;⁸¹ Brehm, dessen nüchterne Prosa Freytag bemängelte, veröffentlichte schließlich 1863 separat die Ergebnisse seiner *Reise nach Habesch*;⁸² als Letzter folgte 1864 der Herzog selbst mit der großzügig ausgestatteten, sehr teuren und nur schwer verkäuflichen *Reise des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha nach Aegypten und den Ländern der Habab, Mensa und Bogos. Mit zwanzig Zeichnungen nach der Natur aufgenommen und chromographiert von Robert Kretschmer, vier Photo-*

nicht auf *Tausend und ein Tag im Orient*, sondern auf die zuvor veröffentlichten *Völker des Kaukasus*. Vgl. Friedrich Bodenstedt, *Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients*, Frankfurt 1848.

⁷⁸ Freytag, »Bodenstedt«, S. 367 f.

⁷⁹ Vgl. J. Erdmann, »Die Reise des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha nach Ägypten und Abessinien im Jahre 1862«, in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Frankfurter Ausgabe, Nr. 32, 21. April 1970, S. 3–6; Ostwald, *Gerstäcker*, S. 107–111.

⁸⁰ Vgl. »Gerstäcker an Costenoble; Rosenau 27. 6. 62«, in: William H. McClain, Lieselotte E. Kurth-Voigt, *Friedrich Gerstäckers Briefe an Hermann Costenoble. Separatdruck aus dem Archiv für Geschichte des Buchwesens*, Band XIV (1974), hier Sp. 1109.

⁸¹ Friedrich Gerstäcker, »Die Reise des Herzogs von Coburg in Afrika«, in: *Illustrierte Zeitung* Nr. 982 (26. April 1862), S. 275–278 u. Nr. 989 (14. Juni 1862), S. 408–410. Gerstäcker hatte also schon während der Reise mit publizistischer Verwertung begonnen!

⁸² Alfred E. Brehm, *Ergebnisse einer Reise nach Habesch im Gefolge Seiner Hohheit des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha Ernst II.* Hamburg 1863.

*graphien nach Handzeichnungen und zwei Karten.*⁸³ Dabei hatte der Herzog auf sachkundige Hilfe nicht verzichten wollen: Gerstäcker und Brehm hatten noch Manuskripte geliefert; zur Überarbeitung hatte Freytag Moritz Busch, den Redakteur der *Grenzboten*, empfohlen, hatte auch selbst kräftig Hand angelegt und schließlich den gesamten Produktionsprozess des Werkes überwacht.⁸⁴ Im Reich der Kunst aber kehrten sich die Herrschaftsverhältnisse um und so mahnte der Untertan den Herrscher:

Geben sich Ew. Hoheit nur echt hübsch Mühe mit Ihrem Theil, denn HöchstSie haben sich zum Mitarbeiten hochmütige und stolze Stilisten und Kritikusse gewählt und das Ganze soll[te], ein wunderliches Mosaik von verschiedenen Händen, doch recht würdig und stattlich werden.⁸⁵

Und so gibt es dann, zumindest in poetologischer Hinsicht, doch ein wenig Reisebeschreibung von Freytag.

⁸³ *Reise des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha nach Aegypten und den Ländern der Habab, Mensa und Bogos. Mit zwanzig Zeichnungen nach der Natur aufgenommen und chromographiert von Robert Kretschmer, vier Photographien nach Handzeichnungen und zwei Karten*, Leipzig 1864.

⁸⁴ Vgl. *Gustav Freytag und Herzog Ernst im Briefwechsel*, S. 166–183, insbes. S. 166–168: »Freytag an den Herzog, Siebleben, 5. Oktober 1862«.

⁸⁵ »Freytag an den Herzog, Siebleben, 5. Oktober 1862«, in: *Gustav Freytag und Herzog Ernst im Briefwechsel*, S. 166–168, hier S. 166.

Objektive und ›ideale‹ Bilder

Aufgenommen während einer Reise in den Orient in den Jahren 1840 und 1841 (F.W. Hackländer)

TORSTEN HAHN (Hagen)

Im Zentrum der folgenden Ausführungen steht Friedrich Wilhelm Hackländers *Reise in den Orient* – ein Reisebericht, der zuerst 1842 unter dem Titel *Daguerreotypen. Aufgenommen während einer Reise in den Orient 1840 und 1841* bei Krabbe in Stuttgart erschienen ist. Offizieller Finanzierungsgrund der Reise ist die Suche nach arabischen Pferden für das Gestüt des König Wilhelm I.; der Schriftsteller und spätere Herausgeber von *Über Land und Meer* reist als Begleiter des Oberstallmeisters Wilhelm Baron von Taubenheim. Aber den späteren Erfolgsschriftsteller führt noch etwas anderes in den Orient, über das unmittelbar seine Autobiographie und sein Romanwerk und mit weiterem Fokus ein Programm des Literatursystems, das in beide eingewandert ist, Aufschluss geben. Mit Blick auf Letzteres wird Hackländers Reisebeschreibung als literarische Anschlusskommunikation lesbar, die im Zeichen des Programms der Verschmelzung westlicher und östlicher, d. i. ›orientalischer‹ literarischer Formen steht – ein Programm, für das insbesondere Goethes *West-östlicher Divan* literaturgeschichtlich einschlägig geworden ist. Allein die Evolution literarischer Kommunikation im Sinne etwa stilgeschichtlicher oder epochenprogrammatischer Entwicklungen und Differenzen zu beobachten, würde hier zu kurz greifen, denn die verkehrstechnische und mediale Umwelt dieser systemspezifischen Anschlusskommunikation ist eine grundlegend andere als die der 10er bzw. 20er Jahre des 19. Jahrhunderts. Den Effekten, die die sprunghafte Evolution der Kommunikations- und Speichermedien in der literarischen Kommunikation zeitigt, werde ich im Folgenden in Hackländers Reisebeschreibung nachgehen.

Erfindungen wie der elektrische Telegraf, das Dampfschiff und die Eisenbahn sorgen ab 1840 für eine Beschleunigung, die als Kommunikationsrevolution des 19. Jahrhunderts auf den Begriff gebracht wurde, wobei der Begriff »Communication« – im Sinne des 19. Jahrhunderts – sowohl die Mittel und Wege der Bewegung von Informationen als auch der Bewegung von Menschen und Gütern bezeichnet.¹ Der beispiellosen Beschleunigung der Transmission tritt eine neue,

¹ Die Übernahme der Schreibweise bietet sich zur Unterscheidung des weiteren Begriffs, der neutral gegenüber dem ist, was bewegt wird, von dem Kommunikationsbegriff des elektrischen Zeitalters an. Marshall McLuhan hat eben diese semantische Verengung zum Punkt erklärt, von dem aus sich das elektrische Zeitalter beobachten lasse: Demnach sei die uns heute geläufige Einschränkung der Reich-

ebenso revolutionäre Art der Speicherung zur Seite. Um 1840 werden spektakuläre Bilder populär: Es beginnt das Zeitalter eines neuen optischen Mediums, der Fotografie. Die nach ihm benannten Daguerreotypen, die Luis Jacques Mandé Daguerre ab 1837 anfertigt, unterscheiden sich von der späteren Fotografie zwar noch dadurch, dass sie sich nicht reproduzieren lassen, aber es sind Bilder, die durch Belichtung einer lichtempfindlichen Platte entstehen – scheinbar ohne dass sich ein Künstler und damit ästhetischer Formwille zwischen Objekt und Abbild schöbe. Diese zugespitzte Aussage verkürzt sicherlich die in der Folge der Popularisierung der Innovation anhebende und nicht zuletzt für den Realismus einschlägige Diskussion um die Frage, ob die Fotografie in die Klasse der ästhetischen Objekte gehöre – aber gerade die Auffassung, dass sich im Jodsilber der Platten das Reale jenseits des Subjekts einzuschreiben begönne, ist die Voraussetzung für eine epistemische Konfiguration, die als Epoche der Objektivität² einschlägig geworden ist. Mit der Geschichte der Fotografie beginnt die Geschichte des Zeitalters der Objektivität, worauf zurückzukommen ist.

Hackländers Reisebeschreibung ist gerade deswegen interessant, weil sie an der Schnittstelle tiefgreifender kommunikationstechnischer sowie epistemischer Umstellungen angesiedelt ist. Sie führt ein Programm aus einer Epoche der Medien- und Verkehrstechnik fort, die 1840 endet; ihre Möglichkeitsbedingung und ihren Darstellungsimperativ bezieht sie aber aus der Epoche der technischen Medien und der beschleunigten Kommunikation. Das Eckdatum der Epoche des elektrischen Zeitalters – 1840 erhält Morse das Patent auf seinen Telegrafen, der sich in der Folge gegen alle Konkurrenz durchsetzen wird³ – ist zugleich das Datum des Reise-

weite des Begriffs ein semantischer Effekt des Einschnitts, den die Einführung des elektrischen Telegrafen um 1840 (und zuvor die Versuche mit dem optischen Telegrafen) produziert habe. Erst danach konnte die semantische Festlegung des Kommunikationsbegriffs auf Information einsetzen und erst mit dem Telegrafen konnte die Ausgrenzung der Infrastruktur des Transports und Verkehrs einsetzen: »It was not until the advent of the telegraph that messages could travel faster than a messenger. Before this, roads and the written word were closely interrelated. It is only since the telegraph that information has detached itself from such solid commodities as stone and papyrus [...]. The term ›communication‹ has had an extensive use in connection with roads and bridges, sea routes, rivers, and canals, even before it became transformed into ›information movement‹ in the electric age. Perhaps there is no more suitable way of defining the character of the electric age than by first studying the rise of the idea of transportation as communication, and then the transition of the idea from transport to information by means of electricity.« Marshall McLuhan, *Understanding Media. The extensions of man*, London 2001, S. 97.

² Vgl. zur Geschichte des wissenschaftlichen Paradigmas ›Objektivität‹ Lorraine Daston, Peter Galison, *Objektivität*, Frankfurt a. M. 2007.

³ 1840 ist das üblicherweise zur Markierung der Epoche der Beschleunigung verwendete Datum; von diesem Zeitpunkt an sind weitere Innovationen wahrscheinlich bzw. zu erwarten. Vgl. z. B. den Beitrag von Jorma Ahvenainen zur Kommunikationsrevolution des 19. Jahrhunderts: »The telegraph, like railways and steamships, is one of the means of communication which were invented or constructed in the period of 1850 to 1913. The feature common to all of them was that they definitely increased the speed of communication but nowhere more so than in the transmission of information after the

beginns, und diese Spannung zweier Epochen findet ihren Niederschlag in der Reisebeschreibung.

Einen ersten und zentralen Unterschied markieren die Verkehrsmittel der Wahl. Die literarische Hybridisierung westlicher und orientalischer Formen war zu Zeiten der Romantik von einer Negation des Raums im Imaginären abhängig. Der Transfer in den Orient war gedankenschnell, unter Umständen zeigte einzig ein Adverb an, dass es ihn überhaupt gab. Die Reise ohne Zeitverlust wurde zur Bedingung der gelingenden Verschmelzung. In diesem Sinne heißt es in Goethes Ankündigung des *West-östlichen Divans* im *Morgenblatt für gebildete Stände* von 1816:

Der Dichter betrachtet sich als einen Reisenden. Schon ist er im Orient angelangt. Er freut sich an Sitten, Gebräuchen, an Gegenständen, religiösen Gesinnungen und Meinungen, ja, er lehnt den Verdacht nicht ab, daß er selbst ein Muselman sei. In solchen allgemeinen Verhältnissen ist sein eignes Poetisches verwebt [...].⁴

Wenn nicht, wie bei Goethe, das Medium der Reise, die die Voraussetzung der west-östlichen Textur ist, komplett ignoriert wird, ist die Luft der Verkehrsweg der Wahl. Imaginäre Flüge in den Orient sind zu dieser Zeit keine Seltenheit. Einen solchen Flug zwecks Realisierung des west-östlichen Programms unternimmt etwa August Graf von Platen. Seiner Gedichtsammlung *Ghaselen* von 1821 stellt er folgendes voran: »Du, der nie gewagt zu fliegen / Nach dem Orient, wie wir, / Laß dies Büchlein, laß es liegen, / Denn Geheimnis ist es dir.«⁵

Im Imaginären ist die fluggleiche Reise also bereits fest etabliert und poetisch wirksam. Die Frage ist: Was passiert, wenn das im Imaginären erfolgreiche Programm im Gepäck eines Orientreisenden in die realen Kommunikationsbahnen des anbrechenden Weltverkehrs gerät – eines Orientreisenden zudem, der sich ganz dem neuen Imperativ der Objektivität verpflichtet fühlt? Dieser unwahrscheinlichen und eben deswegen interessanten Konstellation werde ich im Folgenden nachgehen.

Meine Auseinandersetzung mit der Reise des heute weitgehend vergessenen Erfolgsschriftstellers gliedert sich in drei Teile: Ich werde erstens die Form skizzieren, die das Programm der Verschmelzung westlicher und orientalischer Formen – das selbst Teil der Ablösungsbewegung von der Klassik und ihren Vorgaben ist – in

introduction of the telegraph in about 1840.« Jorma Ahvenainen, »The Role of Telegraphs in the 19th Century Revolution of Communications«, in: Michael North (Hg.), *Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts*, Köln u. a. 2001, S. 73–80, hier S. 73.

⁴ Johann Wolfgang von Goethe, *Werke*, Hamburger Ausgabe, Bd. 2: *Gedichte und Epen II*, hg. von Erich Trunz, München 1991, S. 268.

⁵ August von Platen, *Werke*, Bd. 1, hg. von Jürgen Link, München 1982, S. 242. Vgl. zu diesen Flügen den Beitrag von Andrea Polaschegg, »Der Flug in die Fremde – der Flug in die Dichtung. Zu einer poetischen und hermeneutischen Denkbewegung um 1800«, in: Hartmut Böhme (Hg.), *Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext*, Stuttgart 2005, S. 648–672.

nachromantischer Zeit annimmt, mich zweitens Hackländers Beobachtungen von Verkehr und Informationsbewegung zuwenden und drittens auf den unmöglichen Wunsch, objektiv zu sein, eingehen.

I.

Die reale Reise in die Region, die geographisch dem imaginären Konstrukt ›Orient‹ entspricht, hat eine lange Vorgeschichte. Diese reicht bis weit in die Jugendjahre des Schriftstellers zurück; davon berichten Hackländers Autobiographie *Der Roman meines Lebens* von 1878 sowie der autobiographisch gefärbte Roman *Handel und Wandel*, der zunächst 1843/44 im *Morgenblatt für gebildete Leser* und dann 1850 als Buch erscheint. Die autobiographische Erzählung und die poetische Matrix, die Goethe im *Morgenblatt*, das zu dieser Zeit noch *gebildete Stände* und nicht, wie nach 1837, standesneutral *gebildete Leser* adressierte, entfaltet hat, verbindet sich mit den besonderen Lebensumständen Hackländers. Dies sorgt für eine Reformulierung bzw. Verschiebung, lässt den Impuls zur Verwebung der Formen von Ost und West aber intakt.

Die besonderen Umstände seiner individuellen Biographie lässt Hackländer um 1850 in den Roman *Handel und Wandel* einfließen. Der Text präsentiert zunächst einmal die Beschreibung einer Kaufmannslehre im kleinstädtischen Umfeld. Für die literarische Darstellung wird diese zunächst unspektakuläre Lehrzeit attraktiv, da sie von einer Differenz geprägt ist, die den Erzähler einerseits zum Opfer eines Gelächters von epischen Ausmaßen macht und andererseits als typischen bürgerlichen Romanhelden ausweist:

[I]ch erzählte dem Doktor zu seinem großen Ergötzen, daß ich immer beim Anblick von Kaffee und Zucker an die fernen Meere gedacht, und von wunderbaren Ländern geträumt, mit denen ich durch den Spezereihandel in, wenn auch indirekte Verbindung trete. Diese poetische Idee mit der Prosa des Reißmehlschen Hauses [also seines Lehrhauses, T.H.] zusammengehalten, schien ihm gar komisch, und er brach [...] in ein homerisches Lachen aus.⁶

Dies ist nichts anderes als, in Hegels Worten, »[e]ine der gewöhnlichsten und für den Roman passendsten Kollisionen«, nämlich »der Konflikt zwischen der Poesie des Herzens und der entgegenstehenden Prosa der Verhältnisse«.⁷ Diese Poesie des Herzens wird von den Produkten des Welthandels stimuliert, die beständig in Reichweite bleiben und so dafür sorgen, dass sich der Held von Gelächter nicht

⁶ Friedrich Wilhelm Hackländer, *Handel und Wandel*, hg. von Taro Breuer, Jena 2003, S. 53.

⁷ G.W.F. Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik III*, in: ders., *Werke*, Bd. 15, hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt a. M. 1970, S. 393.

entmutigen lassen wird, auch wenn selbst das mit »Hinaus in die Welt« betitelte 24. Kapitel des Romans ihn nicht weiter als bis nach Wuppertal führen wird. In Wuppertal arbeitet er aber in einem Kontor, das mehr zu bieten hat als nur Kaffee und Zucker. Die Etiketten der im Warenlager gespeicherten Erzeugnisse mischen sich mit der Phantasie des verhinderten Agenten des Weltverkehrs; zum Realen der Genussmittel tritt mit den Etiketten ein zwar kleinformatiges, aber dennoch wirksames Medium des Imaginären, also der »optischen Illusionen«⁸:

Neben den Stoffen selbst machten mir auch die Etiquetten, die an denselben hingen, angenehmen Zeitvertreib. Hier war ein Schiff zu sehen mit vollen Segeln, welches gerade in der kleinen Bucht eines fernen Welttheils anlegte. [...] [S]chlanke Palmen und Brodbäume nickten über den Ufer-Rand. Gott wer das einmal in Wirklichkeit ansehen könnte! [...] Hatte ich dort das wirkliche Meer gesehen, so erblickte ich auf Zeugen, die aus Kameelhaaren gemacht waren, lange Caravanen-Züge, die durch ein unendliches Sandmeer zogen. [...] [W]ie oft war ich dem Kameel durch alle Straßen gefolgt, auf welchem der kleine rothe Affe saß und hatte sehnlich gewünscht, es möge mir nur einmal vergönnt sein, das Land zu sehen, in welchem diese Thiere wild umherspringen.⁹

Hackländer belauscht »Dinge, die von fremden Nationen in weit entfernten Ländern erzählten«¹⁰ und nutzt »die Etiketten, die daran hiengen, zur Erklärung sowie zur Steigerung [seiner] Phantasie«.¹¹ Die zunächst noch durch Waren und Bilder stimulierte Einbildungskraft wird aber bald autonom. Im Kontext einer günstigen Gelegenheit, die das Subjekt isoliert und von den äußeren Anlässen seiner orientalischen Phantasien trennt, zeigt sich, dass Hackländers Einbildungskraft nichts braucht als eine Projektionsfläche. So gelingt der Sprung in den märchenhaften Orient bald, dies berichtet Hackländer in seiner Autobiographie *Der Roman meines Lebens* von 1878, ohne dass die Dinge ihre Geschichten noch beisteuern müssten. Während einer Erkrankung, mit der ein Fieber einhergeht, wird der jugendliche Kaufmannsgehilfe zum fiktiven Erzähler im Kontext eines für die Erzählungen aus *Tausendundeine Nacht* typischen Rahmens: Das west-östliche Formprogramm nimmt Gestalt an und wird konkret. Die Wirkung der europäisierten Märchensammlung und ihres Bildes vom märchenhaften Orient auf die europäische Literatur sind wohl kaum zu überschätzen. Daher lässt sich sagen, dass Hackländers Ver-

⁸ Friedrich Kittler, *Grammophon. Film. Typewriter*, Berlin 1986, S. 28. Vgl. auch ebd.: »Klar fallen die methodischen Distinktionen einer modernen Psychoanalyse zusammen mit technischen Distinktionen der Medien.« Diese Zuordnung der Medien übertrage ich im Folgenden auf die Medien, von denen Hackländers Texte erzählen.

⁹ Hackländer, *Handel und Wandel*, S. 210 f. Die Passage findet sich fast wortgleich auch in Hackländers Autobiographie. Vgl. Friedrich Wilhelm Hackländer, *Der Roman meines Lebens*, 2 Bde., Stuttgart 1878; hier Bd. 1, S. 67.

¹⁰ Hackländer, *Der Roman meines Lebens*, Bd. 1, S. 66.

¹¹ Ebd., S. 67.

knüpfen des *eigenen Poetischen* mit orientalischen Formen, obwohl er nicht auf persische Lyrik des 14. Jahrhunderts zurückgreift, wie dies in Goethes west-östlicher Dichtung der Fall ist, einen Formationsraum dichterischer Phantasie eröffnet, der, was das Verweben mit *allgemeinen Verhältnissen* betrifft, kongruent zu dem des *Divan* ist. Auch der junge Hackländer versucht sich auf dieser Grundlage im Verflechten westlicher und östlicher Geschichten; er sei, so das Ich der Autobiographie, in seiner Phantasie zu einem Erzähler geworden, der die Märchensammlung um eine Geschichte bereichert. Die *Prosa der Verhältnisse* eines kargen Krankenzimmers wird so umgeformt, dass eine perfekte Kulisse für das Amalgamieren von Geschichten entsteht. Die Kargheit des Zimmers wird zur Projektionsfläche, auf der die eigene und die fremde Erzählung verschmolzen werden können. Mit Blick auf die »grauen Kalkwände des weiten und öden Gemaches« sei die entscheidende »Idee« gekommen: »Warum soll ich mir das, und sei es auch nur zu meiner Unterhaltung, nicht anders vorstellen und in meiner Phantasie so umformen können, daß ein Gemach daraus entstünde, wie solche, von denen ich schon in Märchenbüchern gelesen.«¹² Diese Idee wird sofort ausgeführt – und zwar mit Erfolg. Weiter heißt es in *Der Roman meines Lebens*:

Die Wände farbenprächtig, die Decke vergoldet, statt des kleinen Fensters ein solches mit hohen Bogen und vor demselben Palmen und andere fremdartige Bäume im Winde rauschend. – Und diese Verwandlung vollzog sich rasch, leicht und vollständig, ja, ich vermochte es, das Gemach mit Bewohnern zu bevölkern, mit einem alten Muselmanne, der einen langen schneeweißen Bart hatte und über allerlei Schuldige und Unschuldige zu Gericht saß, die beste Art, zuletzt auch mich selbstredend einzuführen, denn nachdem alles mögliche Volk, Kameeltreiber und Wasserträger, Melonenverkäufer und entlaufene Sklaven abgeurtheilt waren, winkte mir der ehrwürdige Muselman vorzutreten und mich zu entschuldigen, daß ich in den Garten des Emir So und So eingestiegen sei und Pfirsiche genascht habe. – »Kannst du das leugnen?« – »Nein, erhabener Richter, aber die Noth trieb mich dazu, denn es hungerte mich.« – »Wie kommst du überhaupt in dieser fremdländischen Kleidung zu uns? Erzähle mir deine Geschichte.« Und dann begann ich von meiner Kindheit zu sprechen, von dem, was ich Alles schon erlebt und erlitten, wie ich den Muth gefaßt, fremde Länder aufzusuchen, mich einer Karawane angeschlossen, die von Räubern überfallen worden war, vor denen ich mich durch die Flucht gerettet, weiter und immer weiter gelaufen sei, bis [i]ch endlich hungrig und durstig Pfirsiche im Garten des stolzen Emirs geraubt.¹³

Hier wird die Erzählung von der Kindheit, die als Kaufmannsroman *Handel und Wandel* auf dem Buchmarkt einschlägig werden und nicht zuletzt Gustav Freytag inspirieren wird – und so wohl stilbildend für diese Spielart realistischen und damit ei-

¹² Ebd., S. 72.

¹³ Ebd., S. 72 f.

nes typisch westlichen Erzählens genannt werden darf –, im orientalischen Rahmen artikuliert. Das Ich wird zum Helden einer weiteren Erzählung in der selbst heterogenen Märchensammlung. Dieser Bericht wird durch die imaginären Reisen, deren Medium die Etiketten waren, angereichert. Im Rahmen der Fiktion lässt sich in die Märchenwelt des »Morgenland[es]«¹⁴ aus *Tausendundeine Nacht* bruchlos eine weitere Erzählung einweben, die selbst eine Mischung aus dem Kindheitsbericht des Kaufmannsromans und den imaginären Reisen, deren Medium die Etiketten waren, ist.

Es soll aber eben nicht bei halluzinierten Reisen bleiben: Dafür sorgen ein Oberstallmeister und die Möglichkeiten der Epoche des Weltverkehrs. Hackländer bricht 1840 in den Orient (und zwar tatsächlich in den Projektionsraum) auf. Eigentliches Ziel der Reise ist der Ankauf von arabischen Pferden zwecks Veredelung des heimischen Gestüts – eine biologische Variante der west-östlichen Formkreuzung. Das erste literarische Produkt des Unternehmens ist der Reisebericht *Daguerreotypen. Aufgenommen während einer Reise in den Orient in den Jahren 1840 und 1841* von 1842. 1846 erscheint die *zweite verbesserte Auflage* des Textes unter dem ebenso knappen wie, was neue Medientechnik betrifft, referenzlosen Titel *Reise in den Orient*. Auf die Differenz der beiden Fassungen – die direkt mit dem Titel und dem bereits angesprochenen Anspruch auf Objektivität verknüpft ist, werde ich im Anschluss an die folgenden Ausführungen zur Beschleunigung und der Crux aller Kommunikation eingehen.

II.

In seiner Autobiographie erzählt Hackländer auch die Vorgeschichte seiner realen Reise in den Orient – und wir begegnen in der entsprechenden Passage sowohl der Sehnsucht nach der notorischen östlichen Wiege der Poesie als auch der für die Epoche vor 1840 einschlägigen Reisemetapher, deren Leistung darin besteht, den Raum zu negieren. Schon bei der Ankündigung, dass Taubenheim sich entschlossen habe, ihn mitzunehmen, sei, so erzählt Hackländer, der gerade auch zufällig anwesende Schriftsteller August Lewald ins Träumen geraten: »Lewald war gerade zugegen und sagte lächelnd: ›Das wäre Etwas für mich, Aufsehen machend im deutschen Buchhandel – ›ein Flug in den Orient‹ von August Lewald.«¹⁵ Auch Lewald ist sich also sicher: In den Orient geht es wie im Flug.

Nun ist der Flug eine Metapher, das Kernstück der realen Verbindungslinie ins »romantische Land«¹⁶ wird eine technische Innovation des 19. Jahrhunderts sein:

¹⁴ Ebd., S. 75.

¹⁵ Ebd., S. 208.

¹⁶ Friedrich Wilhelm Hackländer, *Reise in den Orient*, Zwei Bde. in einem Band, Bd. 2, Hildesheim u. a. 2004, S. 1. Die Reisebeschreibung wird im Folgenden im Fließtext nachgewiesen; die römische Ziffer verweist auf den entsprechenden Band.

das Dampfboot. Damit einher geht die Frage, ob Technik und imaginärer Raum kombinierbar sind. Zuvor war es eine imaginäre Reise in einen ebenso formatierten Raum, nun gehören Verkehrsmittel und Reiseziel verschiedenen Registern an: Es geht auf realen Dampfern in den »märchenhaften Orient«. Das Jahr der Reise ist auch im Hinblick auf die Dampfschiffahrt einschlägig, wird doch 1840 die erste »oceanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft« gegründet, was, wie Michael Geistbeck in seiner Studie *Der Weltverkehr* von 1895 ausführt, »allenthalben die Idee an[regte], Dampferlinien ins Leben zu rufen«, so dass schon bald ein »regelmäßige[r] Verkehr zwischen den Haupthandelshäfen der Welt«¹⁷ zu verzeichnen ist. Die west-östliche »Communication«, von der *Reise in den Orient* erzählt, ist aber spezifisch codiert, nämlich militärisch. Mit Blick auf die Begriffsgeschichte von »Kommunikation« ist allerdings das, was als Ausnahme erscheinen mag, kaum eine solche, denn der Begriff »Communication« bezeichnet, so informiert noch der entsprechende Artikel in *Pierer's Universal-Lexikon* von 1858,

1) die Verbindung zweier Dinge, z.B. einer Stube mit der anderen; daher: 2) (Bau.), so v. w. Corridor; 3) (Kriegsw.), jede Verbindungslinie zwischen zwei strategisch wichtigen Punkten, z.B. Festungen; 4) alle Verbindungslinien, welche von dem Standpunkt einer Armee nach denjenigen Orten zurückgehen, wo ihre Depots für Ergänzung u. Unterhalt angelegt sind, hauptsächlich demnach diejenigen Straßen, auf welchen Verstärkungen heranrücken, Couriere gehen, Hospitäler, Verpflegungs- u. Munitionsdepots angelegt sind.¹⁸

Die Nutzung solcher Linien mit der Absicht, Handel zu treiben und Reiseberichte zu schreiben, sorgt für Interferenzen; für die Orientreisenden wird es zu einer Fahrt im Zeichen der, wie es in *Reise in den Orient* heißt, »gestörte[n] Communication«.

Immer wieder sorgen die Verkehrsmittel für Störungen der Reise – denn entweder sind sie so schnell, dass die Reisenden kaum mitkommen,¹⁹ oder Verkehrswege sind infolge der militärischen Operationen des britischen *Empire* gesperrt. In Konstantinopel droht die Reise bereits ein jähes Ende zu finden:

Je näher der Zeitpunkt heranrückte, auf den wir unsere Abreise von Constantinopel bestimmt [...] um so häufiger forschten wir bei unsern Bekannten, ob die durch den Krieg mit Mehemed Ali gestörte Communication zwischen der europäischen Türkei

¹⁷ Michael Geistbeck, *Der Weltverkehr. Die Entwicklung von Schifffahrt, Eisenbahn, Post und Telegraphie bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, Reprograph, Nachdruck d. Ausg. Freiburg i. Brsg. 1895, Hildesheim 1986, S. 151.

¹⁸ Art. »Communication«, in: *Pierer's Universal-Lexikon*, Bd. 4, Altenburg 1858, S. 305.

¹⁹ Die Beschleunigung des Reisens durch moderne Verkehrsmittel hinterlässt deutliche Spuren in Hackländers Werk; insbesondere interessant ist auch die Verarbeitung von Fahrten mit der Eisenbahn. Vgl. Rolf H. Krauss, »Reisen im neuen Styl«. Die Eisenbahn im Werk Friedrich Wilhelm Hackländers«, in: *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 31 (Sept. 2001), S. 9–31.

und Syrien nicht wieder hergestellt wäre. Obgleich wir nun von Tag zu Tag mit der Nachricht getröstet wurden, es könne nicht mehr lange anstehen, daß die Dampfschiffe des Loyd, die früher zwischen Alexandrien, Jaffa, Beirut und Constantinopel fuhren, ihre Touren wieder beginnen würden, so war doch all unser Spähen vergebens. Es kamen und gingen wohl viele Dampfboote, aber entweder waren sie von der Donaugesellschaft und kamen von dem schwarzen Meere her, um dahin zurückzukehren, oder es erschienen englische Dampfregatten, die den Mittag einliefen, ihre Depeschen so rasch wie möglich wechselten und oft, ehe wir noch Zeit gehabt hatten, uns nach ihnen zu erkundigen, wieder nach Beirut, wo sich die Flotten befanden, zurückkehrten. (I, 140)

Die Dampfschiffe sind also nicht, wie zu erwarten, im Vergleich zum imaginären Flug enttäuschend langsam. Im Gegenteil: Die Beschleunigung der »Communication« im Zeitalter der Depeschen, oder, mit Goethes Wort, dem *veloziferischen*²⁰ Zeitalter, ist, wenn es sich um *Verbindungslinien zwischen zwei strategisch wichtigen Punkten* handelt, so schnell, dass zumindest der zivile Reisende nicht Schritt halten kann.

Aber 1840 ist der Verkehr nicht nur zu schnell. Zentrale Kommunikationslinien sind zudem für die Reisenden gesperrt. Das *Empire* nutzt diese exklusiv für militärische Kommunikation; die Suche nach interessanten orientalischen Verhältnissen und schönen Pferden wird wiederum unterbrochen: »Alle Communication zur See war gesperrt; denn außer kleinen Küstenfahrern kamen nur englische Linienschiffe, Fregatten oder Kriegsdampfboote von Constantinopel und Marmarizza, Depeschen oder Soldaten bringend.« (II, 2)

Aber diese Störungen führen glücklicherweise nur zu Verzögerungen, nicht aber zum Abbruch der Reise. Die Kommunikation von Ost und West und daran anschließend die Realisierung der west-östlichen Erzählung bleiben möglich. Auf den Stationen bieten sich dann schnell Gelegenheiten, die gesuchte Poesie und damit das Phantasma des Orients zu erleben und so den Kontext des eigenen Poetischen zu finden. Hackländer stößt vor Ort auf das, was lyrisch von Deutschland aus häufig genug besungen wurde – insbesondere von Hackländers »liebe[m] Freiligrath« (I, 182). Diese Begegnung mit einem literarischen Topos hat ihren Grund, und

²⁰ Vgl. Goethe, *Werke*, Bd. 8: *Romane und Novellen III*, S. 289. Goethes Wort bringt die anstehende Beschleunigung der Informationsbewegung auf den kunstvollen Begriff – zwar bezieht sich *veloziferisch* zunächst einmal auf nichts anderes als das *velocifère*, die zu Goethes Zeit bereits vorhandene Schnellpost. Durch den Anklang einer Sphäre, die nicht die des Menschen ist, ist es aber zukunftsweisend im Sinne eines *preadaptive advance* und trifft den Kern des elektrischen Zeitalters. Vgl. zu dieser Form der Schnellpost z. B. den Eintrag »Velocifère« in *Meyers Großes Konversations-Lexikon*, Bd. 20, Leipzig 1909, S. 10: »Velocifère (franz., spr. weloßifär), öffentliches Fuhrwerk, das mit beschleunigter Geschwindigkeit fährt. Ähnlich Célérifère, soviel wie Schnellpost, Eilpost.« Vgl. auch den Eintrag »Velociferes« in *Pierer's Universal-Lexikon*, Bd. 18, Altenburg 1864, S. 391: »Velociferes (fr.), die 1817 in Frankreich eingeführten Schnellposten«.

dieser liegt weniger in der Region, denn – wie zu beobachten sein wird – in der Einbildungskraft des Reisenden beschlossen. Trotz aller Störungen scheint kurzzeitig der Übertritt in die Märchenwelt zu gelingen:

In der Mitte dieses Thales liegt Damaskus [...]. Daß die meisten Moscheen, Kuppeln und Häuser aus einem gelben Sandstein gebaut sind, gibt der Stadt zwischen den schönen Gärten voll Oliven, Feigen, Platanen, Quitten, Reben und Citronen einen fast fabelhaften Anblick. Man glaubt in einem arabischen Märchen mitzuspielen [...]. (II, 28)

Auch wenn dies noch nicht die gesuchte west-östliche Kommunikation, das Einweben der eigenen poetischen Matrix – des Erzählens von einer Lehrzeit, die fließend in Abenteuer im Orient übergeht – in einen östlichen Rahmen ist, bereitet sich der Übergang in den imaginären Orient vor: Was hier erzählt wird, ist der Eintritt in das (scheinbar) reale Pendant dessen, was im Fieber so erfolgreich auf die Projektionsfläche der »grauen Kalkwände« halluziniert wurde. Bald schon wähnt sich der Reisende denn auch in einem »schöne[n] Märchen« (II, 36).

Das Phantasma und Bildarsenal des märchenhaften Orients wird mit jeder weiteren Begegnung und jedem weiteren Garten, jeder weiteren Dattel und jeder Orange aufgerufen. Der kleinste Vorfall reicht, um die Realität in *Tausendundeine Nacht* umzubilden. So der Anblick von zwei Schwarzen: »Die Erscheinung der Schwarzen in dieser Umgebung hatte gerade noch gefehlt, um den Schauplatz eines Märchens aus der Tausend und einen Nacht mit der gehörigen Staffage zu versehen.« (II, 88)

Als sich schließlich auf der Reise tatsächlich eine Möglichkeit zur Realisierung des poetischen Moments des gemeinsamen Erzählens und des Dialogs, also des Verwebens der Kulturen in einer Narration, eben der Kommunikation von Ost und West, eröffnet, der äquivalent zur Knabenphantasie im prosaischen Zimmer ist, streikt ein aufdringliches Medium: Es zeigt sich eine weitere Störung, die aus Übersetzungsprozessen resultiert bzw. in deren Medium situiert ist. Signifikantenketten müssen übersetzt werden, und dies sind Prozesse, die Teil der, mit Lacan/Kittler gesprochen, Welt des Symbolischen und damit Teil einer Maschine sind.²¹ Störungsfrei bzw. ohne *Jam* und Rauschen ist das nicht denkbar, außer in den imaginären Welten, die Bildmedien hervorgebracht hatten – in unserem Fall Etiketten sowie der (selbst imaginäre) Film auf der Projektionsfläche der Kalkwand. In der Medialität scheitert die erträumte literarische Kommunikation von Ost und West, auch gilt die Diagnose, dass Medien dann beobachtbar werden, wenn sie Störungen produzieren. In den Bildwelten des Imaginären schien alles so leicht: Der Wunsch, Muselman zu werden, oder sich gleich, wie Ferdinand von Freiligrath,

²¹ Vgl. Friedrich Kittler, »Die Welt des Symbolischen – eine Welt der Maschine«, in: ders., *Draculas Vermächtnis. Technische Schriften*, Leipzig 1993, S. 58–80.

im »Bann von Mekkas Thoren [...] geboren« zu wöhnen, um dann »der Dichtung innre Flamme / In lodernden Gesängen«²² zu verströmen, war nur einen Sprung ins Imaginäre entfernt – und in den Bilderwelten des Imaginären konnten Übersetzungsprozesse, in denen sich alle *Verwandlungen leicht* und *vollständig* vollziehen, ignoriert werden. Doch auf der Reise fällt alles das ins Gewicht, was im Imaginären ausgeblendet wurde. Was sich dem Orientreisenden als Realität präsentiert, bietet zunächst vielversprechende Momente der Verwandlung. Eine »arabische Wasserpfeife« (I, 182) rauchend wird aus dem Reisenden selbst ein ›Orientale‹: »So saß ich und es brauchte nur eine Handbewegung, um eine neue Tasse Caffee oder frischen Tabak zu erhalten; ich war ein mächtiger Pascha geworden« (I, 183). Die west-östliche Erzählung steht kurz davor, Gestalt anzunehmen, was ihr Scheitern nur umso mehr betonen wird.

Zur Erinnerung: In der Phantasie im Krankenzimmer aus *Der Roman meines Lebens* war es ein Richter, der den Pfrsichdieb aufforderte, zu erklären, wie er *überhaupt in dieser fremdländischen Kleidung* in den Orient käme. Auf der Reise in den Orient übernimmt dies ein »ächter Muselmann« (II, 183), der von den »europäischen Kostümen« (ebd.) sowie nicht normgerechtem Verhalten – die Gesellschaft hilft den Bediensteten, das Zelt aufzuschlagen – irritiert ist (»was er jedoch als ächter Muselmann mit keiner Miene verrieth« [ebd.]) und Aufklärung verlangt. In der Phantasie im Krankenzimmer wandte sich der Richter direkt an den fiktiven Ich-Erzähler: *Erzähle mir deine Geschichte*. Nun ist es ein Bediensteter: »Mein Herr, der Ferik Pascha Mehemed Ali's, Mustapha, vormaliger Gouverneur von Creta, bittet Gott, deinen Einzug hier zu segnen, und wünscht zu wissen, wer du seyst und welche Geschäfte dich hieher führten?« (ebd.) Diese Parallelen sind wohl nicht zufällig. Aber der Moment der Realisierung ist noch nicht gekommen; er kündigt sich an, als die Gruppe zum Abendessen in das Zelt Ferik Paschas eingeladen wird. Letzterer und die Reisegruppe kommen sich entgegen, wenn es darum geht, den Orient zu orientalisieren. Bei Ankunft der Gruppe ist alles arrangiert und es folgt eine Unterredung in dem gesuchten Ambiente aus *Tausendundeine Nacht*: Das Zelt

war von grüner doppelter Leinwand, rund und weit geräumiger, als das unsrige; an der Zeltstange, die in der Mitte stand und das spitze Dach trug, hingen des Paschas Säbel und seine Pistolen; auf dem Boden saß er selbst, dem Zelteingang gegenüber, auf einem sehr schönen Teppich, der den ganzen Raum einnahm. Mit einer Handbewegung lud er uns zum Sitzen ein, und wir ließen uns im Kreise nieder. (II, 184)

Der Ring ist geschlossen und das Erzählen kann beginnen, wären da nicht die Differenzen der Sprachen, die im Imaginären ausgelöscht waren. Und gegen diese Differenzen sollen Menschmedien helfen, Transkriptionsrelais, die im besten Fall un-

²² Ferdinand von Freiligrath, *Freiligraths Werke in sechs Teilen*, Bd. 1: *Gedichte 1838 – Zwischen den Garben*, hg. von Julius Schwering, Berlin u. a. 1909, S. 23.

sichtbar blieben und getreue Übersetzungen der Rede prozessierten. Aber gerade in diesem vielversprechenden Moment zeigt sich das Reale der Medien als Störung: Mit der Kommunikation hat nämlich ein Parasit seinen Auftritt, und das ist weniger ein Unfall, als ein wesentliches Merkmal aller Kommunikation. Ebenso wie die Verkehrssysteme des Weltverkehrs sind auch die der Transmission von Information gestört. Auf der Reise fällt das ins Gewicht, was im Imaginären ausgeblendet wurde: Mit der Kommunikation wird auch eine Störung produziert, die die Aktivität eines Mediums anzeigt. Dieses Medium zeigt sich in Form eines Dritten, als »personifizierte[s] Rauschen« (Michel Serres).²³ Das Rauschen ist kein Unfall, sondern es stiftet die Kommunikation, denn es geht mit den Kommunikationsmedien einher, sei dies nun gesprochene Sprache, Schrift oder ein technisches Medium: »Einen Dialog führen heißt einen Dritten setzen und ihn auszuschließen versuchen.«²⁴ Wo kommuniziert wird, entsteht Rauschen – und die Frage ist, was sich schließlich durchsetzt: das Rauschen oder die Nachricht.

Im Bericht von der Reise in den Orient hört der Dritte auf den Namen Giovanni. Giovanni tritt als Dolmetscher auf; er ist ein Relais, in dem die Störung verortet ist, was nichts anderes bedeutet, als dass eine weitere unerwünschte Signalquelle *noise* produziert. Hackländers Aufzeichnungen zum Thema Störung heben das hervor, was die Einbildungskraft gegen Null reduziert hatte, nämlich Differenz und Widerspenstigkeit des Medialen:

Stets hatten wir große Noth mit unserm Dollmetscher Giovanni, der nur Arabisch, etwas weniges Türkisch und ein Gemisch von Französisch und Italienisch sprach. Trotz dem wollte er, wenn wir bei vornehmen Türken zum Besuche waren, nicht zurückbleiben; er sah es als einen Schimpf für sich an, wenn sein Herr von andern Dollmetschern bedient wurde. Auch heute Abend stand er an der Zeltthür, um sein Amt zu versehen; es wies sich aber aus, daß der Pascha nur türkisch sprach, und so mußte uns dessen Dragoman seine Worte in's Französische übersetzen, wodurch die Unterhaltung leidlich von Statten ging. Doch kaum hatte sich, als einmal im Gespräch eine Pause eingetreten war, der Dollmetscher etwas zurückgezogen, so hatte auch Giovanni ein Auskunftsmittel gefunden, um am Gespräche Theil nehmen zu können. Als dieses wieder begann, sprach der Pascha mit seinem Diener türkisch, dieser übersetzte es unserm Giovanni in's Arabische, und dieser gab es uns in gräßlichen Brocken von Italienisch und Französisch wieder. Es dauerte lange, bis diese Uebersetzungsmaschine recht in Gang kam, und man kann sich denken, wie viel gegenseitig verloren ging, bevor es an die rechte Behörde gelangte. (II, 184 f.)

²³ Michel Serres, *Hermes I. Kommunikation*, Berlin 1991, S. 50. Vgl. auch S. 49: »Im Anschluß an die naturwissenschaftliche Tradition wollen wir unter *Rauschen* die Gesamtheit jener Störungserscheinungen verstehen, die die Kommunikation behindern.«

²⁴ Serres, *Hermes I*, S. 50.

Das Eindringen des Parasiten, der an der Zelttür auf den richtigen Augenblick gewartet hatte – und nichts anderes tut, als die für ihn vorgesehene Stelle zu besetzen –, sorgt eben nicht für das Ende des Gesprächs. Im Gegenteil: Die Maschine wird komplexer, das Gespräch wird verlängert. Allerdings geht dies zu Lasten der gewünschten märchenhaften Stimmung. Die west-östliche Erzählung geht im Rauschen unter. Durch ihre heterogene Zusammensetzung und insbesondere weil der Parasit seinen Weg vom Rande des Interaktionssystems in dessen Zentrum findet, produziert die Maschine nur *gestörte Communication* bzw. mehr *noise* denn *schöne Märchen*. Der ersehnte poetische Moment des märchenhaften Dialogs bleibt folglich aus.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Realität der west-östlichen Kommunikation eine Störung ist: An die Stelle des Traums vom Flug in den Orient tritt eine zu schnelle oder zu hermetische Kommunikation, an die Stelle des unmittelbaren Verwebens ein gestörter Dialog, dessen Thema plötzlich die Medialität der Kommunikation wird. Zumindest aber hat das Reale/Reelle im Sinne der Kommunikationstheorie – *noise* – den Weg in die Aufzeichnung gefunden. *Konfusion* (Lacan) bestimmt das System zeitweilig.²⁵

III.

Die eigentliche Störung geht aber nicht auf das Konto aufdringlicher Medien, sondern auf das des Autors. Sie betrifft die Ebene des Programms, d. h. den Imperativ der Darstellung und untergräbt den Anspruch der Erzählung, objektiv zu sein. Es geht mir dabei nicht darum, die Schemata und Projektionen des *Orientalism*, wie sie z. B. Edward Said beschrieben hat, im Text wiederzufinden. Stattdessen ist ein Vergleich der Fassungen aufschlussreich, da die Störung in der zweiten *verbesserten* Auflage eskamotiert wurde. Mit der Medien-Metapher des ursprünglichen Titels, also *Daguerreotypen*, der auf das kurz zuvor entwickelte erste vermarktbare fotografische Verfahren verweist, wird in kompakter Form Anspruch auf wirklichkeitstreue und objektive Darstellung erhoben. ›Fotografien‹ oder Bilder überhaupt sind aber weder in der ersten noch in der zweiten Auflage des Reiseberichts enthalten. Das neue Medium, das in der Umwelt der Literatur situiert ist, wird, dies zeigt Gerhard Plumpe in seiner Studie *Der tote Blick. Zum Diskurs der Photographie in der Zeit des Realismus*, gerade in Reiseberichten zur prominenten Metapher, um im Leser »Assoziationen an ›Exaktheit‹, ›Überprüfbarkeit‹ oder ›Wirklichkeitsnähe‹ auszulösen.«²⁶ Das Programm lässt sich so skizzieren: »An die Stelle der bewußten

²⁵ Vgl. zur Konfusion Kittler, »Die Welt des Symbolischen«, S. 72.

²⁶ Gerhard Plumpe, *Der tote Blick. Zum Diskurs der Photographie in der Zeit des Realismus*, München 1999, S. 185. Plumpe warnt vor einer Überbewertung der »Übernahme photographischer Wahrnehmungsformen« (ebd.). Anders argumentiert Rolf H. Krauss, *Photographie und Literatur. Zur photogra-*

subjektiven Komposition soll die Kontingenz des Realen treten, die der Autor weder ergänzen noch ›idealisieren‹ will.²⁷ Noch 1878, also lange nach der Titeländerung des Reiseberichts, wird Hackländer diesen programmatischen Anspruch unterstreichen. So betont er in *Der Roman meines Lebens* eigens noch einmal, dass seine »orientalischen Fahrten ohne jeden dichterischen Schmuck, aber treu der Wahrheit gemäß geschildert«²⁸ seien.

Eingebettet ist dieses Programm in eine epistemische Konfiguration, in deren Zentrum der Imperativ der *Objektivität* und das technische Verfahren der Belichtung von chemisch lichtempfindlich gemachten Silberplatten stehen. Die Daguerreotypie oder später die Fotografie sind untrennbar mit dem für das ab der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bestimmenden Wissenschaftsparadigma der, wie Lorraine Daston und Peter Galison formulieren, »auf Bildern beruhenden wissenschaftlichen Objektivität«²⁹ verbunden – und eben diese Objektivität reklamiert auch Hackländer für seine Aufzeichnungen. Die Technik, die in der Zeit die objektive Wiedergabe der Wirklichkeit verbürgt, wird zur Metapher eines literarischen Verfahrens, das für sich die Exaktheit und Übereinstimmung mit der Realität reklamiert, wie sie die mit fotografischen Abbildungen versehenen wissenschaftlichen Abhandlungen behaupten. Es geht um die objektive Realität fernab von aller subjektiven Einmischung. In diesem Sinne heben Daston/Galison hervor, dass die »Automatik des photographischen Verfahrens« Bilder versprochen habe, die »unberührt von Interpretation waren – *objektive* Bilder wurden sie genannt.«³⁰ Die Technik allein ist aber nicht ausreichend – und dies wird im Fall Hackländer für Turbulenzen sorgen. Denn zur Erfüllung der Vorgaben objektiver Darstellung bedarf es nicht nur des neuen Mediums, ebenso wesentlich ist auch das von allem Deutungswillen freie, phantasielose Subjekt. Erst dieses kann die reine Objektivität hervorbringen: »Die Technik allein und die Verfahren, die dazu gehörten, waren jedoch nicht genug. Mechanische Objektivität brauchte auch einen Wissenschaftler bestimmter Art: Er mußte möglichst viel Fleiß und Selbstbeherrschung und möglichst wenig geniales Interpretationsvermögen besitzen.«³¹ Dies wird sich im Fall der *Reise in den Orient* als kritische Größe erweisen. Hackländer nutzt als Verfahren den Kontrast: Er stellt unvermittelt die schöne neben die hässliche Realität. So blit-

phischen Wahrnehmung in der deutschsprachigen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, o.O. 2000, S. 143–151. Krauss untersucht Hackländers Reisebericht auf fotografische Wahrnehmung hin und kommt zu dem Ergebnis, der Text trage zu Recht den Titel *Daguerreotypen*, eben weil eine fotografische Wahrnehmungsweise realisiert sei. Ich möchte die Entscheidung auf die Ebene des Programms verlagern.

²⁷ Plumpe, *Der tote Blick*, S. 185.

²⁸ Hackländer, *Der Roman meines Lebens*, Bd. 1, S. 211.

²⁹ Daston/Galison, *Objektivität*, S. 131. Vgl. dazu auch Anja Zimmermann, *Ästhetik der Objektivität. Genese und Funktion eines wissenschaftlichen und künstlerischen Stils im 19. Jahrhundert*, Bielefeld 2009.

³⁰ Daston/Galison, *Objektivität*, S. 138.

³¹ Ebd., S. 128.

zen ›poetische‹ Momente der Realität auf, die aber durch das nachfolgende Bild zerstört werden. Es entsteht eine Welt in Schwarzweiß – auf die Beschreibung des Paradieses folgt Kriegsberichterstattung. Im »Thal Gutha« angekommen, notiert Hackländer:

Man glaubt in einem arabischen Märchen mitzuspielen, wo man endlich nach langen Beschwerden die goldene Stadt vor sich sieht, das Ende aller Mühen. Wie wir sie heute sahen, schienen auch alle Gebäude von Gold zu seyn. [...] Schon seit den ältesten Zeiten geben die Araber diesem großen und über alle Beschreibung schönen Thale den Namen eines Paradieses; denn Wasser und Grün, wornach sie in der Wüste schmachten, bietet es ihnen, wie fast kein anderes. Ueberall wechselt die klare Fluth des Wassers mit dem üppigsten Baumschlag, in der Stadt selbst, wie im ganzen Thale. [...] Arabische Erdbeschreiber sprachen von dem Thale Gutha und Damaskus nur in den blühendsten poetischen Ausdrücken. [...] Noch jetzt führt Damaskus oder Scham, wie es im Arabischen heißt, [...] den Namen der Paradies-Duftenden. (II, 28 f.)

Dieses poetische Bild wird, im Zeichen der Objektivität, mit einer hässlichen Realität konfrontiert:

Die schlechten Straßen Stambuls sind gegen die Schmutzbäche, die man vor den Häusern der paradies-duftenden Stadt findet, außerordentlich schön zu nennen. Ueberall tiefer Koth, eine Unmasse von Hunden und obendrein als Andenken der vor wenig Tagen fortgezogenen Armee Ibrahims, sowohl vor der Stadt als in den Straßen, Körper von todtten Pferden, Eseln und Kameelen, an denen ganze Schaaren von Hunden beschäftigt waren, das Fleisch abzufressen. (II, 30)

Die Gruppe reist dem Krieg hinterher – und dessen realer Anblick erweist sich als nicht poesiefähig. Zwar lässt sich der Krieg in der Region als poetisch phantasieren, nicht zuletzt Hackländers Lieblingsautor Freiligrath, dessen Verse den Reisebericht durchziehen, hatte diesen lyrisch gefeiert;³² die Tierkadaver und Aasfresser der Realität bieten Hackländer aber keinen Anlass für literarische Anschlusskommunikation. Dafür eröffnen sie die Möglichkeit, dem mit dem Titel verbundenen Darstellungsimperativ Genüge zu tun. Das Kreuzen von der schönen – und damit poesiefähigen – in die hässliche Realität geht sofort weiter. Kaum wird ein Innenhof betreten und die »winkliche schmutzige Straße« (II, 36) verlassen, könnte der »Contrast« wiederum »nicht stärker seyn« (II, 37) – und der Eintritt in den Innenhof erweist sich als Übergang in ein weiteres »schönes Märchen« (II, 36). Neben ein poetisches Bild, die schöne Realität, wird ein hässliches gestellt, der schnelle Wechsel von kontrastierenden Bildern ist das Verfahren zur Erzeugung von Objektivität.

³² Vgl. z. B. *Der Schwertfeger von Damaskus*, in: Freiligrath, *Werke in sechs Theilen*, Teil 1, S. 72 f.

Deutlich tritt dieses Verfahren bei Anblick einiger Beduinen zu Tage. Diese fixiert der Blick des Reisenden inmitten der englischen Befestigungsanstrengungen. In Beirut zeigt sich auch der Krieg von einer Seite, die zumindest zur Verklärung einlädt:

Ebenso kriegerisch, wie das Innere der Stadt, sah auch die Umgebung derselben aus; sie glich in diesem Augenblicke einem großen Feldlager. Auf dem Quai hatten die hundert englischen Kanoniere, welche die bewaffnete Macht der vier Großmächte vorstellten, ihr Hauptquartier aufgeschlagen; dort standen ihre sechspfündigen Geschütze aufgefahen, und sie selbst campirten theils in einem Gebäude, theils in weißen Zelten. (I, 181)

Dies sieht schon vielversprechender aus als die schmutzigen Straßen und die unappetitlichen Hinterlassenschaften einer weitergezogenen Armee; die Realität bietet aber noch eine besondere Attraktion, die die höchste poetische Intensität aufweist, ablesbar an der Steigerung derjenigen Qualität, die die Kunst auszeichnet – und sie jenseits der Ästhetik des Realismus, systemtheoretisch gesprochen, von ihrer Umwelt unterscheidbar macht: dass sie *interessant* ist.³³ Eben der Mangel an Unterscheidbarkeit, d. h. die nur marginale Differenz von Kunst und Umwelt, wird ein zentrales Problem der realistischen Ästhetik ausmachen,³⁴ Hackländer aber ist diesbezüglich noch sorgenfrei: »Unterhalb dieser Artillerie auf einem kleinen Platze, der an die Mauern der Stadt stößt, war für mich der interessanteste Punkt. Hier hatte ein Stamm Beduinen aus dem Hauran sein Lager aufgeschlagen« (I, 181).

Gerade am interessantesten Punkt soll sich zeigen, was Schreiben im Modus fotografischer Objektivität bedeutet: nämlich *unverklärte* Darstellung. Das poetische Bild wird nicht isoliert, auch die Schlacken des Realen werden aufgezeichnet.

Der Beduine und sein Roß sind nur vereint wahrhaft schön und poetisch [aber sie sind es bereits, noch vor aller Kunstförmigkeit, T.H.]; sobald der Reiter die Erde betritt, schleicht er faul und langsam umher, oder liegt mißmuthig unter seinem Zelte,

³³ Vgl. dazu insbesondere den entsprechenden Eintrag in Sulzers *Allgemeiner Theorie der Schönen Künste*: »Das Interessante ist die wichtigste Eigenschaft ästhetischer Gegenstände.« Johann Georg Sulzer, *Allgemeine Theorie der schönen Künste*, 2 Bde., Bd. 1, Leipzig 1771/74, S. 561. Vgl. auch Gerhard Plumpe, Niels Werber, »Literatur ist codierbar. Aspekte einer systemtheoretischen Literaturwissenschaft«, in: Siegfried J. Schmidt (Hg.), *Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven*, Opladen 1992, S. 9–43; Plumpe/Werber erklären interessant/langweilig zum Code der Kunst, wofür mit Blick auf die Semantik des Interessanten auch einiges spricht.

³⁴ Vgl. Gerhard Plumpe, »Einleitung«, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 6: *Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848–1890*, hg. von Edward McInnes und Gerhard Plumpe, München 1996, S. 17–83, hier S. 50–57; vgl. in diesem Zusammenhang auch die daran anschließenden Ausführungen zu den »Herausforderungen der Photographie«, ebd., S. 57–61.



Abb. 1: Neujahrsgruß *Über Land und Meer*

aus der kurzen Pfeife rauchend, und das Pferd steht ruhig da, senkt den Schweif und sieht hungrig nach einigen Grashalmen, die zwischen den Steinen sprossen. Doch wie sich der Beduine auf sein Roß schwingt, scheint beide ein gewaltiges Feuer zu durchströmen [...]. (I, 182).

Vom arabischen Krieger zum faulenzenden Pfeifenraucher und vom poetischen Araber zum Klepper, der in der kargen Vegetation Nahrung sucht und zurück: Das Verfahren liefert *snap-shots*, objektiv ist es (oder soll es sein), weil alle aufgenommenen Bilder präsentiert werden, weil eine Auswahl oder Selektion durch die – im Sinne Theodor Fontanes – ›künstlerische Hand‹ also nicht stattfindet. Es wird alles präsentiert, ohne *Läuterung* – es soll das Leben sein, inklusive »seines Elends und seiner Schattenseiten«. ³⁵ Es ist nur der Moment, in dem Ross und Reiter vereinigt sind, an den literarische Kommunikation und Neujahrsgruße von *Über Land und Meer* (Abb. 1) anschließen können.

Der Reiseberichterstatter fährt fort: »[U]nd wenn sie dann so dahin flogen über die Fläche, daß der weite Mantel um sie flatterte, [...] Gewehr und Pistolen abschossen, dann dachte ich an meinen lieben Freiligrath: ›Beduin, du selbst auf deinem Rosse / Bist ein phantastisches Gedicht.« (I, 182) Die Welt selbst ist ein Freiligrath'sches

³⁵ Theodor Fontane, »Realismus«, in: Gerhard Plumpe (Hg.), *Theorie des bürgerlichen Realismus*, Stuttgart 1997, S. 141–148, hier S. 145.

Gedicht – aber nur zeitweise. Freiligraths *Wär ich im Bann von Mekkas Toren*, geschrieben 1836 und publiziert 1838, spinnt den Traum vom Araber-Werden, der auch den *Divan* auszeichnet, literarisch fort. Und für Hackländer wird Freiligrath tatsächlich zum Beduinen, wenn eine Freiligrath'sche Schilderung der Wüste für den Reisenden eins zu eins vor Ort bestätigt zu werden scheint und Dichtung und Realität beginnen, ununterscheidbar zu werden:

Ich setzte mich an's Feuer zu den Kameelen, und während ich dem Treiber die Flamme unterhalten half, horchte ich in die Wüste, wo sich zwischen dem Gebell der Schakals zuweilen der heisere Schrei eines Raubvogels vernehmen ließ. Ich dachte an Freiligrath. Wie wahr steht in seinen Gedichten die Scene, die ich hier vor meinen Augen sah! Seine Malereien fand ich meistens treu bis in's kleinste Detail. (II, 164)

Hackländer schlägt *Gesicht des Reisenden* auf und zitiert Freiligrath, um dann anzuschließen: »Ja, genau so war es, alter Freund, und du bist wahrscheinlich früher schon einmal auf dieser Erde gewesen und hast als Beduine die Wüste durchzogen« (II, 164). Lyrische *Malereien* und reklamierte objektive Detailgenauigkeit liefern teils identische Bilder – was auf eine später getilgte Problematik der Beobachtungen und ihres Status hinweist, die noch darzustellen und zu analysieren ist. Bereits an dieser Stelle wird aber deutlich, dass die Poesie der Realität insbesondere dann aufscheint, wenn sie den Beobachter an Freiligrath'sche Schilderungen erinnert und deren Realismus bestätigt; umgekehrt machen die Verse das poetische Potential einer Szene oder eines Augenblicks sichtbar. Erlebnis und zurückliegende Lektüre von Gedichten beginnen, sich gegenseitig zu bestätigen und aufzuladen: Das Gedicht macht die Realität poetisch und die Realität umgekehrt das Gedicht realistisch. Hervorzuheben ist, dass dieses Spiel der wechselseitigen Bestätigung enttäuschungsresistent ist. Zwar passen, wie oben angesprochen, der reale Krieg und die von Freiligrath u. a. im *Schwertfeger von Damaskus* gefeierten Schlachten in Arabien keineswegs zusammen, daraus resultiert aber keine Irritation oder Korrekturbedürftigkeit des literarischen Orient-Entwurfs oder des Realismus der Schilderungen des ›Beduinen‹ Freiligrath. Die Referenzen auf Freiligraths Werk scheinen nebensächlich, tatsächlich dienen sie aber als Beweis dafür, dass die Realität partiell poetisch ist. Sie sind der sichtbare Teil des Filters, der zwischen Auge und Objekt den märchenhaften Orient entstehen lässt. Es lohnt sich daher, dieser Spur, die aus Zitaten besteht, nachzugehen.

Freiligraths *Wär ich im Bann von Mekkas Toren* präsentiert zudem eine Idylle jenseits der Medien und passt somit zur imaginären Konfiguration, die keine symbolischen Differenzen, d. h. keine Maschinen, kennt. Mit dem Traum, Beduine zu werden, geht eine Form des Dichtens und Singens in Gemeinschaft einher, jenseits von Druckerpresse und ästhetischer Kompliziertheit; der Gesang kennt nur »Hörer« – und erweist sich als lyrische Halluzination von der ursprünglichen Poesie des Morgenlandes, die Teil des west-östlichen Programms ist: »Dann abends wohl vor

meinem Stamme, / In eines Zelt's luft'gem Haus, / Strömt' ich der Dichtung innere Flamme / In lodernden Gesängen aus.«³⁶ Und dann hinge – ohne Medien und ihre Störungen – ein »ganzes Volk, ein ganzes Land«³⁷ synchron an den Lippen des Sängers.

Die vollkommene Verkörperung des Poetischen ist für Freiligrath aber der Beduine selbst. Hackländer zitiert dessen lyrische Feier: »O Land der Zelte, der Geschosse! / O Volk der Wüste, kühn und schlicht! / Beduin, du selbst auf deinem Rosse / Bist ein phantastisches Gedicht!«³⁸ Wohlgemerkt: *auf* seinem Rosse. Freiligraths Beduinen sitzen gar nicht oder nur ausnahmsweise ab, und wenn sie es tun, dann nur an einem seinerseits poetischen Ort: Es sind Männer, die »allzeit auf den Rossen hängen / Absitzend nur am Wüstenbronn.«³⁹ Wie es um den Beduinen *neben* seinem Pferd, auf dem unwirtlichen Boden, bestellt ist, davon erzählt Hackländers Daguerreotype und inszeniert sich so als dem Paradigma der Objektivität verpflichtet. Den ›Orientalen‹ nimmt Hackländer in den Blick, indem er sich mit der Position des objektiven Beobachters identifiziert, auch wenn er die Welt plötzlich in ein Märchen oder in ein Gedicht verwandelt sieht und detailgenaue Übereinstimmungen von Literatur und Realität entdeckt, so dass man sich natürlich fragen kann, ob dies der Welt oder dem Beobachter geschuldet ist. Bemerkenswerterweise macht genau die Umbildung der Welt durch Einbildungskraft für Hackländer das Wesen des sogenannten Orientalen aus. Geformt wird die Essenz des orientalischen Daseins durch den Raum, genauer die Klimazone. Das klimatheoretische Apriori sorgt dafür, dass der Beobachter sich selbst ausblendet und seine eigene permanente Umbildung der Umgebung vergessen bzw. als normal im Gegensatz zum angeblich außendeterminierten Phantasiezwang der anderen verstehen kann:

Die Ausdauer dieser Leute [der Araber, T.H.], ihre Munterkeit bei den größten Anstrengungen ist bewundernswürdig; wenn alle Thiere im Laufe des Tages ermatteten, so trieben diese Menschen, die doch eben so gut den Weg machten, von Morgens bis Abends Possen, oder sie sangen, und unser Akrabut wußte, wie unser Dollmetscher sagte, sehr hübsche Märchen zu erzählen, und nicht immer aus tausend und einer Nacht oder einem andern Buche, sondern er war Poet und erfand die meisten selbst. Diese Leute, welche ihr ganzes Leben durch die Wüste ziehen, erhalten durch dieselbe von außen wenig Eindrücke und wenig Bildung, sie sind fast ganz auf ihr Inneres angewiesen. So mag es leicht kommen, daß, wenn sie in brennender Sonnenhitze den ganzen Tag gleichmäßig neben ihren Kameelen hergehen, sie sich vor Allem die Lust eines Trunkes klaren Wassers ausmalen, dazu einen schönen Springbrunnen denken, wie sie ihn irgendwo gesehen, ihn mit Orangen umgeben, und der Hintergrund eines

³⁶ Freiligrath, *Werke in sechs Teilen*, Teil 1, S. 23.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd., S. 24.

³⁹ Ebd., S. 23.

Mährchens ist fertig. Der Träumende tritt zum Brunnen, und nachdem er den brennenden Durst gelöscht, wachen im Unersättlichen tausend neue Wünsche auf: zwischen den Bäumen ein schönes Weib, dessen Besitz ihm der Zauberer oder Drache streitig macht. (II, 165 f.)

Jetzt ist der bereits angekündigte Vergleich der Fassungen angezeigt, denn es gibt einen signifikanten Unterschied zwischen Erst- und Zweitfassung, und dieser betrifft ausgerechnet die Fähigkeit zur objektiven Darstellung und den Bereich der *vis imaginativa*. Die 1842 erschienene Version des Reiseberichts enthielt eine später gestrichene Merkwürdigkeit, die das Fundament des Anspruches auf Objektivität aushöhlt, da Objektivität ein Wahrnehmungssubjekt erfordert, das selbst neutral bleibt und sich nicht in die Aufzeichnung der Umwelt einbringt: Die *zweite verbesserte Auflage* des Reiseberichts verschweigt eine Begegnung in Mailand, die Hackländer mit einem gewissen Dr. Castle, seines Zeichens Phrenologe, zusammenführt. Unter Liebhabern führt Dr. Castle sein Wissen um Schädelregionen vor; aus diesen sei, so der Grundgedanke der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts populären und keineswegs esoterischen Lehre, der Charakter eines Individuums ablesbar. Dr. Castle sei nun so freundlich gewesen, berichtet Hackländer, »die Untersuchung meines Schädels [...] zum Gegenstande einer jener ausgedehnten Vorlesungen zu machen, die daselbst [im Haus eines ihm bekannten Grafen, T.H.] seit zwei Jahren wöchentlich im Kreise gewählter, meist dem Stande der Aerzte angehöriger Zuhörer stattfinden«. ⁴⁰ Grundlage dafür ist ein ausführliches Gutachten, das Hackländer in *Daguerreotypen* publiziert, welches für den Anspruch der Beschreibungen auf fotografische Realität verheerend ist: Punkt 19 des Gutachtens gibt Auskunft über »Idealität« und betrifft schließlich die Vermessung von »Einbildungskraft, Vorstellungsvermögen«. ⁴¹

Alles hatte vielversprechend begonnen. Was Dr. Castle nämlich zunächst zu Tage fördert und an den Beginn seines Gutachtens stellt, bestätigt die Medienmetapher des Titels durch den wissenschaftlichen Befund, dass sich »Herr H.« durch eine »große natürliche Beobachtungsgabe« ⁴² auszeichne. Weiterhin heißt es dann aber im Gutachten, Hackländers Schädel verrate einen starken Hang zu »impulsiv zu Tage« dringenden »Imaginationsäußerungen«. Zwar verleihe das »Bewußtseyen des Hrn. H.« ihm die »Fähigkeit [...], sich derselben [also der Imaginationsäußerungen, T.H.] in späterer Zeit zu erinnern,« allerdings

⁴⁰ Friedrich Wilhelm Hackländer, *Daguerreotypen. Aufgenommen während einer Reise in den Orient in den Jahren 1840 und 1841*, Bd. 2, Stuttgart 1842, S. 344.

⁴¹ Ebd. S. 346.

⁴² Ebd., S. 348.

ohne ihm jedoch auch nur die mindeste Macht zu erteilen, diese Imagination in ihren visionären Flügen zu dirigieren, so daß man sagen kann, daß er eigentlich seine Imagination weniger besitzt, als er von ihr besessen ist, und somit die mittelst dieser instinktiven oder passiven Eigenschaft von ihm hervorgebrachten Schöpfungen vielleicht nicht immer selbst zu analysieren oder zu erklären vermöchte.⁴³

Hackländers Orient und der dazugehörige Orientale müssen so auch für den zeitgenössischen Leser in den Verdacht geraten, Phantasmen einer Einbildungskraft zu sein, die überall ihre Projektionsflächen findet: Der märchenhafte Orient wird als Kapitulation des Realitätssinns vor der Einbildungskraft lesbar. Der fotografische Blick, der das Reale aufzeichnen sollte, bleibt an einer Projektion der Innenwelt hängen. Diese ist nicht von der Phantasie, die sich von der Kalkwand des Krankenzimmers auf den restlichen Raum ausbreitete, unterscheidbar. Die Einbildungskraft bildet alles in den Orient der *Tausendundeinen Nacht* um. Hackländers Bericht muss den Anspruch auf fotografischen Realismus verfehlen, dafür sorgt die Autonomie der Einbildungskraft, die ihre Bilder zwischen Objekt und Objektiv malt: Was als *Daguerreotypen* vermarktet wird, liefert zwar Bilder einer Reise, nur sind diese keine objektiven, sondern höchst subjektive Bilder.

Es fragt sich, was passiert wäre, wenn die literarischen Vorlieben des jungen Hackländer andere gewesen wären. In der Erinnerung an eine Regennacht seiner Jugend heißt es in *Der Roman meines Lebens* – wir begegnen hier Motiven aus dem Imaginationsarsenal der Orientalen wieder:

Der Abend des langweiligen Regentages war bereits hereingebrochen, man hatte mir ein trüb brennendes Licht gebracht, das, nicht im Stande mein Zimmer zu erhellen, nur dazu diente, die in den Ecken lauernde Finsterniß zu zeigen. Zum Regen, der draußen immerfort niederrauschte, hatte sich ein sturmartiger Wind gesellt, kurz es war eine ungemüthliche Nacht, wenig geeignet, um die Phantasie für schlanke Palmen, sanft plätschernde Brunnen und goldenen Sonnenschein zu begeistern. Weit eher gelang es, sich in ein altes Ritterschloß zu versetzen, wo die bangharrende Hausfrau auf das Toben des Forstes lauscht [...]. Ich hatte schon damals einen Widerwillen gegen dergleichen Ritter- und Räubergeschichten und wenn es nicht das Morgenland sein konnte, so beschäftigte sich meine Phantasie am liebsten mit dem, was ich selbst gesehen und erlebt.⁴⁴

Der Reisebericht indes ist eine Mischung aus Erlebtem und Lektüre, welche im Medium der Phantasie/Einbildungskraft zu einem Text umgeformt worden sind, denn hier trifft das ersehnte Morgenland mit der Erfahrungswelt zusammen. Es kommt also zu einer Verschmelzung, aber es verschmelzen nicht westliche und öst-

⁴³ Ebd., S. 364.

⁴⁴ Hackländer, *Der Roman meines Lebens*, Bd. 1, S. 75 f.

liche Formen, sondern Eindrücke, die verschiedenen Registern entstammen. Auch das Medium Kontrast sorgt nicht für eine objektive Darstellung der Welt – dieser fehlen die Zwischenstufen: Sie ist *entweder* Poesie *oder* Misere. Und dennoch hat das Reale in den Störungen, die der west-östliche Kommunikationsversuch produziert, seine Spuren hinterlassen.

Das »innere Afrika« des Realismus Wilhelm Raabes *Abu Telfan* (1867) und der zeitgenössische Afrikadiskurs

DANIELA GRETZ (Hagen)

Die folgende Auseinandersetzung mit Wilhelm Raabes *Abu Telfan* und dessen Interferenzen mit dem zeitgenössischen Afrikadiskurs hat ihren Ausgangspunkt in drei zentralen Beobachtungen der jüngeren Forschungsdebatte zum Realismus:

Basale Grundlage ist zunächst die zu beobachtende Diskrepanz zwischen der theoretischen Programmdiskussion des »Grenzboten«-Realismus und der literarischen Praxis von Autoren wie Stifter, Storm, Keller, Raabe und Fontane und deren immenser Poetologie. So setzt der programmatische Realismus tendenziell auf den Ausschluss des Anderen, indem er emphatisch den »deutschen Bürger bei der Arbeit« und damit die nationale Gegenwart und Alltagsrealität zum Gegenstand realistischer Literatur erklärt¹ und diese selbst somit als Selbstverständigungsmedium des deutschen Bürgertums deklariert, während ein vergleichender Blick auf einige Texte der genannten Autoren zeigt, dass man dort allenfalls von einem einschließenden Ausschluss des Anderen sprechen kann.² Diese Ausgangsbeobachtung soll systematisch mit der Erkenntnis der neueren Realismusforschung in Verbindung gebracht werden, dass der deutsche literarische Realismus primär aus seinen mediengeschichtlichen Publikationsbedingungen im Kontext der Familienzeitschriften der Zeit zu verstehen ist.³ Für diese Zeitschriften ist aber gerade das produktive Wech-

¹ Man denke hier nur an die Invektiven Julian Schmidts gegen die »fremden« Vorbilder der Literatur in Klassik und Romantik und die Darstellung des Wahnsinns und des Hässlichen bei Büchner u. a. Vgl. dazu exemplarisch Julian Schmidt, »Rez. zu Leo Choleuvs«; »Rez. zu Georg Büchner«, in: Max Bucher, Werner Hahl, Gerhard Jäger (Hg.), *Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848–1880*, Bd. 1: *Einführung in den Problemkreis, Abbildungen, Kurzbiographien, annotierte Quellenbiographie und Register*, Stuttgart 1976, S. 69–71 und S. 87 f.

² Vgl. hierzu Ulrich Kittstein, Stefani Kugler (Hg.), *Poetische Ordnungen. Zur Erzählprosa des deutschen Realismus*, Würzburg 2007; Dirk Göttische, Florian Krobb (Hg.), *Wilhelm Raabe. Global Themes – International Perspectives*, London 2009; Florian Krobb, *Erkundungen im Überseeischen. Wilhelm Raabe und die Füllung der Welt*, Würzburg 2009.

³ Vgl. dazu u. a. Rudolf Helmstetter, *Die Geburt der Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Poetischen Realismus*, München 1997; Günter Butzer, »Programmatischer oder poetischer Realismus? Zur Bedeutung der Massenkommunikation für das Verständnis der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 25/2 (2000), S. 206–217; Günter Butzer, Manuela Günter, Renate von Heydebrand, »Strategien zur Kanonisierung des »Realismus«

selverhältnis von Nähe und Ferne, Eigenem und Fremden, Zentrum und Peripherie strukturbildend.⁴ Wenn aber, und dies ist der dritte konstitutive Aspekt der Forschungsdiskussion für die folgenden Überlegungen, der literarische Realismus in der Praxis weniger die Mimesis der zeitgenössischen Realität (verstanden als interessengeleitete Darstellung im Sinne eines Real-Idealismus oder Ideal-Realismus) als deren Konstruktion im modernen, massenmedialen Kontext, d. h. die medialen Voraussetzungen, die sozialen Implikationen und ethischen Imperative des Realismus und damit auch des eigenen Schreibens, im Blick hat,⁵ dann verspricht ein kollationierender Blick auf die Repräsentationsformen des Anderen in Zeitschriften und literarischen Texten neuen Aufschluss über den Realismus selbst.

Im Rahmen dieser grundlegenden Überlegungen werde ich nun exemplarisch die Rekursnahmen auf den zeitgenössischen Afrikadiskurs der Familienzeitschriften in Wilhelm Raabes *Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge* aus dem Jahr 1867⁶ fokussieren.

I. Afrika im Zeitschriftendiskurs der Zeit von 1850–1870

Gerhart von Graevenitz hat zurecht darauf verwiesen, dass die Zeitschriften der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Verräumlichungsmodell der *memoria* beerben und als Strukturmodell nutzen, um Arbeit am kulturellen Gedächtnis zu leisten und dabei auf das für die Familienzeitschriften strukturbildende Verhältnis von Zentrum und Peripherie, Nähe und Ferne, Eigenem und Fremden, Vertrautem und Exotischem hingewiesen.⁷ Dieses zeigt sich zum Teil bereits plakativ in der Titelge-

am Beispiel der ›Deutschen Rundschau‹. Zum Problem der Integration österreichischer und schweizerischer Autoren in die deutsche Nationalliteratur«, in: *IASL* 24/1 (1999), S. 55–81; dies., »Von der ›trilateralen‹ Literatur zum ›unilateralen‹ Kanon: der Beitrag der Zeitschriften zur Homogenisierung des ›deutschen Realismus‹«, in: Michael Böhler (Hg.), *Kulturtopographie deutschsprachiger Literaturen. Perspektivierungen im Spannungsfeld von Integration und Differenz*, Tübingen 2002, S. 71–86; Günter Butzer, »Von der Popularisierung zum Pop. Literarische Massenkommunikation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts«, in: Gereon Blaseio, Hedwig Pompe, Jens Ruchatz (Hg.), *Popularisierung und Popularität*, Köln 2005, S. 115–135; Manuela Günter, *Im Vorhof der Kunst. Mediengeschichten der Literatur im 19. Jahrhundert*, Bielefeld 2008.

⁴ Vgl. dazu Gerhart von Graevenitz, »*Memoria* und Realismus. Erzählende Literatur in der deutschen ›Bildungspresse‹ des 19. Jahrhunderts«, in: Anselm Haverkamp, Renate Lachmann (Hg. unter Mitwirkung von Reinhart Herzog), *Memoria. Vergessen und Erinnern*, München 1993, S. 283–304.

⁵ Vgl. dazu Daniela Gretz (Hg.), *Medialer Realismus*, Freiburg i. Br. 2011.

⁶ Wilhelm Raabe, *Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge* [1867], in: ders., *Sämtliche Werke*, Braunschweiger Ausgabe, hg. von Karl Hoppe, Bd. 7, hg. von Werner Röpke, Göttingen 1969. In der Folge zitiere ich aus dieser Ausgabe direkt mittels der Sigle ›BA‹ und der Angabe der Seitenzahl in Klammern. Erstdruck in: *Über Land und Meer* 18 (1867), Nr. 33–52.

⁷ Vgl. Anm. 2.

bung der Zeitschriften, explizit wie bei *Über Land und Meer* und *Vom Fels zum Meer* oder implizit wie bei *Universum* und *Die illustrierte Welt*. Selbst in Blättern, die im Titel emphatisch eine spezifisch deutsche Öffentlichkeit adressieren, wie die *Gartenlaube* oder der *Deutsche Hausschatz*, zeichnen sich Prospect und Programm durch den enzyklopädischen Anspruch aus, gleichermaßen belehrend wie unterhaltend das gesamte Weltwissen der Gegenwart zusammenzufassen. Bei der Repräsentation dieses Wissens kommt dem Medium Literatur übrigens insofern eine Sonderstellung zu, als es geeignet scheint, den programmatischen Wahlspruch der Zeitschriften, die »Wissenschaft, lebendig zu machen, sie in's Leben zu tragen!«⁸ gleich doppelt umzusetzen. Zunächst einmal, indem Wissen aller Art in den Zeitschriften generell in allgemeinverständlicher, »novellistischer« oder »feuilletonistischer« Form präsentiert und somit gewissermaßen »literarisiert« wird. Darüber hinaus nehmen die im engeren Sinne literarischen Texte häufig unterschiedliche Wissensbereiche und Diskursformen der Zeitschriften in sich auf und führen deren mannigfaltige Anwendungs- und Deutungsmöglichkeiten im »realen« Leben verdichtet anhand »realistischer« Lebensläufe vor, wobei der so erzielte Realitätseffekt paradoxerweise nur konstruktiv mit literarischen Mitteln im Medium der Fiktion erzeugt werden kann. Die so angedeutete Sonderstellung der Literatur dokumentiert sich vielleicht auch darin, dass am Anfang der Zeitschriften meist Romane oder Novellen im Fortsetzungsdruck stehen, während sich das in der Regel in kürzerer Form feuilletonistisch aufbereitete politische, technische, wirtschaftliche, medizinische, anthropologische, geographische und ethnographische Wissen der Zeit weiter hinten in den Blättern findet.⁹ Aufschlussreich für den prinzipiellen strukturbildenden Zusammenhang von Eigenem und Fremden in den Zeitschriften sind jedoch vor allem die Titelvignette von *Über Land und Meer* (Abb. 1) und die Titelillustration von *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte* (Abb. 2). Beide illustrieren gleichermaßen die Programme der Zeitschriften, indem sie eine Weltkugel als Symbol des durch die Zeitschrift repräsentierten Kosmos des Wissens und des modernen globalisierten Wissenstransfers ins Zentrum rücken, wobei dies jeweils rechts und links mittels der kontrastiven Gegenüberstellung von Burgruine und Pyramiden bzw. exotischen Palmen und heimatlichem Wald kommentiert wird, wodurch zugleich die Bandbreite des zusammengestellten Wissens angedeutet wird.

⁸ *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte* 1 (1857), Vorwort, S. V.

⁹ Marktökonomische Argumente, dass der Fortsetzungsdruck der literarischen Texte über den diesen inhärenten Spannungsaufbau geeignet sei, eine stetige Leserbindung zu etablieren und die in eine ähnliche Richtung zielende Feststellung Butzers (im Rekurs auf Eva Becker), die Frontautoren seien als Marken entscheidende Werbeträger für die einzelnen Blätter gewesen (Günter Butzer, »Mit Kanones auf Raabe schießen. Zur Vorgeschichte der Kanonisierung Wilhelm Raabes«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2007, S. 23–47, hier S. 31), können meiner Meinung nach sehr wohl ergänzend zur Plausibilisierung der Frontstellung der Literatur in den Blättern herangezogen werden, sind aber allein noch keine hinreichenden Begründungen für die angesprochene Sonderstellung der Literatur in den Zeitschriften.



Abb. 1: Titelvignette der Zeitschrift *Über Land und Meer*

Damit wird hier ikonographisch bereits der Afrikadiskurs der Zeit in seiner kontrapunktischen Funktion angesprochen.

Diese werde ich nun kurz und primär anhand von Material aus *Westermann's Jahrbuch der Illustrirten Deutschen Monatshefte* näher beleuchten. Für diese Auswahl gibt es neben pragmatischen Überlegungen auch eine Reihe von systematischen Beweggründen: Zunächst die Tatsache, dass es sich bei *Westermann's Monatsheften* um ein Blatt handelt, das ursprünglich eine programmatisch wissenschaftliche Ausrichtung und insbesondere einen geographischen Schwerpunkt hatte und zugleich ein exklusives, spezifisch bildungsbürgerliches Publikum ansprechen wollte, was dazu führte, dass eine Reihe renommierter Autoren, zu denen auch Wilhelm Raabe gehörte, ihre Texte regelmäßig hier publizierten. Da es sich bei dieser Monatsschrift lange Zeit um Raabes primäres Publikationsorgan und damit auch seine vorrangige Erwerbsquelle gehandelt hat, ist zudem davon auszugehen, dass ihm die hier veröffentlichten Artikel bekannt waren.¹⁰ Auch wenn es mir in der Folge eher um das prinzipielle Argument geht, dass der Publikationskontext Zeitschrift als Motor der gesellschaftlichen Realitätskonstruktion sich inhaltlich wie strukturell auf die literarischen Texte des Realismus auswirkt, als darum, Raabes konkrete Quellen zum Afrikadiskurs der Zeit zu benennen und offenzulegen.

¹⁰ Vgl. dazu auch Ulrike Koller, *Wilhelm Raabes Verlegerbeziehungen*, Göttingen 1994. Jüngst auch Brian Tucker, »Raabe, Westermann, and the International Imagination«, in: Göttsche/Krobb (Hg.), *Wilhelm Raabe*, S. 25–37.

Abb. 2: Titelillustration der Zeitschrift
*Westermann's Jahrbuch der Illustrierten
deutschen Monatshefte*



Aber sehen wir uns zunächst den Afrikadiskurs in *Westermann's Monatsheften* näher an: Auch wenn sich prinzipiell in allen Abteilungen der Monatsschrift Informationen über Afrika finden lassen, erscheint die weitaus größte Zahl an Artikeln zu Afrika in den Rubriken »Naturwissenschaftliches, geographische Charakterbilder, Reiseberichte« und »Neuestes aus der Ferne«.

Neben Beiträgen zu Nordamerika und Brasilien, denen sich, vor allem im Kontext der deutschen Auswanderung, die bei weitem größte Zahl relativ ausführlicher Artikel zuwendet, nehmen Berichte über Afrika dort, gefolgt von Beiträgen über Australien und Asien, den größten Raum ein.

Im Rahmen des Afrikadiskurses lassen sich insgesamt drei unterschiedliche Hauptthemenkreise unterscheiden: Erstens der Einfluss der europäischen Kolonisation in den Küstengebieten, vor allem der afrikanischen Mittelmeerländer (Algerien und Marokko) und Südafrikas, zweitens Ägypten als alte Hochkultur und neues touristisches Reiseziel, wobei vor allem dem Nil und den Arbeiten am Suez-Kanal besondere Aufmerksamkeit zuteil wird, und drittens die Erforschung jenes noch weitgehend unentdeckten, »geheimnisvollen« und »rätselhaften« (so die am häufigsten verwendeten Attribute) Inneren Afrikas. Wobei das spezifische Interesse



Abb. 3: »Neuestes aus der Ferne«

am inneren Afrika u. a. der Tatsache geschuldet sein dürfte, dass sich mit Barth, Overweg, Vogel, Rohlf, Schweinfurth, Nachtigal und von Wissmann, um nur die bekanntesten zu nennen, eine Reihe deutscher Entdecker an dessen fortschreitender Exploration (speziell der des heutigen Sudans) beteiligten. Zumal das innere Afrika ohnehin bei den Lesern durch die unterhaltsamen Reiseberichte von Livingstone und Stanley und aufgrund des öffentlichen, wissenschaftlichen Streits um die Entdeckung der Nilquellen, der die Form eines spannenden, nie enden wollenden Fortsetzungsromans und Wissenschaftskrimis annahm, besonders populär war.¹¹

Wie Matthias Fiedler jüngst, leider weitgehend ohne Bezug auf die Zeitschriftenkultur, für den deutschen Afrikadiskurs des 19. Jahrhunderts herausgearbeitet hat, changiert dieser insgesamt zwischen Wissenschaft, Abenteuer und Kolonialismus.¹² Was die Zeitschriftenkultur angeht, so schlägt sich diese Gemengelage zunächst in einer Ausdifferenzierung in unterschiedliche Publikationsorgane nieder: So wurde das geographische Wissen über Afrika seit 1855 u. a. in *Petermanns Mit-*

¹¹ Zum Afrikadiskurs in den deutschsprachigen Familienzeitschriften vor 1871 vgl. auch Karl Jürgen Roth, *Die außereuropäische Welt in deutschsprachigen Familienzeitschriften vor der Reichsgründung. Scripta Mercaturae*, St. Katharinen 1996, insbes. S. 191–246.

¹² Matthias Fiedler, *Zwischen Abenteuer, Wissenschaft und Kolonialismus. Der deutsche Afrikadiskurs im 18. und 19. Jahrhundert*, Köln u. a. 2005.

teilungen aus *Justus Perthes geographischer Anstalt* veröffentlicht und das offiziell-politische Interesse der neuen Kolonialmacht Deutschland ab 1884 u. a. von der neu gegründeten *Deutschen Kolonialzeitung* repräsentiert, während die abenteuerlichen Aspekte des Afrikadiskurses vor allem die populären Familienzeitschriften bedienen. So stillten z. B. *Westermann's Monatshefte* die Sehnsucht des deutschen Publikums nach afrikanischen Abenteuern mit einer intensiven Berichterstattung über Livingstone als »afrikanischen Columbus«¹³ und eine ganze Serie von reich illustrierten sogenannten Reise- und Jagdabenteuern, die allerdings de facto zu dieser Zeit bereits weniger abenteuerlichen als touristischen Charakter hatten.

Das so skizzierte Tableau des Afrikadiskurses bilden, aufgrund des besonderen Profils, im Kleinen aber auch *Westermann's Monatshefte* exemplarisch durch eine charakteristische Mischung von Wissenschaft, Abenteuer, Tourismus und Kolonialismus ab. Dabei ist besonders interessant, dass sich bereits seit den ersten Jahrgängen, vor allem im Kontext des Topos der besonderen Fruchtbarkeit der afrikanischen Flora und Fauna, immer wieder implizite, aber durchaus auch explizite Aufforderungen zu einer privaten wie öffentlich-politischen deutschen Kolonisation des Kontinents finden. Auffällig ist zudem eine Tendenz, den eher unterhaltsamen britischen Afrika-Reiseberichten à la Livingstone emphatisch die ernsthafteren, auf Wissenschaft und Handel ausgerichteten Expeditionen deutscher Afrikareisender entgegenzustellen. Vor diesem Hintergrund scheint besonders die Inszenierung der zahlreichen in Afrika vermissten oder getöteten Deutschen als Märtyrer auffällig,¹⁴ die regelmäßig mit Aufforderungen zu einer größeren finanziellen wie politischen Unterstützung dieser Reisenden, bzw. der Folgeexpeditionen zu deren Auffindung, durch die Deutschen verbunden sind, wobei stets die Kolonialmächte England und Frankreich als Vergleichspunkt dienen. Damit werden der Afrikadiskurs und die entsprechenden Kolonialphantasien in den Zeitschriften, die ja die gesamte deutsche Öffentlichkeit adressieren, tendenziell zum Motor eines deutschen Nationalbewusstseins.¹⁵

Eine gewisse Exemplarität hat in diesem Kontext der überaus populäre Fall Eduard Vogels (Abb. 4), zu dessen Rettung die *Gartenlaube* 1860 eine »Mahnung an alle Deutschen« richtet, die mit der Aufforderung verbunden ist, sich durch Spen-

¹³ »Livingstone's neue Reisen«, in: *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte* 20 (1866), S. 334. Vgl. dazu exemplarisch die entsprechenden Artikel in *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte*, in den Jahrgängen 1858 (4. Band, S. 102 f.), 1859 (5. Band, S. 573 f., S. 653 f. und S. 686 f.), 1860 (8. Band, S. 231 f.), 1863 (15. Band, S. 673), 1864 (16. Band, S. 559), 1866 (19. Band, S. 411–414), 1867 (22. Band, S. 349 f.), sowie die Serie »Das innere Südafrikas«, in: *Illustriertes Familien-Journal. Eine Wochenschrift zur Unterhaltung und Belehrung* 4 (1857), (7), S. 345 f., S. 361 f., S. 377–379 und S. 393–395; (8), S. 41 f., S. 58 f. und S. 74 f.

¹⁴ Vgl. dazu u. a. »Die deutschen Märtyrer in Zentralafrika«, in: *Über Land und Meer* 6 (1863), S. 150 f.

¹⁵ Vgl. für diesen allgemeinen Zusammenhang exemplarisch auch Kirsten Belgum, *Popularizing the Nation: Audience, Representation, and the Production of Identity in »Die Gartenlaube«, 1853–1900*, Lincoln 1998.



Abb. 4: Eduard Vogel

den am Zustandekommen einer Suchexpedition zu beteiligen, die signifikanterweise als »ein nationales Unternehmen« verstanden wird.¹⁶ Trotz einer anfänglich sehr kritischen Reaktion auf diese Aktion,¹⁷ berichten infolge auch die *Monatshefte* immer wieder über den Fall Vogel und die von Heuglin'sche Rettungsexpedition.¹⁸ Vogels Name wird später sogar zu einer Art nationalem Symbol, das immer dann herangezogen wird, wenn erneut ein Deutscher in Afrika vermisst oder getötet wird, wie z. B. Albrecht Roscher, Hermann Steudner, Moritz von Beurmann und

¹⁶ »Eine Mahnung an die Deutschen«, in: *Die Gartenlaube* 8 (1860), S. 128; »Die Deutsche Expedition nach Mittelafrrika und ihre Gegner«, in: *Die Gartenlaube* 10 (1862), S. 72–74; »Eduard Vogel und die Versuche zur Aufhellung seines Schicksals«, in: *Die Gartenlaube* 11 (1863), S. 411 f. Vgl. dazu jüngst auch Christof Hamann, »Forschungsreisende in Familienjournalen. Vogel, Barth, Old Shatterhand, Hagebuecher«, in: ders., Alexander Honold (Hg.), *Ins Fremde schreiben. Gegenwartsliteratur auf den Spuren historischer und fantastischer Entdeckungsreisen*, Göttingen 2009, S. 43–66.

¹⁷ »Dr. Vogel«, in: *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte* 7 (1860), S. 689: »In Leipzig ist der Vorschlag zu einer Reise nach Wadai aufgetaucht, die Gewißheit über das Schicksal des unglücklichen Reisenden verschaffen soll. Wir glauben nicht, daß sich jemand dazu findet, und wünschen es ebenso wenig. Das Schicksal Eduard Vogel's ist längst besiegelt und nicht einmal Reliquien von ihm darf man aufzufinden hoffen.«

¹⁸ Vgl. dazu *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte* (1860), 8. Band, S. 346, 9. Band, S. 232 und S. 352; (1863), 14. Band, S. 337, S. 340 und S. 561.

Karl Klaus von der Decken.¹⁹ Zuweilen hat man bei der Lektüre sogar den Eindruck, dass die entsprechenden Gerüchte über den Verbleib der durchaus im doppelten Sinn ›verlorenen Söhne‹ des Vaterlands selbst zum Hauptgegenstand der Berichterstattung avancieren, zumal nach den entsprechenden Todesmeldungen prompt der Verbleib von deren Tagebüchern und damit des Wissens, dass diese ›mit ihrem Leben bezahlt haben‹, zum neuen Gegenstand der Gerüchtekommunikation avanciert.²⁰ Überhaupt scheint mir diese Form der Gerüchtekommunikation kennzeichnend für einen Großteil des deutschen Afrikadiskurses in den Familienzeitschriften zu sein, denn paradoxerweise wird Afrika immer gerade dann besonders interessant und die Artikel besonders spannend und unterhaltend, wenn es statt (vermeintlich) objektivem Wissen nur konkurrierende Beobachtungen, Meinungen und Gerüchte zu berichten gibt, die der Überprüfung und damit der Fortsetzung harren und so den Bedürfnissen des Mediums entgegenkommen.

Im Anschluss daran dürfte die zentrale Ursache für die besondere Popularität des ›inneren Afrikas‹ darin liegen, dass es sich um einen der letzten ›weißen Flecken‹ der Weltkarte handelt, der sich besonders gut zu Projektionen aller Art – vom romantischen Naturparadies bis zur barbarischen Gegenwelt, die der deutschen Kulturmission bedarf – eignet, von dem es entsprechend sprichwörtlich immer wieder etwas Neues, Exotisches zu berichten gibt, das, so eine regelmäßig wiederkehrende Schlussformulierung der entsprechenden Beiträge, »zu vielen interessanten Vergleichen anregt«.²¹ Entsprechend wird das innere Afrika im Rahmen einer vergleichenden Anthropologie, die sich gerade aus der Erforschung der bislang unerforschten Gebiete Afrikas Antworten auf die Fragen nach dem Ursprung der Menschheit, der Sprache und der möglichen Grenzziehung zwischen Mensch und Tier erhofft,²² oft zur Projektionsfläche für negative wie positive Gegenbilder zu einer deutschen Realität, die mittels der entsprechenden Hetero- wie Autostereotype allererst konstruiert wird.²³

¹⁹ Vgl. dazu exemplarisch *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte* (1863), 14. Band, S. 339; (1864), 15. Band, S. 670; (1865), 18. Band, S. 110 und S. 112; (1866), 20. Band, S. 112; (1867), 22. Band, S. 573 f; (1868), 23. Band, S. 334 f.

²⁰ Vgl. dazu exemplarisch zum Fall Vogel *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte* 14 (1863), S. 561.

²¹ Vgl. dazu exemplarisch »Reisen in Central-Afrika von Mungo Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel«, in: *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte* 4 (1858), S. 299.

²² Vgl. dazu exemplarisch »Die Jagd nach dem Missing Link in den Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte«, in: Klaus R. Scherpe, Alexander Honold (Hg.), *Das Fremde. Reiseerfabrungen, Schreibformen und kulturelles Wissen. Beiheft der Zeitschrift für Germanistik*, Neue Folge, Beiheft 2, 1999, S. 105–121 und jüngst auch Krobb, *Erkundungen im Überseeischen*, S. 103–131, S. 198–221 und S. 223–231.

²³ Damit entspricht der Afrikadiskurs strukturell dem, was Said bezogen auf die Darstellung des Orients in der ›westlichen‹ Wissenschaft und Literatur herausgearbeitet und als Orientalismus bezeichnet hat. Vgl. dazu: Edward Said, *Orientalism*, New York 1978. Man könnte parallel dazu also von ›Afrikanismus‹ sprechen. Vgl. zum ›Afrikanismus‹-Begriff grundlegend auch Toni Morrison, *Playing in the dark: Whiteness and the literary imagination*, Cambridge 1992; in Bezug auf die deut-

In diesem Sinne formuliert die *Gartenlaube* im Rahmen eines Berichtes zur ›Entdeckung der Nilquelle‹ aus dem Jahr 1863 zunächst die Befürchtung, »daß die prosaische Civilisation mit ihrer rastlosen Entdeckungswuth nicht einhalten werde«, um anschließend zu konstatieren:

Noch immer bleibt ein gut Stück Erdoberfläche unentdeckt, und wenn auch die Romantik aus dem gründlich entdeckten Lippe-Detmold [...] verschwunden ist, so herrscht sie doch in Form von undurchdringlichen Wüsteneien, entdeckungsfeindlichen Cannibalen, uncivilisierten Fiebern, gerösteten und verspeisten Entdeckern [...] noch souverän in dem Inneren Afrikas.²⁴

Exakt die so angedeutete doppelte Dimension des »Inneren Afrikas«, als geographischer Ort und Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung und als Metapher und Projektionsfläche individueller wie nationaler Phantasien, ist es, so meine These, die Wilhelm Raabe in seinen literarischen Texten aufgreift.

II. Der zeitgenössische Afrikadiskurs in Wilhelm Raabes *Abu Telfan* (1867)

Im Anschluss daran handelt es sich auch beim Roman *Abu Telfan*, den ich nun exemplarisch für eine ganze Reihe entsprechender Texte Raabes²⁵ näher betrachte, auch nicht um einen Roman über Afrika, sondern über den deutschen Afrikadiskurs, indem man entsprechend wenig über Afrika, aber umso mehr über Deutschland erfährt.²⁶ Demgemäß invertiert Raabe im Vergleich zum Zeitschriftendiskurs auch die Perspektive der Darstellung, indem er, wie dies bereits der Untertitel *oder Die Heimkehr vom Mondgebirge* andeutet, eine Heimkehrergeschichte erzählt. Daraus resultiert, dass Afrika nicht primär unmittelbarer Ort der Handlung ist, sondern lediglich der Gegenstand von wenigen eingestreuten, retrospektiven Erzählungen. Wenn diese Erzählungen selbst hier jedoch zum Gegenstand der Erzählung

sche Avantgardebewegung: Béchié Paul N'guessan, *Primitivismus und Afrikanismus: Kunst und Kultur Afrikas in der deutschen Avantgarde*, Frankfurt a. M. u. a. 2002.

²⁴ »Die Entdeckung der Nilquelle«, in: *Die Gartenlaube* 11 (1863), S. 383.

²⁵ Zu nennen ist hier vor allem *Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte*, mit einer Reihe intertextueller Bezüge zu *Abu Telfan*, aber auch *Meister Autor oder Die Geschichten vom versunkenen Garten, Der Lar. Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts-, und Neujahrgeschichte* und *Die Akten des Vogelsangs*.

²⁶ Eine ähnliche These hat jüngst (allerdings weitgehend ohne Rekurs auf den Zeitschriftenkontext) auch Florian Krobb vertreten, wobei dessen Monographie allerdings erst nach dem Vortrag dieser Überlegungen auf der Dresdner Tagung publiziert wurde. Krobb konstatiert, dass Raabe in *Abu Telfan* bewusst auf den Afrika- wie den Orientalismuskurs der Zeit anspiele, um eine bestimmte Erwartungshaltung zu erzeugen, die er dann gerade nicht bediene. Raabe sei entsprechend »skeptischer Beobachter« bzw. »ironischer Kommentator« des Afrikadiskurses der Zeit. Vgl. dazu Krobb, *Erkundungen*, S. 103–131, hier S. 111.

werden, reflektiert dies allerdings grundlegend, dass Afrika letztlich immer nur in Form dieser Erzählungen verfügbar ist. Demgemäß konstatiert Raabe in der Vorrede zur Buchversion von *Abu Telfan*:

Ich bitte ganz gehorsamst, weder den Ort Abu Telfan noch das Tumurkieland auf der Karte von Afrika zu suchen: und was das Mondgebirge anbetrifft, so weiß ein jeder ebensogut als ich, daß die Entdecker durchaus noch nicht einig sind, ob sie dasselbe wirklich entdeckt haben. Einige wollen an der Stelle, wo ältere Geographen es notierten, einen großen Sumpf, andere eine ausgedehnte Salzwüste und wieder andere nur einen unbedeutenden Hügelzug gefunden haben, welches alles keineswegs hindert, daß ich für meinen Teil unbedingt an es glaube. (BA 4)

Entscheidend ist, dass man natürlich sämtliche hier von Raabe angesprochenen Orte auf zeitgenössischen Karten von Afrika finden kann, nebenbei bemerkt besaß Raabe selbst eine entsprechende Karte, die er später – ganz banal – dazu genutzt hat, seine Schreibtischschublade auszukleiden.²⁷ Signifikant ist in diesem Zusammenhang, dass Afrika analog zu traditionellen Afrika-Allegorien primär durch eine Frau, Madame Kulla Gulla, verkörpert wird, deren Name auf der Verschmelzung der beiden konkurrierenden Bezeichnungen für den entsprechenden Landstrich – Dhar Kulla und Dhar Gulla – beruht. Auch die Kollektion der zeitgenössischen Theorien zum Mondgebirge, die zugleich den Streit um die Entdeckung der Nilquellen anzitiert, verdeutlicht, dass anschließend unter anderem die Konstruktion Afrikas durch den zeitgenössischen Afrikadiskurs selbst zum Gegenstand der Erzählung wird. In der Tat lassen sich nämlich alle hier alludierten Theorien zum Mondgebirge im Kontext einer Reihe von Berichten zur Entdeckung der Nilquellen so u. a. in *Westermann's Monatsheften* nachlesen.²⁸ Raabe rekurriert also hier auf das zeitgenössische Wissen über Afrika, das er als Realitätskonstruktion vorführt, die vom ›Glauben‹ abhängt.

Sehen wir uns also zunächst das Wissen über Afrika im Roman und anschließend dessen Funktion näher an. Wissen über Afrika wird im Roman primär über die Erzählungen des Protagonisten Leonhard Hagebucher transportiert. Bei diesem handelt es sich gleich im mehrfachen Sinn um einen »verlorenen Sohn« (BA 98), macht doch der Text deutlich, dass der abgebrochene Theologiestudent, der bereits in Deutschland ein Vagabundendasein als nichtsnutziger Außenseiter führte, sich aus einer Mischung aus Abenteuerlust und Wissensdurst mit einem gehörigen Schuss Eskapismus nach Afrika aufgemacht hatte, wo er dann schließlich zum zweiten Mal ›verloren geht‹, indem er für mehr als zehn Jahre als Sklave im Tumurkieland gefangen gehalten wird. Selbst nach seiner wundersamen Rettung und der Rückkehr nach

²⁷ Vgl. dazu den Kommentar der Braunschweiger Ausgabe (BA 413).

²⁸ Vgl. dazu *Westermann's Illustrierte deutsche Monatshefte* (1859), 5. Band, S. 657; 6. Band, S. 229 f. und S. 453; (1863) 14. Band, S. 561 und S. 671; (1864), 15. Band, S. 445–447 und S. 560.

Deutschland bleibt dieser letztlich für das Vaterland verloren, da er nun aus Perspektive der heimischen Philisterwelt erst recht zu nichts mehr zu gebrauchen ist.

In der Forschung ist man nicht müde geworden, immer neue konkrete Vorbilder für die Figur Hagebucher zu finden. Als aussichtsreichster Kandidat wird hier der zuvor angesprochene Eduard Vogel gehandelt, zum einen, weil dieser geographisch genau im Sultanat Wadai, auf dem Weg in jene noch unbekannte Gegend im Inneren Afrikas verschwand, in der Hagebucher im Roman gefangen gehalten wird, zum anderen, weil Raabe dessen Fall persönlich kannte, da Vogel der Bruder einer seiner Bekannten, der Schriftstellerin Elise Polko war und »Fam. Raabe, Stuttgart« sich an der bereits zitierten Spendenaktion für die Rettungsexpedition beteiligt hat.²⁹ Auch der Afrikareisende Albert Dulk, ein Bekannter Raabes aus dessen Stuttgarter Tagen,³⁰ oder William George Browne, der selbst eine zeitlang in Afrika gefangen gehalten wurde, und dessen entsprechender Reisebericht »Travels in Africa, Egypt and Syria«³¹ werden als konkrete Vorlagen für Hagebucher und seine Geschichte ins Spiel gebracht. Ich will diesen zum Teil wohl begründeten und durchaus nachvollziehbaren Vermutungen auch gar nicht widersprechen, jedoch die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass Hagebucher als Figur und dessen gesamte afrikanische Geschichte wohl nicht nur einer konkreten Person oder einem konkreten Werk nachempfunden sind, sondern den gesamten Afrikadiskurs der Zeit im doppelten Sinne ›verdichten‹. So bilden die einzelnen Wegmarken von Hagebuchers Afrikaaufenthalt, im Zuge dessen dieser zunächst an einer französischen Forschungsexpedition zur Vermessung der Meeresenge von Suez teilnimmt, sich anschließend nach einer kurzen Durchreise durch Ägypten den Nil abwärts ins innere Afrikas aufmacht, wo er sich als Elfenbeinhändler verdingt, von afrikanischen Sklavenhändlern gefangen genommen und schließlich vom abenteuerlichen Jäger und Händler Kornelius van der Mook befreit wird, die zuvor skizzierten geographischen und inhaltlichen Schwerpunkte der Berichterstattung über Afrika in den Familienzeitschriften ab. Entsprechend ließe sich für beinahe jede Afrika-Passage im Roman allein aus *Westermann's Monatsheften* eine Reihe von Parallelstellen anführen. Hier sei exemplarisch nur auf jenes exzentrische englische Ehepaar hingewiesen, das bei der Rettung Hagebuchers durch Kornelius van der Mook eine eher unrühmliche Rolle spielt:

²⁹ Vgl. dazu auch Gerd Biegel, »Die Quelle des Nils erforschen und das Mondgebirge suchen. Das Schicksal deutscher Afrikareisender im 19. Jahrhundert und die Aktualität von Wilhelm Raabes Roman ›Abu Telfan‹«, in: Hubert Winkels (Hg.), *Ralf Rothmann trifft Wilhelm Raabe. Der Wilhelm-Raabe-Literaturpreis – das Ereignis und die Folgen*, Göttingen 2005, S. 68–116.

³⁰ Vgl. dazu Astrid Schweimler, »Tumurkieland. Albert Dulk – ein mögliches Vorbild für Leonhard Hagebucher?«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 1991, S. 82–94.

³¹ Vgl. dazu: Jörg Thuncke, »Deutschlands afrikanische Gefangenschaft. Die ›Neue Ära‹ im Spiegel Wilhelm Raabes Roman ›Abu Telfan‹«, in: E. Iwasaki (Hg.), *Begegnung mit dem ›Fremden‹. Grenzen – Traditionen – Vergleiche, Akten des VIII. Kongresses der Internationalen Vereinigung für Germanische Sprach- und Literaturwissenschaft (IVG)*, Bd. 9, München 1991, S. 32–44.

Mrs. Lavinia Drawboddy in weiten roten türkischen Hosen, einer weiten gelblichen Flanelltunika und mit einer blauen Drahtbrille auf einer Kamelstute; – Mr. Augustus Montague Drawboddy ganz in gelbem Flanell, mit Revolver, Doppelbüchse, Jagdmesser auf dem merkwürdigsten und zottigsten aller Ponys [...], der mehr als mich in seinem Leben taxiert hatte, schätzte meinen Wert auf sechs Schnüre böhmischer Glasperlen, zwei königlich großbritannische ausgerangierte Perkussionsmusketen, drei Solinger Faschinenmesser, zwölf Pfund Tabak und sechs Flaschen Rum. Mrs. Drawboddy gestand ein, daß man wohl noch ein Exemplar von Bunyans *The Pilgrims Progress* zulegen könne, welcher letztere generöse Vorschlag jedoch von Tumorkieland sehr kühl aufgenommen wurde, ja sogar beinahe allen weitem Verhandlungen ein Ende gemacht hätte. (BA 87)

Neben der Namensallusion an das orientreisende Ehepaar Wortley Montague, lässt sich hier auf das Ehepaar Samuel und Florence Baker als mögliches Vorbild verweisen, da dieses zur Entstehungszeit des Romans just in jenem Teil Afrikas unterwegs war, in dem Hagebucher im Roman gefangen gehalten wird, und dessen Reise mit Interesse von *Westermann's Monatsheften* in einer Reihe von Artikeln begleitet wurde.³² Parallel zur Veröffentlichung von Raabes *Abu Telfan* in *Über Land und Meer* 1867 drucken *Westermann's Monatshefte* erneut in zwei Fortsetzungen einen ausführlichen, aufwendig illustrierten Bericht über Bakers »Jagdabenteuer in Abyssinien«,³³ mit durchaus topischen Abbildungen (vgl. Abb. 5–7).

Besonders deutlich wird die Montage derartiger stereotyper Versatzstücke des Afrikadiskurses auch bei Hagebuchers Beschreibung der Afrikaner als »übelduftende Neger und Negerinnen mit sehr regelmäßigen Affengesichtern« (BA 28) sowie bei der Charakterisierung von deren Lebensweise, die von Faulheit über Unmusikalität und eine entsprechende mangelnde Kulturfähigkeit bis zum Kannibalismus wirklich keines der gängigen Klischees auslässt.³⁴ Indem *Abu Telfan* immer wieder solche oder ähnliche Bezüge zum zeitgenössischen Afrikadiskurs der Zeitschriften herstellt und dessen einzelne Elemente so zu *einer* Erzählung verdichtet, erzeugt dies zweifelsohne Realitätseffekte. Indem der Roman in den gleichen Zeitschriften erscheint, in denen sich auch der populäre Afrikadiskurs entfaltet, auf den er sich bezieht, erweist dieser sich auch qua Publikationskontext als integraler Bestandteil dieses Diskurses, zumal der zeitgenössische Leser die entsprechenden Artikel und den Roman parallel lesen konnte, wodurch »fiktionale« Romanhandlung und »reale«

³² Vgl. dazu u. a. *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte* (1865), 18. Band, S. 110 und (1866) 20. Band, S. 671 f.

³³ »Sir S. W. Baker und seine Jagdabenteuer in Abyssinien«, in: *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte* 23 (1868), S. 403–410 und S. 523–530.

³⁴ Zur Geschichte der stereotypen Darstellung von Afrikanern in Deutschland vgl. Peter Martin, *Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Geschichte und Bewußtsein der Deutschen*, Hamburg 2001.



Abb. 5: »Sir Samuel W. Baker und Frau«

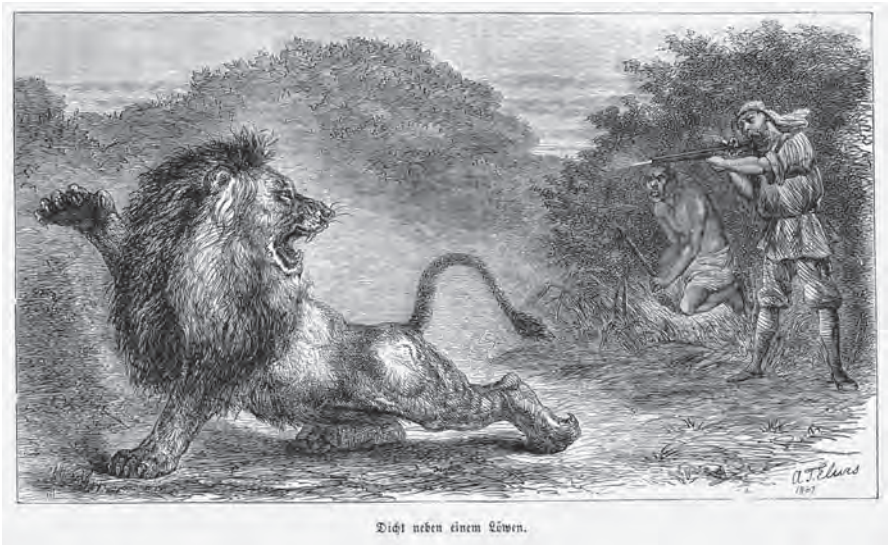


Abb. 6: »Dicht neben einem Löwen«



Abb. 7: »Die Reise in der Wüste«

Zeitschrifteninformationen in der Lektüre einander überlagern und so tendenziell ununterscheidbar werden.

Allerdings, und dies ist ein weiteres Indiz dafür, dass es sich bei Hagebuchers Geschichte nicht zuletzt auch um eine Reflexion ›über‹ den zeitgenössischen Afrikadiskurs handelt, thematisiert der Text dabei immer wieder selbstreflexiv die unterschiedlichen zeitgenössischen Medien des Afrikadiskurses, allen voran die Zeitschriften. So beschäftigt sich Hagebucher bereits im Rahmen der Suez-Kanal-Episode vornehmlich damit »Zeitungsartikel für alle möglichen europäischen und außereuropäischen Blätter« zu redigieren, »um nicht nur den Kanal, sondern auch die öffentliche Meinung in das rechte Bett zu leiten« (BA 26). Und sein erster Weg führt den Heimkehrer wohl nicht von ungefähr nach Leipzig, das durch »die Verlagsartikel einiger hundert Buchhändlerfirmen« (BA 10), wie der Erzähler kommentiert, schon hinreichend an Exotika gewöhnt ist. Auch die obligatorischen (allerdings in diesem Fall signifikanterweise verschollenen) Reisetagebücher bleiben an dieser Stelle nicht unkommentiert³⁵ und eine mögliche wissenschaftliche Verwertung und Publikation der gewonnenen Erkenntnisse wird in Form von Hagebuchers Beteiligung an Prof. Rei-

³⁵ »[...] ein unbestimmtes Gerücht, welches den abenteuerlichen Mann aus Afrika, den Kriegsgefangenen des Herrschers von Dar-Fur, im Knoblauchsduft und Mückentanz des Rosentals, auf einer Bank in der Nähe von Gohlis gähnend sein Reisetagebuch vervollständigen läßt, wird ewig ein Gerücht bleiben; denn niemals wurde uns die Existenz dieses Reisetagebuches zu einer Gewißheit.« (BA 14)

henschlagers koptischer Grammatik anzitiert. Am Ende des Romans wird zusammenfassend sogar eine Art Panorama der zeitgenössischen Afrika-Maschinerie entfaltet:

Da kam ein Buchhändler, [...] der [...] Vorträge zu Papier und in seinen Verlag gebracht zu haben wünschte. Da erschien ein Photograph, welcher der festen Überzeugung lebte, daß ein Brustbild des Herrn Hagebucher und ein Bild in ganzer Figur der Welt zu einem tiefinnern Bedürfnis geworden sei und ein brillantes Geschäft verspreche. Verschiedene Kaffeehausbekanntschaften suchten den Verkehr auf das Privatleben des »guten Freundes« auszudehnen. Es erschienen zwei hagere Damen, welche den »geprüften Mann« für die segensreichen Zwecke der Innern Mission zu gewinnen hofften. Es kam ein junger Mann, welcher einen Stoff für das moderne Epos suchte, welcher in den Abenteuern des Afrikaners diesen Stoff gefunden zu haben glaubte [...]. Politische Parteien streckten ihre Fühlhörner in den Morgen hinein, kurz, der Verkehr war lebhaft und anregend genug [...]. (BA 289)

Besonders signifikant ist im Kontext dieser immer wiederkehrenden Medienreferenzen jedoch die folgende Passage, in der Ritter von Bumsdorf in einem Gespräch mit Hagebuchers Vater die Rückkehr des »verlorenen Sohnes« wie folgt kommentiert:

So etwas ist ja noch gar nicht dagewesen; kein Mensch hat es für möglich gehalten, das geht über alle Zeitungsblätter und Romangeschichten von Eduard und Kunigunde, über den »Gehörnten Siegfried«, die »Gartenlaube« und den ganzen Alexander Dumas. (BA 19)

In der Tat sprengt nämlich Hagebuchers Geschichte den so erneut zitierten zeitgenössischen Afrikadiskurs der Zeitschriften gleich in mehrfacher Hinsicht. Zunächst dadurch, dass dieser nicht siegreich, als Entdecker oder mit wertvollen Handels- oder Kunstgegenständen ausgestatteter Geschäftsmann heimkehrt, sondern als »Sklave« (BA 18), was seinen Vater, den Steuerinspektor, in einer aufschlussreichen Episode im Gasthof »Zum Goldenen Pfau« beinahe dazu bringt, zu bedauern, dass der Sohn nicht als »Märtyrer für die Wissenschaft« (BA 96) gestorben ist oder aber zumindest weiter als Verschollener die dörfliche Gerüchtelekommunikation zu nicht nur für ihn, sondern auch für Familien und Stadt Nippenburg durchaus ruhmreichen Spekulationen über seine afrikanischen Abenteuer anregt. Statt dessen sieht sich die Philisterwelt nun mit einem körperlich und seelisch veränderten Leonhard Hagebucher konfrontiert, einem »Afrikaner«, wie er im gesamten Text regelmäßig apostrophiert wird, der das Innere Afrikas immer wieder mitten in die heimische Philisterwelt hineinträgt. Von entscheidender Bedeutung ist in diesem Zusammenhang jener skandalöse Vortrag Hagebuchers »Über das innere Afrika und das Verhältnis des europäischen Menschen zu demselben« (BA 175), den der Erzähler einleitend im 18. Kapitel als Zentrum des gesamten Romans ausweist.

Von diesem Vortrag erfährt der Leser nur soviel, dass die Erwartungshaltung der (durch den zeitgenössischen Afrikadiskurs geschulten) Zuhörer, die sich durch eine »Lust am Kontrast« (BA 190) auszeichnet, nur bedingt erfüllt wird. Denn Hagebucher macht zwar in der Tat (wie auch seine Zeitschriftenkollegen) »Vergleichungen«, allerdings

solche, welche nur einen ungewöhnlich verworfenen deutschen Staatsbürger und Untertan angenehm berühren konnten. Er [...] erlaubte sich, von den Verhältnissen des Tumurkielandes wie von denen der eigenen süßen Heimat zu reden und Politik und Religion, Staats- und bürgerliche Gesetzgebung, Gerechtigkeitspflege, Abgaben, Handel und Wandel, Überlieferungen und Dogmen, Unwissenheit und Vorurteile [...] in seinem Vortrage zu verarbeiten. [...] Nie war eine polizeiliche Erlaubnis in Gegenwart eines verehrungswürdigen Adels und gebildeten Publikums schmählicher mißbraucht worden [...]. (BA 186)

Die genaue Art der Vergleichen an dieser Stelle anzuführen ist nicht notwendig, weil es im gesamten Text eine Reihe von Beispielen gibt, in denen Hagebucher, aber auch der Vetter Wassertreter, Nikola von Einstein und selbst der Erzähler, die Situation im heimischen Deutschland mit Hagebuchers afrikanischer Gefangenschaft und den Zuständen im Inneren Afrikas vergleichen. Diese Art der Vergleichen ist ja auch die Grundstruktur des gesamten Romans, der, wenn er über das innere Afrika redet, primär die deutsche Philisterwelt meint und so kritisiert. Führen Vergleichen im Afrikadiskurs der Zeit in der Regel dazu, dass eine grundlegende Überlegenheit der europäischen Zivilisation und des europäischen bzw. deutschen Menschen konstatiert wird, die gleichermaßen dessen Selbstbewusstsein wie den Auftrag zur Kulturmission und Kolonisation begründet, implizieren die Vergleichen in *Abu Telfan* umgekehrt eine weitgehend negative Angleichung der Verhältnisse³⁶, bei der die deutsche Zivilisation die afrikanische Barbarei in vielem noch zu überreffen scheint, wie Nikola von Einstein den Überlegenheitstopos metonymisch verschiebend konstatiert:

Unsere Galatage heben uns hoch über das Gallaland hinaus, mit unsern hohen Geburtstagen kann keine Herrlichkeit an der Gold- und Pfefferküste konkurrieren, und die noch höheren Besuche aus allen himmlischen Reichen wären imstande, das innerste Afrika vor Neid nach außen zu kehren, wenn es nur die geringste Ahnung von ihrer Importance hätte. [...] Und immer wird's wieder Frühjahr und immer wieder Sommer und immer wieder Winter; aber kein Herr van der Mook will an unserm Horizonte aufgehen, um uns von diesem sanften, mit Sammet ausgeschlagenen Elend zu befreien! (BA 36)

³⁶ Vgl. dazu auch Peter J. Brenner, »Die Einheit der Welt. Zur Entzauberung der Fremde und Entfremdung der Heimat in Raabes ›Abu Telfan‹«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 1989, S. 45–62.

Signifikant ist hier vor allem die Formulierung, dass sich angesichts der Verhältnisse in Deutschland »das innerste Afrika vor Neid nach außen« kehren würde, da hier die Rede vom »inneren Afrika« neben der wörtlich-geographischen jene metaphorische Bedeutung annimmt, die ihr Jean Paul, der in *Abu Telfan* wie auch in Raabes gesamten Œuvre immer wieder zitiert wird³⁷, in *Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele* (1825) wie folgt zugeschrieben hat:

Nur im Ich wohnt Entgegengesetztes, neben der Einheit und Verknüpfung, indes das Äußere nur erst in ihm den Schein derselben annimmt, und zweitens die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, die es außen anschaut und innen selber besitzt. Wir machen aber von dem Länderreichtum des Ich viel zu kleine oder enge Messungen, wenn wir das ungeheure Reich des Unbewußten, dieses wahre innere Afrika, auslassen.³⁸

Wie so oft bei Raabe schärft auch hier der alludierte Subtext den Blick für die Konstruktionsprinzipien des Textes, korrespondiert doch das Entgegengesetzte im menschlichen Ich mit den in *Abu Telfan* thematisierten »Gegensätzen der Welt« im zeitgenössischen Afrikadiskurs. Damit wird der anzitierte subjekttheoretischen Lesart des inneren Afrika bei Jean Paul bei Raabe eine kulturtheoretische Lesart hinzugefügt, wobei die zentrale Erkenntnis des Romans gerade darin liegt, dass beide nicht wirklich voneinander zu trennen sind, da sie über komplexe Spiegelungsverhältnisse miteinander verbunden sind, mittels derer das mit dem Prozess der Zivilisation konstitutiv verbundene innere Afrika des Unbewussten »nach außen gekehrt« und als Anderes des geographischen (inneren) Afrika abgespalten wird. Resultiert im Anschluss daran im öffentlichen Afrikadiskurs der Familienzeitschriften aus den strukturbildenden Vergleichen die Forderung nach der Kolonisierung des geographischen Afrikas, so thematisiert der Roman folgerichtig die Forderung nach einer »Kolonisierung« des eigenen, inneren Afrikas, mittels derer Hagebucher das »Abc des Lebens« und der Zivilisation neu erlernen soll, wobei ihm signifikanterweise die Lektüre »politische[r] und literarische[r] Zeitungen und Journale bis zum Jahr achtzehnhundertundfünfzig rückwärts« (BA 126)³⁹ (und damit nicht zuletzt auch der in diesen enthaltene Afrikadiskurs mit seinen Projektionsmechanismen)

³⁷ Zu intertextuellen Bezügen zur Jean Paul in Raabes Werk vgl. Christoph Zeller, *Allegorien des Erzählens. Wilhelm Raabes Jean-Paul-Lektüre*, Stuttgart, Weimar 1999.

³⁸ Jean Paul, *Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele* [1825], in: ders., *Sämtliche Werke*, Abt. I, Bd. 6, München 1960–1985, S. 1105–1236, hier S. 1182. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Lutger Lütkehaus (Hg.), »Dieses wahre innere Afrika«. *Texte zur Entdeckung des Unbewußten vor Freud*, Frankfurt a. M. 1989.

³⁹ Aus politischer Perspektive ist aufschlussreich, dass Hagebuchers Afrikareise mit der Revolution von 1848 zusammenfällt (die u. a. auch in der Figur des Veters Wassertreter thematisiert wird) und dieser sozusagen unvorbereitet in eine postrevolutionäre, restaurative Ära zurückkehrt. Auch in dieser Hinsicht hat Hagebucher also mittels seiner Zeitschriftenlektüre einiges neu zu erlernen, um sich in die politischen Verhältnisse der Heimat integrieren zu können.

von Nutzen sein soll. Dies wird Hagebucher, der im Text durchgängig als »Afrikaner« apostrophiert wird, allerdings nicht mehr gelingen, da er sich als »Figur des Dritten«⁴⁰ gerade nicht mehr in die gängigen binären Wahrnehmungsschemata des Afrikadiskurses einordnen lässt, die eine rigide Grenzziehung zwischen Wilden und Zivilisierten zu etablieren suchen, welche gleichsam die eigene Identität allererst verbürgt. Gleiches gilt übrigens auch für eine weitere Figur des Romans, die sich als Karikatur auf den Orientalismus der Zeit lesen lässt, der als eine von vielen weiteren Diskursformationen aus dem Zeitschriftenkontext Einzug in Raabes Roman gehalten hat: Täuberich Pascha.⁴¹ Entsprechend gelingt es beiden Figuren am Ende des Romans nicht mehr, in der deutschen Philisterrealität »heimisch« zu werden.⁴² Sind deren Projektionsmechanismen und Konstruktionsprinzipien einmal am eigenen Leibe erfahren und so durchschaut, bleibt auch in diesem Zusammenhang nur der leitmotivische, gemeinsame resignative Rückzug auf das arabische Sprichwort, das dem Roman als vielfältiges Motto vorangestellt ist: »Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, so würdet ihr viel weinen und wenig lachen!«

Dies verdeutlicht pointiert nochmals, dass Raabes *Abu Telfan* den zeitgenössischen Afrikadiskurs, in den der Roman aufgrund seines Publikationskontextes verwoben ist, nicht nur exzessiv zitiert, sondern auch mit literarischen Mitteln reflektiert⁴³ und dabei die diesem zugrunde liegenden Projektionsmechanismen von Eigenem und Anderem, Innen und Außen, Exotischem und Vertrauten offenlegt, die ihm selbst als Strukturprinzip zugrunde liegen. Schließlich sind das eigentliche Thema des Romans und der primäre Forschungsgegenstand Hagebuchers nicht Afrika, sondern die postrevolutionären Verhältnisse in der deutschen Provinz: Kleinstaaterei, Korruption und Misswirtschaft des Adels, vorauseilender Gehorsam von

⁴⁰ Vgl. dazu allgemein Eva Eßlinger et al. (Hg.), *Die Figur des Dritten. Ein Paradigma der Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2010.

⁴¹ Vgl. zum Orientalismus als Denkfigur Said, *Orientalism*. Während mit Täuberich Pascha vor allem die exotische und abenteuerliche Dimension des Orientalismus angesprochen wird, steht Prof. Reihenschläger mit seinem sprachwissenschaftlichen Bemühen um die koptische Grammatik für dessen wissenschaftliche Anteile. Vgl. dazu Krobb, *Erkundungen*, S. 103 ff.

⁴² Mit Homi K. Bhabha ließe sich die äußerliche Angleichung Hagebuchers an dessen Vater am Ende des Romans (»Bismillah! Gott ist wahrhaftig groß, und Mahomet ist in der Tat sein Prophet!« rief Leonhard Hagebucher, der [...] seinem seligen Vater nach Statur, Gesichtsbildung, Haltung merkwürdig ähnlich sah. Aber ganz im Gegensatz zu dem seligen Alten durchmaß er in drei weiten Sätzen den Raum vom Hause bis zur Gartenpforte, um die drei Freunde mit Gruß, Händedruck und Umarmung in Empfang zu nehmen.« [BA 375]) als eine Art invertierter Mimikry (»almost the same but not quite«) interpretieren, mittels derer die Ambivalenz des kolonialen Diskurses vorgeführt wird. Zum Begriff der Mimikry vgl. Homi K. Bhabha, *Die Verortung der Kultur*, Tübingen 2000, S. 125–180.

⁴³ Allgemein zur Problematik »ein System zu beschreiben, dessen Teil man selbst ist« in Texten des deutschsprachigen Realismus, speziell auch bei Wilhelm Raabe: Axel Dunker, *Kontrapunktische Lektüren. Koloniale Strukturen in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts*, München 2008, hier S. 171.

Beamten und Protonormalismus der Philisterwelt.⁴⁴ Nicht von ungefähr fällt das afrikanische Abenteuer Hagebuchers mit der 1848er Revolution und der darauf folgenden Reaktion zusammen, die er sozusagen in einer innerafrikanischen Höhle verschläft, und entsprechend unvorbereitet wird dieser bei der Rückkehr mit den neuen/alten deutschen Verhältnissen konfrontiert. Wenn er diese Verhältnisse (auf kollektiver wie individueller Ebene) im Text über die bereits herausgearbeitete Vergleichsstruktur immer wieder als das eigentliche ›innere Afrika‹ und als subtilere Form der Sklaverei qualifiziert, nutzt er zweifellos selbst, wenn auch teilweise eben unter umgekehrten Vorzeichen, die Projektionsmechanismen des zeitgenössischen Afrikadiskurses und macht Afrika zur Projektionsfläche für innerdeutsche Konflikte. Allerdings tut er dies, wie der hier herausgearbeitete intensive und kritische Rekurs des Romans auf den zeitgenössischen Afrikadiskurs zeigt, durchaus nicht naiv und unreflektiert, sondern ganz bewusst. Damit dürfte aber deutlich geworden sein, dass Raabes Realismus gerade nicht den programmatischen Vorgaben der Verklärung bürgerlicher deutscher Alltagsrealität entspricht, er erhofft sich gerade keine moralische Läuterung seiner Leser durch eine pädagogische Darstellung der deutschen Verhältnisse wie sie ›sein sollen‹. Vielleicht liegt der Realismus von Raabes *Abu Telfan* im Gegensatz dazu gerade darin, vorzuführen, wie, u. a. im Massenmedium Familienzeitschrift, afrikanische wie deutsche Realitäten diskursiv und medial erzeugt werden und welche Konstruktionsprinzipien derartigen Realitätskonstruktionen zugrunde liegen. Metaphorisch gesprochen geht es dieser Art von ›medialem Realismus‹ darum, das ›Unbewusste‹, das ›innere Afrika‹ des Realismus, bewusst zu machen.

⁴⁴ Vgl. dazu Thuncke, »Deutschlands afrikanische Gefangenschaft«; David A Jackson, »Wilhelm Raabes Reise in das Mondgebirge. Politische Tendenz und verfehlte Publikumswirksamkeit am Beispiel des Romans ›Abu Telfan‹«, in: Heinrich Detering, Gerd Eversberg (Hg.), *Kunstaunomie und literarischer Markt. Konstellationen des Poetischen Realismus. Vorträge der Raabe- und Storm-Tagung vom 7.–10.9.2000 in Husum*, Berlin 2003, S. 145–170.

Ein Passagier und Gentleman im sich globalisierenden 19. Jahrhundert

Der zirkuläre Exodus Phileas Foggs *In 80 Tagen um die Welt*

STEFAN HÖHNE (Berlin) und TIM OPITZ (Berlin)

1. Ein Roman und die globalisierende Welt

Im Jahre 1872 haben die Figuren aus Jules Vernes Romanen bereits Afrika und den Mittelpunkt der Erde erkundet, die Pole wie auch den Mond erobert und sind in die Tiefen der Ozeane vorgedrungen. Doch erst mit seinem elften Buch, *La Tour du Monde en Quarante-Vingt Jours*, erreicht Jules Verne ein großes Publikum und wird von seinen Zeitgenossen als bedeutender Schriftsteller wahrgenommen. Bezeichnenderweise geschieht dies allerdings mit einer Erzählung, die nicht von fernen Welten und fantastischen Maschinen handelt. Stattdessen ist ihr Schauplatz der ganz irdische Globus in seiner bis dahin ungekannten Erreichbarkeit. In diesem Text rücken nicht mehr die Hindernisse und Strapazen von Abenteuerexpeditionen ins Zentrum, sondern die Kunst des präzisen und gekonnten Umgangs mit Raum und Zeit.

Diese Themen werden im Roman in der Beschreibung einer rasanten Reise um die Welt entfaltet, zu der der englische Gentleman Phileas Fogg und sein französischer Diener Passepartout aufbrechen. In einer Wette gegen Mitglieder des Londoner Reform Club will Fogg beweisen, dass dieses Unterfangen in nur 80 Tagen möglich ist. Nach zahlreichen Hindernissen erreichen die Protagonisten wieder London, allerdings genau fünf Minuten zu spät. Sie glauben ihre Wette verloren, nur um kurz danach festzustellen, dass sie in der Weltumrundung gen Osten beim Überschreiten der Datums-grenze einen Tag gutgemacht und die Wette somit doch noch gewonnen haben.

Spannend und mit einfachem, rasantem Erzählstil kombiniert Verne Fortschrittsromantik, Liebesgeschichte und Zeitanalyse mit exotischen Schauplätzen und aufregenden Abenteuern. Die Schilderung einer Reise in Zeiten weltweiter Nähe, grenzenloser Verfügbarkeit und geringen Aufwands, macht gerade die Faszination und den Erfolg des Romans aus. Bereits kurz nach seinem Erscheinen wurde er als Theaterstück adaptiert, welches in Paris lange Zeit mit großem Erfolg aufgeführt wurde. Es folgten zahlreiche literarische Bearbeitungen, Verfilmungen, Opern, Fernsehserien, Musicals, Comics, Brett- und Computerspiele aber auch wiederholt Versuche, der Weltumrundung Foggs nachzueifern oder seinen fiktiven Rekord zu unterbieten.¹

¹ Besonders Aufsehen erregend war die Weltreise der Reporterin Nellie Bly 1889/90, auf der sie auch Jules Verne besuchte. Vgl. hierzu Brooke Kroeger, *Nellie Bly. Daredevil, Reporter, Feminist*, New York

All dies trug dazu bei, den Roman zu einem bedeutenden Element kultureller Vorstellungen und moderner Mythologien einer globalisierten Welt werden zu lassen.² Aufgrund von Vernes Hang zum Populären und Trivialen wurde sein Werk jedoch lange von der Literaturwissenschaft vernachlässigt. Seit einigen Jahren aber finden seine Romane vermehrt wissenschaftliches Interesse.³ Es entstanden inspirierende Analysen verschiedener Texte sowie überarbeitete Übersetzungen, die auch außerhalb des französischen Sprachraums eine kritische Auseinandersetzung ermöglichen. Doch ist gerade für den vorliegenden Roman eine wissenschaftliche Bearbeitung weitgehend ausgeblieben bzw. noch nicht weit fortgeschritten. Dies ist bemerkenswert, liegt doch sein Thema eigentlich im zentralen Interessensbereich einer Kulturwissenschaft, die sich intensiv mit den Phänomenen globalisierter Hierarchisierungen, Ausdifferenzierungen und Verknüpfungen auseinandersetzt.⁴

So kann *In 80 Tagen um die Welt* verstanden werden als frühe Beschreibung einer spätestens im 20. Jahrhundert hochrelevanten Kulturtechnik. Wenn man sich durch zahlreiche technologische Errungenschaften, allen voran Eisenbahn und Dampfschiff, schneller und weiter fortbewegen kann, wird die planerische Fähigkeit, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, zur Schlüsselkompetenz: Dieses Gespür für Timing zeigte sich bereits spiegelbildlich in der geschickten Vermarktung des Buches, welche sicherlich auf Vernes Verleger und lebenslangen Begleiter Pierre-Jules Hetzel zurückzuführen ist. So ist in einer bewussten Verschaltung von Romanzeit und »Echt-Zeit« der letzte Tag innerhalb des Textes, der 22. Dezember 1872, auch der Tag der Erstveröffentlichung in Frankreich.⁵ Über Nacht wurde das derart beworbene Buch ein durchschlagender Erfolg. In mehreren Zeitungen wurden Teile des Romans vorab als Fortsetzungen veröffentlicht und ließen zahlreiche Leser glauben, die Reise sei authentisch. Reisebüros, Eisenbahn- sowie Schifffahrtsunterneh-

1994; Nicholas Ruddick, »Nellie Bly, Jules Verne, and the World at the Threshold of the American Age«, in: *Canadian Review of American Studies* 29/1 (1999), S. 1–11.

² Dass das Motiv Fogs als Weltumrunder sich von dem Roman entkoppelt und zu einer Chiffre des 19. Jahrhunderts verselbstständigt hat, wird besonders in den Abbildungen deutlich, die die Protagonisten in einem Heißluftballon zeigen. Dieses Bild findet sich auf unzähligen Buchcovern, Hörbüchern, Filmplakaten und anderen Medien, obwohl Fogg dieses Vehikel in dem ganzen Roman nie benutzt bzw. dessen Verwendung sogar als »allzu abenteuerlich und wohl auch undurchführbar« ablehnt. Jules Verne, *In 80 Tagen um die Welt*, aus dem Französischen übers. von Gisela Geisler, Stuttgart 2007, S. 251. Im Folgenden werden Zitate nach dieser Ausgabe im Text in runden Klammern nachgewiesen.

³ Allerdings vor allem im französischen und englischen Sprachraum, eine deutschsprachige Jules-Verne-Forschung ist, bis auf wenige Ausnahmen nicht existent. Siehe hierzu besonders, als Ausnahme: Volker Dehs, *Jules Verne. Eine kritische Biographie*, Düsseldorf 2005.

⁴ Vgl. etwa Sebastian Conrad, »Transnational Germany«, in: James Retallack (Hg.), *Imperial Germany 1871–1918*, Oxford 2008, S. 219–241; Bruce Mazlish, Akira Iriye (Hg.), *The Global History Reader*, London 2005; auch, in Anwendung: C.A. Bayly, *The Birth of the Modern World. 1780–1914. Global Connections and Comparisons*, Oxford 2004.

⁵ William Butcher, »Introduction«, in: ders. (Hg.), *Jules Verne. The Extraordinary Journeys. Around the World in Eighty Days*, Oxford 1995, S. vii–xxxii.

mer wetteiferten darum, im Roman erwähnt zu werden. Zudem gab es parallel zu der Börsennotierung der »Aktie Fogg« im Text (30 ff.) viele reale Wetten auf oder gegen die erzählte Figur Fogg.

Bereits diese Andeutungen um die Veröffentlichungs- und Wirkungsgeschichte von *In 80 Tagen um die Welt* machen deutlich, dass sich in einer Analyse von Vernes berühmtestem Roman immer Fiktion und außertextliche Welt durchdringen. Dieser Zusammenhang zeigt sich auch in der Entstehung des Buches, für das der Autor bereits auf einige reale Weltumrundungen zurückgreifen konnte. Als zentrale Inspiration, insbesondere auch für die Figur Phileas Fogg, kann der amerikanische Milliardär, Großinvestor und Exzentriker George Francis Train (1829–1904) gelten. Durch Eisenbahn- und Immobilienspekulationen reich geworden, unternahm Train selbst die Reise um die Welt insgesamt drei Mal: Die erste im Jahre 1870 in verblüffenden 80 Tagen.⁶

Neben tatsächlichen Weltreisenden gab es für Jules Verne jedoch noch ein weiteres Vorbild: die Reiseagentur Cook. Diese bewarb im Sommer 1871 ein Angebot für eine komfortable Reise um die Welt mit einem All-inclusive-Pauschalervice für den anspruchsvollen Reisenden. Damit war endgültig das Ende des Zeitalters der Entdeckungen eingeläutet. Stattdessen war das Tor aufgestoßen zu einer Welt, in der der Name des Seefahrers Cook plötzlich für etwas völlig Neues stehen konnte, nämlich für das Besichtigen des bereits zuvor Entdeckten. In dieser Reisebüro-Werbung zeigt sich das Aufblühen einer globalen Ökonomie touristischer Ströme, in der das Fremde allein als kommodifiziertes *Reenactment* konstituiert wird und der Finanzkraft des Westens gehorcht. Eine Reise an entlegene und exotische Orte wird käuflich und damit alltäglich zugleich. Die Erreichbarkeit der Welt war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits im besten Sinne »normalisiert«.⁷

Ermöglicht wurden diese radikalen Veränderungen im globalen Entfernungsgefüge primär durch technische Innovationen. Durch ihre Implantierung und Verfestigung konnten sie als weltumspannende Verkehrslinien funktionieren: »Mobilität wurde erst jetzt durch Infrastrukturen untermauert.«⁸ Dies ging einher mit der Herausbildung globaler politischer Hegemonien: Die Welt wurde zunehmend in Metropolen und Kolonien eingeteilt, große Imperien, allen voran das Britische Empire, entstanden.⁹ Diese hatten ein zentrales Interesse am Auf- und Ausbau

⁶ Die letzte 10 Jahre später schafft Train in gerade mal 67 Tagen – eine rasante Beschleunigung. Zu Lebzeiten verehrt und gefeiert, nimmt Trains Leben jedoch ein tragisches Ende. Nach einem gescheiterten Versuch, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika zu werden, stirbt Train einsam und geistig verwirrt 1904 in New York. Vgl. Allen Foster, *Around the world with Citizen Train: the sensational adventures of the real Phileas Fogg*, Dublin 2002; George Francis Train, *My Life in many States and in Foreign Lands, dictated in my seventy-fourth Year*, New York 1902.

⁷ Vgl. Jürgen Link, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Göttingen 2006.

⁸ Vgl. hierzu Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009, hier insbes. S. 1291.

⁹ Man denke nur an die Darstellung bei Eric Hobsbawm, *The Age of Empire. 1875–1914*, London 1987.

verschiedenster Infrastrukturen, die ihre Besitzungen überhaupt erst beherrschbar machten.¹⁰ So manifestierte sich in den neuen globalen Hierarchien ein komplexes, auf Europa ausgerichtetes Gefüge aus politischen Abhängigkeiten mitsamt ihren technischen Artefakten (Dampfmaschine und Telegraph), administrativen Technologien (mit Pass und Fingerabdruck), aber auch etwa: Fahrplänen, Reisehandbüchern und -beschreibungen.

Unter dem Eindruck dieser Phänomene entstanden neue Formen des Wissens und Erfahrens, es erwachsen Phantasien von Fortschritt, Kolonialismus, Globalisierung, Zivilisierung und Exotisierung. Damit produzierten sie auch neue Subjektentwürfe. Und auf die Figuration dieser Touristen und Passagiere soll nachfolgend der Blick gerichtet werden.

2. Der Passagier Phileas Fogg und seine Mitreisenden: Tourist Passepartout, Detektiv Fix, Prinzessin Aouda

Auf die Reise um die Welt schickt Verne ein kongeniales Duo, den zurückhaltenden englischen Klischee-Gentleman Phileas Fogg und dessen, nicht weniger mit stereotypen Zuschreibungen ausgestatteten, französischen Diener: Passepartout. Hinzu treten der unglückliche Detektiv Fix, der Fogg für einen flüchtigen Bankräuber hält und ihn rastlos um die Welt verfolgt sowie ab der Durchquerung Indiens die junge Prinzessin Aouda, die von den Weltreisenden vor der Witwenverbrennung gerettet wird.

Dadurch, dass der Roman mit der Anwerbung Passepartouts durch Fogg beginnt, kann das Buch nicht nur als Reise- und Abenteuerroman, sondern ebenso als Beschreibung der Beziehung zwischen den beiden ungleichen Gefährten gelesen werden. Dass der Franzose Verne hier ausgerechnet einen Briten als Protagonisten wählt, ist bemerkenswert und macht den Roman zu einer den weltpolitischen Verhältnissen nachgestalteten Beziehungsgeschichte zwischen einem nicht aus der Ruhe zu bringenden, übermächtigen Part, Fogg, und einem Kompagnon voller Esprit, jedoch ohne die notwendigen Machtmittel.¹¹ Durch diese symbolische Figurenkonstellation wird bereits die Route der Reise vorweggenommen, die vor allem durch das Britische Empire und die anglophone Welt führt.

¹⁰ Vgl. hierzu allgemein Andrew Porter (Hg.), *The Oxford History of the British Empire*, Bd. 3: *The Nineteenth Century*, Oxford 1999. Siehe auch, zur Bedeutung und Verstetigung von Infrastrukturen unter kolonialen Bedingungen, Dirk van Laak, *Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für die Erschließung Afrikas 1880–1960*, Paderborn 2004.

¹¹ An dieser Stelle muss auch an die besondere Situation erinnert werden, in der sich der französische Staat nach der Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 befand. In Europa machtlos, musste man sich auf koloniale Expansion konzentrieren, die jedoch nur funktionieren konnte, solange man nicht in Konflikt mit dem britischen Empire geriet.

Phileas Fogg

Noch bevor »Phileas Fogg und Passepartout [...] einander als Herr und Diener an[nehmen]« (5), eröffnet der Roman mit einer ungewöhnlichen Vorstellung seines Protagonisten, des zwanghaften Exzentrikers Phileas Fogg. In dieser besonderen Exposition betont der Erzähler, dass über dessen Hintergründe und Vergangenheit praktisch nichts bekannt ist und man ihn besser dadurch beschreiben kann, wo er noch nicht war, wo er nicht Mitglied ist, was er nicht ist (5 ff.).¹² Fogg erscheint als Mann ohne Vergangenheit, dessen hervorstechendste Eigenschaft es ist, dass er besonderen Wert auf das exakte Einhalten von Ritualen und Uhrzeiten legt. Dementsprechend organisiert er seine Tage minutiös, sein Lebensinhalt scheint aus der Vermeidung von Unvorhergesehenem zu bestehen. Ein Verstoß gegen diese Rituale kommt für Fogg einem persönlichen Affront gleich und ein solcher, die um zwei Grad zu niedrige Temperatur des Rasierwassers, führt zu Beginn des Romans zur Entlassung seines bisherigen Dieners (9) und macht die Einstellung des neuen – Passepartout – nötig.

Zugleich nimmt Fogg die ihm als wohlhabenden Gentleman zufallenden sozialen Pflichten manisch korrekt wahr, indem er – immer zur gleichen Zeit – in den Londoner Reform Club¹³ geht. In festem Ritual liest er dort Zeitung (17), führt Gespräche und spielt vor allem Whist, ein Kartenspiel, das höchste Konzentration und Präzision erfordert. Der renommierte Club scheint dem äußerst scheuen und nur wenig unternehmungslustigen Fogg ein zweites Zuhause und zugleich einziger Kontakt zur Welt zu sein.¹⁴ So findet hier auch Fogg's Weltumrundung Beginn und Ende, denn nirgendwo sonst hätte er Wettpartner gefunden. Überraschend ist die Plötzlichkeit, in der Fogg sich auf die Wette und den sofortigen Aufbruch einlässt (23). Seine Feststellung »Ich bin immer reisefertig« (25) zeigt deutlich, dass für ihn die Reise um die Welt zugleich Alltäglichkeit und Nicht-Bewegung bzw. Nicht-Ausbruch aus der Routine bedeutet.

Und genau diese seltsamen Eigenschaften und Ansichten Fogg's sind es, die ihn, bereits ohne sich fortzubewegen, zu dem machen, als was er in diesem Aufsatz vorgestellt werden soll: zum Prototyp einer in der Moderne neu aufkommenden kulturellen Figur, dem weltreisenden Passagier.¹⁵ An die Stelle der idealtypischen Sub-

¹² Vgl. Timothy Unwin, *Jules Verne. Journeys in Writing*, Liverpool 2005, S. 156.

¹³ Zur Geschichte dieses 1832 gegründeten Clubs: Russell Burlingham, Roger Billis, *Reformed Characters. The Reform Club in History and Literature*, London 2005.

¹⁴ Vgl. zum Phänomen der Clubs als Ersatz für ein häusliches Umfeld Amy Milne-Smith, »A Flight to Domesticity? Making a Home in the Gentlemen's Clubs of London, 1880–1914«, in: *The Journal of British Studies* 45/4 (2006), S. 796–818.

¹⁵ Bernhard Siegert bestimmt die Genese des Passagiers bereits im 16. Jahrhundert, allerdings nicht in seiner Ausformung als Weltreisenden, sondern als Migranten in der Kolonialisierung Südamerikas durch die spanische Krone. Vgl. Bernhard Siegert, *Passagiere und Papiere. Schreibakte auf der Schwelle zwischen Spanien und Amerika*, München 2006.

jekte des Entdeckers und Bildungsreisenden des 18. und frühen 19. Jahrhunderts – verkörpert etwa durch Alexander von Humboldt¹⁶ – treten nun globale Passagiere und Touristen. Ihr Erscheinen markiert das Verschwinden einer Epoche der globalen Entdeckung hin zu einem Zeitalter der Beschleunigung und universellen Erreichbarkeit des bereits Bekannten. Der Charakter Phileas Fogg kann als ideale Verkörperung des Passagiers gelten: der Weltreisende, der, wenn er könnte, nicht aus seiner Schiffskabine treten würde. Denn genau genommen tritt er entgegen dem Titel des Romans gar keine »Reise« um die Welt an: »Er reiste ja auch gar nicht – er war ein Schwermkörper, der entsprechend den Gesetzen der Bewegungslehre eine Erdumkreisung vollzog.« (65)

Ausschließlich auf dem schnellstmöglichen Weg bewegt sich Phileas Fogg fort, rastlos und präzise – seiner Charakterzeichnung entsprechend. Er unternimmt keine Ausflüge,¹⁷ um sich Sehenswürdigkeiten in der Welt anzusehen oder zu kontemplieren. Er wird einzig von Verkehrsmitteln immer weiter transportiert, um an den Ursprung des Unterfangens zurückzukehren. An Zwischenstationen interessiert er sich für »nichts von alledem!« (60) und will einzig gut essen, Whist spielen und seinen Pass zum Beweis der Reise gestempelt wissen. Das genau macht den Passagier aus, einzig das Interesse an ungehinderter, schneller, möglichst komfortabler Fortbewegung – die allerdings für den sich Fortbewegenden weitgehend folgenlos bleibt: »Der heimgekehrte Fogg glich haargenau dem Fogg des Abreisetages.« (273)¹⁸

Dass der Leser nach der Lektüre des Romas doch eine beachtliche Liste von Eigenschaften zusammentragen kann, die sich mit Phileas Fogg verbinden lassen, widerspricht dabei nicht seiner Typisierung als Passagier, im Gegenteil. Er ist in gleichem Maße »efficient, polite, tenacious, fair-minded, truthfull, intelligent, and inventive«¹⁹ und zwar insbesondere dann, wenn es dem reibungslosen Ablauf seiner Fahrt zuträglich ist. Des Weiteren geht seine Typisierung als »Passagier« eine insbesondere für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts notwendige Verbindung mit den Zuschreibungen an einen »englischen Gentleman« ein. Als reicher, weißer, englischer Mann ist das Reisen zu dieser Zeit am einfachsten und sichersten.

Zudem ermöglicht es diese Doppelcodierung, die Figur Fogg zugleich als Heilsbringer moderner Verkehrsinfrastrukturen und als Protagonisten in einer, von englischen Eliten dominierten, globalen Zivilisierungsmission²⁰ darzustellen. In diesen Kontext ist auch die »Rettung« Aoudas (84 ff.) vor der Witwenverbrennung einzuordnen: Foggs Personifikation von »Englishness« steht im Kontext eines kolo-

¹⁶ Vgl. etwa Ottmar Erte, *Alexander von Humboldt und die Globalisierung. Das Mobile des Wissens*, Frankfurt a. M. 2009.

¹⁷ Einzig durch den Einfluss von Aouda und offenkundig das Interesse des Autors Verne weicht Fogg in den USA von dieser Regel ab, wenn er im Staat Utah die »Stadt der Heiligen« besichtigt (206).

¹⁸ Vgl. hier auch, insbesondere zur Symbolik der Kreislinie, Unwin, *Journey in Writing*, S. 32 f.

¹⁹ Butcher, »Introduction«, S. xvii.

²⁰ Vgl. Boris Barth, Jürgen Osterhammel (Hg.), *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*, Konstanz 2005.

nialistischen Projektes überall auf der Welt die »barbarischen Sitten«, in diesem Fall »der Inder«, entgegen (82).

Als Ideal eines Gentlemans der englischen Oberschicht ist Phileas Fogg loyal, stilvoll, ehrlich und zuvorkommend – jedoch ebenso triebgehemmt, verschlossen und selbstbezogen. Sein Denken und Handeln ist zweckorientiert sowie weitgehend entkoppelt von jeglichen Emotionen, im Text wird ihm gar ein »Herz« abgesprochen (65). In seiner übersteigerten Exzentrik unterwirft er sich nur einer Autorität: der Zeit, welcher er quasireligiös durch unzählige Uhren in seiner Behausung huldigt (15). Jeglicher Neugier am Fremden enthoben, richtet sich sein Blick immer nur nach innen. Um das Weiterkommen zu sichern und seinen Gewohnheiten Genüge zu tun, widmet er sich Zeitungen und Fahrplänen, keineswegs aber seiner Umgebung: »Er war immer derselbe kühl zurückhaltende Gentleman, den wir im Reform Club zu London kennenlernten, und er reagierte auf die Außenwelt nicht mehr als die Chronometer an Bord des Schiffes.« (52)²¹ Sein Leben funktioniert in festen Kreisläufen und selbst die Fahrt um die Welt ist nur ein absehbarer Zyklus, der 80 Tage währt.²²

Somit erweist sich Fogg als sehr gekonnt in der Anwendung zahlreicher Kulturtechniken der Dekontextualisierung und Distanzierung: In seinem Bestreben nach Abschottung findet er in den transitorischen Räumen der Schiffskabinen (z. B. 44), Zugabteile (193 ff.), Wartesäle und Salons (z. B. 116) seine ideale Umgebung. Die Austauschbarkeit hat für Fogg eindeutig System, da sie es ihm ermöglicht, sich bei ständiger Fortbewegung eine alltägliche Gleichmäßigkeit vorzugaukeln. Ein sich Anpassen, ja auch nur ein Aufschauen, erscheint so völlig unnötig: »Phileas Fogg in seinem erhabenen Gleichmut. Er [...] nahm von den Sternschnuppen um ihn her keinerlei Notiz.« (123)

Sein Interesse gilt weder Sehenswürdigkeiten noch Naturspektakeln und seine Bedrohungen sind auch nicht die Monster und Gefahren, denen sich die Helden in Vernes vorherigen Romanen stellen mussten. Vielmehr droht in *In 80 Tagen um die Welt* der Erzfeind des modernen Passagiers: die Verspätung. Ihre Potentialität ist im Roman omnipräsent. Niemals sind Phileas Fogg und seine Gefährten einer tödlichen Gefahr ausgesetzt. Die bange Frage in allen brenzligen Situationen ist vielmehr, ob man die Reisenden schnell genug aus ihren misslichen Lagen befreien kann: Für die Rettung Aoudas stehen beispielsweise genau die 12 Stunden, die Fogg seinem Zeitplan voraus ist, zur Verfügung (84). Die Verspätung ist das Kismet des Passagiers: Sie kann ihn immer und überall ereilen, und zumeist ohne, dass er sie beeinflussen könnte.

²¹ Der Vergleich Fogs mit einem »Chronometer« wird bereits auf S. 12 eingeführt. Er wird hier, einem Gentleman seines Formats sicher angemessen, zugleich mit einem besonders genauen wie komplexen Zeitmessinstrument verglichen.

²² Zu Fogg und den Zyklen: William Butcher, *Vernes Journey to the Centre of the Self. Space and Time in the Voyages extraordinaires*, Basingstoke 1990, S. 75 ff.

Dieses Ausgeliefertsein verweist auf eine der Grunddispositionen des Passagiers. Als jemand, der ein Transitvehikel benutzt, es jedoch nicht selbst steuert, hat er nur die Möglichkeit der indirekten Einflussnahme gegenüber all der Maschinerie. Einmal im maschinellen Ensemble des Transits integriert, kann er mögliche Verspätungen kaum selbst aufholen, die Ursachen der Unpünktlichkeit liegen außerhalb seiner Einflussnahme: Maschinenschäden, Wetter oder menschliches Versagen. Im Angesicht dieses Determinismus präpariert sich der Passagier mit einer mentalen Rüstung von Zuversicht, Vertrauen und dem festen Glauben an Technik und Fortschritt. Diese Selbstzufriedenheit in der Moderne kann sogar der Grund sein, überhaupt eine Reise anzutreten: »Phileas Fogg undertakes his journey because [...] he is a believer in the progress of civilization.«²³

Allerdings kann dieses Vertrauen in den Fahrplan des Fortkommens eines als »Schwerkörper« um die Erde kreisenden (65) Passagiers auch in Apathie umschlagen. Von den anderen Figuren des Romans wird Fogg oftmals als »phlegmatisch« beschrieben (z. B. 43), wenn er beispielsweise auf verpasste Schiffe wartet oder gleichmütig seinen Plan verfolgt. Am Ende des Romans schlägt diese Lethargie in einen gefährlichen Gemütszustand um. Fogg kann, als die Wette verloren und der ganze Aufwand umsonst scheint, nicht anders reagieren, als in Depression voll »gewohnter Gleichgültigkeit« (269) zu verfallen: die Tragik des Passagiers, dem der Selbstzweck der Passage abhanden gekommen ist.

Dieser klaglose Absturz kann natürlich nur durch die spezifischen Eigenheiten, die die Figur des Passagiers auszeichnen und die immer wieder als Merkmale von Phileas Fogg beschrieben werden, tatsächlich geschehen. Nichts außer dem Fortbewegen nimmt er von seiner Reise mit. Dadurch jedoch tritt zugleich eine andere Figur in das Blickfeld, die, immer in Fogs Kielwasser sich bewegend und sogar auf dessen Veranlassung, ganz anders reist: »Er [Fogg] dachte nicht im Traum daran, die Stadt zu besichtigen. Wie viele Engländer seines Standes überließ er diesen Teil der Reise seinem Diener.« (44)

Passepartout

Der am Beginn des Romans angeworbene Passepartout ist mehr als nur ein Kofferträger für Fogg, er verkörpert vielmehr ein alternatives Modell des Umgangs mit der Fortbewegung und dem Reisen in der Moderne. Anfänglich ist der Franzose einer Weltumrundung gegenüber skeptisch eingestellt: beim Gedanken daran »gaben seine Knie nach« (27). Zudem widerspricht eine so große Unternehmung seiner expliziten Vorstellung, die ihm beim Eintritt in Fogs Dienste vorschwebte: »Friedfertigkeit« (16). Insgeheim sehnt sich der ehemalige Akrobat nach dem Verbleib an einem festen Ort. Doch einmal abgereist, wandelt sich Passepartout schnell

²³ Timothy Unwin, *Le Tour du Monde en Quatre-Vingts Jours*, Glasgow 1992, S. 3.

zu einem Menschen, der von der Fahrt begeistert ist und sich keines der exotischen Wunder und Sehenswürdigkeiten entlang der Reiseroute entgehen lässt – er wird zum prototypischen Touristen. Diesen zeichnet seit den technischen Innovationen des ausgehenden 19. Jahrhunderts aus, dass er die Fortbewegung als selbstverständlich begreift, aber den Ort an den ihn die Schiffe und Eisenbahnen bringen als das wirklich Interessante ansieht. Der Tourist wandelt auf den Spuren des Entdeckers, weil er sich für das Fremde, Ferne und Exotische interessiert. Er sucht Authentizität und Ursprünglichkeit, findet aber nur bereits Gefundenes und ist damit Teil in einer globalen Vergnügungsökonomie.

Dieser touristische Habitus²⁴ drückt sich in den gleichsam formelhaften Gedanken Passepartouts aus, die der Rückseite einer Ansichtspostkarte entnommen sein könnten: »Das Essen war ausgezeichnet, die Unterbringung ließ nichts zu wünschen übrig, und er lernte etwas von der Welt kennen.« (53) Dies ist zugleich genau der Moment, in dem ihm die Reise um die Welt »schon fast ein bisschen Spaß« (ebd.) zu machen beginnt. In der Folge ist er es, der Tempel und Märkte besichtigt (62 f.) und immer wieder, auf seine interessierte naive Art, Kontakt zu den Menschen aufnimmt, so etwa in Japan (168 ff.) oder im Zug in den USA (201 ff.). Er verhält sich damit, so stellt es sogar der Erzähler im Roman fest, »wie alle Touristen« (63).

Passepartouts touristischer Blick und seine Faszination am Fremden lassen ihn zu einem teilnehmenden Beobachter werden, der das Andere und Unbekannte exotisiert, indem er beispielsweise »das bunte Rassengemisch, das die Bevölkerung von Aden bildet« (56, vgl. auch 163), bestaunt. Hier verweist der Name Passepartout nicht nur auf die Listenhaftigkeit des Dieners, sondern ebenso auf das Einordnende seiner Wahrnehmung, die als frühe Form des touristischen wie photographischen Blickes verstanden werden kann. Passepartouts Perspektive ermöglicht im Roman die Sicht nach Außen, sie bildet den Rahmen des interessierten Beschreibens von Landschaft, Menschen und Exotismen. Als Vehikel der Einrahmung und Schilderung fremder Orte und Kulturen fungiert seine Figur als heterologische Operation, wie sie Michel de Certeau beschreibt: Sie ist literarische Beschreibung des Fremden mit dem Effekt ihrer Festschreibung und Aneignung.²⁵ Ohne Passepartout wäre *In 80 Tagen um die Welt* nur eine Innenbeschreibung von immer gleichen Kabinen; so jedoch ist der Roman bunt, aufregend und, wenn Passepartout »auf sich selbst gestellt« (159) ist, sogar »geheimnisvoll« (163).

²⁴ Vgl. zur Genese touristischer Wahrnehmungsökonomien John Urry, *The Tourist Gaze*, London 1990.

²⁵ Vgl. dazu Michel de Certeau, *Heterologies. Discourse on the Other*, Minneapolis 1986.

Fix

Dabei ist die Figur im Roman, die aus sich selbst das größte Geheimnis zu machen versucht, ein anderer: der Detektiv Fix.²⁶ Dieser nimmt an, dass Phileas Fogg ein Bankräuber ist (34 ff.) und folgt ihm im Auftrag Scotland Yards auf seiner vermeintlichen Flucht. Neben seiner Rolle als komisches Element und Karikatur staatlicher Machtapparate kommt Fix vor allem eine Funktion zu: Er macht die Unzulänglichkeiten in den technischen Infrastrukturen der 1870er Jahre deutlich. Zugleich weist er auf die Alltäglichkeit der Weltreise hin, die er wider Willen unternimmt, ohne dass es wirklich jemand bemerkt.

In seinem Verhalten gegenüber Fogg spiegeln sich beide Extreme von Fix' Rolle: Einerseits kann er diesen mehrfach nicht festsetzen, weil er dazu einen schriftlichen Haftbefehl benötigt. Dieser wird ihm aus London nachgesandt und kommt damit zwangsläufig immer ein Schiff nach Fogg und Fix selbst am Bestimmungsort an. Daher versucht er auf der ersten Hälfte der Reise den vermuteten Verbrecher zumindest zu bremsen. Ab dem Moment jedoch, als er begreift, dass Fogg tatsächlich wieder auf dem Weg zurück nach England ist, versucht er dessen Unternehmung zu beschleunigen. Beides ist von mäßigem Erfolg gekrönt, da Foggs Reise durch Fahrpläne determiniert ist und alle Unwägbarkeiten bereits »einbegriffen« sind (23).

Andererseits wird Fix von Fogg nicht als Detektiv und Verfolger wahrgenommen, obwohl er ihn immer wieder und überall auf der Welt trifft. Für Fogg ist es wenig überraschend, dass auch andere um die Welt fahren. Wenn es regelmäßig verkehrende, weltumspannende Transportmittel gibt, dann gibt es auch Menschen, die sich ständig und überall von diesen befördern lassen. So teilt der Protagonist der Reise seine Fortbewegungsmittel immer wieder mit militärischen und technokratischen Führungsschichten (z. B. dem Brigadegeneral Sir Francis Cromarty 64 ff.), Handlungsreisenden des Empires, der globalen Elite des 19. Jahrhunderts.

Dass Fix seinen Bankräuber letztendlich recht unspektakulär in Liverpool festnimmt (264), ist dabei zugleich eine treffende Analogie auf die Reichweite imperialer Infrastrukturen. Dabei nimmt Fix seine eigene Weltumrundung kaum wahr, er denkt lediglich an seine »Pflicht« (265). Die Möglichkeit Fogg festzunehmen allerdings hat er, trotz verschiedenster Anlaufpunkte, Konsulate und Polizeistellen des britischen Empires weltweit, schlussendlich nur im Mutterland. Die westliche Durchdringung der kolonialen Welt ist eine auf verschiedene Dienstleistungen und Techniken beschränkte, die sich auf »Inseln der Herrschaft« konzentriert.²⁷ In vielen Bereichen und für viele Menschen bleibt sie gleichsam virtuell, ebenso wie Fix selbst

²⁶ Zu Fix und seiner Rolle vgl. insbesondere Robert Rushing, »Traveling Detectives: The ›Logic of Arrest‹ and the Pleasures of (Avoiding) the Real«, in: *Yale French Studies* 108 (2005), S. 89–101.

²⁷ Vgl. vor allem Michael Pesek, *Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika. Expeditionen, Militär und Verwaltung seit 1880*, Frankfurt 2005.

der virtuelle Mitreisende in Foggs Reisegesellschaft ist: immer dabei, immer außen vor.

Aouda

Ein entgegengesetztes Schicksal erleidet die »indische Prinzessin« Aouda: Sie ist das dem englischen Gentleman Fogg eigentlich Äußere, eine Inderin, eine Frau – und doch, am Ende der Reise ist sie ihm so nah, dass sie ihm »Verwandte und Freundin« zugleich sein will und die beiden heiraten werden (274). Zudem wird nur durch diese Heirat der Clou der gesamten Handlung, die Zeitverschiebung von einem Tag zu Gunsten Foggs, aufgedeckt (281 f.). Ohne seine Damenbegleitung, der er erst nach abgeschlossener Reise Aufmerksamkeit entgegenbringt, wäre die Wette verloren gewesen und Fogg wahrscheinlich in seinen Depressionen gefangen geblieben.

Dabei wird am Beispiel Aoudas im Text das Spiel von Nähe und Fremdsein, kolonialisiertem Subjekt und Weltreisender auf die Spitze getrieben. So ist ihre Rettung ein Eingriff des Autors in einen im britischen Indien andauernden Diskurs über Recht und Unrecht der Witwenverbrennung, des traditionellen Sati.²⁸ Dies wird von Fogg als abzuschaffende »barbarische Sitte« gebrandmarkt (82). Entsprechend schreitet seine Reisegruppe auch ein, um die »Unglückliche« (ebd.) zu retten. Nach ihrer Befreiung entpuppt diese sich jedoch nicht als hilflose Kolonisierte, sondern vielmehr als koloniale Hybride: eine junge Frau, zweigeteilt zwischen ihrem gefeierten, über den intertextuellen Hinweis eines Gedichts (95) geschickt in den Roman eingewobenen und aus diesem zugleich herausgehobenen, Aussehen und ihrer vorbildlichen europäischen Bildung (85). Als Mitglied der indischen Oberschicht, wird sie durch ihre »vollkommen englische Erziehung [...] und wegen ihres Auftretens [...] oft für eine Europäerin gehalten« (ebd.). Ebenso verfügt sie über ein weitreichendes, transnationales Netzwerk, da sie zuerst zu einem Verwandten nach Hongkong (98) und als dieser dort nicht zu finden ist, nach Holland (129) gebracht werden soll. Sie ist mehr als nur ein kolonialer Untertan, was durch ihre tragende Rolle betont wird. Aouda ist lebendes Beispiel für die Globalisierung von Werten, Normen und Sozialkontakten, für eine bereits um 1870 existente, unsichtbare Kette weltweiten Austauschs.

Schließlich nimmt sie der pflichtbewusste Gentleman mit in seine Heimat, in die sie gleichsam zu gehören scheint. Und obwohl Fogg »doch kein Herz, jedenfalls nicht in amourösen Gefilden« hat (123),²⁹ scheint Aouda die ideale Partnerin für ihn zu sein. In Wechselwirkung mit Fogg verkörpert sie einen erfolgreichen, assi-

²⁸ Vgl. hierzu Andrea Major (Hg.), *Sati. A historical Anthology*, New Delhi 2007; Lata Mani, *Contentious Traditions. The Debate on Sati in colonial India*, Berkeley 1998.

²⁹ Vgl. hierzu auch Unwin, *Tour du Monde*, S. 10.

militorischen und sich als wohlütig verstehenden Kolonialismus, der im Großbritannien des ausgehenden 19. Jahrhunderts die andere Seite von Fortschrittsgläubigkeit ist.

3. *Inventare des Passagiers und Touristen*

Für ein tieferes Verständnis der kulturellen Figuren des Passagiers und des Touristen lohnt sich ein Blick in das Reisegepäck der Romanfiguren. So lässt die Analyse der transitspezifischen Artefakte von Fogg und Passepartout Rückschlüsse auf idealtypische touristische wie auch passagierhafte Praktiken zu. Denn die industrialisierte Form der globalen Umrundung ist nicht nur auf maschinelle Ensembles angewiesen, sie generiert auch neue Inventare, welche sowohl auf die neuen Technologien und Bürokratien der Fortbewegung bezogen sind als auch auf neuen Praktiken und Wissensformen beruhen.³⁰

Das Gepäck von Fogg und Passepartout ist auf das Wesentliche beschränkt. Vor dem Beginn der Reise beauftragt Phileas Fogg seinen Diener mit dem Packen folgender Dinge:

Nur eine Tasche für das Nachtzeug. Legen Sie zwei Leinenhemden und drei Paar Socken dazu. Für Sie selbst das Gleiche noch einmal. Anderes kaufen wir unterwegs. Holen Sie jetzt meinen Regenmantel und die Reisedecke, und ziehen Sie feste Schuhe an. Wir werden allerdings wenig oder gar nicht zu Fuß gehen. Sie können mit dem Packen anfangen. (27)

Neben diesen Utensilien des Alltags, die eine Schnittmenge in den Inventaren des Passagiers und Touristen darstellen und zu denen auch 20.000 Britische Pfund als Reisekasse zählen, sind drei Artefakte von besonderer Bedeutung: Fogg's Pass, der *Bradshaw* sowie die Taschenuhr Passepartouts.

Die Pässe

Bei der Reise um die Welt in 80 Tagen dienen die Pässe vor allem dazu, Fogg's Wettpartnern im Reform Club den Nachvollzug der Reise zu belegen. Damit fungieren sie als Zeugnis der Unternehmung und erzeugen eine verbrieft Glaubwürdigkeit. Dem Einwand der Wettpartner, dass das Wort Phileas Fogg's als Gentleman doch genügen würde, widerspricht Fogg selbst. Seinem Empfinden nach sei die bürokratische Überprüfung doch wesentlich korrekter als ein mündliches Versprechen.

³⁰ Vgl. dazu Paul Basu, Simon Coleman, »Introduction: Migrant Worlds, Material Cultures«, in: *Mobilities* 3 (2009), S. 313–352.

Dies ist umso bemerkenswerter, da der britische Pass zu dieser Zeit für die Reise um die Welt nicht notwendig war. In einer Art vorausseilenden Gehorsams verlässt Fogg hier die Moralvorstellungen des viktorianischen Gentleman, welche auf dem verbalen Ehrenwort beruhen und misst stattdessen staatlichen Grenzkontrollen eine höhere Autorität zu.

Und so ist Fogg's Gang zum Passamt zumeist auch seine einzige Auseinandersetzung mit der jeweiligen Reisestation (etwa 40 ff.). In der Stempelung des Passes offenbaren sich die Transitorie als Ansammlung logistischer Prozesse: Die Fremde wird administrativ strukturiert und bürokratisch veraktet. Diese Abläufe sind eine frühe Form jener »individualisierten Anonymität« des Transits, die den Zugang zu den Orten und Räumen der Mobilität durch individualisierte Verfahren von Berechtigungen und Legalitäten regelt.³¹

Der *Bradshaw*

Die Choreographien des Transits manifestieren sich in einem Artefakt, das gleichsam Bedingung wie Folge dieser Synchronisierungen ist. Es handelt sich um »Bradshaws Kursbuch und Reiseführer für den Kontinent, aus dem er alle notwendigen Reisedaten und -zeiten ersehen konnte.« (28)

Gegründet von dem englischen Verleger, Drucker und Kartographen George Bradshaw, versammelte der »Bradshaw« seit 1839 alle Abfahrts- und Ankunftszeiten der britischen Eisenbahnbetreiber.³² Ab 1841 in monatlichem Rhythmus erscheinend, wurde er schnell universeller Ausdruck für jedwedes Kursbuch. Er fungierte als strukturierendes Element im Chaos der unterschiedlichen Eisenbahnlinien, ihrer zahlreichen Unternehmen und dem unkoordiniert wuchernden Streckennetz. Mit der Einführung von *Bradshaw's Continental Railway Guide* im Jahre 1847 expandierte das Buch mit dem bemerkenswerten Anspruch, alle Eisenbahnstrecken-Fahrpläne des europäischen Kontinents zu versammeln und so länderübergreifend Anschlussfahrten zu sichern. Innerhalb eines halben Jahrhunderts wuchs sein Umfang von 32 auf über 1.000 Seiten, Zeugnis der Expansion des Eisenbahnwesens und der modernen Obsession an raum-zeitlichen Ordnungssystemen. Mit der zeitweiligen Expansion des *Bradshaw* zur Abdeckung aller Strecken der britischen Kolonien fungierte er als Glossar globalisierter transitorischer Fluchtlinien und stellte einen gedruckten Herrschaftsanspruch im imperialen Kontext dar.

Dabei prägte der *Bradshaw* nicht nur die transitorischen Praktiken des 19. Jahrhunderts, er fand ebenso Eingang in die Vorstellungswelten der Zeit und wurde zum gern genutzten intertextuellen Verweis. So ist er zentrales Artefakt in der Ent-

³¹ Vgl. dazu Marc Augé, *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, Frankfurt a. M. 1994.

³² Ian Jack, »Book of Hours«, in: *The Guardian*, 22. Juli 2006.

wicklung des Kriminalromans als Werkzeug zur Überprüfung oder Vortäuschung eines Alibis, was Conan Doyles Sherlock Holmes bemerken lässt: »the vocabulary of the Bradshaw is nervous and terse, but limited.«³³ Und nicht nur der Passagier Phileas Fogg findet großen Gefallen an dem Studium der Fahrpläne als Reiselektüre – sogar Bram Stoker lässt Graf Dracula auf seinem abgelegenen Schloss den *Bradshaw* lesen.³⁴

Für die kulturelle Figur des Passagiers wird der Fahrplan zum unersetzbaren Inventar. Er fungiert als Schlüssel zum Eintritt in das Reich globaler Ströme und zum Verständnis ihrer temporal-räumlichen Codierung. Die Ansammlung von Streckennummern, Zugnummern, -zeiten und Anschlussmöglichkeiten spannt imaginäre Bahnen und Vektoren über Landkarten, die vom Passagier in Fortbewegung umgesetzt werden können. Vom *Bradshaw* Phileas Foggs bis zu den heutigen Datenbanken globalen Transits ist es nur noch ein kleiner Schritt. Die Codierung des Raumes wie der Orte manifestieren sich als Abfolge von Zahlen und Buchstaben, in der sich heute jede transitorische De- und Reterritorialisierung beschreiben lässt: Brindisi – Suez – Bombay oder TXL – JFK – LAX – das Mantra des Passagiers hat sich nur geringfügig gewandelt.

In Kombination mit dem *Bradshaw* operiert Fogg zudem mit einem personalisierten Protokollsystem, seinem Reisekalender. Indem Fogg in ihm lediglich die Ankünfte, Dauer und Abfahren der eigenen Reise protokolliert, um etwaige Zeitgewinne und -verluste zu errechnen, fungiert er als Buchhalter seiner eigenen Bewegung (z. B. 57). Damit ist Foggs Reisekalender eine Verfallsform des Reisetagebuchs der Forscher und Bildungsreisenden des 18. Jahrhunderts, welches als Medium der Bewahrung und Reflexion von Erlebnissen und Erfahrungen fungierte. Dem entgegen ist es das zentrale Ziel des Passagiers, voranzukommen, oder in Foggs Worten: »Ich muss auf dem schnellsten Wege nach Europa reisen. Schon die geringste Verspätung schadet meinen Interessen« (223). Wenn es gilt, jegliche Erlebnisse zu vermeiden, was gäbe es dann noch aufzuschreiben?

Anstelle der Karten, Skizzen und Berichte des Reisetagebuchs findet sich im *Bradshaw* eine gänzlich andere Form der Protokollierung des Transits. In abstrakter Form kodifiziert der Fahrplan lediglich zwei Dimensionen: Raum und Zeit. Auf diesem Weg werden die Menschen der klaren Struktur ihrer Mobilität vergewissert, Fortbewegung wird um Rationalität und Kalkulierbarkeit angereichert. Mit diesem Verfahren gelangt noch ein weiteres Element zur Entfaltung: die Kommodifizierung der Zeit: »Time was, increasingly, assigned a monetary value by an advancing

³³ Arthur Conan Doyle, *The Valley of Fear*, Whitefish 2004.

³⁴ Dies ist nur einer der zahlreichen Bezüge des Romans zu den maschinellen Ensembles der Eisenbahn. Auch Mina studiert mit großer Begeisterung Fahrpläne. Und auch Kafkas Gregor Samsa liest sie.

capitalist economy – a value signified in the precision of the timetable: even smaller units of measurement became valuable.«³⁵

Die Taschenuhr

Während im *Bradshaw* die Abfahrtszeiten in lokaler Uhrzeit angegeben sind und Fogg minutiös seine Taschenuhr bei jedem Überqueren einer Zeitzone anpasst und sich so permanent mit den Codes des *Bradshaw* synchronisiert (44), erweist sich Passepartout diesem Verfahren gegenüber als inkompatibel. Sein Umgang mit der Fremde findet ihren Ausdruck in einem zentralen Artefakt des Romans: der Taschenuhr.

So verweigert sich Passepartout, seine Uhr an die jeweilige lokale Zeit anzupassen, als Zeichen seines Respekts vor dem Familienerbstück (46). Starrsinnig beharrt Fogs Diener auf der Richtigkeit seiner Uhrzeit – alle anderen Uhren (wie auch die Sonne), gehen eben falsch. Dadurch wird er immer wieder in Situationen verstrickt, die ihn aufhalten. Passepartouts Taktik der Verweigerung ist bemerkenswert – ist sie doch nichts weniger als Ausdruck des Beharrens auf dem Eigenen und der Herkunft. Sie bezeugt das Gefühl der eigenen kulturellen Superiorität und der Verweigerung von Adaption wie auch die Degradierung des Lokalen und ihrer Exotismen. Ähnlich wie alle russischen Bahnhofsuhrn bis heute immer die Moskauer Zeit anzeigen, konstituiert Passepartout eine temporale Anomalie: eine Form von permanentem intentionalen Jetlag. Sie kann als koloniale wie touristische Praktik negativer Enkulturation verstanden werden. Das Bewusstsein des flüchtigen Aufenthalts produziert eine temporale Distanzierung, die einer örtlichen Entkoppelung gleichkommt. In der nicht umgestellten Taschenuhr spiegelt sich die ständige Verbundenheit mit dem Ort der Abfahrt und damit auch der Herkunft. Damit wird sie Element touristischer Wahrnehmungsmodi, sie impliziert zwangsläufig die eigene Rückkehr.

Darin zeigt sich bereits, dass trotz der unterschiedlichen Subjektivierungsformen des Passagiers und Touristen beide durch ihre Bezogenheit auf die Zeit eng miteinander verknüpft sind. Wie die unendliche Linie auf einer Kugel sich irgendwann zu einem Kreis schließt, synthetisiert die – ebenfalls im Kreis laufende – Uhr die Linearität der Zeit. Gekoppelt mit dem *Bradshaw* ist es im Roman vor allem die Taschenuhr, die Präzision erzeugt und dadurch kontrollierte Bewegung ermöglicht. Damit wird die Uhr zum Sinnbild der raumzeitlichen Expansion im 19. Jahrhundert und zum Model der Aneignung:

³⁵ Vgl. dazu Mike Ebester, »Designing Time. The Design and Use of Nineteenth-Century Transport Timetables«, in: *Journal of Design History* 22 (2008), S. 91–113, hier S. 104.

[...] the clock, a celebratory machine that remains autonomous ›despite the conditions of the sea and differences of temperature‹, impervious to all alteration, inviolable, allows the ›reduction‹ of ship time at the port of embarkation; it allows each moment of circumnavigation to be tied to the referential time of departure; and it is the rotation of the chronometer that allows for the measuring, control and rectification of any drift in space.³⁶

Genau dies beschreibt auch Jules Verne, wenn er Phileas Fogg mit einem Chronometer vergleicht, der als Passagier in seinem allein auf Fortbewegung und Termin-genauigkeit bedachten Weg »[eine] genau berechnete Kreisbahn um die Erde« vollzieht (123).

Die Darstellung der Weltumrundung, verstanden als »zirkularer Exodus« im Sinne de Certeaus,³⁷ markiert so eine veränderte Vorstellung der Welt. Diese wird im sich globalisierenden 19. Jahrhundert als ein homogenisierter globaler Raum erfahren, der sich wohl am besten als Weltinnenraum beschreiben lässt.³⁸ Entgegen des sowohl bei den Mitgliedern des Reform Club als auch in der Raumtheorie weit verbreiteten Lamentos eines erahnten oder befürchteten Verschwindens des Raums haben wir es hier mit einer Entfaltung und Beschreibung einer umfassenden papiernen Welt zu tun.³⁹ Sie ist markiert von den Zirkeln der Kartographen, den Linien der Handelsrouten weltweit verwobener Ökonomien sowie den Pfeilen kolonialer und militaristischer Expansion. Die Abschaffung des Horizonts der Reichweiten macht die Welt zu einer räumlichen Organisation von Information und transformiert sie zu einer Ansammlung von Erreichbarkeiten.

Diese Verschachtelung von Information und Raum versucht der Roman zu beschreiben und auszuloten und stößt damit an die im 19. Jahrhundert bestehenden Grenzen der Gleichzeitigkeit. Während Fogg sich auf der Kreisbahn um die Welt befindet, entwickelt sich in London ein reges Interesse an dem Fortkommen der Reise. Zeitungen berichten täglich über seine aktuelle Position (z. B. 276) und die Wette zwischen den Mitgliedern des Reform Club und Fogg entfaltet sich zu einer Ökonomie, in der eine Aktie namens »Phileas Fogg« an der Londoner Börse gehandelt wird (30 ff.). Ihr Wert steht und fällt synchron mit dem Fortschreiten und den Hindernissen Foggs. Der Telegraph, mit dem von überall in der Welt Fix ein Peil-

³⁶ Michel de Certeau, *Heterologies. Discourse on the Other*, Minneapolis 1986, S. 147 f.

³⁷ Ebd., S. 145 ff.

³⁸ Zum Begriff des Weltinnenraums vgl. Peter Sloterdijk, *Im Weltinnenraum des Kapitals. Für eine philosophische Theorie der Globalisierung*, Frankfurt a. M. 2009.

³⁹ Nicht nur die Mitglieder des Reform Club beschwören das Verschwinden des Raums und der Distanz (»Die Erde ist kleiner geworden.« 21). Diese Annahme eines »Raumverlusts« in der Moderne teilen auch zahlreiche Theoretiker des 20. Jahrhunderts, von Georg Simmel bis zu McLuhan, Virilio, Sloterdijk oder Baudrillard – nicht selten mit kulturpessimistischen Konnotationen. Vgl. Markus Schroer, *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*, Frankfurt a. M. 2006, S. 163 ff.

signal sendet, wird zum Börsenticker, dessen Auswirkungen sich sofort in London bemerkbar machen.

4. Die Route

Wäre bei der Reise *In 80 Tagen um die Welt* alles nach Plan verlaufen, hätte der Passagier Phileas Fogg nur zwei verschiedene Verkehrsmittel benutzt: die Eisenbahn und das Dampfschiff (44). Außer, dass beide Vehikel zu den zentralen Innovationen des aufkommenden Industriezeitalters gehören, sind ihnen zwei Eigenschaften gemein: Zum einen sind sie, dank des Energieträgers Kohle, weitgehend unabhängig von natürlichen Einflüssen, zum anderen verkehren sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts weltweit nach festen Fahrplänen. Deren regelmäßige Veröffentlichung ermöglicht das geschickte Kombinieren von Anschlüssen und die ständige Weiterfahrt. Diese beiden Attribute sind sowohl Auslöser wie grundlegende Infrastruktur von Foggs Weltumrundung. Zugleich zeigt der Verlauf seiner Reise aber auch die mitschwingende Fragilität der Transittechnologien der Zeit auf. Nicht alles verläuft reibungslos und Fogg ist mehrmals gezwungen, alternative Verkehrsmittel zu benutzen. Bei aller Alltäglichkeit war die Idee einer Reise *In 80 Tagen um die Welt* zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Romans noch immer eine Sensation.

Mit dem Zug nimmt die Reise in London ihren Ausgang und führt über den Englischen Kanal und Calais per Eisenbahn ins italienische Brindisi. Zu bemerken ist an dieser Etappe lediglich, dass der Franzose Verne sich dazu entschließt, Frankreich komplett auszusparen und die Durchfahrt nur in einem kurzen Rückblick zu vermerken (43).⁴⁰ An der südöstlichen Spitze Italiens besteigt Fogg ein Dampfschiff nach Bombay. Dieses macht Zwischenstation in Suez (39 ff.), um von dort durch den erst zwei Jahre zuvor eröffneten Kanal in das Rote Meer zu gelangen. In Indien ergibt sich die erste Abweichung vom Plan, da die Eisenbahnstrecke der »Great-Indian-Peninsular«, entgegen anderslautender Zeitungsankündigungen, noch nicht fertiggestellt ist (70). So muss man auf das Transportmittel »Elefant« umsteigen (72 ff.).⁴¹ Während ihres Umwegs durch den Dschungel rettet die britische Reisegesellschaft nebenbei Prinzessin Aouda (84 ff.). Zu dritt reisen Herr, Diener und indische Witwe in der wieder erreichten Eisenbahn weiter nach Kalkutta,

⁴⁰ Eines patriotischen Blickes auf die Errungenschaften französischer Ingenieurskunst kann sich der Roman aber nicht enthalten, wenn er die »französischen Postschiffe« im chinesischen Meer lobt, die nicht an den gleichen »Konstruktionsfehlern« leiden wie ihre englischen Pendanten – die Fogg allerdings benutzt (120).

⁴¹ In der Genese und historischen Dynamik von Transitvehikeln bestimmt Paul Virilio die metabolischen Fahrzeuge im Gegensatz zu den technologischen: »Die große Erfindung besteht in der Verwandlung lebendigen Fleisches in ein Fahrzeug.« Paul Virilio, *Revolutionen der Geschwindigkeit*, Berlin 1993, S. 18.

von wo ein Dampfer nach Hong Kong genommen wird (109 ff.). Immer verfolgt werden sie vom Detektiv Fix, der die Ankunft in der britischen Besetzung in China ängstlich erwartet, da er hier die letzte Chance hat, Fogg innerhalb des Empires zu stellen.

Auf dem Weg weiter nach Yokohama muss Fogg abermals improvisieren und chartert einen Schoner, der ihm unter Segeln »mit dem vierfachen Tempo einer Lokomotive unter Volldampf« den Anschluss an einen zuvor verpassten Liniendampfer sichert (144 ff., hier 154). Mit dem Linienschiff geht es, wieder vereint mit Passepartout, weiter nach San Francisco. Das Durchqueren des amerikanischen Kontinents erscheint durch die transkontinentalen Eisenbahnlinien ein Leichtes, doch eine eingestürzte Brücke zwingt zum Wagnis eines Sprungs mit dem gesamten Zug (219). Dieses glückt, denn, wie ein kundiger Mitreisender konstatiert, hätten »Ingenieure ohnehin früher einmal geplant, Eisenbahnzüge mit rasender Geschwindigkeit über die Flüsse springen zu lassen und die Brücken einzusparen« (217).

Doch auch auf diesem Weg entkommt die Reisegesellschaft nicht dem Indianerangriff auf den Zug (227 ff.), der zum Umstieg auf einen mit Segeln betriebenen Schlitten bis zum nächsten Bahnanschluss zwingt (239 ff.). Zum zweiten Mal erweist sich in einem technikvernarnten Buch die althergebrachte Kunst des Segelns dem Dampfantrieb überlegen. Auch hieran zeigt sich die besondere Mischung aus Alltäglichkeit und Innovation in Foggs Weltumrundung anno 1872: Während all die ihn befördernden Infrastrukturen bereits existieren, sind sie doch noch nicht komplett ausgereift. Phileas Fogg umrundet die Welt in einem Übergangszeitalter, in dem die Konturen der Globalisierung bereits aufscheinen, die Vorteile des Vorherigen sich aber immer noch deutlich zeigen.

Schließlich in New York angekommen, hat man das Schiff zurück nach Europa knapp verpasst.⁴² Sofort begibt sich Fogg stoisch auf die Suche nach einer alternativen Reisemöglichkeit. Zur Vermeidung der drohenden Unpünktlichkeit opfert er seine einzige Ressource: das weltweit gültige britische Pfund.

Auf der Überfahrt nach Liverpool wird dabei die Macht von Foggs Vermögen und der Dreischritt von Geld, Materie und Geschwindigkeit auf die Spitze getrieben. So gelingt es ihm, seine Reisegesellschaft auf einem Frachtdampfer einzukaufen (252), welchem jedoch auf halber Strecke unter Volldampf die Brennmaterialien ausgehen. Daraufhin werden alle Aufbauten und schließlich sogar die hölzerne Hülle des Schiffes in der Maschine verfeuert (261 f.). Diese Selbstverzehrung des Vehikels, die Transformation der Masse in auf sich selbst gerichtete Energie, exemplifiziert die Umwandlung von Materie in Beschleunigung. Als narzisstische Maschine enthüllt das Schiff die Gnadenlosigkeit und Selbstverliebtheit Phileas Foggs.

⁴² Im Übrigen ereignet sich hiermit der schwerwiegendste logische Fehler in der Konstruktion des Textes, da Fogg ja bereits einen Tag vor seinem Zeitplan ist und damit vor der Abfahrt seines Schiffes in New York ankommen muss/müsste.

Seine monetäre Überlegenheit fungiert als zerstörerisches Werkzeug des Tempos und letztlich sogar als Bedingung der Möglichkeit der Reise um die Welt.

In England angekommen, klärt sich, nach der Festnahme durch Fix, endgültig die Verwechslung mit dem Bankräuber auf. Schließlich führt Foggs letzter Reiseabschnitt (267) von Liverpool zurück nach London. Angekommen im Reform Club steht fest: Phileas Fogg ist in 80 Tagen minus einem Tag um die Welt gereist. Durch die Umrundung der Erde in östlicher Richtung hat er, als Folge der Zeitverschiebung, einen Tag hinzugewonnen (282), was zu dem Widerspruch führt, er habe seine Wette zugleich verloren (269) und doch gewonnen (280).

5. Schluss. Der Passagier Phileas Fogg als Prototyp einer globalisierten Zeit

In 80 Tagen um die Welt ist eine in seiner Zeit phantastisch anmutende aber im gleichen Moment sehr reale und in der Welt nachgelebte Geschichte über die Erreichbarkeit fernster Flecken des Globus. Und sie thematisiert den Beginn und die Folgen dessen, was heute den Namen Globalisierung trägt. Dabei ist die Schilderung der Erdumrundung in Jules Vernes Roman keine Forschungsreise à la Humboldt, vielmehr stellt sie einen neuen Typus des Helden vor: Phileas Fogg, den Passagier, dessen Sammlung einzig bürokratische Souvenirs sind: die Stempel in seinem Pass. Er begibt sich auf eine schnelle, gedächtnis- und folgenlose Reise um die Welt – und mit ihrer Vollendung wird diese zu einem letztlich sinnlosen Unternehmen. Der fast zufällige Gewinn von 24 Stunden am Ende der Reise lässt sich ebenso als Verschwendung von 79 Tagen und 26.000 Meilen bezeichnen. Die vermeintliche Sinngebung durch Aoudas und Foggs Heirat am Ende des Romans hat den Anschein, einzig ein erzählerisches Gegengift gegen die Absurdität des eigentlichen Unterfangens der Reise *In 80 Tagen um die Welt* zu sein. Phileas Fogg triumphiert am Ende einzig in der Untermauerung einer Alltäglichkeit: Globaler Transport ist möglich und unaufhaltsam.

Die relative Folgenlosigkeit des Wettgewinns – zumindest theoretisch⁴³ ist Foggs Wettgewinn ebenso hoch wie seine für die Reise aufgewendeten Geldmittel – wie auch das dezidiert unproduktive, auf den reinen Konsum von Raum und Ressourcen zentrierte Reisen ist bar jeder Konsequenz. Stattdessen erscheint *In 80 Tagen um die Welt* durchzogen von der Melancholie eines kolonialen 19. Jahrhunderts, in welchem es keine unentdeckten Inseln mehr gibt. Es offenbart sich die Einhegung der Welt in Transportlinien und Fortkommens- wie Fortschrittsphantasien, als Akteure der neuen Globalität finden sich zunehmend Touristen und Passagiere. Reisen ist nur noch normierte Fortbewegung und selbstverständliche Erreichbarkeit.

⁴³ Einerseits ist der Geldbetrag, den Fogg mit auf die Reise nimmt, ebenso hoch wie der Wetteinsatz (20.000 Pfund), andererseits gibt Fogg jedoch im Verlauf der Fahrt deutlich mehr aus.

Zugleich wird im Roman als Subtext verhandelt, was geschehen kann, wenn man sich dem Passagier und seinem Regime der Mobilität und des globalen Fortschritts in den Weg stellt; mithin, wie die Kehrseite dieser Modernisierung aussieht. Dies wird eingefangen im Bild der amerikanischen Ureinwohner, die den Zug angreifen, in dem Fogg den Kontinent durchquert. Sie sind außen vor und sehen die neuartigen, künstlich angetriebenen Transportmittel einzig von außen. Ihr Widerstand, dies macht der Text vehement deutlich, ist ebenso vergeblich, wie er brutal bekämpft wird. Von den Folgen können sich Fogg und seine Mitstreiter nach dem abgewehrten Angriff überzeugen:

Die Reisenden standen immer noch auf dem Bahnsteig. Sie sahen jetzt, dass die Räder der Wagen blutverschmiert waren. An den Radnaben und -speichen hingen Hautfetzen, und so weit das Auge reichte, war die schneebedeckte Ebene mit langen roten Spuren überzogen. Die letzten Indianer verschwanden gerade am südlichen Horizont in der Gegend des Republican-Flusses. (230)

Hier fungieren die Indianer als animalisch-barbarisches Hindernis, dessen Überwindung eigentlich keine große Herausforderung darstellt. Letztlich kommen sie unter die Räder des westlichen, imperialen Fortschritts. Die Personifikation der weltweiten Dominanz dieses Regimes aus Technik und Gewalt, aus Erreichbarkeit und Durchschlagskraft des Westens ist Phileas Fogg.

Die Begegnungen der Protagonisten mit der indigenen Bevölkerung werden in Indien und in den Vereinigten Staaten durch das Versagen von Infrastrukturen hervorgerufen, bleiben jedoch Peripherien des Romans. Allerdings scheint in diesen Momenten kurzzeitig Foggs menschliche Seite durch. Insbesondere gegenüber Aouda erlebt er Gefühle wie Zuneigung, Mitleid und Freundschaft, die jedoch von seinem rastlosen Fortschreiten überschattet werden. Diese Kontaktpunkte mit dem Fremden, die zugleich Entdeckungsreisen in das Innere Foggs darstellen, dienen dem flüchtigen Aufscheinen von Exotismus wie der Produktion von Spannung durch abenteuerliche Verzögerungen der Reise. Fogg und Passepartout bleiben dabei in ihrer Welt der westlichen Transitmittel, der Kabinen und Eisenbahnwagons, gefangen. Und während der Passagier Fogg nicht einmal das Interesse aufbringt, auch nur hinauszusehen, ist es der Tourist Passepartout, der für die heiteren Episoden des Kulturkontaktes auf Zeit und unter der Bedingung der sofortigen Weiterreise verantwortlich ist. Durch diese ständige Fixierung Passepartouts auf die unverbindliche Einlassung mit dem Fremden wird deutlich, was den Touristen und den Passagier immer verbindet: Die Reise führt geradewegs an den Ausgangspunkt zurück.

Diese Figur des Vorwärtsschreitens findet ihren Ausdruck am deutlichsten in der elementarisierten Handlung des Romans als Ganzem. Schließlich beschreibt dieser eine möglichst gradlinige Bewegung durch Raum und Zeit, um die Welt, von London nach London. Die Reiseroute wird so zu einer eindimensionalen Erfahrung.

Dies kann nach Frank Moretti als zentrales Merkmal des Kolonialromans identifiziert werden, was ermöglicht, *In 80 Tagen um die Welt* in besagter Kategorie einzuordnen. In beiden wird der Charakter der Linie zum Merkmal der Eroberung und Durchdringung »neuen« Raums. Sie ist untrennbar mit ihrer literarischen Be- und Festschreibung zugleich des Fortschrittes, des Fremden, wie des zu Beherrschenden und Kolonialen verbunden: »[...] Colonial Romances have no bifurcations. No well-lit inns, or brilliant officers, or picturesque castles that may induce one to wander from the prescribed path. [...] There are no deviations, no alternatives to the prescribed path. But only obstacles – and therefore antagonists. Friends, and foes.«⁴⁴

Und so sind die Freunde des Passagiers Fogg der Fortschritt, die Fortbewegung, die Pünktlichkeit; seine Waffen sind der Chronograph, der *Bradshaw*, das Verzeichnen im Taschenkalender; seine Feinde die Verspätung und die Rückständigkeit. Und am Ende hat er die Möglichkeit der Erdumrundung bewiesen und ihre Folgenlosigkeit unterstrichen – nach der Passage wird der Passagier vollständig wieder in die Alltäglichkeit zurückkehren, aus der er doch auf seiner Reise nie richtig ausgetreten ist.

⁴⁴ Frank Moretti, *Atlas of the European Novel 1800–1900*, London 1998, S. 59 f.

Raumfiktionen

Kartographie und Literatur um 1900

MICHAEL C. FRANK (Konstanz) und VALESKA HUBER (London)

1. »*The map was the chief part of my plot*«: Einleitung

In einem 1894 erschienenen autobiographischen Essay über die Entstehung seines ersten literarischen Erfolges, *Treasure Island*, berichtet Robert Louis Stevenson, Grundlage des Romans sei eine von ihm selbst angefertigte Karte gewesen. Er habe sich einem malenden Schuljungen angeschlossen und dabei ohne Hintergedanken eine imaginäre Insel kartiert. Mit einigem Pathos spricht Stevenson von ›Prädestination‹: Nach brotlosen Jahren als Autor von kritischen Essays und Kurzgeschichten sei ihm der Stoff für seinen Debütroman durch die fiktive Karte gleichsam eingegeben worden. Die Form der Insel habe von seiner Fantasie Besitz ergriffen, Figuren und Handlungsstränge seien wie von selbst daraus erwachsen.

I am told there are people who do not care for maps, and find it hard to believe. The names, the shapes of the woodlands, the courses of the roads and rivers, the prehistoric footsteps of man still distinctly traceable up hill and down dale, the mills and the ruins, the ponds and the ferries, perhaps the ›Standing Stone‹ or the ›Druidic Circle‹ on the heath; here is an inexhaustible fund of interest for any man with eyes to see or twopence worth of imagination to understand with.¹

Stevensons Zuverlässigkeit als autobiographischer Erzähler mag angesichts solch hochgradig stilisierter Passagen angezweifelt werden. Doch ganz unabhängig davon gibt sein Essay Einblick in ein Phänomen, das im Großbritannien des späten 19. Jahrhunderts weitaus verbreiteter gewesen zu sein scheint als die von Stevenson erwähnte Gleichgültigkeit einiger Zeitgenossen gegenüber Karten: eine regelrechte ›Kartographophilie‹, die auch in anderen Texten der Periode dokumentiert ist.² Dabei begnügt sich Stevenson nicht damit, die allgemeine Faszinations- und

¹ Robert Louis Stevenson, »My First Book« [1894], in: ders., *Treasure Island* [1883], hg. von John Seelye, London 1999, S. 191–200, hier S. 193.

² Mittlerweile Berühmtheit erlangt haben etwa die autobiographischen Erinnerungen Joseph Conrads an seine kindliche Leidenschaft für »map-gazing«. In das weiße Herz des afrikanischen Kontinents in seinem Schulatlas von 1852, so berichtet der Autor in einem späten Essay, habe er selbst als Junge den von Richard Francis Burton und John Hanning Speke entdeckten Tanganjika-See

Suggestionskraft von Karten zu beschreiben, sondern er betont darüber hinaus ihren spezifischen Wert für Verfasser fiktionaler Erzählliteratur. Ausgerechnet Stevenson, der andernorts als Kritiker des Realismus mit seinem Ideal der detailgetreuen Abbildung in Erscheinung trat und dessen Werk wesentlich zur Rehabilitierung und Renaissance der ›romance‹ (als Gegenmodell zur stärker mimetischen ›novel‹) beitrug,³ lobt hier kartographische Darstellungen als notwendiges Korrektiv für den Autor: »The author must know his countryside, whether real or imaginary, like his hand; the distances, the points of the compass, the place of the sun's rising, the behaviour of the moon, should all be beyond cavil.«⁴ Nur so ließen sich diesbezügliche Fehler vermeiden, wie sie sowohl in seinem eigenen früheren Werk als auch bei Sir Walter Scott anzutreffen seien. In Einklang damit stimmte Stevenson die Handlung von *Treasure Island* genau mit den topographischen Gegebenheiten der von ihm kartierten Insel ab, so dass er sogar eine Episode angeblich nur deshalb ergänzte, um beide in der Karte verzeichneten Buchten einzubeziehen. Da die Originalkarte vor der Drucklegung des Romans verloren ging, musste Stevenson sie schließlich mit Hilfe seines Vaters rekonstruieren – auf Grundlage des Textes, der aus ihr hervorgegangen war –, damit sie vorne im Buch abgedruckt werden konnte.

Stevenson schließt seinen Essay mit den Worten:

[I]t is my contention – my superstition, if you like – that who is faithful to his map, and consults it, and draws from it his inspiration, daily and hourly, gains positive support, and not mere negative immunity from accident. The tale has a root there; it grows in that soil; it has a spine of its own behind the words. Better if the country be real, and he has walked every foot of it and knows every milestone. But, even with imaginary places, he will do well in the beginning to provide a map. As he studies it, relations will appear that he had not thought upon. He will discover obvious though unsuspected short-cuts and footprints for his messengers; and even when a map is not all the plot, as it was in ›Treasure Island‹, it will be found to be a mine of suggestion.⁵

Diese grundsätzliche Beobachtung zur Bedeutung von Karten für die Literatur weist weit über den unmittelbaren Entstehungskontext von *Treasure Island* hinaus. Die Formulierung von der »Verwurzelung« der Romanhandlung in einem realen

ingezeichnet. Joseph Conrad, »Geography and Some Explorers« [1924], in: ders., *Tales of Hearsay and Last Essays*, London 1955, S. 1–21, hier S. 13 f.

³ Vgl. Robert Louis Stevenson, »A Gossip on Romance« [1882], »A Note on Realism« [1883] und »A Humble Remonstrance« [1884] – Letzteres eine Replik auf Henry James' »The Art of Fiction« [1884] – in: ders., *R. L. Stevenson on Fiction. An Anthology of Literary and Critical Essays*, hg. von Glenda Norquay, Edinburgh 1999, S. 51–64, S. 65–71 und S. 80–91.

⁴ Stevenson, »My First Book«, S. 197.

⁵ Ebd., S. 198.

oder imaginären Raum, der gleichsam »hinter den Wörtern« des Textes angesiedelt sei – in einer vom Autor tatsächlich angefertigten oder nur gedachten Karte – benennt Zusammenhänge, wie sie heute im Kontext des ›spatial turn‹ diskutiert werden.⁶

Der vorliegende Beitrag verfolgt die in Stevensons Essay gelegten Spuren, indem er eine geschichtswissenschaftliche mit einer literaturwissenschaftlichen Untersuchung kombiniert. Es wird im Folgenden darum gehen, die historische Bedeutung von Karten im Großbritannien des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu rekonstruieren, um vor diesem Hintergrund die vielseitigen Beziehungen zwischen Literatur und Kartographie zu beleuchten. Wie wir zeigen möchten, wurde Raumerfahrung bereits um 1900 zu einem zentralen Thema. Die Herstellung und Verwendung des »Raummediums«⁷ Karte macht dies besonders deutlich. Sowohl die Vermessung und Benennung verschiedener Weltregionen als auch die Repräsentation der Welt oder ihrer Teile in Kartenform spielten, nicht zuletzt aufgrund einer Revolutionierung der Kartenproduktion durch Lithographie und Farbdruck, eine wachsende Rolle in der öffentlichen Wahrnehmung. In Wechselwirkung mit dieser Entwicklung gewannen literarische Kartographien um die Jahrhundertwende an Bedeutung. Literatur stützte sich einerseits verstärkt auf existierende Karten, während sie andererseits selbst zu ›imaginativer Kartographie‹ wurde, wenn sie reale Kartenräume – teils mit eigenen, gezeichneten Karten – ergänzte, erweiterte und überlagerte. Dementsprechend soll zunächst aufgezeigt werden, wie und wo Karten vor allem außereuropäischer Weltregionen im öffentlichen Raum des spätviktorianischen Großbritannien ihren Platz fanden; danach wenden wir uns unterschiedlichen Spielarten der imaginativen Kartographie zu, die jeweils Afrika oder Asien in den Blick rücken. Anhand ausgewählter Romanbeispiele kann so gezeigt werden, auf welche Weise fiktionale Erzählliteratur mit der kartographischen Wissensproduktion im Kontext des Imperialismus korrespondierte. Literarische Fiktionen, so unsere These, hatten wesentlichen Anteil am imperial geprägten räumlichen Imaginären ihrer Epoche.

⁶ Vgl. hierzu, als neueste Beiträge, den Sammelband von Wolfgang Hallet, Birgit Neumann (Hg.), *Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn*, Bielefeld 2009, sowie den Überblickstext von Sylvia Sasse, »Literaturwissenschaft«, in: Stephan Günzel (Hg.), *Raumwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2009, S. 225–241. Auf weitere Studien werden wir unten noch eingehen; siehe v. a. Kapitel 3 dieses Beitrages.

⁷ Vgl. Jörg Dünne, »Die Karte als Operations- und Imaginationsmatrix. Zur Geschichte eines Raummediums«, in: Jörg Döring, Tristan Thielmann (Hg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008, S. 49–69.

2. Karten im öffentlichen Raum Großbritanniens um 1900

Seit Beginn des neuen Jahrhunderts ist die Rede von einem ›spatial turn‹ – der notwendigen oder bereits vollzogenen Integration der Variable des Raumes in die geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung – immer lauter geworden.⁸ Bei aller Heterogenität der Raumbegriffe und fachspezifischen Perspektiven hat sich dabei eine Art Minimalkonsens herauskristallisiert. Demnach gilt es, eine »Hegemonie« des Historismus zu beenden, die bis heute aus dem 19. Jahrhundert nachwirke.⁹ Der von Michel Foucault in einem posthum veröffentlichten Vortragstext von 1967 angedeutete Gegensatz zwischen der »Obsession« des 19. Jahrhunderts für die Geschichte und einer gegenwärtigen »Epoche des Raumes«¹⁰ wird dementsprechend zumeist so gedeutet, als sei ›Raum‹ bis zu unserer Zeit weitgehend von der Bildfläche verschwunden gewesen. Tatsächlich lassen sich Ansätze der jüngst geforderten »gesteigerte[n] Aufmerksamkeit für die räumliche Seite der geschichtlichen Welt«¹¹ aber bereits in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts beobachten. Dies zeigt sich zum Beispiel in der wachsenden Bedeutung von Landkarten für politische und militärische Zwecke, vor allem aber auch im öffentlichen Interesse an den – zu-

⁸ Bereits klassisch gewordene Plädoyers für eine stärker raumbezogene Forschung formulierten zu Beginn der 2000er Jahre für die Sozialwissenschaften Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt a. M. 2001, und für die Geschichtswissenschaften Karl Schlögel, »Spatial turn, endlich«, in: ders., *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München, Wien 2003, sowie ders., »Kartenlesen, Augenarbeit. Über die Fälligkeit des spatial turn in den Geschichts- und Kulturwissenschaften«, in: Heinz Dieter Kittsteiner (Hg.), *Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten*, München 2004, S. 261–283. Parallel dazu konstatierte die Literaturwissenschaftlerin Sigrid Weigel einen »topographical turn«, wobei sie den Raumbegriff der klassischen Kulturwissenschaften mit demjenigen der »cultural studies« kontrastierte: Sigrid Weigel, »Zum »topographical turn«. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften«, in: *KulturPoetik* 2/2 (2002), S. 151–165. Inzwischen liegen neben diesen eher programmatischen Texten auch erste Überblicksdarstellungen vor, die den »spatial turn« als bereits vollzogene Neuausrichtung des interdisziplinären Forschungsinteresses beschreiben: Doris Bachmann-Medick, »Spatial turn«, in: dies., *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 284–328; Jörg Döring, Tristan Thielmann, »Einleitung. Was lesen wir im Raume? Der Spatial Turn und das geheime Wissen der Geographen«, in: dies., *Spatial Turn*, S. 7–45; Barney Warf, Santa Arias, »Introduction: The Reinsertion of Space in the Humanities and Social Sciences«, in: dies. (Hg.), *The Spatial Turn. Interdisciplinary Perspectives*, London, New York 2008, S. 1–10.

⁹ In diesem Sinne führte der amerikanische Geograph und Stadtplaner Edward Soja 1989 das Konzept des »spatial turn« ein. Vgl. Edward W. Soja, *Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory*, London, New York 1989, und darin v. a. das programmatische Eingangskapitel, »History: Geography: Modernity«, S. 10–42. Dieses Kapitel liegt auch in deutscher Übersetzung vor: Edward W. Soja, »Geschichte. Geographie. Modernität«, übers. von Sabine Bröck-Sallah und Roger Keil, in: Martin Wentz (Hg.), *Stadt-Räume*, Frankfurt a. M., New York 1991, S. 73–90.

¹⁰ Michel Foucault, »Von anderen Räumen« [1967/1984], in: ders., *Schriften in vier Bänden. Dits et écrits*, Bd. 4, hg. von Daniel Defert und François Ewald, übers. von Michael Bischoff et al., Frankfurt a. M. 2005, S. 931–942, hier S. 931.

¹¹ Schlögel, »Spatial turn, endlich«, S. 68.

meist imperialen – Praktiken der Raumerschließung und der Raumerfassung. Karten spielten eine zentrale Rolle im Kontext der kolonialen Wissensproduktion. Im Falle des britischen Empire kam hierbei der trigonometrischen Vermessung Indiens, die erstmals in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Angriff genommen wurde, eine paradigmatische Bedeutung zu.¹² Nach dem ›Großen Aufstand‹ von 1857–58 ließ die erschütterte Position des Kolonialregimes die Erlangung strategischer Informationen über das beherrschte Gebiet zur Chefsache werden. Im Vordergrund stand das Wissen über die Bevölkerung auf Basis von Volkszählungen und ethnographischen Studien sowie die (vermeintliche) Aufteilung der Gesellschaft nach Kasten, Stämmen oder Religionen, die mit bestimmten Charakteristika wie ›martial‹, ›merchant‹ oder ›agricultural‹ in Verbindung gebracht wurden; zugleich wurde die Erfassung des Territoriums selbst durch wissenschaftliche Vermessung und Kartierung mit großem Aufwand betrieben.¹³ Die trigonometrische Handhabarmachung eines ganzen Subkontinents verlieh dem Bestreben nach Kontrolle durch Wissen, das im Kontext der als ›Great Game‹ bekannt gewordenen Mächtekonkurrenz zwischen Großbritannien und dem russischen Zarenreich strategische Bedeutung erlangte, sinnfälligen Ausdruck. Zugleich zeigt sich hier die ambivalente Natur dieses kolonialen Wissens: Es stieß immer wieder an seine Grenzen und entfaltete trotz seiner Tendenz zu Fehlinterpretationen und Lückenhaftigkeit eine über das Ende der Kolonialherrschaft hinausreichende Wirkmächtigkeit – die in der rigideren Interpretation von Kasten- und Religionszugehörigkeiten ebenso sichtbar wurde wie in Ortsbezeichnungen und Grenzziehungen, welche häufig auf Missverständnissen der Kolonisatoren beruhten, dann aber in Karten auf lange Zeit festgeschrieben blieben.

Auch in Großbritannien selbst wurden immer stärker standardisierte und konventionalisierte Karten zur Visualisierung des Empire eingesetzt, als Zeitungsbeilagen oder an den Wänden von Schulräumen.¹⁴ Karten machten – neben Kolonialmigranten, Kolonialwaren und anderen materiellen Spuren des Empire, die in Metropolen wie London und Hafenstädten wie Glasgow und Liverpool besondere

¹² Zur Kartierung Indiens vgl. Matthew H. Edney, *Mapping an Empire. The Geographical Construction of British India, 1765–1843*, Chicago, London 1997; Ian J. Barrow, *Making History, Drawing Territory: British Mapping in India, c. 1756–1905*, Oxford, New York 2003; Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit*, S. 189–198.

¹³ Vgl. Nicholas B. Dirks, *Castes of Mind. Colonialism and the Making of Modern India*, Princeton 2001, insbes. Kap. 3: »The Ethnographic State«, S. 43–60; grundlegend zu kolonialem Wissen Bernard Cohn, *Colonialism and Its Forms of Knowledge. The British in India*, Princeton 1996; zum Zensus ders., »The Census, Social Structure and Objectification in South Asia«, in: ders., *An Anthropologist among the Historians*, Oxford, New York 1987, S. 224–254; als Überblick Tony Ballantyne, »Colonial Knowledge«, in: Sarah Stockwell (Hg.), *The British Empire. Themes and Perspectives*, Malden MA, Oxford 2008, S. 177–197.

¹⁴ Vgl. Zoë Laidlaw, »Das Empire in Rot. Karten als Ausdruck des britischen Imperialismus«, in: Christof Dipper, Ute Schneider (Hg.), *Kartenwelten. Der Raum und seine Repräsentation in der Neuzeit*, Darmstadt 2006, S. 146–159.

Sichtbarkeit erlangten – das Empire zuhause gegenwärtig und wurden zur Grundlage kolonialer Raumphantasien.¹⁵ Durch ihre räumliche Anordnung machten sie die zentrale Rolle der britischen Inseln deutlich, und vielfältige visuelle Ausschmückungen betonten überdies die positiven Auswirkungen des politischen Projekts in Bezug auf Zivilisierungsmission und weltwirtschaftliches Wachstum. Zur Verstärkung des Wiedererkennungswerts war das Empire stets in einprägsamem Rot eingefärbt, eine Tatsache, die G. K. Chesterton in seinen *Songs of Education* (veröffentlicht 1927) unter der Rubrik »Geography« satirisch kommentierte:

The earth is a place on which England is found,
And you find it however you twirl the globe round;
For the spots are all red and the rest is all grey,
And that is the meaning of Empire Day.¹⁶

Ferner erschienen Karten(verweise) zunehmend in politischen Argumentationen. Ein Beispiel dafür liefert der kanadische Kartograph George Parkin, der in einem 1894 gehaltenen Vortrag die »geographische Einheit« des britischen Empire anhand reichen Kartenmaterials zu belegen versuchte.¹⁷ Parkin zeichnete auch für die rot eingefärbte Empire-Karte verantwortlich, die sich in vielen Schulklassen der britischen Inseln und der »dominions« fand. Die fast zweieinhalb mal anderthalb Meter große Wandkarte sollte die Ausdehnung und transkontinentale Verbundenheit des Imperiums vermitteln. Zu diesem Zweck wurden auch hier die Kommunikationslinien des Empire in Form von Telegraphenleitungen und Schifffahrtsrouten hervorgehoben – als visuelle Brücken zwischen den über den gesamten Globus verstreuten kolonialen Besitztümern –, während andere Verbindungen, die Großbritannien mit dem Rest der Welt unterhielt, ausgespart blieben.¹⁸

Afrika nahm im ausgehenden 19. Jahrhundert in der kartographischen Konstruktion der Welt eine besondere Rolle ein. In zeitgenössischen Darstellungen der Berliner Kongokonferenz von 1884–85, bei der große Teile Zentralafrikas unter den europäischen Mächten aufgeteilt wurden, war die Landkarte, über welche sich die Staatsmänner beugten, zentral; Afrika wurde in dieser Wahrnehmung am Reißbrett oder besser am Kartentisch aufgeteilt, wie manche schnurgerade Grenzzie-

¹⁵ In einem autobiographischen Rückblick berichtet der Historiker David Cannadine, noch in den 1950er Jahren (also der Zeit der Dekolonisation) habe die veraltete Karte im Klassenzimmer, welche das Empire im Zustand seiner größten Ausdehnung zwischen den Weltkriegen zeigte, die Vorstellungskraft der Grundschüler zu imaginären geographischen Höhenflügen inspiriert. Vgl. David Cannadine, *Ornamentalism. How the British Saw Their Empire*, London 2002, S. 185.

¹⁶ Zitiert nach Ute Schneider, *Die Macht der Karten. Eine Geschichte der Kartographie vom Mittelalter bis heute*, Darmstadt 2004, S. 122.

¹⁷ Vgl. George R. Parkin, »The Geographical Unity of the British Empire«, in: *The Scottish Geographical Magazine* (May 1894), S. 225–242.

¹⁸ Schneider, *Die Macht der Karten*, S. 121.

hung bis heute verdeutlicht.¹⁹ Zugleich blieben weite Teile Zentralafrikas bis in das letzte Viertel des Jahrhunderts unkartiert. Die Afrikakarte in M.G. Alexis' *Atlas de Géographie* aus dem Jahr 1875 beispielsweise enthält eine riesige Leerstelle mit dem Vermerk »Pays inconnu«.²⁰ In seinem Erscheinungsbild als weiße Fläche lud das subsaharische Afrika – wie weiter unten noch zu zeigen sein wird – in besonderem Maße zu Projektionen eines räumlichen Imaginären ein. Und so überrascht es nicht, dass die Kartenproduktion in Afrika, anders als die kartographische Konstruktion Indiens, die früh einem explizit wissenschaftlichen Impetus folgte, aufs Engste mit literarischen Repräsentationen verwoben war. Dieser Zusammenhang wird in einer Darstellung des Reisenden und Historikers Winwood Reade aus dem Jahr 1873 besonders anschaulich. Statt mit geographischen Bezeichnungen versah Reade seine Afrikakarte mit den Namen der Forscher, deren Berichte und Beschreibungen die betreffenden Regionen dem europäischen Publikum bekannt gemacht hatten.²¹

Parallel zu dieser Verschmelzung textueller Repräsentationen und kartographischer Visualisierungen wurde jedoch auch ein stärker wissenschaftlicher Modus der Kartenproduktion gefordert. 1901 stellte der Landvermesser Thomas Hungerford Holdich, der vor allem in Indien und in den afghanischen und persischen Grenzgebieten zum Einsatz gekommen war, die programmatische Frage: »How are we to get maps of Africa?«²² Er betonte die zentrale Bedeutung akkurater Karten für die Kolonialisierung Afrikas und insbesondere die militärischen Konflikte im Verlauf der Landnahmeprozesse. Diese standen zu dem Zeitpunkt, als er seinen Artikel ver-

¹⁹ Vgl. Stig Förster (Hg.), *Bismarck, Europe and Africa. The Berlin Africa Conference 1884–1885 and the Onset of Partition*, Oxford, New York 1988; H.L. Wesseling, *Divide and Rule. The Partition of Africa, 1880–1914*, Westport 1996; Albert Wirz, Andreas Eckert, »The Scramble for Africa. Icon and Idiom of Modernity«, in: Olivier Pétré-Grenouilleau (Hg.), *From Slave Trade to Empire. Europe and the Colonisation of Black Africa 1780s–1880s*, London, New York 2004, S. 133–153.

²⁰ Vgl. die Abbildung der Karte in Claude Blanchart et al. (Hg.), *Le Rail au Congo Belge*, Bd. 1: *1890–1920*, Brüssel 1993, S. 20.

²¹ Vgl. »A Map of African Literature«, aus: Winwood Reade, *The African Sketchbook* (1873), reproduziert in: Felix Driver, *Geography Militant. Cultures of Exploration and Empire*, Oxford 2001, S. 105. Ihr literarisches Pendant hat diese Karte in dem bereits zitierten autobiographischen Essay Joseph Conrads (»Geography and Some Explorers«), in dem sich der Autor nostalgisch an die Zeiten zurückerinnert, als noch weiße Flächen die Afrikakarten zierten – und somit Projektionsflächen für eigene Vorstellungen boten. Wie Conrad mit einem zeitlichen Abstand von mehr als einem halben Jahrhundert behauptet, bestanden diese Vorstellungen bezeichnenderweise nicht aus exotischen Landschaften, sondern aus den Helden der viktorianischen Afrika-Forschung, die in diesen unerforschten Regionen unterwegs waren: »My imagination could depict to itself there worthy, adventurous and devoted men, nibbling at the edges, attacking from north to south and east and west, conquering a bit of truth here and a bit of truth there, and sometimes swallowed up by the mystery their hearts were so persistently set on unveiling.« Conrad, »Geography and Some Explorers«, S. 13 f.

²² T.H. Holdich, »How Are We to Get Maps of Africa?«, in: *Geographical Journal* 18/6 (1901), S. 590–601.

fasste, gerade durch den Südafrikanischen Krieg schmerzlich vor Augen, bei dem nicht zuletzt unzulängliches Kartenmaterial eine Schwierigkeit für die verschiedenen Kriegsparteien dargestellt hatte. Holdich beantwortete seine Ausgangsfrage mit Bezug auf die trigonometrischen Vorgehensweisen, die auf dem indischen Subkontinent gewählt worden waren, die allerdings – in Afrika ebenso wie schon in Indien – nur durch Ausbildung und Einsatz lokaler Assistenten praktiziert werden könnten.

Karten waren von wesentlicher Bedeutung für Kolonial- und Kriegsstrategen, doch ihre Verbreitung ging weit über diese Kontexte hinaus. Zur Zeit des gerade erwähnten Südafrikanischen Krieges zum Beispiel fanden Karten, die die Erfolge und Misserfolge der Briten vermittelten, über Zeitungen ihren Weg in Kinderzimmer, wie eine Darstellung des Satiremagazins *Punch* illustriert, auf der ein Kind versucht, die einer Zeitung beigelegte Karte zu entziffern.²³ Das *Lesen* von Karten wurde zu einer bereits von Kindern eingeübten Fertigkeit, während die Karten*produktion* auf unterschiedliche Weisen, entweder durch Entdeckungsreisen und -berichte oder durch explizit wissenschaftliche Verfahren wie die Trigonometrie, vorangetrieben wurde.

3. Kartographie und Literatur: Theoretische Vorüberlegungen

Bevor wir uns vor diesem Hintergrund der literarischen Kartographie in Texten des Spätviktorianismus widmen, sind einige kurze theoretische Vorüberlegungen nötig. ›Kartieren‹ – häufig in der englischen Form ›mapping‹ – ist im Zuge des ›spatial turn‹ zu einer der meist strapazierten räumlichen Metaphern geworden, wobei sich der Gebrauch des Wortes teilweise stark von der Landkarte und ihren spezifischen Darstellungsformen entfernt hat.²⁴ Es sei daher unterstrichen, dass es im Folgenden ausschließlich um geographische Kartierungen gehen wird, wir also von ›maps‹ in einem ganz wörtlichen Sinne sprechen möchten. In Bezug auf die aktuelle Forschung lassen sich in diesem Zusammenhang fünf Blickweisen auf das Verhältnis zwischen Karte und Text unterscheiden.

(1.) *Karten als Texte*. Innerhalb der jüngeren Geographie(geschichte) wird die ›Lesbarkeit‹ von Karten als Teil eines Machtdiskurses diskutiert, wie dies erstmals John Harley in programmatischer Weise eingefordert hat.²⁵ Unter Rekurs auf Be-

²³ Vgl. Andreas Steinsieck, »In Zeiten des Krieges. Kartennutzung durch Militär und Presse im Südafrikanischen Krieg«, in: Dipper/Schneider, *Kartenwelten*, S. 110–124.

²⁴ Robert Stockhammer hat es präzise auf den Punkt gebracht. Der »inflationäre Gebrauch von ›mapping‹«, so fasst er zusammen, bezieht sich häufig auf Phänomene und Zusammenhänge, »die nicht wesentlich durch lokale Parameter bestimmt sind«, Robert Stockhammer, *Kartierung der Erde. Macht und Lust in Karten und Literatur*, München 2007, S. 13 f.

²⁵ Vgl. John B. Harley, »Maps, Knowledge, and Power«, in: Denis Cosgrove, Stephen Daniels (Hg.), *The Iconography of Landscape. Essays on the Symbolic Representation, Design and Use of Past Environ-*

griffe und Konzepte, die vor allem mit Michel Foucault verbunden sind, distanzier- te Harley sich 1988 von einer politisch naiven Betrachtung von Karten als nur wis- senschaftlich interessierte Darstellungen. Trotz ihrer unpersönlichen, abstrakten und vorgeblich neutralen Art der Repräsentation von Wissen müssten Karten ebenso wie Texte als Konstruktionen durchschaut und deshalb auch methodisch konsequent als Texte gelesen werden, was für Harley ganz konkret heißt: mit den Mitteln der Diskursanalyse (welche er um ikonologische Ansätze aus der Kunstge- schichte ergänzt, die ihrerseits im Zuge postmoderner Theorieeinflüsse den Begriff des Textes auf das Bildliche erweitert hatten).²⁶

(2.) *Texte als Karten*. Während die Geographie im Zuge des ›linguistic turn‹ den Textcharakter von Karten ›entdeckte‹ und daraus entsprechende theoretische und methodische Schlüsse zog, wurden umgekehrt in der Literaturwissenschaft Ansätze entwickelt, die den quasi kartographischen Charakter literarischer Texte zu be- schreiben versuchten. So warf J. Hillis Miller in seiner schlicht *Topographies* betitel- ten Studie von 1995 die Frage auf, wie topographische Beschreibungen und Begrif- fe in literarischen und philosophischen Texten funktionieren.²⁷ Am Beispiel von Thomas Hardy – der in seinem Romanwerk eine fiktive englische Grafschaft, Wes- sex, im Südwesten England ›kartierte‹ – stellte Miller dabei in Bezug auf narrative Texte grundsätzlich fest:

Every narrative, without exception, even the most apparently abstract and inward (the stories of Maurice Blanchot or of Franz Kafka, for example), traces out in its course an arrangement of places, dwellings, and rooms joined by paths or roads. These arrangements could be mapped. They tend in fact to be mapped, at least implicitly, in the mind of the reader as he or she reads the novel.²⁸

Im betreffenden Kapitel geht es Miller um das, was er als ›grounding‹ bezeichnet: die topographische ›Erdung‹ der Literatur, das heißt ihren Bezug auf außertextuell

ments, Cambridge 1988, S. 227–312. Vgl. hierzu ferner Schneider, *Die Macht der Karten*; Jeremy Black, *Maps and Politics*, London 1997; mit Bezug auf die russischen, chinesischen, spanischen, britischen und französischen Imperien James R. Akerman (Hg.), *The Imperial Map. Cartography and the Mastery of Empire*, Chicago, London 2009; hier insbes. Matthew H. Edney, »The Irony of Imperial Mapping«, S. 11–45.

²⁶ Hauptziel einer solchen Herangehensweise ist es, Kartographie als Diskurspraxis auf ihre Vorein- genommenheit und Tendenzen hin zu überprüfen: Auch das, was Karten verschweigen, soll auf diesem Wege zum Vorschein gebracht und mit Blick auf die jeweiligen machtpolitischen Rahmen- bedingungen kritisch hinterfragt werden. Vgl. hierzu Harley, »Maps, Knowledge, and Power«, S. 278–280.

²⁷ Vgl. J. Hillis Miller, *Topographies*, Stanford (CA) 1995, v. a. Kap. 1: »Philosophy, Literature, Topo- graphy: Heidegger and Hardy«, S. 9–56. In seiner Einleitung formuliert Miller die Fragen: »How do topographical descriptions or terms function in novels, poems, and philosophical texts? Just what, in a given text, is the topographical component and how does it operate?« Ebd., S. 4.

²⁸ Ebd., S. 10.

gedachte Landschaften, von denen sie imaginäre Karten erstelle. Ergänzt werden könnte noch, dass die Ortsbezüge eines Erzähltextes zur Grundlage einer ›mind map‹ werden, aufgrund derer der Text das Geschehen organisiert (auch zeitlich, durch die Ermöglichung des Erzählens simultaner Ereignisse an verschiedenen Schauplätzen) und darüber hinaus seine Leser orientiert (das heißt, erfolgreich durch die Welt des Textes navigiert). Im Akt des Lesens wird in diesem Sinne unweigerlich eine ›Karte‹ erstellt, die im Text impliziert ist.

(3.) *Karten über Texte.* Für die Analyse des Verhältnisses solcher impliziter Karten zum geographischen (Referenz-)Raum des betreffenden Textes hat der italienische Literaturwissenschaftler Franco Moretti 1997 ein neues Vorgehen eingeführt: die literarische Geographie.²⁹ Wie Miller fragt Moretti danach, »wo Literatur spielt« (so der Untertitel seines *Atlas des europäischen Romans*), wobei er sich im Gegensatz zu Miller des Mittels der kartographischen Visualisierung bedient. Anhand zahlreicher Stadt-, Land- und Weltkarten veranschaulicht seine Studie, welche Handlungsorte verschiedene Romantypen für ihre Plot-Ereignisse bevorzugen und welche Bewegungen ihre Figuren vollziehen. Dabei geht Moretti der Frage nach, wie sich jeweils ein räumliches Imaginäres über den realen Raum legt und diesen in spezifischer Weise liest bzw. lesbar macht. So etwa im historischen Roman des 19. Jahrhunderts, der Außen- und Binnengrenzen entwirft und dadurch den sich konstituierenden Nationalstaaten eine räumliche Kontur und Struktur verleiht. Die Wechselbeziehung zwischen geographischem und literarischem Raum kann laut Moretti aber auch in entgegengesetzter Richtung betrachtet werden. Denn jeder Handlungsort hat seinerseits Einfluss auf den Verlauf des Plots, den er in eine bestimmte Bahn lenkt: Während der literarische Raum den außertextuellen Raum (um-)gestaltet, üben die Gegebenheiten des – kulturell überformten – Außenraums Zwänge auf den textinternen Raum sowie die sich dort entfaltende Handlung aus.

(4.) *Texte über Karten* und (5.) *Karten in Texten.* Eine viel offensichtlichere Verbindung zwischen Literatur und Kartographie, nämlich die direkte Beschreibung und Abbildung von Karten in literarischen Werken, kommt erstaunlicherweise auch bei Moretti nicht zur Sprache. Wie Robert Stockhammer zu Recht hervorhebt, werden fiktionale Werke immer wieder »von Karten derjenigen Räume begleitet, in denen sie spielen.«³⁰ Stockhammers *Kartierung der Erde* (2007) ist die bislang umfassendste Betrachtung dieser – und anderer – Annäherungen zwischen Literatur und Kartographie. Ausgangspunkt der Studie ist der epochenübergreifende Befund, dass bestimmte literarische Texte sowohl inhaltlich als auch formal von einer »Lust«

²⁹ Vgl. Franco Moretti, *Atlas des europäischen Romans. Wo die Literatur spielte* [1997], übers. von Daniele dell'Agli, Köln 1999. Vgl. auch ders., »Karten«, in: ders., *Kurven, Karten, Stammbäume. Abstrakte Modelle für die Literaturgeschichte*, übers. von Florian Kessler, Frankfurt a. M. 2009, S. 47–81. Hier analysiert Moretti literarische Texte über Dörfer und stellt diesen einerseits zeitgenössische Karten gegenüber, entwirft andererseits aber auch – nach der im *Atlas* entwickelten Vorgehensweise – schematische Karten, welche die Handlung wiedergeben.

³⁰ Stockhammer, *Kartierung der Erde*, S. 62 f.

an Karten und deren »Macht« geprägt sind,³¹ wie Stockhammer für den Zeitraum von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts dokumentiert – in Werken irischer, deutscher und amerikanischer Autoren.³² Stockhammer kommt das Verdienst zu, dass er sich einleitend um genau jene medien- und zeichentheoretische Differenzierung bemüht, welche ausbleibt, wenn Karten schlichtweg als Texte betrachtet oder umgekehrt Texte in Karten »übersetzt« werden, ohne dass die Reibungsverluste reflektiert werden, die bei einer solchen Übertragung notwendigerweise entstehen. Was seiner systematischen, medienvergleichenden Herangehensweise jedoch entgeht, sind die zeithistorischen und nationalen Kontexte, in denen sich die von ihm konstatierte »Attraktionskraft«³³ von Karten jeweils konkret entfaltet. In dieser Hinsicht setzt die vorliegende Untersuchung einen anderen Akzent. Sie verankert die literarische Affinität zu Karten, welche in britischen Romanen um 1900 vielleicht noch stärker zu Tage tritt als in den von Stockhammer betrachteten früheren Epochen, in der historisch spezifischen Situation des expandierenden Empire und der damit einhergehenden Raumpolitik.

4. Fiktionale Kartographie im englischen Roman um 1900

4.1 Afrika: H. Rider Haggard und Joseph Conrad

In den nächsten Abschnitten wird es weder darum gehen, Karten als Texte zu lesen, noch darum, Texte in Kartenform zu fassen. Vielmehr interessieren uns Romane, in denen Karten entweder als expliziter Bezugspunkt oder als visueller Inhalt erscheinen. Zwar lässt sich letztere Praxis über Jonathan Swifts *Gulliver's Travels* bis hin zu Thomas Morus' *Utopia* – und somit bis zu den Anfängen des Entdeckungszeitalters – zurückverfolgen; doch sowohl die Beschreibung textexterner Karten als auch die textuelle Einbindung kartographischer Repräsentationen traten in der britischen Literatur des ausgehenden 19. Jahrhunderts häufiger auf als je zuvor. Auf diese Weise schlug sich die zunehmende politische und öffentliche Bedeutung der Kartographie in der Literatur nieder, die ihrerseits zur Omnipräsenz von Karten beitrug. Die Folge war ein spannungreiches Wechselverhältnis zwischen realer und

³¹ *Macht und Lust in Karten und Literatur* lautet der Untertitel von Stockhammers Studie. Ähnliche Formulierungen verwendet der Autor in einem Aufsatz, der die Fragestellung seiner Monographie auf Texte des 20. Jahrhunderts anwendet (v. a. Franz Kafkas *Das Schloß* und Thomas Pynchons *Mason and Dixon*): Robert Stockhammer, »Verortung. Die Macht der Karten und die Literatur im 20. Jahrhundert«, in: ders. (Hg.), *TopoGraphien der Moderne. Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen*, München 2005, S. 320–340, hier z. B. S. 323 f.

³² Seine Beispiele sind Jonathan Swifts *Gulliver's Travels*, Johann Gottfried Schnabels *Insel Felsenburg*, Johann Wolfgang Goethes *Wahlverwandtschaften* und Hermann Melvilles *Moby-Dick*. Vgl. Stockhammer, *Kartierung der Erde*, S. 13 f.

³³ Vgl. ebd., S. 62.

imaginativer Kartographie, wie hier vor allem an den Beispielen Afrikas und Indiens gezeigt werden soll. Schon das Verfassen und Lesen der überaus populären Entdecker-Berichte David Livingstones und Henry Morton Stanleys, die das Benennen und Kartieren von Räumen auf offensichtliche Weise zum Thema machten, waren nicht vorstellbar ohne Karten, anhand derer das Narrativ des Textes räumlich nachvollzogen werden konnte.³⁴ Vergleichbar wurden auch fiktionale Texte ›entlang der Karte‹ geschrieben. Bereits Jules Vernes' *Cinq semaines en ballon* (1869) oder *Le tour du monde en 80 jours* (1873) illustrieren dies auf eindruckliche Weise:³⁵ Sie setzen voraus, dass Leser das kartographische Bild der Welt präsent haben, um die diversen Schauplätze lokalisieren zu können, weshalb sie die dafür benötigte Karte jeweils gleich mitliefern. Denn nur auf diese Weise lässt sich ein Gefühl für das Verhältnis zwischen erzählter Zeit und erzähltem Raum gewinnen, das für beide Romanhandlungen so entscheidend ist: Es geht hier ja nicht bloß um die Frage des ›Wo‹, sondern auch darum, ›wie schnell‹ – das heißt: in welcher (Reise-)Zeit – sich das neue Raumerlebnis einstellt.

Eine weitergehende Interaktion zwischen fiktiven und ›realen‹ Kartenräumen lässt sich bei Henry Rider Haggard und Joseph Conrad jeweils in Bezug auf das subsaharische Afrika ausmachen. Haggard schloss in seinem 1885 veröffentlichten Abenteuerroman *King Solomon's Mines* an Stevensons eingangs erwähnten Kinderbuchklassiker *Treasure Island* an, dessen Erfolg er ganz gezielt zu wiederholen versuchte.³⁶ Haggards Roman erschien im selben Verlag und enthielt darüber hinaus – wie schon *Treasure Island* – eine vom Autor selbst angefertigte Schatzkarte.³⁷ Während Stevenson die von ihm entworfene Insel allerdings nur vage in der Karibik lokalisiert und sie überdies, wie einige spitzfindige Kritiker eruiert haben, mit einer eher kalifornischen Vegetation versehen hatte,³⁸ wurde Haggard deutlich konkreter. Er wählte das wenig bekannte und noch nicht vollständig kartierte Hinterland Südafrikas, in dem ihm selbst eine Karriere in der Kolonialadministration gelungen war.³⁹ Haggard hatte während dieser Zeit an diplomatischen Missionen

³⁴ Vgl. Patrick Brantlinger, »Victorians and Africans: The Genealogy of the Myth of the Dark Continent«, in: *Critical Inquiry* 12/1 (1985), S. 166–203, hier S. 175.

³⁵ Jules Verne, *Cinq semaines en ballon*, Lausanne 1966; ders., *Le tour du monde en 80 jours*, Lausanne 1965.

³⁶ Vgl. Morton Cohen, *Rider Haggard. His Life and Work*, London et al. ²1968, S. 85.

³⁷ In seiner Autobiographie berichtet Haggard stolz, die Originalkarte – wie im Roman beschrieben – in roter Farbe (›Blut‹) auf einen Stoffetzen gezeichnet zu haben. Bei der U-Bahnfahrt zum Buchbinder habe die Karte dementsprechend befremdete Blicke einer alten Dame auf sich gezogen. Vgl. H. Rider Haggard, *The Days of My Life. An Autobiography*, 2 Bde., Bd. 1, London 1926, S. 234 f.

³⁸ Vgl. zusammenfassend John Seelye, »Introduction«, in: Stevenson, *Treasure Island*, S. vii–xxvi, hier S. xx ff.

³⁹ Zwischen 1875 und 1881 war er dort zunächst als Sekretär des Vizegouverneurs von Natal beschäftigt, dann als Mitarbeiter des Sonderbeauftragten für den Transvaal und schließlich, ebenfalls im Transvaal, als Registrator am Obersten Gericht. Vgl. Cohen, *Rider Haggard*, Kap. 2–3, S. 29–84.

in die Gebiete der Zulus teilgenommen. Die dabei gewonnenen Eindrücke dienten ihm als Grundlage für seine erfolgreichsten Bücher (etwa *She* und *Allan Quatermain*, beide 1887), die in immer anderen Variationen das Rezept von *King Solomon's Mines* wiederholten. Dieses Rezept verknüpft einen ethnographischen und geographischen ›Realismus‹ mit Märchenelementen, um die Faszinationskraft unerforschter Regionen Afrikas für fantastische Abenteuergeschichten auszuschlachten. Englische Reisende dringen jeweils in diese zumeist unkartierten Regionen vor, wobei sich Haggard ganz bewusst an authentische Reiseberichte anlehnt. Haggard behauptete später, nach der Publikation des Romans seien mehr als ein Dutzend Leser anfragen bei ihm eingegangen, die sich nach dem Wirklichkeitsgehalt des Geschilderten erkundigten. Ein Juwelenhändler habe sogar eine Expedition auf die Suche nach den im Buch beschriebenen Diamantenminen König Salomos schicken wollen. »[N]o book that I have written«, schreibt er in der entsprechenden Passage seiner Autobiographie, »seems to have conveyed a greater idea of reality.«⁴⁰ Mit zu diesem Realitätseffekt beigetragen hatte zweifellos die im Buch abgedruckte Karte, die laut Romanhandlung von dem sterbenden Portugiesen José da Silvestra im Jahr 1590 angefertigt wurde (vgl. Abb. 1).

Genaugenommen soll es sich hier um eine Kopie (und Übersetzung) der in Blut gezeichneten Originalkarte handeln. Den Umständen ihrer Entstehung und vor allem ihrem Zweck entsprechend, verzichtet diese Karte weitgehend auf topographische Details. Ihr alleiniges Ziel ist es, Schatzsuchern den Weg zur Höhle zu weisen, in der die Schätze verborgen liegen. Hierfür erwähnt werden müssen nur der Fluss und die Straße, deren Verlauf jeweils zu folgen ist, sowie die Gebirgsformationen, die sich dem Wanderer dabei in die Quere stellen – oder an deren Fuße der Eingang zur Höhle zu finden ist. In der Skizze aufgeführt sind (mit Ausnahme einer Wasserstelle) folglich nur Orientierungspunkte, Richtungen und Distanzen. Trotz ihres rudimentären Charakters konstituieren diese Details aber durchaus eine imaginative Kartographie, die von dem real existierenden Fluss Lukanga (im heutigen Zambia) über erfundene Berge bis hin zur spektakulären Fiktion einer Straße inmitten der südafrikanischen Wildnis reicht. Angesichts der später folgenden, ausführlichen Schilderung der feminisierten und sexualisierten Berge mit dem Namen ›Sheba's Breasts⁴¹ kann die Bedeutung dieser imaginativen Kartographie leicht übersehen werden. Die Forschung jedenfalls hat sich bislang ganz auf Haggards eigenwillige Landschaftserotik kapriziert.⁴² Dort wo sie Haggards Raumvisionen genauer in den

⁴⁰ Haggard, *The Days of My Life*, Bd. 1, S. 242.

⁴¹ Vgl. H. Rider Haggard, *King Solomon's Mines* [1885], hg. von Dennis Butts, Oxford, New York 1989, S. 85 f.

⁴² Vgl. Joseph Bristow, *Empire Boys. Adventures in a Man's World*, London 1991, S. 133; Anne McClintock, *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*, New York, London 1995, S. 21–24 (hier wird die betreffende Passage in Haggards Roman unter dem Stichwort »porno-tropics« diskutiert); sowie Lindy Stiebel, »Africa as Sexualised Bodyscape«, in: dies., *Imagining Africa. Landscape in H. Rider Haggard's African Romances*, Westport (CT), London 2001, S. 80–91.

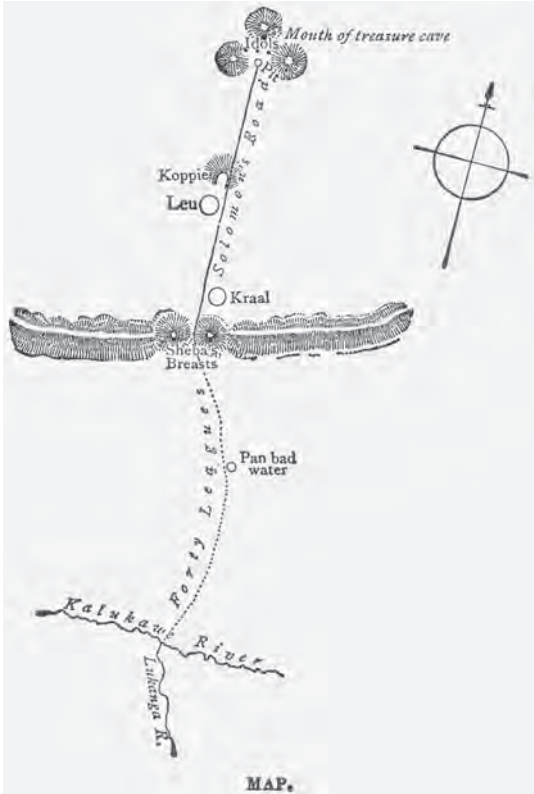


Abb. 1: Karte aus H. Rider Haggards *King Solomon's Mines* (1885)

Blick nahm, begnügte sie sich mit dem letztlich zu vagen Hinweis, den Texten des Autors liege eine »geographische Metapher« zugrunde, die es Lesern ermögliche, Afrika imaginär zu durchwandern.⁴³ Bemerkenswert ist gerade, dass sich Haggard nicht auf eine Beschreibung imaginärer Szenerien beschränkt, sondern dass er diese fiktiven Welten mit einer – ebenso fiktiven – Karte beglaubigt. Durch die Abbildung der Karte innerhalb des Romans entsteht ein wirkungsvolles Wechselspiel zwischen Fiktionalität und Authentizität unter dem Schirm der Neutralität, die Karten (wie schon Harley feststellte) beim Betrachter hervorzurufen vermögen. Haggard kartierte einen Abschnitt Afrikas – wenn auch nur sehr partiell –, der auf zeitgenös-

⁴³ Vgl. Laura Chrisman, »Manufacturing Mystery from Mining: *King Solomon's Mines*«, in: dies., *Rereading the Imperial Romance. British Imperialism and South African Resistance in Haggard, Schreiner, and Plaatzje*, Oxford, New York 2000, S. 23–46, hier S. 29. In dem entsprechenden Kapitel diskutiert Chrisman frühe Kritiken von Haggards Romanen, um zeitgenössische Lesarten zu rekonstruieren. Eine dieser Lesarten betrachtet Haggards Fiktionen als »a kind of land into which the reader is transported«: »The human imagination can wander around in a ›Dark Continent‹ of Haggard's making«, ebd.

sischen Darstellungen noch als weißer Fleck erschien. Er entwarf also ganz bewusst eine Raumfiktion, die das koloniale Bild Südafrikas ergänzte.

Dabei trug Haggards auf eine Karte gestützte Erzählung zur imperialen Mythenbildung bei, die aufgrund der Ruinenfunde im späteren Rhodesien weiße Menschen für die ursprünglichen Bewohner der betreffenden Landstriche hielt.⁴⁴ Bei Haggard leben die indigenen ›Kukuanas‹ inmitten von Steinbauten, die sie selbst einer überlegenen Zivilisation zuschreiben. Als die Engländer die auf der Karte verzeichnete ›Solomon's Road‹ betreten, wandeln sie sprichwörtlich auf den Spuren ihrer historischen Vorläufer – einer untergegangenen Zivilisation im Herzen Schwarzafrikas –, wobei diese Spuren sie verlässlich zu den Diamanten führen. Der kartographischen Erfassung des betreffenden Territoriums folgt eine Aneignung seiner Bodenschätze. Geographisches, in Karten verewigtes Wissen erweist sich als Voraussetzung für den Erwerb von ökonomischem Reichtum: Wer die Karte hat, und die Engländer erhalten sie in einer symbolisch aufgeladenen Geste aus portugiesischen Händen (deren Zeit in Südafrika abgelaufen ist), der darf als erster die Mineralien für sich beanspruchen, die im betreffenden Gebiet zu finden sind.

Als Auslöser und Grundlage der Schatzsuche ist die Karte bei Haggard wie bei Stevenson sowohl Gegenstand als auch Motor der Handlung. Darüber hinaus informiert sie Figuren wie Leser gleichermaßen über die räumliche Beschaffenheit eines erfundenen Schauplatzes. Die Karte hat im Abenteuerroman mithin eine klar definierte Funktion. In Joseph Conrads *Heart of Darkness* (1899/1902) dagegen kommt Karten – die hier nur evoziert, nicht direkt abgebildet werden – eine eher symbolische Rolle zu. Zu Beginn seines Reiseberichts erwähnt der Ich-Erzähler Marlow zwei Afrikakarten. Die erste befindet sich in einem Ladenfenster in der Londoner Fleet Street, die zweite im Brüsseler Firmensitz der Handelsgesellschaft, in deren Auftrag er wenig später in den Kongo reist.⁴⁵ Beide Karten werden über Marlows Beschreibung hinaus nicht Bestandteil der Handlung und sind für deren Verlauf auch nicht entscheidend, sondern dienen dazu, eine bestimmte Deutung der wissenschaftlichen und politischen Erschließung Afrikas zu versinnbildlichen. Die Kartierung Afrikas, die (wie oben dargelegt) um 1900 schon sehr viel weiter fortgeschritten war als zum Zeitpunkt des Verfassens von *King Solomon's Mines*, wird bei Conrad in ihren verschiedenen Dimensionen reflektiert: sowohl in ihrer kolonialpolitischen Bedeutung als auch in ihren imaginären Potentialen.

Der während seiner Zeit als Offizier der britischen Handelsmarine qua Profession mit Kartenlesen und -korrektur betraute Joseph Conrad machte in seinem

⁴⁴ Vgl. hierzu Michael C. Frank, »Den Kaffern die Kultur absprechen«: Die Ruinen von Simbabwe und ihre Fiktionalisierung durch Henry Rider Haggard«, in: Aleida Assmann, Monika Gomille, Gabriele Rippl (Hg.), *Ruinenbilder*, München 2002, S. 253–267; vgl. ferner Daniel Tangri, »Popular Fiction and the Zimbabwe Controversy«, in: *History in Africa* 17 (1990), S. 293–304.

⁴⁵ Vgl. Joseph Conrad, *Heart of Darkness. With the Congo Diary*, hg. von Robert Hampson, London 1995, S. 22 und S. 25.

später entstandenen literarischen Werk die Veränderung der Weltkarten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wiederholt zum Thema. Sowohl *A Personal Record* (1912) als auch eine autobiographische Passage des späten Essays »Geography and Some Explorers« (1924) berichten über Conrads frühe, jugendliche Faszination für Karten im Allgemeinen und die weißen Flecken auf der Afrikakarte im Besonderen.⁴⁶ Zuvor hatte der Autor dieses Motiv bereits in *Heart of Darkness* verwendet: Auch Marlow erzählt, als Kind davon geträumt zu haben, eines Tages in die als weiße Flecken kartierten Regionen zu reisen. Und auch Marlow äußert als Erwachsener sein Bedauern darüber, dass die meisten kartographischen Leerstellen mittlerweile längst ausgefüllt worden sind. In Bezug auf das Kongobecken,⁴⁷ in das Conrad 1890 selbst als Angestellter der *Société Anonyme Belge pour le Commerce du Haut-Congo* gereist war,⁴⁸ sagt Marlow: »True, by this time [ca. 1890] it was not a blank space any more. It had got filled since my boyhood with rivers and lakes and names. It had ceased to be a blank space of delightful mystery – a white patch for a boy to dream gloriously over. It had become a place of darkness.«⁴⁹

Zu einem ›Ort der Finsternis‹ war der Kongo freilich nicht allein aufgrund der Flüsse, Seen und Namen geworden, die inzwischen die Karten zierten. Vielmehr spielt Conrad auch auf die diskursive Konstruktion (Zentral-)Afrikas als ›Dark Continent‹ an, die Patrick Brantlinger als einen viktorianischen »Mythos« beschrieben hat.⁵⁰ Forscher wie Henry Morton Stanley trugen gleichermaßen zur Vervollständigung der Karten wie zur Etablierung dieses Mythos bei:⁵¹ *Through the Dark Continent* lautete Stanleys Werk über die erste Durchquerung des afrikanischen Kontinents auf der Höhe des Kongoflusses; und der Titel seines nächsten Expeditionsberichts sollte sogar den Titel *In Darkest Africa* tragen – die Kongoregion wurde so zur dunkelsten Gegend eines ohnehin schon dunklen Kontinents erklärt.⁵²

⁴⁶ Vgl. Joseph Conrad, *The Mirror of the Sea and A Personal Record*, hg. von Zdzislaw Najder, Oxford, New York 1988, S. 13; ders., »Geography and Some Explorers«, S. 16 f.

⁴⁷ Vgl. hierzu die Quellensammlung von Thomas Ehrsam, Kurt Horlacher, Margrit Puhon (Hg.), *Der weiße Fleck. Die Entdeckung des Kongo 1875–1908*, München, Wien 2006.

⁴⁸ Sein Dampfschiff ›Roi des Belges‹ versorgte die Handelsstationen im Landesinneren mit Nachschub, lud Elfenbein ein und nahm an der letzten Station in der Nähe der Stanleyfälle einen erkrankten Agenten an Bord, Klein, das Vorbild zu Conrads Romanfigur Kurtz; als Conrad selbst an Malaria und Ruhr erkrankte, kündigte er seinen Dreijahresvertrag. Vgl. Ian Watt, *Conrad in the Nineteenth Century*, London 1980, S. 135 f.

⁴⁹ Conrad, *Heart of Darkness*, S. 22.

⁵⁰ Vgl. Brantlinger, »Victorians and Africans«, S. 175.

⁵¹ Zu Stanleys Rolle bei der Kolonialisierung des Kongo vgl. die ihm gewidmeten Kapitel in Thomas Pakenham, *The Scramble for Africa, 1876–1912*, New York 1991; deutsch als: *Der kauernde Löwe. Die Kolonialisierung Afrikas 1876–1912*, übers. von Katharina Förs et al., Düsseldorf u. a. 1993.

⁵² Vgl. Henry M. Stanley, *Through the Dark Continent, or, The Sources of the Nile Around the Great Lakes of Equatorial Africa and Down the Livingstone River to the Atlantic Ocean*, 2 Bde., London 1878; ders., *In Darkest Africa, or, The Quest, Rescue, and Retreat of Emin, Governor of Equatoria*, 2 Bde., London 1890.

Letztere Expedition war gerade abgeschlossen, als Conrad 1890 in den Kongo kam, wo er deutliche Anzeichen der später in den europäischen Medien als ›Kongogräuel‹ bekannt gewordenen Missstände in König Leopolds Kolonie erkennen konnte.⁵³ Eine berühmte Passage seiner Erzählung beschreibt Zwangsarbeiter in Ketten beim Bau der Eisenbahnlinie von Matadi nach Kinshasa.⁵⁴ Afrika war also auch in dem Sinne zu einem ›finsternen‹ Ort geworden, dass es die ›dunkle‹ Seite des Kolonialismus und die seelischen Abgründe seiner europäischen Protagonisten zum Vorschein brachte – so jedenfalls lautet die Hauptpointe von Conrads Erzählung, die bereits in deren doppeldeutigem Titel angelegt ist: Im geographischen ›Herz‹ des dunklen Kontinents offenbart sich das in moralischer Hinsicht finstere ›Herz‹ derjenigen Europäer, die es auf der Suche nach Elfenbein dorthin verschlagen hat. Der Verwandlung Afrikas im Zuge der Kolonialisierung entspricht laut Marlow die Verwandlung der Afrikakarte, auf der die weißen Flecken inzwischen eingeschwärzt worden sind. So gesehen dient Conrad der literarische Verweis auf reale Afrikakarten zur partiellen Dekonstruktion eines imperialen Mythos – der dichotomischen Gegenüberstellung europäischen zivilisatorischen Lichtes und afrikanischer Dunkelheit –, was einen deutlichen Gegensatz zu *King Solomon's Mines* darstellt, wo die im Text erscheinende Karte ja vielmehr einen Mythos bestätigt: Eine Straße in die Wildnis gesetzt hat bei Haggard eine ›weiße‹ Zivilisation zu Zeiten Salomos – und Licht in die Dunkelheit gebracht hat wiederum ein Portugiese, indem er das unbekannte Territorium mitsamt der Straße kartierte.

Doch Marlow erwähnt, wie gesagt, noch eine zweite Karte. Und diese ist alles andere als finster, sondern leuchtet in sämtlichen Farben des Regenbogens.⁵⁵ Nur wenige Seiten nach seinem Verweis auf die Transformation des Kongo zu einem »place of darkness« verweist Marlow auf die gängige Praxis, geographische Gebiete auf Karten nach Zugehörigkeit zu europäischen Imperien einzufärben. Wie er ausführt, erscheinen neben dem (in diesem Beitrag schon erwähnten) britischen Rot noch

⁵³ Zu Ausbeutung und Gewalt in der Kongo-Kolonie König Leopolds II. sowie zu ihrer zeitgenössischen Offenlegung vgl. Adam Hochschild, *King Leopold's Ghost. A Story of Greed, Terror, and Heroism in Colonial Africa*, Boston, New York 1998; deutsch als: *Schatten über dem Kongo. Die Geschichte eines der großen, fast vergessenen Menschheitsverbrechen*, übers. von Ulrich Enderwitz, Monika Noll und Rolf Schubert, Stuttgart 2000.

⁵⁴ Vgl. Conrad, *Heart of Darkness*, S. 32–36. Die entsprechende Passage beschreibt Sprengungsarbeiten, bei denen die Zwangsarbeiter Erde in Körben auf ihren Köpfen tragen. Marlow beobachtet, wie sich einige Arbeiter zum Sterben zurückziehen. Mit dem Bau einer Eisenbahnlinie durch die 1889 gegründete *Compagnie de Chemin de Fer du Congo* (CCFC), war im Mai 1890 – drei Monate vor Conrads Ankunft im Kongo – begonnen worden. Vgl. Hunt Hawkins, »Conrad's Critique of Imperialism in Heart of Darkness«, in: *Publications of the Modern Language Association (PMLA)* 94/2 (1979), S. 286–299, hier S. 290 f. Den Bau dieser Eisenbahnstrecke dokumentiert mit reichem Bildmaterial der Band *Le Rail au Congo Belge*, der allerdings ein stark idealisiertes Bild der harmonischen Zusammenarbeit zwischen ›Blancs‹, ›Noirs‹ und ›Jaunes‹ (sic!) zeichnet. Vgl. Blanchart, *Le Rail au Congo Belge*.

⁵⁵ Vgl. Conrad, *Heart of Darkness*, S. 25.

blaue, grüne, gelbe, orangene und violette Flecken, die – wie zeitgenössische Leser wussten – jeweils für Frankreich, Italien, Belgien, Portugal und Deutschland stehen. Auch hier wird der europäische Kolonialismus in Afrika über den Verweis auf eine Karte thematisiert; und wiederum signalisiert das veränderte, genauer: vervollständigte sowie mit neuen Grenzlinien und Einfärbungen versehene kartographische Bild der Welt die Verwandlung des Kontinents. Diesmal jedoch zeigt Marlow sich als guter britischer Imperialist. Die Farbe Rot steht in seinen Augen für ein unerschütterliches Arbeitsethos, wie er selbst es im weiteren Verlauf der Erzählung – in scharfem Kontrast zur Mehrzahl der im Text dargestellten belgischen Kolonisten – exemplarisch zur Schau stellt: »There was a vast amount of red – good to see at any time, because one knows that some real work is done in there.«⁵⁶ Obgleich die »roten« Gebiete nicht zum Schauplatz des Textes werden, entwirft Marlow doch eine imaginative Kartographie, die innereuropäische Differenzen auf afrikanischem Territorium abbildet.⁵⁷ Trotz seines bedauernden Kommentars bezüglich der europäischen Erfassung und Aneignung Afrikas greift Conrad darüber hinaus, wie schon Haggard, gleichsam selbst in die Kartierung Afrikas ein. Zwar erscheint in *Heart of Darkness* keine Abbildung einer Karte, doch wird der Kongofluss gleich zweimal eindrücklich als eine »faszinierende« Schlange beschrieben, deren Kopf an der Küste liege und deren Körper sich bis weit ins Landesinnere erstrecke;⁵⁸ mit diesem semantisch überdeterminierten Bild greift Conrad auf die von ihm selbst so benannte (und kritisierte) mittelalterliche Praxis der »geography fabulous« zurück, die unbekannte Regionen mit legendären Landschaften sowie mit Fabelwesen auffüllte.⁵⁹ Durch die erzählerische Orientierung an der realen Karte und den Verweis auf ihre Verwendung im öffentlichen Raum verweist Conrad nicht nur auf die Alltagserfahrung der Kartographie, sondern erzeugt durch diesen Wiedererkennungseffekt (auch ohne die Karte selbst einzufügen) eine Wechselwirkung zwischen seiner Fiktion und den geographischen Räumen, in denen sich die Handlung abspielt. Sowohl Haggard als auch Conrad gehen damit einen Schritt weiter als die Romane, deren Handlung nur anhand einer Karte nachvollzogen werden kann. Durch konkrete Bezüge auf die kartographische Erfassung Afrikas reflektieren sie das Zeitgeschehen und tragen selbst zur geographischen Imagination des Kontinents bei.

⁵⁶ Ebd.

⁵⁷ Christopher GoGwilt spricht von einem »double-mapping of Europe and Empire«. Vgl. ders., *The Invention of the West. Joseph Conrad and the Double-Mapping of Europe and Empire*, Stanford (CA) 1995, hier insbes. das Unterkapitel »The Writing of Geography in *Heart of Darkness*«, S. 121–126.

⁵⁸ Vgl. Conrad, *Heart of Darkness*, S. 22 und S. 25.

⁵⁹ Zum Konzept der »geography fabulous« vgl. Conrad, »Geography and Some Explorers«, S. 2–4 und S. 6. Conrad schreibt dort: »Cartography was almost as pictorial then as are some modern newspapers. It crowded its maps with pictures of strange pageants, strange trees, strange beasts, drawn with amazing precision in the midst of theoretically conceived continents. It delineated imaginary kingdoms of Monomotapa and of Prester John, the regions infested by lions or haunted by unicorns, inhabited by men with reversed feet, or eyes in the middle of their breasts.« Ebd., S. 2.

4.2 Indien: Rudyard Kipling

Auch die Karte Indiens rückte ins Blickfeld spätviktorianischer Autoren. Für niemanden gilt dies mehr als für Rudyard Kipling,⁶⁰ in dessen Roman *Kim* (1901) die koloniale Erschließung des indischen Territoriums zugleich Voraussetzung für die Handlung⁶¹ und ihr zentraler Gegenstand ist. Als Entwicklungsroman schildert *Kim* den Reifeprozess seiner Titelfigur. Kim ist ein irischer Waisenjunge, der als Angehöriger der niedrigsten weißen Gesellschaftsschicht in den Slums von Lahore im heutigen Pakistan aufgewachsen ist. Großgezogen wurde er von einer indischen Opiumhändlerin, die vor dem Tod seines Vaters dessen Geliebte war, weshalb Kim Urdu und Hindi besser beherrscht als Englisch. Der Roman greift das epische *quest*-Motiv auf, indem er eine doppelte Suche beschreibt: Ein tibetischer Lama nimmt den dreizehnjährigen Kim mit auf seine Pilgerreise, die außer zu den vier heiligen Orten des Buddhismus (den Stätten von Buddhas Geburt, Erleuchtung, erster Predigt und Tod) auch zu dem Fluss führen soll, der laut Überlieferung entsprang, als ein von Buddha zum Beweis seiner Heiratsfähigkeit in die Luft geschossener Pfeil auf dem Boden aufschlug;⁶² Kim seinerseits möchte während dieser Wallfahrt die Bedeutung einer Prophezeiung entschlüsseln, welche sein in Armut geratener Vater im Opiumrausch aussprach (und deren zentrales Element, ein roter Bulle auf grünem Hintergrund, sich wenig später als das Symbol auf der Flagge des Regiments entpuppt, in dem sein Vater einst als Soldat diente). Als »Friend of All the World« ist Kim weltgewandt und gewitzt – und dem weisen, aber weltfremden Lama somit eine wichtige Stütze. Darüber hinaus ist Kim mit einer geradezu chamäleonartigen Verwandlungsfähigkeit gesegnet. Der Roman entwirft das Fantasma, dass Kim mithilfe entsprechender Kleidung (und gegebenenfalls Gesichtschminke) nach Belieben als Hindu, Muslim, Buddhist und britischer Sahib auftreten kann – und dabei stets ohne Zögern als Angehöriger der betreffenden ethnischen oder religiösen Gruppe akzeptiert wird. Diese Begabung macht ihn aus Sicht des Kolonialregimes zu einem idealen Spion. Vermittelt durch einen muslimischen Pferdehändler aus Afghanistan, den Paschtunen Mahbub Ali, wird Kim deshalb zu einem Protagonisten im »Great Game«, wodurch die Pilgerreise des tibetischen Lamas ohne dessen Wissen eine politische Dimension annimmt.

⁶⁰ Wie im Fall von Haggard und Conrad ist die Biographie des Autors mit der Weltregion, in der er seinen Roman ansiedelte, eng verwoben: Kipling wurde 1865 in Bombay geboren, reiste mit sechs Jahren nach England, um dort die Schule zu besuchen, und kehrte 1882 nach Indien zurück, wo er zunächst als Journalist arbeitete. David Gilmour beschreibt ihn als typisches »child of empire«; vgl. ders., *The Long Recessional. The Imperial Life of Rudyard Kipling*, London 2002.

⁶¹ Wie Edward Said in seinem langen Vorwort zu dem Roman betont, ist dem Protagonisten die freie und lustvolle Bewegung im indischen Raum nur möglich, da dieser Raum fest – und sicher – in britischen Händen ist. Vgl. Edward Said, »Introduction«, in: Rudyard Kipling, *Kim*, hg. von Edward W. Said, London 1987, S. 7–46, hier S. 43.

⁶² Vgl. Kipling, *Kim*, S. 57 f.

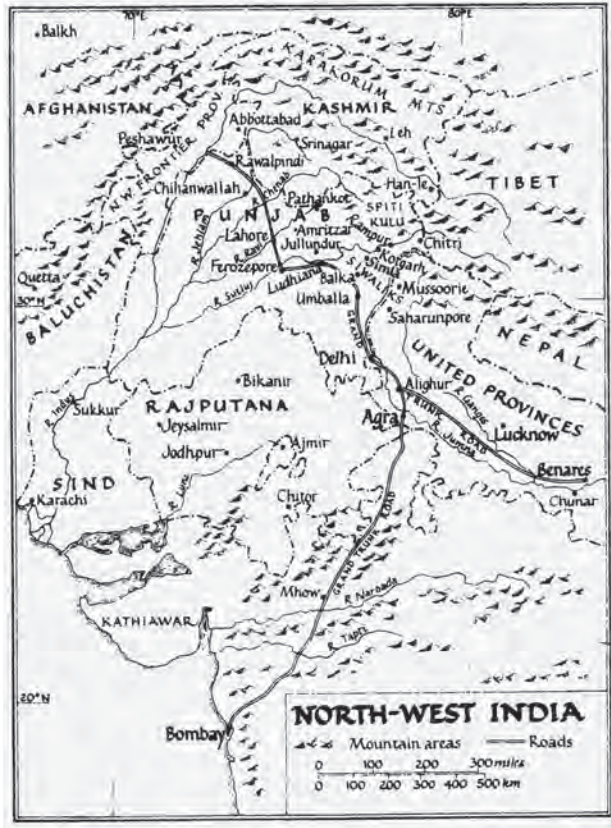
So stehen sich im Roman zwei unterschiedliche Bildungsideale und Wissensformen gegenüber: Einerseits übernimmt der gütige Lama, der nach Erlösung vom ›Rad des Lebens‹ strebt, die Rolle eines Mentors; andererseits erhält Kim in Gestalt Colonel Creightons eine gänzlich anders geprägte Vaterfigur. Daraus entstehen für Kim, dem nun eine Identität als »Sahib« anerkundet wird, zwar durchaus Konflikte (seine an sich selbst gerichtete Frage »Who is Kim?« wird zu einem Leitmotiv des Romans⁶³); in Kiplings harmonistischem Entwurf Britisch-Indiens ist jedoch für alle Glaubensvorstellungen Platz, wenn deren Vertreter nur die britische Vorherrschaft akzeptieren – oder sich sogar direkt in ihren Dienst stellen. Als Kim für drei Jahre ein britisches Internat in Lucknow besucht, ist es dementsprechend ausgerechnet der asketische Lama, der für die Kosten seiner Ausbildung aufkommt. Der gesamte Roman oszilliert zwischen einer quasi-ethnographischen Darstellung der verschiedenen Regionen und Ethnien Indiens und einer Auseinandersetzung mit dem dort installierten Kolonialregime und seinen Vertretern. Dabei kristallisiert sich recht deutlich ein Idealbild britischer Kolonialherrschaft heraus, in dessen Zentrum ein respektvoller Umgang der überlegenen Briten mit den verschiedenen kulturellen Gruppen Indiens steht, welche auf diese Weise für das imperiale Projekt gewonnen werden sollen, während gleichzeitig ein Maximum an ethnographischem und geographischem Wissen akkumuliert werden kann – denn hierfür, so suggeriert der Roman, sind loyale indigene Mitstreiter unentbehrlich, insbesondere wenn es um Geheimdienstaktivitäten zur Abwehr der russischen Bedrohung an der Nordwestgrenze Britisch-Indiens geht. Wie Karen Piper dargelegt hat, lässt sich Kiplings Idee einer multi-ethnischen Garde kartographierender Spione auf den seit 1863 praktizierten Einsatz verkleideter indischer Hindus (von den Briten ›pundits‹ genannt) als Landvermesser in Tibet zurückführen.⁶⁴ Tibet hatte sich erfolgreich gegen Fremdherrschaft widersetzt. Da man in der Landvermessung – nicht zu Unrecht – die Vorstufe zur Landaneignung erkannte, wurde den britischen ›surveyors‹ die Einreise verweigert. So kamen stattdessen ›pundits‹ wie der 1881 als Begleiter eines Lamas eingereiste Kishen Singh ins Land.

Karten spielen in *Kim* eine mehrschichtige Rolle. Zunächst einmal ist im Buch vorne selbst eine Karte abgedruckt, auf welcher Ländergrenzen, Gebirgsregionen, Flüsse, Orte und Hauptverkehrswege »Nordwest-Indiens« verzeichnet sind (vgl. Abb. 2), was – soweit wir sehen – noch nicht eingehend kommentiert worden ist. Es handelt sich hierbei keineswegs um ein triviales Detail. Kiplings Karte nämlich erfüllt gleich mehrere Funktionen. Einerseits erhält der Leser durch sie den Hinweis, dass die Orientierung im Raum für das Verständnis des Textes notwendig ist. Andererseits wirkt Kipling möglichen Schwierigkeiten bei der Lektüre entgegen,

⁶³ Vgl. ebd., S. 166 und S. 233 sowie (in der Variation »What am I?« bzw. »What is Kim?«), S. 191 und S. 331.

⁶⁴ Vgl. Karen Piper, »Pundit A and the Trans-Himalayan Survey«, in: dies., *Cartographic Fictions. Maps, Race, and Identity*, New Brunswick (NJ), London 2002, S. 41–61.

Abb. 2: Karte Nordwest-Indiens aus Rudyard Kiplings *Kim* (1901)



wie sie insbesondere diejenigen Leser haben könnten, die nicht über das ›Insider‹-Wissen von Anglo-Indern verfügen. Kim reist mehrfach kreuz und quer durch das dargestellte Gebiet, in horizontaler Richtung (nördlich, südlich, westlich, östlich) ebenso wie in vertikaler Richtung (von der Ebene in den Himalaya). Der Roman ist also in besonderer Weise ›raumgreifend‹; der Leser macht sich auf Kims Spuren und mithilfe der Karte den kolonialen Raum zu eigen. Die Karte hat dabei durchaus einen didaktischen Nutzen: Der innerhalb der Romanhandlung implizierte Imperativ »Kenne Deine Kolonie!« wird auch an die zeitgenössische Leserschaft gerichtet, die sich ein Bild von Britisch-Indien machen und dessen geographische Struktur verinnerlichen soll. »There is no sin so great as ignorance«,⁶⁵ sagt Colonel Creighton – der selbst fließend Urdu spricht –, als Kim seine Ausbildung zum Spion im (fiktiven) Internat St. Xavier beginnt.

⁶⁵ Kipling, *Kim*, S. 166.

Es würde allerdings zu kurz greifen, die Abbildung einer ›wahrheitsgetreuen‹ Karte zu Beginn des Romans als bloße Hilfestellung für den Leser zu verstehen. Die Karte verortet die Handlung darüber hinaus – im Sinne eines ›grounding‹, wie es J. Hillis Miller beschreibt – im realen Raum des kolonialen Indiens. Damit wird signalisiert, dass das Werk aller Fiktionalität zum Trotz als Kommentar zur zeitgenössischen Situation zu verstehen ist. Auf seinen Reisen nutzt Kim verschiedene Routen und Verkehrsmittel, die entweder mit dem ›traditionellen‹ Indien oder mit den neuen Infrastrukturen Britisch-Indiens in Verbindung stehen. So wird der ›Grand Trunk Road‹, auf der sich wie in einem Panorama Vertreter der gesamten indischen Bevölkerung tummeln, die Eisenbahn gegenübergestellt. In der Beschreibung von Kims Reisen erscheint der Subkontinent dementsprechend auf zweierlei Weise räumlich gegliedert: einerseits durch traditionelle Wege und symbolische Aufladungen (wie z. B. den heiligen Fluss Ganges als kartographische Demarkation); und andererseits durch britische Verkehrsnetze und strategische Grenzmarkierungen, die vor allem im Kontext des ›Great Game‹ an Bedeutung gewannen. Telegraphenleitungen und Eisenbahnschienen durchweben das Land und machen es nicht nur bereisbar, sondern auch regierbar. Indien wird so im Roman, ganz im Sinne der Kolonialmacht, als zusammenhängendes Territorium entworfen.

Innerhalb der Romanhandlung sind sowohl fertige Karten als auch die Praxis der Kartographie von Bedeutung. Für Kim ist im ›Great Game‹ nämlich die Rolle eines »chain-man«⁶⁶ vorgesehen. Das heißt, er soll einer jener mit Messkette ausgestatteten Spione werden, die den *Survey of India* mit Daten beliefern – also zur geodätischen und kartographischen Erfassung Britisch-Indiens und seiner angrenzenden Staaten beitragen – und die dabei zugleich helfen, feindliche Aktivitäten im Grenzgebiet zwischen Britisch-Indien und Afghanistan⁶⁷ aufzuspüren und zu unterbinden.⁶⁸ Zentraler Bestandteil von Kims Ausbildung ist dementsprechend das Erlernen der Wissenschaft des Kartierens. Colonel Creighton kündigt ihm an: »thou must learn how to make pictures of roads and mountains and rivers, to carry these pictures in thine eye till a suitable time comes to set them upon paper«. Ein »chain-man«, so Creighton, müsse sich zum Beispiel über Hügel in ein Gebiet begeben, wo es lebensgefährlich sein könne, als Kartograph in britischen Diensten erkannt zu werden, »for knowledge of what is behind those hills – for a picture of a river and a little news of what the people say in the villages there«. ⁶⁹ Neben dem Kartieren er-

⁶⁶ Ebd., S. 166.

⁶⁷ Mit seiner Faszination für das nordwestliche Grenzgebiet ist Kipling nicht allein. Viele anglo-indische Autoren identifizierten die Region »with intrigue and adventure of the imperial struggle«. Vgl. Lewis D. Wurgaft, *The Imperial Imagination. Magic and Myth in Kipling's India*, Middletown 1983, S. 33.

⁶⁸ Zum Zusammenhang von Spähen und Landvermessen in *Kim* vgl. Eva Horn, »Local knowledge. Rudyard Kipling: ›Kim‹«, in: dies., *Der geheime Krieg. Verrat, Spionage und moderne Fiktion*, Frankfurt a. M. 2007, S. 179–198.

⁶⁹ Vgl. Kipling, *Kim*, S. 166.

lernt Kim die mathematischen Grundlagen der trigonometrischen Landvermessung; in beidem tut er sich so hervor, dass er einen Preis gewinnt. In seinen Schulferien erhält er dann auch prompt den Auftrag, eine Karte der Stadt Bikaner in einem nominell unabhängigen Fürstenstaat in Rajasthan zu erstellen.⁷⁰ Da er in diesem nicht-britischen Gebiet unauffällig agieren muss, kann er keine Messkette verwenden wie sonst üblich, sondern muss sich mit einer Gebetskette aus Perlen behelfen und überdies im Dunkeln arbeiten. Er nutzt dazu den Malkasten, den ›chain-men‹ bei sich führen. Das verschmierte, in drei Farben gestaltete Resultat ähnelt eher der benachbarten Stadt Jaisalmer als derjenigen, die Kim eigentlich darstellen sollte.⁷¹ Zusammen mit dem von Kim in seiner Schüler-Handschrift angefertigten Bericht landet der Plan dennoch in den Archiven des britischen Raj⁷² – was verdeutlicht, dass Kiplings Auseinandersetzung mit der imperialen Wissensproduktion durchaus ironische Züge hat. Auch an anderer Stelle finden sich explizite Hinweise auf diese Wissensproduktion. Erwähnt werden etwa die ethnographischen Studien, anhand derer die britische Kolonialregierung die indische Bevölkerung wissenschaftlich wie politisch zu erfassen versuchte. Der bengalische Spion Hurree Chunder Mookerjee, der seine britische Bildung mit Referenzen auf William Shakespeare und Herbert Spencer signalisiert, erhofft sich durch ethnologische Arbeiten eine Adelung zum »FRS« (›Fellow of the Royal Society‹); und auch Colonel Creighton träumt von einem solchen Titel.⁷³ Ebenso nennt Kipling den »cadastral survey«,⁷⁴ mit dessen Hilfe die Besitzverhältnisse – und somit die Steuerpflichten – der indischen Bevölkerung kartographisch geklärt werden sollten.

Außer im Erstellen übt sich Kim im Entwenden von Karten. Ein russischer Agent hat sich zusammen mit einem französischen Mitarbeiter von Afghanistan aus über den Himalaya nach Indien eingeschlichen, wo die beiden Männer – am Brennpunkt des ›Great Game‹ – Karten erstellen. Neben diesen Karten und weiteren Aufzeichnungen führen sie politisch brisante Schreiben an Regenten mit sich, die Russland in ein anti-britisches Bündnis einzubeziehen versuchen. In einem Akt der Gegen-Spionage hängt sich Hurree Chunder Mookerjee den beiden Forschern als angeblicher Fremdenführer an. Nach einem unvorhergesehenen Handgemenge ist es dann aber Kim, der die feindlichen Karten und andere Dokumente in britischen Besitz bringt⁷⁵ – und so den Informationsfluss zu den russischen Auftraggebern unterbindet. Wie wertvoll und vor allem mächtig Karten sind, wird bereits ganz zu Beginn des Romans in der Episode illustriert, in welcher der Lama das als »Wonder House«⁷⁶ bezeichnete kulturhistorische Museum von Lahore besichtigt,

⁷⁰ Vgl. ebd., S. 218.

⁷¹ Vgl. ebd.

⁷² Vgl. ebd.

⁷³ Ebd., S. 222.

⁷⁴ Ebd., S. 282.

⁷⁵ Erzählt wird diese Episode in Kapitel 13 des Romans.

⁷⁶ Ebd., S. 52; die Bezeichnung wird dann noch mehrfach wiederholt.

um Informationen über die heiligen Stätten des Buddhismus zu bekommen, die er während seiner Pilgerreise besuchen will. Der Lama zeigt sich beeindruckt von der »mighty map«⁷⁷, auf welcher ihm der freundliche, weißbärtige Museumskurator – eine Hommage an Rudyard Kiplings Vater John Lockwood Kipling, der selbst Kurator des 1894 gegründeten ›Lahore Museum‹ war – die Lage der verschiedenen Orte mit dem Bleistift zeigen kann. Sogar eine Photographie seines abgelegenen Klosters findet der erstaunte Lama in den Beständen des Museums vor. Der Lama selbst deutet daraufhin die Überlegenheit der von den Briten verwendeten Techniken zur Beschaffung, Systematisierung, Darstellung und Speicherung von Informationen an. In einer symbolisch aufgeladenen Geste schenkt ihm der Kurator seine Brille, da diejenige des Mönches stark zerkratzt ist.⁷⁸ Im Museum beginnt so die erhoffte Erleuchtung des Lamas, der nicht zuletzt dank der Karte viel klarer sieht als zuvor. Der Kurator stattet ihn zudem mit einem Notizbuch aus englischem Papier sowie mit Bleistiften aus.

5. Fazit

Die unterschiedlichen Arten und Weisen, in denen Kartenproduktion und Kartennutzung in Kiplings *Kim* thematisiert werden, verdeutlichen, dass die Konstatierung einer allgemeinen ›Lust an Karten‹ in der Literatur nur beschränkt dazu geeignet ist, das spezifische Verhältnis von Kolonialromanen der Jahrhundertwende zur Kartographie zu beschreiben. Noch weitaus konkreter als bei Henry Rider Haggard und Joseph Conrad werden die Erstellung und der Gebrauch von Karten bei Rudyard Kipling in ihrem spezifischen historischen und politischen Kontext, nämlich in Zusammenhang mit imperialen Praktiken der Landnahme und des Machterhalts reflektiert. Alle drei hier diskutierten Beispiele für ›Texte über Karten‹ und ›Karten in Texten‹ weisen ferner darauf hin, dass fiktionale Erzählliteratur die verstärkte Präsenz geographischer Räume und ihrer Repräsentationen im öffentlichen Bewusstsein der Jahrhundertwende nicht nur widerspiegelte, sondern selbst mit hervorbrachte. In ihren kartographischen Fiktionen gehen die Romane dabei weit über eine Verwurzelung der Handlung in der Karte hinaus. Indem sie mit der realen Kartenproduktion ihrer Epoche interagieren, verwenden sie Karten nicht bloß als kreativen Steinbruch bzw. »mine of suggestion«, wie es Robert Louis Stevenson in seinem eingangs zitierten Essay formulierte, sondern kommentieren das Zeitgeschehen. Zugleich lassen sich deutliche Unterschiede konstatieren, die besonders das jeweilige Verhältnis der Karten(beschreibungen) zur imperialen Wissensproduktion betreffen. Während Haggard die Lücken des Wissens zur imperialen Mythenbildung nutzt, verbindet Conrad Passagen zu den mittlerweile vervollständigten Afrikakarten mit einer Kritik an

⁷⁷ Ebd., S. 56.

⁷⁸ Vgl. ebd., S. 59 f.

den Umständen und Ergebnissen der Wissensproduktion: Afrika ist zum ›Dark Continent‹ geworden und hat so seinen spielerischen Reiz für den europäischen Abenteurer verloren. Für Kipling dagegen wird die imperiale Wissensproduktion selbst zur spielerischen Tätigkeit. Das ›Great Game‹ stellt sich für den Protagonisten ebenso wie für den Leser als ›Spiel‹ im wahrsten Sinne des Wortes dar.

Alle drei Texte deuten auf eine Verräumlichung des Welt-Bildes am Ende des 19. Jahrhunderts hin, für die sich auch andernorts Anzeichen finden. In einem 1904 in der ›Royal Geographical Society‹ gehaltenen, viel beachteten Vortrag unterschied der britische Geograph Halford J. Mackinder einleitend drei Epochen der Weltgeschichte: die Epoche vor der Entdeckung Amerikas, während der sich das räumlich eng begrenzte Christentum der Bedrohung durch ›external barbarism‹ ausgesetzt gesehen habe (Mittelalter); die durch Kolumbus initiierte Epoche der Entdeckungsreisen, in deren Verlauf die Karte der Welt vervollständigt worden sei und Europa fast ohne Widerstand von außen expandiert habe (1500–1900); und schließlich die Zeit ab 1900: In seiner Gegenwart, so Mackinder, habe die abgeschlossene Erforschung, Kartierung und Kolonialisierung der Welt durch Europa ein ›closed political system [...] of world-wide scope‹ hervorgebracht.⁷⁹ Dieser Epocheneinteilung zufolge hat das Ende des 19. Jahrhunderts den Charakter einer Übergangsperiode, in welcher das Entdeckungs- und Eroberungszeitalter ausläuft und sich ein neues Zeitalter der Globalisierung andeutet. Laut Parkin hatte die europäische Expansion den Planeten Erde um 1900 erstmals zu einer einheitlichen räumlichen Sphäre werden lassen, mit (kartographisch markierten) Verbindungen zwischen den Kontinenten – und ohne weiße Flecken, wie sie noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unerforschte Landstriche auf den Karten kennzeichneten. Unter Literaten wurde diese Vervollständigung der Weltkarte keineswegs nur positiv gesehen. So unterschiedliche Autorinnen und Autoren wie Henry Rider Haggard, Arthur Conan Doyle, Joseph Conrad und Virginia Woolf bedauerten den Verlust der reizvollen weißen Flächen, die zu eigenen Fantasiereisen einluden.⁸⁰ Dementsprechend stehen die literarischen Kartographien, mit denen wir uns in diesem Beitrag auseinandergesetzt haben, oftmals in einem ambivalenten Verhältnis zur geographischen Kartierung der Welt. Sie sind Ausdruck derselben Aufmerksamkeit für neu erschlossene Räume, verleihen dem politischen und wissenschaftlichen Unternehmen der Raumerfassung jedoch einen spielerischen, abenteuerlichen, fantastischen oder auch unheimlichen Charakter.

⁷⁹ H.J. Mackinder, »The Geographical Pivot of History«, in: *The Geographical Journal* 23/4 (1904), S. 421–444, hier S. 422 f.

⁸⁰ Vgl. John A. McClure, »Late Imperial Romance«, in: *Raritan* 10/4 (1991), S. 111–130, hier S. 114 f.; vgl. auch Patrick Brantlinger, *Rule of Darkness. British Literature and Imperialism, 1830–1914*, Ithaca, London 1988, S. 239 f.

Verschollen

Erzählen, Weltverkehr und Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

KERSTIN STÜSSEL (Bonn)

In den letzten Jahren ist die ›Welthaltigkeit‹¹ der deutschen Literatur erneut² in Frage gestellt worden: Während die Forschung der 1970er und 1980er Jahre bei der Suche nach literarischer Welthaltigkeit vor allem nach Repräsentationen des Sozialen fahndete, ist in den letzten Jahren die außereuropäische ›Welt‹ in den Fokus der Aufmerksamkeit geraten, ohne dass indes prinzipiell geklärt worden wäre, was ›die Welt‹ ausmacht und wie sie in einen literarischen Text hineinkommt, der selbst Teil der Welt ist. Und ob Texte die Welt samt ihrer Beobachtungen oder die Beobachtungen der Welt beobachten und beschreiben,³ die auch textförmig auftreten, ist ebenfalls eine Problemlage, die bei solchen Zuspitzungen ungebührlich in ihrer Komplexität reduziert wird.

Wenn die Begriffsgeschichte von ›Welt‹ eine Doppelung von Ordnung und Unordnung, von Schöpfung und Chaos, von Sicherheit und Unsicherheit, von Innen und Außen mit sich bringt,⁴ dann sind es die poetischen »Figuren des Globalen«,⁵ die Weltbezug und Welterzeugung jeweils unterschiedlich zur Folge haben. Wenn nach der Welthaltigkeit von Texten gefragt wird, dann muss diese formale, formatierende Dimension ebenso berücksichtigt werden, wie die merkwürdige Verschachtelung, die stets auftritt, wenn eine Welt, in der Texte vorkommen, in den Texten wieder erscheint: Dann ist es gar nicht verwunderlich, dass die Welt

¹ Vgl. die beiden Belege für ›welthaltig‹ im Grimm'schen Wörterbuch, von denen einer aus dem engsten Stefan-George-Umfeld stammt, der andere vom späten Hermann Hesse: *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*, 16 Bde. [in 32 Teilbänden], Bd. 28, Leipzig 1854–1960, Sp. 1517.

² Vgl. insbes. Heinz Schlaffer, *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*, München u. a. 2002, S. 116, 132; vgl. bereits Erich Auerbach, *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*, Bern, München 1964, S. 480.

³ Vgl. Niklas Luhmann, »Weltkunst«, in: ders., Frederick Bunsen, Dirk Baecker (Hg.), *Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur*, Bielefeld 1990, S. 7–45, jetzt in: ders., *Schriften zu Kunst und Literatur*, hg. von Niels Werber, Frankfurt a. M. 2008, S. 189–245; dazu: Christiane Arndt, *Abschied von der Wirklichkeit. Probleme bei der Darstellung von Realität im deutschsprachigen Realismus*, Freiburg 2009, S. 191.

⁴ *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 28, Sp. 1456 ff.

⁵ So etwa der Titel des Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft 2011 in Bonn.

Literatur ist und dass Weltbezug immer auch informativer, d. h. selektiver Literaturbezug ist.

Die Kontinuität der Frage nach der Welthaltigkeit der deutschen Literatur muss sowohl als literatursystemspezifische Form der Sonderwegsdebatte⁶ wie auch als Startpunkt einer prinzipiellen Auseinandersetzung um die Chancen, Risiken und Nebenwirkungen vergangener und gegenwärtiger realistischer Programme interpretiert werden, die in der Opposition von Innerlichkeit und Welthaltigkeit einen Topos ausgebildet hat, der bestimmte Beobachtungen ermöglicht und andere verhindert.⁷ Für die deutsche Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde in der Forschung gegen den oberflächlichen Befund ihrer Provinzialität und Weltferne mittlerweile vielfach gezeigt, wie sie den globalen »Zusammenhang der Dinge«⁸ in den zahlreichen »Interdependenzen und Interaktionen« reflektierte, die die Provinz mit dem Weltganzen verbinden.⁹ Für die Befürchtung aber, dass die »Mannigfaltigkeit der Dinge« (Otto Ludwig) und das globale Ganze rein phänomenologisch

⁶ Vgl. Alexander Honold, »Ankunft in der Weltliteratur. Abenteuerliche Geschichtsreisen mit Ilija Trojanow und Daniel Kehlmann«, in: *Neue Rundschau* 118 (2007), H. 1, S. 82–104.

⁷ Die Anlässe dafür sind z. B. der von Mathias Politicky, Martin R. Dean, Thomas Hettche und Michael Schindhelm ausgerufene, fast schon wieder vergessene »relevante Realismus« (*Die Zeit*, 23. Juni 2005), aber vor allem Daniel Kehlmanns Erfolg mit dem Roman *Vermessung der Welt*, weiter zurückliegend die Arbeiten von Hubert Fichte und Hans Christoph Buch, Uwe Timms Kolonialroman *Morenga*, schließlich Thomas Stangls Timbuktu-Roman *Der einzige Ort*, Christof Hamanns Roman *Usambara*, Thomas von Steinaeckers Roman *Schutzgebiet*, Michael Roes' *Rub' al-Khali – Leeres Viertel*, Ilija Trojanows *Der Weltensammler* sowie Felicitas Hoppes *Pigafetta* und ihre Porträts *Verbrecher und Versager*, wobei das besondere Interesse der Gegenwartsliteratur an historischen Figuren aus der Hochzeit der Entdeckungs- und Forschungsreisen im 19. Jahrhundert ins Auge sticht. Vgl. dazu Christof Hamann, Alexander Honold (Hg.), *Ins Fremde schreiben. Gegenwartsliteratur auf den Spuren historischer und fantastischer Entdeckungsreisen*, Göttingen 2009.

⁸ So in Anspielung auf ein entsprechendes Wilhelm-Raabe-Zitat Dirk Götttsche, »Der koloniale ›Zusammenhang der Dinge‹ in der deutschen Provinz. Raabe in postkolonialer Sicht«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2005, S. 53–73.

⁹ Vgl. hierzu exemplarisch Patrick Ramponi, »Orte des Globalen. Zur Poetik der Globalisierung in der Literatur des deutschsprachigen Realismus (Freytag, Raabe, Fontane)«, in: Ulrich Kittstein, Stefani Kugler (Hg.), *Poetische Ordnungen. Zur Erzählprosa des deutschen Realismus*, Würzburg 2007, S.17–59, hier S. 22. Ramponi legt dies überzeugend für den »Ort« des Handelskontors in Freytags *Soll und Haben* dar, der ein globales Verweissystem in seinen Waren »verdichtet«, S. 36–42. Vgl. dazu auch den Beitrag von Lothar L. Schneider in diesem Band. Vor allem die Raabe-Forschung hat auf das komplexe Geflecht von Abhängigkeiten, das Raabes Provinzbewohner mit der Welt verbindet, aufmerksam gemacht. An diesen Beobachtungen setzen auch postkoloniale Theoriemodelle an, die die literarischen Darstellungen der Interaktionen und Abhängigkeiten entweder als eine Affirmation (Trivilliteratur) oder Subversion (»Höhenkamm«-Literatur) hierarchisierter, asymmetrischer »Imaginationen der Fremde« deuten und die in den Asymmetrien literarischer Figurenationen und stereotyper Beobachtungen Konfigurationen einer »Kulturgeschichte« des Kolonialismus identifizieren; so als Intention des Ansatzes formuliert bei Dirk Götttsche, »Der koloniale ›Zusammenhang der Dinge‹ in der deutschen Provinz«, S. 54. Elaborierte postkoloniale Lektüren realistischer Literatur finden sich vor allem jetzt bei Axel Dunker, *Kontrapunktische Lektüren. Koloniale Strukturen in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts*, München 2008, und Ga-

undarstellbar sind und der »Culturmensch [...] allmählich durch den von allen Seiten massenhaft anwachsenden Stoff der Erkenntniß völlig erdrückt« wird,¹⁰ etabliert die realistische Literatur – und auch dies ist ein Symptom ihrer Welthaltigkeit – poetologische Strategien der Bewältigung dieses Dilemmas: So kann zum einen gezeigt werden, wie sie Moritz Lazarus' kulturtheoretisches Konzept der »Verdichtung« literarisiert. Dabei »verdichten« sich die Verweise auf zeitlich und räumlich voraus und entfernt Liegendes (auf Dinge, Geschichten, Wahrnehmungsweisen, Erkenntnisse) wiederum in literarischen Dingen, Handlungsvollzügen, kulturellen Praktiken, Räumen und Artefakten, deren Bezüge sich dann in vergleichenden Lektüren auf Basis der textuellen Zeugnisse aus dem »kulturellen Archiv«¹¹ ihrer Zeit erschließen lassen. Als eine weitere »Bewältigungsstrategie« ist von der Forschung eine poetologisch-thematische Konfiguration von »Entsagung« identifiziert worden: Realistische Texte reagierten auf die »Diskursfülle ihrer Zeit« entweder mit »Ausgrenzungen«¹² oder thematischen Variationen des Motivs der »Entsagung«. Letztere sei eine Konsequenz des Scheiterns einer realistischen Poetologie und Erzählordnung, durch die die »Fülle« (von Zeichen, Welt, Dingen) und kontingenten Ereignisse der Diegese nicht mehr durch ein »vorgegebenes Gesetz« geordnet und organisiert werden können.¹³ Schließlich – und dies soll Gegenstand der folgenden Betrachtungen sein – thematisiert die Literatur selbstreflexiv die eigenen Selektionen, die Bedingungen

briele Dürbeck, *Stereotype Paradiese. Ozeanismus in der deutschen Südseeliteratur 1815–1914*, Tübingen 2007. Vgl. auch Dürbecks Beitrag im vorliegenden Band.

¹⁰ Moritz Lazarus, »Verdichtung des Denkens in der Geschichte. Ein Fragment«, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 2/1 (1861), S. 54–62, hier S. 60. Vgl. dazu Gerhart von Graevenitz, »Verdichtung«. Das Kulturmodell der ›Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft«, in: Aleida Assmann, Ulrich Gaiert, Gisela Trommsdorff (Hg.), *Positionen der Kultur-anthropologie*, Frankfurt a. M. 2004, S. 148–171.

¹¹ Vgl. dazu Moritz Baßler, *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*, Tübingen 2005, hierfür insbes. S. 54–64; als exemplarische Lektüren können dabei u. a. die schon erwähnten Lesarten zu Freytags Handelskontor in *Soll und Haben* gelten (vgl. Fn. 9).

¹² Michael Titzmann, »Grenzziehung« vs. »Grenztilgung«. Zu einer fundamentalen Differenz der Literatursysteme ›Realismus« und ›Frühe Moderne«, in: Klaus Michael Ort, Hans Krah (Hg.), *Weltentwürfe in Literatur und Medien. Phantastische Wirklichkeiten – realistische Imaginationen. Fs. für Marianne Wünsch*, Kiel 2002, S. 181–209, jetzt auch in: ders., *Realismus und frühe Moderne. Interpretationen und Systematisierungsversuche*, München 2009, S. 275–307; ähnlich auch Lothar L. Schneider, *Realistische Literaturpolitik und naturalistische Kritik. Über die Situierung der Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Vorgeschichte der Moderne*, Tübingen 2005, S. 3 und S. 86 ff.

¹³ Diese Lesart entwickelt Moritz Baßlers Beitrag in diesem Band und ähnlich bereits ders., »Figuration der Entsagung. Zur Verfahrenslogik des Spätrealismus bei Raabe«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2010, S. 63–80. Angesichts der mittlerweile zahlreichen Studien zum Einfluss Darwins und der Entwicklungslehre auf die realistische Literatur wäre indes zu fragen, ob das von Baßler am Poetischen Realismus vermisste »vorgegebene Gesetz«, das die Handlungen und ›Realisierungen« der Diegese mit einer übergeordneten Bedeutung auflädt und organisiert, nicht z. B. in Adaptionen der Evolutionstheorie zu suchen ist. Zudem führt der Beitrag von Ralf Simon in die-

ihrer (Welt-)Wahrnehmungen und ihre Strategie der »eingrenzenden Ausgrenzungen«, indem sie Selektions- und Filterprozesse durch kunstvolle erzählerische Rahmungen kenntlich macht, ihre »Perspektive« explizit in Auseinandersetzung mit den anderen (populär-)wissenschaftlichen und Unterhaltungsmedien entwickelt und intradiegetisch im Motiv des aus der Fremde heimkehrenden Erzählers die Schwierigkeiten reflektiert, »Wissen von der Welt« in eine narrative Ordnung zu bringen und in die Herkunftskontexte zu integrieren. Vor diesem Hintergrund soll das Erzählversagen oder die Erzählentsagung in Novellen wie Gottfried Kellers *Pankraz, der Schmoller* (1856), Theodor Storms *Hans und Heinz Kirch* (1882/3) und in Wilhelm Raabes Roman *Abu Telfan* (1867) »neu« gelesen werden.

Dazu sind zwei Bestände aus dem kulturellen Archiv des Abendlandes und des 19. Jahrhunderts zur Geltung zu bringen, das Erzählritual des Reiserückkehrers und das Phänomen der Verschollenheit; sie rücken die realistischen Texte in einen weiteren Zusammenhang, der zugleich weltliterarische als auch weltverkehrslogistische Dimensionen besitzt.

Das Erzählen von der Reise nach der Reise ist traditionell Bestandteil eines magischen Reinigungs- und Schwellenrituals, in dessen Sphäre noch die moderne, wissenschaftliche Ethnologie anzusiedeln ist.¹⁴ Im platonischen Dialog *Nomoi/Gesetze* gehört der Erzählakt des Rückkehrers unabdingbar zu den Ritualen des Reisens und des Rückkehrens, die den Reisenden in die eigene Kultur reintegrieren: Die autobiographische homodiegetische Erzählung bestätigt die Gesetze des eigenen Landes durch Vergleiche und bestätigt die Identität und den Erfahrungsgewinn des Reisenden.¹⁵ So kann etwa der frühneuzeitliche Reisebericht Hans Stadens (1548–1555) über Brasilien auf dieser Folie analysiert werden.¹⁶ Im 19. Jahrhundert wird dem Erzählen des Rückkehrers aus der Fremde ein sozioliterarischer »Sitz im Leben«¹⁷ bzw. eine soziopoetische Magie zugewiesen: Der Begründer der »Dorfgeschichte«, Berthold Auerbach, verortet in der durch das Reisen und das Erzählen ermöglichten Vergleichung von eigenen und fremden Sitten den Ursprung der »volkstümlichen« Dichtung: In *Schrift und Volk. Grundzüge der volkstümlichen Literatur* erzählt und imaginiert Auerbach 1846 in Bezug auf Johann Peter Hebel,

sem Band für Raabes Erzählung *Vom alten Proteus* das Edward B. Tylors *Primitive Culture* entlehnte Kulturstufenmodell als ein solches »Gesetz« hinter den Motiven der Handlung vor.

¹⁴ Vgl. Erhard Schüttpehl, *Die Moderne im Spiegel des Primitiven. Weltliteratur und Ethnologie (1870–1960)*, München 2005. Vgl. zum Zusammenhang von Ritual und Literatur Wolfgang Braungart, *Ritual und Literatur*, Tübingen 1996.

¹⁵ Platon, *Nomoi*, 12. Buch, 952. St.

¹⁶ Vgl. Michael Harbsmeier, »Spontaneous Ethnographies: Towards a Social History of Traveller's Tales«, in: *Studies in Travel Writings* 1 (1997), S. 216–238, insbes. S. 216–220.

¹⁷ Hermann Gunkel, *Genesis übersetzt und erklärt*, Göttingen 1901. Vgl. dagegen die Hinweise auf die wirkmächtigen Versuche, die Poesie von allen Lebensspuren zu reinigen, bei Jürgen Brokoff, *Geschichte der reinen Poesie. Von der Weimarer Klassik bis zur historischen Avantgarde*, Göttingen 2010.

wie volkstümliche Literatur idealiter entsteht: Es verbinden sich Familiarität, Reise- und Fremdheitserfahrungen zu einem Ursprung literarischen Schreibens, das als Schwellenperformanz noch situativ-mündlich und schon schriftlich-abstrakt beschrieben wird: »Man denke sich einen Missionär, der aus den sogenannten unteren Volksklassen entsprungen, einen Wanderburschen oder Schweizeroldaten, der fremde Länder gesehen und Manches erfahren.« Nun sitze der »Schweizer zu Hause unter den Seinen und erzählt ihnen die Schicksale, schildert ihnen die Gegenstände in der Fremde.« In wechselseitigen Spiegelungen vermöge der Erzähler die Fremde »den Seinen« zu vermitteln und sich und anderen »das Heimische neu« zu erschließen. Durch »Gegensatz« und »Entzweiung« gelange er zur »Vermittlung«. »Fremde und Heimat verschlingen sich ihm zu einer neuen Heimat. Und hat ein Genius seine Lippen berührt, so feiert das Alte und das Neue in ihm eine Auferstehung, die er in wohlklingenden Worten verkünden mag«, welche indes nicht anders als schriftlich gedacht werden können.¹⁸ Mit und in diesem autodiegetischen Erzählen des Rückkehrers im Familienkreis entsteht für Auerbach der Typus des Dorfdichters, der seine Heimat und seine Herkunft komparatistisch mit fremden Augen zu sehen und der zugleich für »seine Leute« zu erzählen *und* für ein allgemeines, literarisches Publikum zu schreiben vermag.¹⁹

Für Wilhelm Heinrich Riehl, die Gründungsgestalt der Volkskunde, ist *jedes* Erzählen im Familienkreis Garant der familiären und damit auch der nationalen Integrität, mit dem die ohnehin verbundene kulturelle und genealogisch-familiäre Kontinuitätssicherung kurzgeschlossen werden: Im Text *Die Familie* von 1855 entfaltet Riehl folgendes goetheanisch anhebende Szenarium für das in den familiären Zusammenhang der Generationen und Geschlechter integrierte Erzählen:

¹⁸ Berthold Auerbach, *Schrift und Volk. Grundzüge der volkstümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebels*, Leipzig 1846, S. 47 f.

¹⁹ Vgl. auch Berthold Auerbach, »Jacob Grimm«, in: *Deutsche Abende*, N.F. Stuttgart 1867, erstmals erschienen in: *Deutsche Blätter* (Okt. 1863), S. 190: Im Porträt Jakob Grimms heißt es, dass der ältere Grimm die »Tage der Kindheit [...] in mäßig geschützten Verhältnissen auf dem Lande verlebte« habe. Sie »erfüllten seine Seele mit einem Anhauch aus dem Volksgeiste, der nie von ihm wich [...] Der Mann, der später die Kinder- und Hausmärchen im klaren Tone der Naivität aufzeichnete, in aller schlichten Frische des lebendigen Wortes, ja mit jener im geschriebenen Worte sich sonst verflüchtigen anheimelnden Ausdrucksweise, wobei etwas von dem staunenden Großblicke des Kindesauges uns daraus anschaut [...]. Dieser Mann hatte in seiner Kindheit seine ganze Seele durchschüttern lassen von jenen Wundern und Wonnen, die wie tief murmelnde Quellen in den Sagen und Märchen des deutschen Volkes rieseln.« Kindheit, familiäre Geborgenheit und mündliches, an die Grenzen des Vorsprachlichen anknüpfendes Erzählen bilden für Auerbach im Grimm'schen Paradigma Medium und Basis des Volksgeistes und der volkstümlichen Literatur, die er selbst als Autor für sich reklamiert. Noch in der brüderlichen, lange Zeit durch und durch junggeselligen Arbeitsgemeinschaft von Jacob und Wilhelm Grimm vermag Auerbach eine familiäre Grundlage für die Erforschung und Überlieferung des von Fremdherrschaft und falscher Aufklärung bedrohten deutschen Volksgeistes zu sehen, der noch im Aberglauben seine »Volksnatur physiognomisch« zeigt, so wie »die Märchen zur Amme für das Leben der ganzen Volksseele« geworden sind, ebd., S. 196 und S. 191.

Die Mutter lehrt uns die Selbstbeschränkung, der Vater öffnet uns den ersten Blick in die Welt. Ein einseitiges Muttersöhnchen wird daher leicht zum Stubenhocker, der in sich hinein verkrüppelt. Die Großmutter wird uns am schönsten die Märchen und Sprüche des Hauses erzählen, der Großvater aber die Geschichte der Zeit, die er selber durchgelebt.

[...] Kann der Statistiker eine Ziffer finden zur Schätzung des Segens, der ins Haus kommt, wenn die Kinder auf dem Schoße der Großmutter den Ueberlieferungen der Familie lauschen können, und den alten Leuten in denselben Räumen, wo sie ihre Jugend verlebte, das Alter »wiederblühsam« wird im Kreise der Enkel und Urenkel?²⁰

Aus der Vielfalt und Kontingenz familiärer Lebensformen und Geschlechterverhältnisse in den deutschen Regionen, in der Welt und in der Vergangenheit, die Riehl mit großer Detailtreue sammelt und schildert, destilliert er ein häusliches und kommunikatives Ideal der integren Familie heraus. Es begründet sich in der patriarchalen Ungleichheit der Geschlechter und einer spätestens seit Rousseau und Schiller topisch gewordenen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung sowie in der Hierarchie des Alters und der Generationen. Es manifestiert sich in einer performativen Ausprägung des familiären Erzählens und der kulturellen Überlieferung.

Doch fast im selben Moment, da dieses Ideal aufgerichtet worden ist, verwandeln sich die literarischen Heimkehrerfiguren in Erzählversager, deren im Familienkreis scheiternde homo- und autodiegetische Rede heterodiegetisch rahmend verzeichnet, protokolliert oder paraphrasiert wird. Walter Benjamins These vom Ende des mündlichen Erzählens, das idealiter in von weither kommenden Rückkehrergestalten verortet wird,²¹ scheint hier literarisch präfiguriert zu werden. Bei genauerer Analyse muss jedoch ein differenzierterer Befund erhoben werden.

Relativ ausführlich und detailliert erzählt Kellers Rückkehrer, Pankraz, der Schmoller, von seinen Reisen und Erfahrungen in der Fremde, genauer: Am ausführlichsten berichtet der Rahmenerzähler von dessen Erzählakt. Aber Pankraz ist ein unzuverlässiger, zwischenzeitlich verstummender Erzähler²² und seine Verwandten sind unzuverlässige Zuhörer – sie schlafen bekanntlich während des Zuhörens ein.²³ Entgegen seiner Ankündigung erzählt er zunächst ausführlich und in ganzer Breite von seinen Fahrten und von seinem Aufenthalt in Indien. Das Fremde wird

²⁰ Wilhelm Heinrich Riehl, *Die Familie*, Stuttgart, Augsburg ⁵1861, S. 195. Vgl. jetzt Albrecht Koschorke et al., *Vor der Familie. Grenzbedingungen einer modernen Institution*, Konstanz 2010.

²¹ Walter Benjamin, »Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Michail Lesskows«, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 2: *Aufsätze, Essays, Vorträge*, Frankfurt a. M. 1991, S. 438–465.

²² Zum Begriff des unzuverlässigen Erzählers vgl. Ansgar Nünning, »Unreliable Narration zur Einführung. Grundzüge einer kognitiv-narratologischen Theorie und Analyse unglaubwürdigen Erzählens«, in: ders. (Hg.), *Unreliable narration: Studien zur Theorie und Praxis unglaubwürdigen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur*, Trier 1998.

²³ Zu den literaturhistorischen Traditionen und den bildungs- und idealisierungskritischen Implikationen dieses Motivs vgl. Arndt, *Abschied*, S. 236–240.

hier vor allem durch das erzählte und reflektierte Ritual der Witwenverbrennung mit erheblichen Irritationseffekten in das heimische Milieu transferiert.²⁴

Dann aber führen die wiederholten Versuche des erzählten Erzählers Pankraz, zur angekündigten und versprochenen Kürze zurückzukehren, in den mäandrierend stammelnden Abbruch der Rede, in die Aposiopese: »Das heißt, ich sage es schien so, oder eigentlich, weiß Gott, ob es am Ende doch so war und es nur an mir lag, daß es ein solcher trügerischer Schein schien, kurz –«. ²⁵ Im Akt des Erzählens des vermeintlich geläuterten Schmollers vollzieht sich eine Rückkehr in die frühere familiäre Sprachlosigkeit, in eine wechselseitige kommunikative Rücksichtslosigkeit, die sich hier vornehmlich in der Performanz des Erzählens präsentiert. Dazu passt das Einschlafen von Mutter und Schwester, noch während Pankraz erzählt, dazu passt ebenso dessen strikte und endgültige Weigerung, seine Geschichte der Beziehung zu Lydia, der Tochter des britischen Kommandanten in Indien, noch einmal zu erzählen.²⁶ Das familiäre Scheitern des Erzählens begründet aber, in einer narrativen Metalepse, das öffentlich-literarische Erzählen: »Zum Glück für *unsere* Neugierde [so der Rahmenerzähler unter Rekurs auf das Vorwort zur Novellensammlung *Die Leute von Seldwyla*, K.S.] bemerkte der Oberst« Pankraz nicht die Absenz der Frauen, »und fuhr [...] fort, vor den schlafenden Frauen zu erzählen [...]«. ²⁷ Das literarische Erzählen, das sich im Medium der Schrift aus der Einmaligkeit des Erzählaktes emanzipiert, erzählt sich seinen Ursprung aus dem Scheitern des mündlichen Erzählaktes und profiliert sich in der Reflexion auf das Verhältnis zwischen Format und Akt des Erzählens. Dies ist zugleich ein Moment der Institutionalisierungsgeschichte²⁸ der Literatur zwischen Kunst und Leben und der Beginn der literarisch-literaturwissenschaftlichen Reflexion über *einfache Formen*. Analog zum religions- oder ritualvergleichenden Feld wird das evolutionistische Denken durch Verlustbilanzierungen und komplexitätssteigernde Hybrisierungen konterkariert und ergänzt: Die Gedankenfigur vom Verdrängen der situationsgebundenen Mündlichkeit als älterem, ›primitiverem‹ Medium durch die neuere und wirkmächtigere Schrift ›erzwingt‹ die Gegenposition des irreversiblen kulturellen Verlustes und die Konzession eines In- und Miteinander

²⁴ Vgl. Kerstin Stüssel, »Erzählte Familien und familiäres Erzählen im ›bürgerlichen‹ Realismus«, in: Stefan Horlacher (Hg.), ›Wann ist die Frau eine Frau?‹ ›Wann ist der Mann ein Mann?‹. *Konstruktionen von Geschlechtlichkeit von der Antike bis ins 21. Jahrhundert*, Würzburg 2010, S. 125–143.

²⁵ Gottfried Keller, *Pankraz, der Schmoller*, in: ders., *Sämtliche Werke in sieben Bänden*, Bd. 4, hg. von Thomas Böning et al., Frankfurt a. M. 1989, S. 15–68, hier S. 37.

²⁶ Dass hier durchaus alternative Analysekatoren zur Anwendung kommen könnten, z. B. das Namenstabu oder die Problematik der Anonymität angesichts des Konflikts hergebrachter und fremdländischer Namen, sei hier nur angedeutet.

²⁷ Keller, *Pankraz, der Schmoller*, S. 37.

²⁸ Vgl. diesen Begriff von Institutionalisierung, der aus dem Dresdner SFB 537 »Institutionalität und Geschichtlichkeit« hervorgegangen ist: Gert Melville (Hg.), *Institutionalität und Symbolisierung. Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart*, Köln, Weimar 2001.

von mündlichem Erzählen in einfachen Formen und vom schriftlichen Erzählen in der Medienkonkurrenz.

In Theodor Storms Novelle *Hans und Heinz Kirch* entfalten sich die Gerüchtekommunikation²⁹ der städtischen Öffentlichkeit und das Erzählversagen des Heimkehrers kontrastiv und koevolutionär: Der nach Jahren der Abwesenheit zurückkehrende Heinz Kirch wird vom Erzähler als ein unerklärlich Verschwiegener präsentiert: Er lässt sich gegenüber der Familie und insbesondere gegenüber dem Vater die Chance entgehen, durch Erzählen die Lücke zwischen Abreise und Wiederkehr zu füllen³⁰ und damit seine fraglich gewordene Identität als Sohn und Erbe zu beglaubigen und zu bezeugen:³¹

Beim Abendtee, den die Familie zusammen einnahm, wollte eine Unterhaltung nicht recht geraten. »Ihr seid weit umhergekommen, Schwager«, sagte nach einigen vergeblichen Anläufen der junge Ehemann; »Ihr müßt uns viel erzählen.«
 »Weit genug«, erwiderte Heinz; aber zum Erzählen kam es nicht; er gab nur kurze allgemeine Antwort.³²

Stattdessen lässt Storms Erzähler den »große[n] Schiffer« einem Nachbarsjungen Geschichten von »Meer-« und »Wasserfrauen« in Texas erzählen, so dass das familiäre Erzählen durch bildungsgesättigte und populäre »Literatur«, durch Rekurse auf den Melusinenmythos und durch zwischen Autopsie und Lüge schwankende fantastisch-abenteuerliche Jugendliteratur, ersetzt wird.

Ähnliches vollzieht sich in Raabes Roman *Abu Telfan*. Hier zeigt, referiert, protokolliert und kommentiert ein auktorialer Erzähler, wie Leonhard Hagebucher, der heimkehrende Protagonist, das Erzählen von den Abenteuern in der Fremde mehr und mehr in extrafamiliäre Räume auslagert. In ironisch-komplexer Art und Weise wird das provozierende, im »hüpfenden Zickzack« voranschreitende innerfamiliäre Erzählen, welches sich »durch Tage und Wochen« ringelt, der Verwandtschaft auf die Nerven fällt und zuletzt im »Nichts« endet,³³ in ein oppositionelles Verhältnis ge-

²⁹ Vgl. Jürgen Brokoff et al. (Hg.), *Die Kommunikation der Gerüchte*, Göttingen 2008; sowie Manfred Bruhn, Werner Wunderlich (Hg.), *Medium Gerücht. Studien zu Theorie und Praxis einer kollektiven Kommunikationsform*, Bern u. a. 2004.

³⁰ Gerhard Plumpe, »Die Praxis des Erzählens als Realität des Imaginären. Gottfried Kellers Novelle »Pankraz, der Schmoller«, in: Jutta Kolkenbrock-Netz (Hg.), *Wege der Literaturwissenschaft*, Bonn 1985, S. 163–173.

³¹ Vgl. zur juristischen autobiographischen Identitätsbezeugung Thomas Weitin, *Zeugenschaft. Das Recht der Literatur*, Paderborn u. a. 2009, S. 148–154. Zur Kulturgeschichte des Personalausweises vgl. Valentin Groebner, *Der Schein der Person. Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Europa des Mittelalters*, München 2004.

³² Theodor Storm, *Hans und Heinz Kirch*, in: ders., *Sämtliche Werke in vier Bänden*, Bd. 3, hg. von Karl Ernst Laage und Dieter Lohmeier, Frankfurt a. M. 1998, S. 58–130, hier S. 93.

³³ Wilhelm Raabe, *Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge*, in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 7, hg. von Karl Hoppe, Göttingen 1951, S. 3–382, hier S. 23.

setzt zum gelingenden, aber nur knapp erwähnten freundschaftlichen Erzählen in der einsiedlerischen Katzenmühle und zur elliptisch-andeutend referierten magisch-katastrophischen erzählerischen Präsentation des in der Fremde Erlebten in der städtischen Öffentlichkeit, wo Hagebucher unbotmäßig vergleichende »Vorlesungen über das innere Afrika und das Verhältnis des europäischen Menschen zu demselben« hält.³⁴ Dieser erzählte Wechsel von Gattungen, Ritualen, Orten, Medien und Registern des Erzählens verweist sowohl auf das bei Raabe auffällige erzählerische Bewusstsein von der Konkurrenz, die die Medien der Publikumszeitschrift, des populären Reiseberichts und des öffentlichen Vortrags für die Literatur bedeuten³⁵ als auch auf die Rhetorik der familiären Erosion,³⁶ die – neben vielem anderen – auch im Auszug des Erzählens aus dem familiären Binnenraum präsent ist.³⁷

Die hier vorgestellten Formen der ›Weltlosigkeit‹ sind somit weniger Entsagung oder Scheu vor dem Fremden bzw. vor den Diskursen des Fremden, sondern reflektierte Bemühungen, das Erzählen als Akt *und* als Text unter neuen Bedingungen neu zu fassen. Die Erzählschwierigkeiten resultieren nicht nur aus den Strukturproblemen des Realismus als vielmehr aus einem Konglomerat von kulturellen und medialen Verwerfungen, die in den hier betrachteten Texten vor allem an dem bislang nicht beachteten Phänomen der ›Verschollenheit‹ und seiner Verbindung zum Familiären resultieren, welches in den Massenmedien und im juristischen Diskurs als paradoxe Folge des expandierenden Weltverkehrs,³⁸ der Verdichtung der Verkehrs- und Kommunikationsnetze verhandelt wird.

³⁴ Vgl. Susanne Illmer, »Wilde Schwächlinge« auf dem ›Weg zu den Müttern‹. Die Ordnung des Patriarchats und die Politik der Provinz in Wilhelm Raabes Roman ›Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge«, in: Dirk Göttsche, Ulf-Michael Schneider (Hg.), *Signaturen realistischen Erzählens im Werk Wilhelm Raabes*, Würzburg 2010, S. 137–156.

³⁵ Vgl. den Beginn des Romans, S. 13: »Was alles hätten wir mit unserer bekannten Gefälligkeit über den Gorilla, die Tsetsefliege, den Tschadsee, den Sambesi und dergleichen Kuriositäten sagen können! Überall hatten wir es mit Dingen zu tun, von welchen jedermann etwas gehört hat, ohne jedoch etwas Genaueres darüber zu wissen.«

³⁶ Vgl. Koschorke et al., *Vor der Familie*, S. 12 ff.

³⁷ Johann Jakob Bachofens Werk *Das Mutterrecht* (1861) und dessen – teils emanzipatorische – Rezeption und Interpretation, vor allem in Friedrich Engels *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats* (1884), führen schließlich, zusammen mit der Beobachtung fluidier, mobiler Bevölkerungen, zur Diffusion des Erzählens und zum Bedeutungsverlust der Familie als Ort des Erzählens: Das *idealtier* mündliche Erzählen im Familienkreis wird etwa in der aus Gegenwartsercheinungen extrapolierten Prognostik der Sozialisten abgelöst, ersetzt und ergänzt durch neue Formen und Orte: August Bebel, der in seinem einflussreichsten Werk *Die Frau und der Sozialismus* (1883) die Frauenemanzipation an die konstatierte wie postulierte Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse knüpft, formuliert gegen Riehl und die Praktiken der bürgerlichen Gesellschaft die Vision außerhäuslicher Geselligkeit, Unterhaltung und damit auch ein Ideal des vielfach relativierten und anders kollektivierten Erzählens.

³⁸ Vgl. Michael Geistbeck, *Weltverkehr. Die Entwicklung von Schifffahrt, Eisenbahn, Post und Telegraphie bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, Hildesheim 1986 (Reprograph. Nachdr. d. Ausg. Freiburg i. Br. 1895).

Die scheiternden Erzähler sind jeweils ehemals Verschollene, die nach langer Abwesenheit lebendig in ihre Heimat und in den familiären Kommunikationsbereich zurückkehren. Nach dem Grimm'schen Wörterbuch ist ›verschollen‹ ein juristischer Terminus, der seinen Ursprung im Partizip Perfekt des Verbs »verschallen« hat; verschollen ist zunächst, »was aufgehört hat zu schallen«, verschollen ist dann ein Mensch, der auch über mediale Vermittlungen und Umcodierungen seine nun metaphorische ›Stimme‹ verloren hat,

der der kunde der menschen entzogen ist, indem man seit langem nichts von ihm gehört hat und daher sein fortleben und sein aufenthaltort unbekannt sind: verschollen sind menschen, von deren leben oder tod in ihrem letzten domicil ungewöhnlich lange zeit keine kunde einlief. [...] [D]auernde verschollenheit berechtigt zum antrag auf gerichtliche todeserklärung des verschollenen.³⁹

Die Verkoppelung von medialer und juristischer Existenz des Individuums wird in allen untersuchten Texten vorgenommen: Heinz Kirch wird explizit als Verschollener bezeichnet: »Heinz war nicht wieder heimgekommen, er war verschollen; es fehlte nur, daß er auch noch gerichtlich für tot erklärt worden wäre.«⁴⁰ Zuvor war allerdings der Briefverkehr von Seiten des Vaters abgebrochen worden, nachdem ein unzureichend frankierter Brief des Sohns angekommen war. Pankraz ist ebenfalls für eine lange Zeit der ›kunde‹ seiner Verwandten entzogen. Dafür wird vom Binnenerzähler eine nicht im Aktionsbereich der Figuren liegende Störung des kommunikativen Weltverkehrs verantwortlich gemacht: »Zweimal während dieser Zeit hatte ich Nachricht an euch abgesandt nebst einigen ersparten Geldmitteln; allein beide Schiffe gingen sonderbarer Weise mit Mann und Maus zu Grunde.«⁴¹ Die idealiter weltumspannende Verbindung, die den lebendigen Atem des Verschollenen über die akustisch-stimmliche Verbreitung seines Namens zu den Angehörigen trägt, ist abgerissen, so dass diesen schließlich fraglich wird, ob er überhaupt noch lebt:

Wie lang wird nicht eine Woche, ja nur ein Tag, wenn man nicht weiß, wo diejenigen, die man liebt, jetzt stehn und gehn, wenn eine solche Stille darüber durch die Welt herrscht, daß allnirgends auch nur der leiseste Hauch von ihrem Namen ergeht, und man weiß doch, sie sind da und atmen irgendwo. So erging es der Mutter und dem Estherlein fünf Jahre, zehn Jahre und fünfzehn Jahre, einen Tag wie den andern, und sie wußten nicht, ob ihr Pankrazius tot oder lebendig sei.⁴²

³⁹ *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 25, Sp. 1138 f.

⁴⁰ Storm, *Hans und Heinz Kirch*, S. 83.

⁴¹ Keller, *Pankraz, der Schmoller*, S. 33.

⁴² Ebd., S. 19 f. Vgl. Hans Wysling, »Und immer wieder kehrt Odysseus heim. Das ›Fabelhafte‹ bei Gottfried Keller«, in: ders. (Hg.), *Gottfried Keller*, München 1990, S. 151–162.

Der Protagonist in Raabes Roman *Abu Telfan*, Leonhard Hagebucher, hat zwar nach einer Abreise ohne Abschied zunächst mehrfach Briefe in die Heimat geschrieben, nach seiner Gefangennahme aber ›verschallt‹ seine Stimme, die Medien des Weltverkehrs sind ihm nicht mehr zugänglich, er ist verschollen. Von den Verwandten wird der reversible ›Verlust‹ des Sohnes und Neffen pejorativ als ›Vagabondage‹, ›Unreellität‹ und ›Phantasterei‹⁴³ eingeordnet. Die ›so gänzlich anormale Rückkehr‹ des verlorenen Sohnes nach mehr als 15 Jahren (seit 1845 bis Anfang der 1860er)⁴⁴ wird dem Vater ›naturgemäß [...] noch fataler‹. Was das heißt, das dekretieren die Juristen: Bereits 1857 heißt es in C. G. Bruns Abhandlung ›Die Verschollenheit‹, die im ersten Band des *Jahrbuchs des gemeinen deutschen Rechts* erscheint, rückblickend auf das 18. Jahrhundert: ›daß bei der gegenwärtigen Ausbildung der Communicationsmittel der Zeitraum von 30 Jahren für die Todesannahme zu lang sei.‹⁴⁵ Somit ermöglicht der Weltverkehr, immer früher auf den Tod des Verschollenen zu setzen. Und dieses Hintergrundkalkül ist dem Vater, dem Steuerinspektor, und der übrigen Familie, mitzuunterstellen, weil anders die ›Irritation‹⁴⁶ durch die unerwartete Rückkehr des verschollenen Sohnes kaum so erheblich wäre. Raabes Text entfaltet somit die Korrespondenz jener familiären und kommunikativen Lücken, auf die der zunehmende Weltverkehr die Aufmerksamkeit fokussiert und die er zugleich herbeiführt. Sein Protagonist Hagebucher markiert mit seinem Hin und Her zwischen Herkunftsfamilie und extrafamiliärer Kommunikation die Aufhebung lokaler Bindungen und ihre Folgen für die Verbindlichkeit familiärer und kultureller Strukturen sowie die experimentelle Erprobung potentieller funktionaler Äquivalenzen.

Das literarische Geschehen ist aber nicht nur in die Geschichte der individuellen ›Communicationsmittel‹ eingebettet, sondern auch in die Entwicklung der populären Literatur und der Massenmedien im 19. Jahrhundert. Raabes Erzähler macht diesen Kontext, in den *Abu Telfan* publikationsgeschichtlich ebenfalls eingebettet ist,⁴⁷ vergleichend geltend:

⁴³ Raabe, *Abu Telfan*, S. 41 f.

⁴⁴ Vgl. die immanente Chronologie in Verbindung mit dem Topos der Unkommunizierbarkeit: Raabe, *Abu Telfan*, S. 25: ›Es liegt ein Dasein, welches nicht zu beschreiben ist, zwischen der heutigen Stunde und dem Jahre achtzehnhundertfünfundvierzig.‹

⁴⁵ C. G. Bruns, ›Die Verschollenheit‹, in: *Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts* 1 (1857), hg. von Ernst Immanuel Bekker und Theodor Muther, S. 90–201. Vgl. auch Georg Friedrich Deneke, *Ueber die Verschollenen oder über die Abwesenheit nach dem Code Napoleon: vorzüglich für Westphalen*, Hannover 1810. Vgl. – allerdings zu sehr viel früheren Debatten über die Verschollenheit – Christina Deutsch, ›Zwischen Leben und Tod. Die Verschollenen und ihre Hinterbliebenen im Spätmittelalter‹, in: *Trajekte. Zeitschrift des Zentrums für Literaturforschung* 7/7 (2007), S. 12–16.

⁴⁶ Der Vater trug seine ›Irritation zu den Spargelbeten‹, Raabe, *Abu Telfan*, S. 20.

⁴⁷ In: *Über Land und Meer* 9 (1867), Bd. 18, Nr. 33–52.

[...] kein Mensch hat es für möglich gehalten, das geht über alle Zeitungsblätter und Romangeschichten von Eduard und Kunigunde, über den Gehörnten Siegfried, die Gartenlaube und den ganzen Alexander Dumas.⁴⁸

Mit der *Gartenlaube* wird das berühmte Familienblatt aufgerufen, das die Verschollenen und die Verschollenheit offensiv für die Selbstdarstellung nutzt: Ihr erstes Quartal 1882 im Heft Nr. 12 beendet die *Gartenlaube* mit einer Erfolgsmeldung: »Unsere Vermisstenlisten des vorigen Jahrganges der ›Gartenlaube‹ in den Nrn. 8, 20, 28, 30, 34 und 42 haben folgende Nachrichten erzielt.« Es folgt eine nummerierte Liste von ehemals verschollenen Personen und deren neuen Lebenszeichen. Unter der Nr. 18 findet sich schließlich eine ausführlichere Passage »außerhalb der alphabetischen Reihe«, die sich als »erfreuliche Nachricht« im Massenmedium⁴⁹ und als narratives Grundelement der Literatur lesen lässt:

Der Tapezierer Ernst Otto Müller, der Sohn der Wittwe Müller in Gotha, ist gefunden und hat, auf Anregung der ›Gartenlaube‹ von zwei Seiten zugleich dazu veranlasst, seiner Mutter nach acht Jahren zum ersten Male wieder geschrieben. Er entschuldigt sein Schweigen damit, dass er auf keinen seiner Briefe von seinen Geschwistern eine Antwort erhalten habe. Allerdings waren diese Briefe, wohl wegen mangelhafter Adresse, stets als unbestellbar zurückgekommen. Er lebt im russischen Gouvernement Saratow [...]. Zwei deutsche Landsleute [...] sind ihm mit der ›Gartenlaube‹ in der Hand in's Haus gerückt. Ueber den Erfolg schreibt uns Herr Ed. Schau in Gotha:

Trotzdem ich schon manchem freudigen Ereignisse beigewohnt habe, so habe ich so etwas noch nicht gesehen, und kann Ihnen auch nicht beschreiben, welche Freude die Ankunft des Briefes bei der Mutter hervorrief. Die alte Frau weinte und lachte, alles durcheinander [...]. Sie hat mir ganz besonders aufgetragen, Ihnen zu schreiben, dass sie ewig Ihre Schuldnerin bleibe [...]. Kann uns ein reicherer Lohn zu Theil werden, als diese Freude eines Mutterherzen? Wahrlich, wenn es uns *ein* Mal in jedem Jahr gelingt, mit unserer Vermisstenliste eine solche Freude möglich zu machen, so sind wir für die wenigen Spalten, die wir ihr opfern, glänzend belohnt, und unsere Leser werden uns dieselben nicht als eine Raumvergeudung verargen. Und so wollen wir denn die Erfüllung unserer freiwilligen Verpflichtung, die vermissten Deutschen in aller Welt Enden zu suchen, auch in diesem Jahre von Neuem aufnehmen. Sind wir doch schon durch den Umstand dazu verpflichtet, dass die ›Gartenlaube‹ eben wegen ihrer Verbreitung über die ganze cultivirte Erde allein dazu befähigt ist.⁵⁰

⁴⁸ Raabe, *Abu Telfan*, S. 19.

⁴⁹ Vgl. Niklas Luhmann, *Die Realität der Massenmedien*, Opladen 1995.

⁵⁰ *Die Gartenlaube* 1883, H. 12, S. 200. Vgl. auch Hedwig Pompe, »Popularisierung/Popularität. Eine Projektbeschreibung«, in: Gereon Blaseio, Hedwig Pompe, Jens Ruchatz (Hg.), *Popularisierung und Popularität*, Köln 2005, S. 13–20.

Das mehrfach und verschachtelt beschriebene Wiederauffinden eines Verschollenen verdankt sich einer zeitgenössischen logistischen, technologischen und ökonomischen Erfolgsstrategie ebenso wie der ungebrochenen Faszination durch das uralte, weltliterarische Thema der Verschollenheit, der *histoire* (Genette) vom Verschwinden, vom Finden bzw. Wiederauftauchen und von der Rückkehr eines Verschollenen, wie sie in ganz unterschiedlichen Zeichensystemen erzählt wird.⁵¹

In der *Gartenlaube* wird erstens die sentimentale Familiengeschichte eines verlorenen Sohnes elliptisch erzählt, dessen erstes Schreiben nach dem Weggang bereits nach acht Jahren das »Mutterherz« erfreut; initiiert ist es von den weltweit operierenden Agenten und Repräsentanten der *Gartenlaube*, zweitens lesen wir die Geschichte einer scheiternden Briefkommunikation und drittens erfahren wir ausführlich die Erfolgsgeschichte eines Massenmediums, das sich noch im drohenden Scheitern familiären Zusammenhalts und familiärer Geselligkeit als dessen Garantin in »aller Welt Enden« konstituiert.

Das seine anders, nämlich einträglicher verwendbaren Zeilen opfernde Familienblatt begnügt sich damit, die binnenfamiliäre Geschichte vom verschollenen, wiedergefundenen, hier indes wohl nicht heimkehrenden Sohn aufzurufen und elliptisch zu erzählen. Zusätzlich wird »außerhalb der alphabetischen Reihe«, aber im Horizont der wiederkehrenden Serie von Vermisstenmeldungen, selbstbezüglich die Geschichte des massenmedialen Aktanten *Gartenlaube* und seines Aufmerksamkeitsmanagements erzählt. Demgegenüber geraten die familiären Verhältnisse und möglichen Konflikte, die für das Verschwinden des Sohnes und Bruders verantwortlich sind, ebenso aus dem Blick wie die Folgen, die das Ende der Verschollenheit für die einzelnen Familienmitglieder mit sich bringt.

Diese dreifache Geschichte bildet die Episode einer Serie: Spätestens seit den 1860er Jahren druckt die *Gartenlaube* in ihrer Rubrik »Blätter und Blüten« in unregelmäßigen Abständen Suchmeldungen nach Vermissten und Verschollenen. Diese »Serviceleistung« steht in der Tradition der seit den 1750er Jahren gesetzlich vorgeschriebenen »Edictalcitationen« durch Zeitungen;⁵² sie hat hier aber ihre primäre Funktion im Rahmen der Selbstinszenierung der *Gartenlaube* als global verbreitetem Massenmedium. Die kommunikationstechnisch und weltverkehrslogis-

⁵¹ Z. B. in der *Odyssee*, im biblischen Gleichnis vom verlorenen Sohn, in Daniel Defoes *Robinson Crusoe*, in Jules Vernes *Die Kinder des Kapitän Grant*, in Kafkas Romanfragment *Der Verschollene*, neuerdings im Film *Cast Away*, in der Episode *Osten* aus Daniel Kehlmanns Roman *Ruhm* oder in der US-Fernsehserie *Lost*.

⁵² Bruns, »Verschollenheit«, S. 183. Vgl. auch den Eintrag »Edictalproceß (*Processus edictalis*)« in *Pierer's Universal-Lexikon*, Bd. 5, Altenburg 1858, S. 477: »das gerichtliche Verfahren, wodurch Personen mittelst Edictalladungen [...] aufgefordert werden, an einem gewissen Tage vor Gericht zu erscheinen, um ihr in der Ladung angegebenes Interesse u. Recht nachzuweisen u. zu verfolgen od. zu erwarten, daß sie davon ausgeschlossen u. ihrer diesfallsigen Ansprüche für verlustig erklärt (präcludirt) werden. Den Hauptfall eines solchen E-es bildet der *Concurs* (s.d.); allein auch außerhalb desselben können E-e vorkommen, wie namentlich bei Todeserklärungen Verschollener [...].«

tisch ermöglichte weltweite Suche nach Vermissten und Verschollenen exemplifiziert eine paradoxe ›Füllung‹ der Welt,⁵³ die das Verschwinden von Personen aus ihrem familiären und nachbarschaftlichen Umfeld massenhaft ins Bewusstsein der Leserschaft trägt. Sie impliziert ein enger werdendes mediales, verkehrstechnisches und bürokratisches Netzwerk, das wachsende Mobilität provoziert, in dessen Maschen die Personen Halt finden, aus dessen Maschen es andererseits immer weniger ein Entweichen zu geben scheint. Die in einer Welt aus Verkehrslinien und medialen Strömungen immer unwahrscheinlichere, immer kürzere nachrichtenlose Verschollenheit mit ihren familiären Implikationen und Weiterungen wird zum massenmedial erzeugten, seriellen Ereignis und zum Geschichtenattraktor und -generator. Aus der Serie ragen die prominenten Verschollenen heraus: Die aufwendigen und vergeblichen Suchexpeditionen nach John Franklin und seiner arktischen Expedition erregen das Interesse der Zeitungen und Zeitschriften und werden von ihnen bekannt gemacht; die Suche nach dem verschollenen Afrika-Forscher David Livingstone, die Geschichte seiner Auffindung und die ›Rettung‹ Emin Paschas sind massenmediale Inszenierungen, die den Journalisten Henry Morton Stanley zu einer umstrittenen Weltberühmtheit machten. Die Wissenschaftsgeschichte der Entdeckungsreisen und der Ethnographie ist voller Verschollener, die als nationale Märtyrer und ›verlorene Söhne‹ des Vaterlands durch die Massenmedien geistern: Emin Pascha, Gerhard Rohlfs, Eduard Vogel und Heinrich Barth wären hier exemplarisch zu nennen.⁵⁴

⁵³ Vgl. Florian Krobb, *Erkundungen im Überseeischen. Wilhelm Raabe und die Füllung der Welt*, Würzburg 2009.

⁵⁴ Zu Barths und Vogels Biographie und ihrem Medienschicksal vgl. Heinz Peter Brogiato, »Abenteurer, Forscher und Gelehrte – Leipziger erkunden und beschreiben die Welt«, in: Claus Deimel, Sebastian Lentz, Bernhard Streck (Hg.), *Auf der Suche nach Vielfalt. Ethnographie und Geographie in Leipzig*, Leipzig 2009, S. 13–45; vgl. auch die Arbeit von Vogels Schwester, Elise Polko, *Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard Vogel*, Leipzig 1863. Zur Geschichte der Auffindung Livingstones: Henry M. Stanley, *Wie ich Livingstone fand*, hg. von Heinrich Pleticha, Berlin 1986, (Lizenzausgabe der Ausg. 1981 und 1983 Edition Erdmann Tübingen, engl. EA 1872, dt. EA 1879); Richard Oberländer, *David Livingstone, der Missionär. Entdeckungsreisen im Süden und Innern von Afrika während der Jahre 1840 bis 1873*, Leipzig u. a. ⁶1883; ders. (Hg.), *Berühmte Reisende, Geographen und Länderentdecker im neunzehnten Jahrhundert. Lebensbilder von Karl Ritter, dem Vater d. neueren Erdkunde, Heinrich Barth, Deutschlands größtem Entdeckungsreisenden, Elisha Kent Kane, dem Weltfahrer, David Livingstone, dem Missionär und Länderentdecker, Henry Stanley, dem Bismarck der Afrikaforschung*, Leipzig, Berlin 1880. Zu den konkurrierenden Unternehmungen zur Auffindung Emin Paschas vgl. Richard Lüddecke (Hg.), *Emin Pascha und Stanley in Zentralafrika 1889*, Gotha 1889; Carl Peters, *Die deutsche Emin-Pascha-Expedition*, München, Leipzig 1891; Otto Rumbaur, *Stanley's sämtliche Reisen in Afrika und Emin Paschas, Wismanns, Peters Erlebnisse im dunklen Erdteil*, Berlin o.J. [um1890]; Henry Morton Stanley, *Stanley's Briefe über Emin Pascha's Befreiung. Mit Stanley's Genehmigung veröff.* Leipzig ⁴1890; Henry M. Stanley, *Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Pascha's*, autoris. dt. Ausg. aus dem Engl. von H. von Wobeser, Leipzig 1890; Eduard Schnitzer (Hg.), *Stanley und Emin. Stanley's Expedition zur Aufsuchung Emin Pascha's. Mit Erlaubniß v. Mr. H. M. Stanley*

Die Verschollenheit beruht unentscheidbar entweder auf dem Versagen der persönlichen Kommunikationsmittel, auf der Unzugänglichkeit und Unzulänglichkeit von Medien der ›persönlichen‹ Kommunikation, *oder aber* auf dem Unwillen und der Weigerung, sie zu benutzen. Diese doppeldeutige Verschwiegenheit der Verschollenen macht sie zu Unpersonen der bürgerlichen Welt: Verschollene sind die Produkte und Probleme des bürgerlichen Personenstandsrechtes in den kleiner werdenden Lücken des Weltverkehrs. Die Vermisst- und Verschollenheit ist als schwebender Zustand platziert zwischen dem bürgerlichem Leben mit seinen Pflichten und Rechten im familiären, verwandtschaftlichen Verbund und dem Tod mit seinen Konsequenzen. Diese sind insbesondere ehe-, eigentums- und erbrechtlicher Natur. Die Figur des Verschollenen markiert eine – im bürgerlichen Recht verankerte und mehrfach thematisierte – Schwebeposition zwischen Leben und Tod, eine verwandtschaftlich-erbrechtlich, juristisch formalisierte exkludierende Inklusion. Die Verschollenheit ist ein Ausnahmezustand, in dem das ausgesonderte und räumlich entfernte, abwesende und von allen familiären Zuschreibungen entkleidete, das ›nackte‹ Individuum eine gespenstische Realität und Präsenz ›in suspenso‹⁵⁵ und ›in pendentia‹⁵⁶.

Es sind diese Kontexte, die in den problematischen Erzähl narrationen der realistischen Literatur aufgerufen werden: Während die populäre Romanliteratur die Abenteuerlichkeit als strukturelle Kehrseite der Verschollenheit in den Vordergrund rückt⁵⁷ und während die *Gartenlaube* die schwebenden Verhältnisse durch familiäre und/oder mediale *happy ends* zu arretieren sich bemüht,⁵⁸ wird diese narrative Logik in den literarischen Texten zugunsten schwebender, suspendierter Verhältnisse aufgehoben. Was Baßler als narrative Entsagung mit der Folge mangelnder literarischer Welthaltigkeit interpretiert,⁵⁹ ist hier aus der Konkurrenz von Literatur und Massenmedium zu erklären: Die realistische Literatur positioniert sich mit ihren Geschichten, in denen ehemals Verschollene als scheiternde Erzähler präsentiert werden und in denen die Rückkehr in die Familien kein *happy end* bedeutet, als Alternative zu den seriellen Klischees der Massenpresse, womit ihre relativierte und eingeklammert-

nach Originalskizzen seiner Offiziere, Berlin 1890. Vgl. auch den Beitrag von Daniela Gretz im vorliegenden Band.

⁵⁵ Bruns, »Verschollenheit«, S. 97.

⁵⁶ Ebd., S. 94.

⁵⁷ Vgl. etwa Andreas Graf, *Abenteuer und Geheimnis. Die Romane Balduin Möllhausens*, Freiburg 1993; Bernd Steinbrink, *Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Studien zu einer vernachlässigten Gattung*, Tübingen 1983.

⁵⁸ Vgl. Günter Butzer, »Von der Popularisierung zum Pop. Literarische Massenkommunikation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts«, in: Blaseio/Pompe/Ruchatz (Hg.), *Popularisierung und Popularität*, S. 115–135; Andreas Graf, »Familien- und Unterhaltungszeitschriften«, in: Georg Jäger (Hg.), *Geschichte des deutschen Buchhandels*, Bd. 1, 2, Frankfurt a. M. 2001, S. 409–522, korrigierte und erw. Version online unter: <http://www.zeitschriften.ablit.de/graf/g1.pdf> [letzter Zugriff: 30. Mai 2011].

⁵⁹ Baßler, »Entsagung«, vgl. Fn. 13.

te *Welthaltigkeit* literaturpolitische Strategie, zugleich aber auch anthropologische Positionierung ist. Das Versagen vor dem Erzählen ist nämlich ein Zeichen für die unvollkommene Rückkehr des Reisenden, die erst durch das Erzählritual vollendet wäre und damit ein Zeichen für die Kontinuität der Verschollenheit und für das Verbleiben im schwebenden Zustand der Verschollenheit. Dies ist als zentraler literarisch-→realistischer Beitrag zur anthropologischen Rhetorik der Moderne⁶⁰ zu interpretieren: Er konfiguriert ein notwendig eurozentrisches Formular des Menschen als Verschollenen – jenseits des Weltverkehrs, jenseits der populären Abenteuerlichkeit und der massenmedialen Serialitäten. In dieser realistischen Anthropologie tritt der Mensch auf als bindungsloses, alleinstehendes, freischwebendes Individuum, als Enterbter und nicht Vererbender. Die Literatur etabliert außerdem, besonders prägnant in Raabes Karl Krumhardt aus *Die Akten des Vogelsang*, den literarischen Erzähler als Verwalter der Verschollenheit: »Ich habe sie häufig in meinem Berufe zu suchen, die Verschollenen in der Welt; sie zu einem bestimmten Termin zu zitieren und sie, wenn sie nicht erscheinen, für tot zu erklären und ihren Nachlaß den Erben oder dem Fiskus zu überantworten.«⁶¹ Und zuletzt entwerfen die literarischen Texte das Verschallen des Erzählens, seine Verschollenheit: Der Entscheidungen und Konsequenzen suspendierende und aufschiebende Zustand, zwischen Absenz und Präsenz, zwischen Tod und Leben, die stets unzuverlässigen Zeichen, Medien und Erzählungen, die den Tod nahelegen oder aber das Überleben belegen, sowie die familiäre, häusliche Konstellation, die einen Wiederkehrenden integriert oder ausstößt, verschieben das Erzählen in seinen Mischungen aus Hetero- und Autodiegese und den Verschachtelungen von Binnen- und Rahmenerzählungen seinerseits in den Interimszustand der Verschollenheit. Das verschollene Erzählen nun aber für tot zu erklären, hat sich ebenso als unzulässiger Vor- und Übergriff erwiesen wie die These vom generellen realistischen »Reflexionsverbot«.⁶² Wenn in den 1930er Jahren André Jolles (1930), Clemens Lugowski (1932) und Walter Benjamin (1936/7) das literarische und das mündlich-außerliterarische Erzählen gegeneinander zu profilieren und zu positionieren versuchen,⁶³ dann setzen sie stillschweigend die anthropologisch gerahmten Erzählreflexionen des Realismus voraus, denn das Verhältnis von Form und Performanz, von Formularen des Erzählens und vom »Sitz« des Erzählens »im Leben« spielt bei ihnen jeweils eine zentrale

⁶⁰ Gerhart von Graevenitz, »Einführung«, in: ders. (Hg.), *Konzepte der Moderne*, Stuttgart 1999, S. 2–16. Vgl. Christian Müller, »Subjektkonstituierung in einer kontingenten Welt. Erfahrungen zweier Afrika-Heimkehrer. Gottfried Kellers ›Pankraz, der Schmoller‹ und Wilhelm Raabes ›Abu Telfan‹«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2002, S. 82–110.

⁶¹ Wilhelm Raabe, *Die Akten des Vogelsangs*, in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 19, hg. von Karl Hoppe, Göttingen 1957, S. 211–408, hier S. 317.

⁶² Vgl. Butzer, »Von der Popularisierung zum Pop«, S. 121.

⁶³ André Jolles, *Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabilie, Märchen, Witz*, Darmstadt 1958; Clemens Lugowski, *Die Form der Individualität im Roman*, hg. von Heinz Schlaffer, Frankfurt a. M. 1976; Benjamin, *Der Erzähler*, S. 438–65.

Rolle.⁶⁴ Jolles, Lugowski und Benjamin verweisen implizit nicht nur auf romantische Auffassungen literarischer Performanz, insbesondere auf Konzepte von der Gemeinschaftlichkeit beschwörenden, der magischen Wirkung des Liedes und der Geschichten,⁶⁵ sondern auch auf die Relativierung und Reflexion dieser Formen und Performanzen in der realistischen Anthropologie und in der realistischen Rhetorik der Moderne, die unter dem frühen Eindruck ›kulturindustrieller‹ und massenmedialer Erfahrungen entstehen. Es wäre ein wissenschaftsgeschichtliches Desiderat, die Beziehungen zwischen dem hier analysierten Erzählen der Verschollenheit und jenen literaturtheoretischen Bemühungen zu klären, kollektivierte Erzählpraktiken zu hypostasieren, die als Antidot zum solipsistisch modernen, literarisierten Erzählen in der Medienkonkurrenz funktionalisiert werden.

⁶⁴ Der Begriff ist vom protestantischen Alttestamentler Hermann Gunkel geprägt worden, der den »Sitz im Leben« bezeichnenderweise dominant familiär interpretiert. Vgl. Gunkel, *Genesis übersetzt und erklärt*, S. XVII f.: »Die gewöhnliche Situation aber, die wir uns zu denken haben, ist diese: am müssigen Winterabend sitzt die Familie am Herde; die Erwachsenen und besonders die Kinder lauschen gespannt auf die alten, schönen, so oft gehörten und immer wieder begehrten Geschichten aus der Urzeit. Wir treten hinzu und lauschen mit ihnen.« Vgl. jetzt Christian Klein, Matías Martínez (Hg.), *Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens*, Stuttgart u. a. 2009.

⁶⁵ Friedrich Schlegel verweist etwa im *Gespräch über die Poesie* auf die »höhere Zauberkraft«, mit der die Poesie alle Gemüter »mit unauflöselichen Banden« vereint. Sie überwindet die wechselseitige Verachtung dessen, »was der andre am heiligsten hält«, die gegenseitige Verkenning und die Fremdheit unter den Menschen. Novalis beschwört im *Heinrich von Ofterdingen* die »zauberische Kunst« der Dichter, die Natur und Menschen verändern kann.

III. MAGIE DER DINGE

»Alles Gartenutensil mischt sich in das Kampfgewühl« Vom Aufstand der Inneneinrichtung und den Krisen des Menschen bei Busch, in Vischers *Auch Einer* und in Stifters *Nachsommer*

UWE C. STEINER (Mannheim)

I. Von Kant zu Wilhelm Busch

Was »realistische Anthropologie« heißen kann, situiert sich gegen eine jüngere Tradition. Und zwar gegen die Tradition, die das homo-mensura-Axiom des Humanismus transzendentalphilosophisch und idealistisch radikalisiert hatte. Dass die kopernikanische Revolution eine Kränkung bedeutet hätte, ist bekanntlich eine seit Freud immer wieder kolportierte Legende.¹ Mit ihr hat man gern den eigenen Ernüchterungsstolz herausgestrichen. Ebensowenig hat die Ausrichtung der Welt aufs Subjekt, die Kant als kopernikanische Wende verstanden wissen wollte, eine epistemische Zumutung bedeutet. Sie hat vielmehr den Anthropozentrismus konsolidiert, indem sie den Menschen ins Zentrum und die Dinge an dessen Peripherie rückt. Das Theorem der transzendentalen Apperzeption trat einem empiriegestählten Skeptizismus entgegen, um zugleich einen Idealismus in die Schranken zu weisen, der das Zeugnis der Sinne entwertete und eine erfahrungsfreie Erkenntnis aus Vernunftbegriffen reklamierte. Dass man Dinge an sich nicht erkennen könne, darüber vermochte man sich zu trösten, weil doch der menschliche Verstand den Erscheinungen ihre Gesetze vorschreibe und sie zu Dingen für uns mache.

Ein Kränkungspotential ließe sich am ehesten noch in Kants an der Schwelle zum 19. Jahrhundert erschienenen *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* ausmachen. Aber auch hier geht es allenfalls nachgeordnet darum, den Menschen als Naturwesen zu beschreiben. Kant ordnet nämlich die physiologische Anthropologie – diese »geht auf die Erforschung dessen, was die Natur aus dem Menschen macht« – der pragmatischen unter. Die pragmatische Anthropologie hat es mit dem Menschen »als frei handelnde[m] Wesen« zu tun, mit dem, »was [es] aus sich selber macht«.² Zwar hatte die *Kritik der Urteilskraft* die Anwendung der Teleologie transzendental eingeschränkt und darin der rationalistischen Kritik am »Anthropo-

¹ Vgl. Peter Sloterdijk, *Sphären*, Bd. II: *Globen*, Frankfurt a. M. 1999, S. 75 und S. 417 ff.

² Immanuel Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, hg. von Wolfgang Becker, Stuttgart 1983, S. 29.

morphismus, der in der Zweckvorstellung« liege³, Rechnung getragen. Aber der Verstand, so Kant, dürfe immerhin solchen Gebilden, die man als Organismen bezeichnet, Finalität (und damit auch Selbstbezüglichkeit) unterstellen. Umso gewisser glaubt Kant, die Realität der Zweckursachen im Menschen zu erkennen: der Mensch sei »das einzige Naturwesen, an welchem wir doch ein übersinnliches Vermögen (die Freiheit) [...] erkennen können«.⁴

Das Transzendentalprinzip ist gleichsam eine anthropozentrische Rettungsmaßnahme. Es fragt »nach den ausschließlich menschlichen Quellen der Objektivität«, es verweise »auf die konstruktiven Kräfte des Menschen«.⁵ Im 19. Jahrhundert gerät es in die Krise. Und das nicht zuletzt, weil sich das Problem der Dinge in den Prozess anthropologischer Ernüchterung einzeichnet. Das gibt zumal der Realismus zu erkennen. Ausgerechnet die gleichsam materialisierten menschlichen Zwecksetzungen, die Artefakte, die pragmata, nötigen zu Revisionen, auch zu anthropologischen. Sie werden in einer Weise bedeutsam, die auf den Begriff zu bringen die humanwissenschaftliche Tradition spätestens seit Vico und Kant nicht eben gut gerüstet ist. Indem die Dinge den Status des bloßen Mittels abstreifen, fechten sie das vermeintliche Humanprivileg des Handelns an. Man erkennt, inwiefern Gegenstände nicht nur ontologische Figurationen, sondern, quasi als zweite Natur⁶, eminente Moralia sind: Kellers *Grüner Heinrich* etwa nimmt geradezu die Latour'sche Akteur-Netzwerk-Theorie vorweg, als er einmal reflektiert, »die künstliche Verlängerung des menschlichen Armes durch eiserne Waffen« sei »gewiß die Hauptursache der unaustilgbaren Streitsucht«.⁷

³ Ernst Cassirer, »Kant und die moderne Biologie«, in: ders., *Geist und Leben. Schriften zu den Lebensordnungen von Natur und Kunst, Geschichte und Sprache*, hg. von Ernst Wolfgang Orth, Leipzig 1993, S. 61–93, hier S. 66.

⁴ Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, B 398. Zitiert nach der von Karl Vorländer herausgegebenen Ausgabe, Hamburg 1990, S. 304.

⁵ So resümiert Steffen Dietzsch, *Dimensionen der Transzendentalphilosophie. Studien zur Entwicklung der bürgerlichen deutschen Philosophie 1780–1810*, Berlin 1990, S. 11.

⁶ Im Griechischen heißt το εθος [to ethos] ja svw. wie Gewohnheit, Sitte, Brauch. Dass die Gewohnheit eine zweite Natur sei, liest man schon bei Aristoteles: »Denn es ist immer noch leichter die Gewöhnung umzubilden als die Naturanlage; ist doch auch der Grund, weshalb die Gewöhnung schwer zu ändern ist, eben der, daß sie zur zweiten Natur geworden ist.« Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, übers. von Adolf Lasson, Jena 1909, S. 160. Vgl. Uwe C. Steiner, »Dinge als Gedächtnis und Dinge als Natur in der frühen kritischen Theorie«, in: Judith Klinger, Gerhard Wolf (Hg.), *Gedächtnis und kultureller Wandel*, Berlin, New York 2009, S. 243–255.

⁷ Gottfried Keller, *Der grüne Heinrich. Erste Fassung*, hg. von Thomas Böning und Gerhard Kaiser, in: ders., *Sämtliche Werke in sieben Bänden*, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1985, S. 188. Bruno Latour führt ja an der brisanten Waffenproblematik vor, wie sich die Assoziation von Mensch und Ding (Waffe) sowohl einem auf das Subjekt und seine Intentionalität zentrierten Handlungsbegriff, als auch einem rein materialistischen Determinismus entzieht: Nicht der Mensch handelt, ebensowenig die Waffe, sondern eine Assoziation aus Mensch und Waffe. Bruno Latour, *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt a. M. 2000, S. 211 ff.

In seiner autobiographischen Skizze *Was mich betrifft* von 1886 erinnert sich Wilhelm Busch, wie er als Schüler mit den großen Dichtern und zur selben Zeit mit der Philosophie Kants bekannt wurde: »Zugleich fiel mir ›die Kritik der reinen Vernunft‹ in die Hände, die, wenn auch noch nicht ganz verstanden, doch eine Neigung erweckte, in den Laubengängen des intimeren Gehirns zu lustwandeln, wo's bekanntlich schön schattig ist.«⁸ Dreierlei ist hier hervorzuheben. Erstens: Alles andere als eine Kränkung, bedeutet die Wendung ins Subjekt, laut Busch, eine Introversion ins Idyllische. Schließlich stellt er den Effekt der Lektüre Kants der der schönen Literatur an die Seite: Als ob der transzendente Idealismus die lesende Einbildungskraft theoretisch verklärt hätte. Daher rufen, zweitens, die Laubengänge nicht nur eine metonymisch verfremdete Paronomasie des Dichternamens auf – vom Busch zur Laube – sie evozieren vor allem die Idylle. Seit Voß hatte diese Gattung mit Vorliebe das gegengeschichtliche Glück im bürgerlichen Intérieur beschworen⁹, in Gestalt einer friedlichen Eintracht von Menschen und Dingen. In den Bildergeschichten Buschs kehrt die Idylle ja als genremalerisch oder grotesk verzeichnete, satirische Ethnologie des deutschen Dorfs wieder. Sie wären undenkbar ohne die Verbürgerlichung der Idylle seit Voß. Drittens: Busch spricht hier vom »intimeren Gehirn«, statt von Geist oder Bewusstsein. Und beruft sich somit auf einen Kant durch die Brille Schopenhauers gelesen, einen Kant in der Optik des physiologischen Idealismus der Naturwissenschaften à la Johannes Müller. Mit dem kantianischen Dualismus von Natur und Freiheit wäre ja die Referenz aufs Gehirn ebensowenig vereinbar wie das, was Busch am 29. Mai 1875 an Maria Anderson schreibt:

Seit ich Kant in die Hände kriegte, scheint mir die Idealität von Zeit und Raum ein unwiderstehliches Axiom. Ich sehe die Glieder der Kette in Eins: Kinder, Eltern, Völker, Thiere, Pflanzen und Steine. Und Alle seh ich sie von einer Kraft erfüllt.¹⁰

Busch hängt also einem quasi schopenhauerisch naturalisierten Kantianismus an. Der Intellekt sei »ein Produkt des Willens, dem es in seiner Dunkelheit unheimlich geworden. Der Intellekt ist ein Organ«, schreibt er zwei Wochen später.¹¹ Diese Naturalisierung statuiert nicht nur keine Differenz zwischen Natur und Freiheit. Das wäre soweit wenig originell. Sie nimmt vielmehr die Dinge selbst, und insbesondere die zivilisatorischen Gegenstände, quasi als Subjekte wahr. Wohl beklagt Busch 1894 in der autobiographischen Skizze *Von mir über mich*, man erfahre »nie

⁸ Wilhelm Busch, *Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 4, hg. von Friedrich Bohne, Hamburg 1959, S. 149.

⁹ Vgl. Helmut J. Schneider, »Die sanfte Utopie«, in: ders. (Hg.), *Idyllen der Deutschen. Texte und Illustrationen*, Frankfurt a. M. 1978, S. 353–423, insb. S. 392 ff.

¹⁰ Wilhelm Busch, *Sämtliche Briefe. Kommentierte Ausgabe in zwei Bänden*, Bd. 1, hg. von Friedrich Bohne, Hannover 1968 f., S. 144.

¹¹ Ebd.



Abb. 1: »De Slaprock danzt mit den Stohl, juheh! / Un de Disch mit den olen Kanapeh«.
Wilhelm Busch, *Krischan mit der Piepe* (1864)

recht, was passiert« sei, weil man sich »auf die zweifelhafte Dienerschaft des Kopfes« – nicht etwa des Geistes – zu verlassen habe. Dem geht aber ein seltsam objektivierender, Dingliches und Menschliches mischer Befund voraus: »Kein Ding sieht so aus, wie es ist. Am wenigsten der Mensch, dieser lederne Sack voller Kniffe und Pfiffe.«¹² Busch situiert also die transzendente Differenz zwischen Ding-an-sich und Erscheinung nicht in der Relation zwischen Bewusstsein und Gegenstand, er findet sie vielmehr im Objekt selbst. (Und sei das Objekt auch ein Mensch.) Reimend überbrückt die ingeniose Wendung »Kniffe und Pfiffe« nicht nur den Hiat zwischen Materie und Geist bzw. Natur und Freiheit, sie formuliert zudem gleichsam eine prä-deleuzianische Pointe¹³: So wie Pfiffe als Finten zu verstehen sind, bezeichnen Kniffe nicht nur Falten, in denen die Oberflächentextur sich nach außen stülpt und nach innen zurückzieht, sondern auch, dem Deutschen Wörterbuch zufolge¹⁴, Kunstgriffe oder heimtückische Streiche.

In der Bildergeschichte *Krischan mit der Piepe* (1864) vergreift sich das titelgebende Kind an der väterlichen Pfeife und gerät in einen Rausch. In diesem sieht es sich vom Aufstand der Wohnungseinrichtung bedroht. Ein idylleneinschlägiges Requisite, der Schlafrock, tanzt mit dem Stuhl, das Kanapee mit dem Tisch, und auch Lampe und Ofen mischen mit (Abb. 1).¹⁵

Sicher, dass die dinglichen Verhältnisse ins Tanzen geraten, ist hier zwar der Effekt einer Bewusstseinsstrübung. Jedoch darf das Motiv vom Aufstand des Mobili-

¹² Busch, *Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 4, S. 205.

¹³ Vgl. Gilles Deleuze, *Die Falte: Leibniz und der Barock*, Frankfurt a. M. 1995.

¹⁴ Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch. Nachdruck in 33 Bänden*, München 1991, s.v. »Pfiffe« (Bd. 13, Sp. 1669); s.v. »Kniff« (Bd. 11, Sp. 1434).

¹⁵ Busch, *Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 1, S. 319.

ars repräsentativ genannt werden. Es emblematisiert das Scheitern des großen Projekts, sich im idyllisch Innern einzurichten: sei es transzendental im Bewusstsein, sei es behaglich in der Wohnstube. Schon jetzt gerät das bürgerliche Intérieur in eine Krise. Und zwar in eine Krise, aus der Walter Benjamin später den Kriminalroman herleiten sollte: »Auf diesem Sofa kann die Tante nur ermordet werden«, heißt es in der *Einbahnstraße*.¹⁶

Eine weitere Bildergeschichte datiert von 1877 und ist *Die ängstliche Nacht* betitelt. Sie erzählt von den Missgeschicken, die einem einsamen Junggesellen widerfahren, als er des Nachts von einem offensichtlich ausgiebigen Kneipenbesuch heimkehrt. »Heut bleibt der Herr mal wieder lang. / Still wartet sein Amöblemang. / Da kommt er endlich angestoppelt. / Die Möbel haben sich verdoppelt.«¹⁷ Und nun inszeniert Busch gleichsam die kantianische Differenz zwischen Erscheinung und Ding an sich als Slapstick: nämlich als Konfrontation eines alkoholberauschten Bewusstseins mit der Widerständigkeit der Dinge. Ins Stolpern geraten, hält sich der Junggeselle vergeblich an einem Kleiderständer fest. Zwar nimmt sich dieser mit Hut und Mantel drapiert gleichsam als menschliche Schimäre aus. Trotzdem, oder darum, lässt er sowohl Funktionalität wie Wiederhalt vermissen: »Der Kleiderhalter, sonst so nütze, / zeigt sich als unbestimmte Stütze.«¹⁸ Schon Egon Friedell hatte festgestellt, wie hier bei Busch, in den verzweifelten Kämpfen des Menschen gegen den Hausrat, »das Mobiliar eine förmliche Gegenpartei [bildet], und zwar eine anarchistische: Kleiderhaken, Wanduhr und Stiefelknecht befinden sich in voller Revolution«.¹⁹ Womöglich hat sich Franz Kafka nicht zuletzt von Wilhelm Busch anregen lassen, wenn er in seinen Junggesellengeschichten und -briefen, aber auch in der *Verwandlung* und anderen Texten, widerständiges Mobiliar thematisiert.²⁰ Erst recht verweist das im 20. Jahrhundert einschlägige Motiv vom Aufstand der Dinge, bei Christian Morgenstern²¹, Erhart Kästner²² oder José Saramago²³, zurück auf Busch.

¹⁶ Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*, Bd. IV/1, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schwepenhäuser, Frankfurt a. M. 1974 ff., S. 89.

¹⁷ Busch, *Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 3, S. 263.

¹⁸ Ebd., S. 264.

¹⁹ Egon Friedell, *Kulturgeschichte der Neuzeit. Kulturgeschichte Ägyptens*, Frankfurt a. M. 2009, S. 881. Zum Intérieur vgl. ebd., S. 865.

²⁰ Vgl. Astrid Lange-Kirchheim, »Zur Präsenz von Wilhelm Buschs Bildergeschichten in Franz Kafkas Texten«, in: Claudia Liebrand, Franziska Schößler (Hg.), *Textverkehr. Kafka und die Tradition*, Würzburg 2004, S. 161–204 (zur *Verwandlung* vgl. S. 191–197). Die Rolle der Dinglichkeit wird von der Verfasserin freilich nur einmal kurz unter dem Stichwort »Situationskomik«, S. 195, verbucht.

²¹ Vgl. etwa das Gedicht *Der Gingganz*, in: Christian Morgenstern, *Ausgewählte Werke*, hg. von Klaus Schuhmann, Leipzig 1975, S. 260.

²² Vgl. Erhart Kästner, *Aufstand der Dinge. Byzantinische Aufzeichnungen*, Frankfurt a. M. 1973.

²³ Vgl. die Erzählungen *Stuhl* und *Dinge* in: José Saramago, *Der Stuhl und andere Dinge. Erzählungen*, Reinbek 1995, S. 9–41 und S. 89–141.

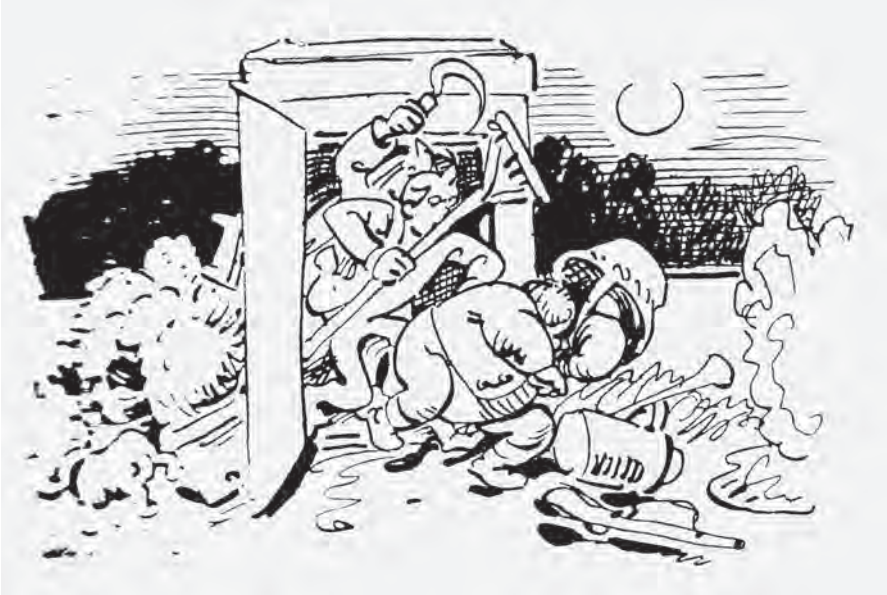


Abb. 2: »Alles Gartenutensil / Mischt sich in das Kampfgewühl«. Wilhelm Busch, *Julchen* (1877)

Aus dem gleichen Jahr wie *Die ängstliche Nacht*, 1877, datiert die Bildergeschichte *Julchen*. Sie hat die Ausweitung des Wohnzimmers in die idyllisch gehegte Natur zum Schauplatz: den Garten. Dort lauern drei eifersüchtige junge Männer der Titelgestalt auf. Mehr von Natur, vom Trieb, als von Freiheit bewegt, stellen sich ihnen auch mechanische Akteure entgegen: Als sie Julchens Stelldichein mit einem weiteren Rivalen, und zwar in einer Laube (!), bemerken, spitzt sich der sich bald unter ihnen entzündende Streit slapstickhaft zu. Dergestalt, daß die Dinge selber als Kombattanten agieren: »Siehste wohl! Da geht es plötzlich / Rumpelpumpel, ganz entsetzlich. / Alles Gartenutensil / Mischt sich in das Kampfgewühl«²⁴ (siehe Abb. 2).

Es geht also in der Busch'schen Tücke des Objekts²⁵ nie einfach nur um eine bloß mechanische Widerständigkeit toter Materie gegen lebendiges Streben oder dergleichen. Vielmehr zeigt sich in der Unzuhandenheit, wie Heideggers epochale Zeug-Analyse das nennen wird, in der Störung, wie elementar menschliche Vollzüge in dingliche Bewandnisganzheiten eingelassen sind. In der Bildergeschichte *Die Brille* von 1870 löst die titelgebende Sehprothese einen Ehezwist am Mittagstisch

²⁴ Busch, *Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 3, S. 200.

²⁵ Zur Tücke des Objekts bei Wilhelm Busch vgl. Volker Klotz, »Was gibts bei Wilhelm Busch zu lachen?«, in: Michael Vogt (Hg.), *Die boshafte Heiterkeit des Wilhelm Busch*, Bielefeld 1988, S. 11–49.

aus: Sie lässt den Gatten das sprichwörtliche Haar in der Suppe entdecken. Die Frau versucht sich zwar zu entschuldigen: »das kann wohl mal passieren! / Hast du mich lieb, so wird's dich nicht genieren!«²⁶ Ihr Mann hält sich jedoch an »die Flasche, die voll Rum«. Das Haar, die Suppe, die Flasche, sie und andere Dinge werden zum Gegenstand eines rasch eskalierenden Streits. Daraus erhellt, wie wenig die Utensilien des Anstoßes nur dessen bloße Symbole oder Symptome sind. Nicht allein Gefühle oder Werte machen die eheliche Gemeinschaft aus. Sie besteht auch in der Konvivialität durch und mit Stoffen und Artefakten, wie etwa Tisch und Bett. Ob verhaarte Suppen oder Rumflaschen zu den integrierenden oder doch eher gemeinschaftssprengenden Artefakten zählen dürfen, wird darum handgreiflich ausgehandelt: Des Rums und der Brille beraubt, wehrt sich der Gemahl gewaltsam. Nur freilich, um sich an den Dingen zu stoßen:

Sie hat die Brill' und freut sich sehr,
 Der Mann steht da und sieht nichts mehr./
 Er tappt herum als blinder Mann,
 Ob er den Feind nicht finden kann./
 Und tappt in seiner blinden Wut –
 Autsch! – an des Ofens heiße Glut./
 Er dreht sich um und allbereits
 Brennt ihn der Ofen anderseits.²⁷

Busch pflegt also ein klares Bewusstsein davon, wie Dinge ein Kollektiv hervorbringen, und sei es in Gestalt der Entzweigung.²⁸ Martin Heidegger, Michel Serres oder Bruno Latour werden ja nicht müde, an die Etymologie von »Ding« zu erinnern: »Versammlung«, aber auch: »Streitsache«.²⁹ Dass die Tücke des Objekts im Säkulum der Dinge³⁰, nach Anfängen bei Sterne, Jean Paul oder E.T.A. Hoffmann, eine erstaunliche Konjunktur erfährt, symptomatisiert eine Eskalation im Streit zwischen Mensch und Ding. In der Aufhebung der Idylle durch den Slapstick kün-

²⁶ Busch, *Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 2, S. 159.

²⁷ Ebd., S. 164 f.

²⁸ Indem Dinge Handlungen ermöglichen, inskribieren, präskribieren, härten und verstetigen, können sie, mit Michel Serres, »Quasi-Objekte« genannt werden. Quasi-Objekte bringen ein Kollektiv hervor. Vgl. Michel Serres, *Der Parasit*, Frankfurt a. M. 1981, S. 346. Vgl. auch das instruktive Latour-Referat von Ingo Schulz-Schaeffer, »Technik in heterogener Assoziation. Vier Konzeptionen der gesellschaftlichen Wirksamkeit von Technik im Werk Latours«, in: Georg Kneer, Markus Schroer, Erhard Schüttelpelz (Hg.), *Bruno Latours Kollektive*, Frankfurt a. M. 2008, S. 108–152.

²⁹ Vgl. Martin Heidegger, *Die Frage nach dem Ding. Zu Kants Lehre von den transzendentalen Grundsätzen*, in: ders., *Gesamtausgabe*, II. Abteilung: *Vorlesungen 1923–1944*, Bd. 41, Frankfurt a. M. 1984; Michel Serres, *Statues*, Paris 1987, S. 111 und S. 294; Bruno Latour, *Wir sind nie modern gewesen*, Frankfurt a. M. 1998, S. 113.

³⁰ Vgl. Hartmut Böhme, *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*, Reinbek 2006, S. 17.

digen sich zumal die anstehenden Revisionen anthropologischer und ontologischer Modelle an.

II. Von Busch zu Vischer

Das menschliche Verhältnis bzw. Missverhältnis zu einer tückisch sich gebärdenden Objektivität zählt zu den elementaren Gattungsmerkmalen des Slapstick.³¹ Slapstick bezeichnet ja ein Geschehen, das nicht eigentlich lustig ist, dafür aber komisch. Komisch kann etwa der Widerstand gegen den »unaufhaltsam fortschreitenden Drange der Cultur« ausfallen, wie Busch ihn in den einleitenden »Stoßseufzer[n]«³² des seinerzeit anstößigen – übrigens auch für Vischer anstößigen³³ – *Heiligen Antonius zu Padua* karikiert hatte:

Ach, ja, ja! – so seufz' ich immer –;
 Denn die Zeit wird schlimm und schlimmer.
 Oder kann in unsern Tagen
 Einer wagen, nein! zu sagen, Der mit kindlichem Gemüt
 Morgens in die Zeitung sieht?
 Hier Romane, dort Gedichte,
 Malzextrakt und Kursberichte,
 Näh- und Mäh- und Waschmaschinen,
 Klauenseuche und Trichinen – –
 Dieses druckt man groß und breit –
 Aber wo ist Frömmigkeit??? –³⁴

Spätestens im technischen Zeitalter avanciert also das Komische insbesondere an der slapstickhaften Konfrontation zwischen Mensch und Ding zu einer ästheti-

³¹ Georg Seeßlen, *Klassiker der Filmkomik. Geschichte und Mythologie des komischen Films*, Reinbek 1982, verzichtet leider auf eine historische Situierung der beiden filmischen »Grundmuster« des Komischen, nämlich des »Widerstands des Objektes« und der »Verwandlung des Objekts« (S. 29 f.).

³² Vgl. den Brief Buschs an Moritz Schauenburg vom 12. August 1870: »Die Einleitung fingirt einen Menschen, der dem unaufhaltsam fortschreitenden Drange der Cultur seine Stoßseufzer entgegen haucht, und dadurch einigermaßen komisch wird.« Busch, *Sämtliche Briefe*, Bd. 1, S. 57.

³³ Vischer hatte Busch einen »pornographischen Strich« vorgeworfen. Vgl. Heinz Schlaffer, Dirk Mende, *Friedrich Theodor Vischer*, Marbacher Magazin 44/1987 (Sonderheft), ²1998, S. 44. Als man Busch diesen Vorwurf hinterbringt, kontert er mit einer Anekdote. Bei beider einziger Begegnung in München habe man sich allgemein »über den Ästhetiker« erstaunt, weil er »höchst schweinerne Anekdoten colportierte«. Vgl. Schlaffer/Mende, *Vischer*, S. 46 und Buschs Brief vom 29. Juli 1886 an Eduard Daelen, in: Busch, *Sämtliche Briefe*, Bd. 1, S. 270. Am 16. September 1886 legt Busch nach und nennt Vischer im Brief an Friedrich von Kaulbach einen »zotenfreudigen Weinreisenden«, Busch, *Sämtliche Briefe*, Bd. 1, S. 273.

³⁴ Busch, *Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 2, S. 76.

schen und epistemischen Kernfunktion der Moderne. Es ist einerseits Ausdruck der Inkongruenz zwischen dem Begriff, den sich »der Mensch« von sich macht, und dem realen Objekt des Begriffes, um Schopenhauers Definition des Lachens aufzugreifen.³⁵ Des realen Objekts Mensch, insofern er sich von den Mächten der Moderne, etwa der Evolution der Dingwelt, durch »Näh- und Mäh- und Waschmaschinen«, an die Peripherie gedrängt erfährt. Eine solche Skepsis der technologischen Moderne gegenüber findet etwa in Vischers *Ästhetik* ihren freilich nicht komischen, sondern elegisch-kulturkritischen Ausdruck. Ihr zufolge hätten die Fabriken »ein fressendes Gift in die Sittlichkeit des Volkes« gestreut, »die schöne Einfalt der Sitten, das Familienverhältnis zwischen Meister und Geselle zerstör[t] [...], der Handarbeit den Schwung des Formsinns entzogen, [...] Produkte von seelenlosem, papiernem Gepräge« hervorgebracht, »die Eisenbahnen verdrängen den rüstigen Gang, den männlichen Ritt [...]«. ³⁶

Andererseits ist das Lachen, so bekanntlich Busch, »ein Ausdruck relativer Behaglichkeit«. »Behaglichkeit« ist ja ein Kernbegriff der Idyllenpoetik. Sie erfährt, wer dank zivilisatorischen Komforts die Position des unbeteiligten Zuschauers einnehmen kann. Daher ist die Behaglichkeit bei Busch auch mit Schadenfreude imprägniert. An den zitierten Satz schließt sich daher der folgende direkt an: »Der Franzel hinterm Ofen freut sich der Wärme um so mehr, wenn er sieht, wie sich draußen der Hansel in die rötlichen Hände pustet.«³⁷ Dank der Schadenfreude überschneidet sich in der Behaglichkeit das Vergnügen an erhabenen mit dem an komischen Gegenständen.

Vergleichbar kann Friedrich Theodor Vischer in seinem Roman *Auch Einer* – der die Formel von der Tücke des Objekts geprägt hat – in einschlägigen Slapstick-Szenen von der Ästhetik des Komischen in die des Tragischen und wieder zurück modulieren. Die Episode ist bekannt. Der Titelheld Albert Einhart, A.E., Auch Einer, ein Alter Ego des Verfassers, löst an einer Hochzeitstafel eine einschlägige Katastrophe aus:

»Eine große silberne Platte, bedeckt mit mehrerlei Zuspeisen, kam vor mich zu stehen; ich bemerkte nicht, daß sie sich etwas über den Tischrand heraus gegen meine Brust hergeschoben hatte, einer Dame, meiner Nachbarin, fällt die Gabel zu Boden, ich will sie aufheben, ein Knopf meines Rockes hatte sich mit teuflischer List unter den Rand der Platte gemacht, hebt sie, wie ich schnell aufstehe, jäh empor, der ganze

³⁵ Vgl. Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung I*, in: ders., *Werke in fünf Bänden*, Bd. 1, hg. von Ludger Lütkehaus, Zürich 1988, S. 102, § 13: »Das Lachen entsteht jedesmal aus nichts Anderem, als aus der plötzlich wahrgenommenen Inkongruenz zwischen einem Begriff und den realen Objekten, die durch ihn, in irgend einer Beziehung, gedacht worden waren, und es ist selbst eben nur der Ausdruck dieser Inkongruenz.«

³⁶ Friedrich Theodor Vischer, *Ästhetik oder Wissenschaft der Kunst*, Bd. 2, hg. von R. Vischer, München 1922, S. 352.

³⁷ Busch, *Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 4, S. 210.

Plunder, den sie trug, Saucen, Eingemachtes aller Art, zum Theil dunkelrothe Flüssigkeit, rollt, rumpelt, fließt, schießt über den Tisch, ich will noch retten, schmeiße eine Weinflasche um, sie strömt ihren Inhalt über das weiße Hochzeitleid der Braut zu meiner Linken, ich trete der Nachbarin rechts heftig auf die Zehen, ein Anderer, der helfend eingreifen will, stößt eine Gemüseschüssel, ein Dritter sein Glas um – o, es war ein Hallo, ein ganzes Donnerwetter, kurz, ein echt tragischer Fall: die zerbrechliche Welt alles Endlichen überhaupt schien in Scherben gehen zu wollen; mich ergreift die Stimmung des Erhabenen, ich fasse zunächst eine Champagnerflasche, trete an's Fenster, öffne es, schwinde sie empor [die Hauptfigur hat nämlich die Angewohnheit, die Dinge für ihre Aufsässigkeit zu bestrafen, indem er sie zerstört, oder, wie er sich ausdrückt, hinrichtet, U. St.] – der Bräutigam fällt mir in den Arm, ich erzürne mich, es gibt böses Blut, die Braut war ohnedieß halb ohnmächtig, kurz, – ich mag nicht weiter erzählen, denn nun wurde die Sache komisch.« – »Ernst, wollen sie sagen?« [wirft der Ich-Erzähler, sein Gesprächspartner ein, U. St.] / Er staunte mich an wie einen Menschen, der alle gefundenen Begriffe verwirrt. (AE I 21)³⁸

Was dem Leser wie dem Ich-Erzähler als komisch begegnet, erfährt der Vischer'sche Held als tragisch. Diese Modulation, und sie unterscheidet die Vischer'sche Tücke des Objekts zutiefst von derjenigen bei Busch, steht im Dienste einer Anthropodizee, einer Rettung oder Rechtfertigung eines in idealistischer Tradition konzipierten Humanum angesichts seiner Bedrohtheit durch die gegenständliche Welt.

Gerade auch bei Vischer zeigt sich, wie sehr die anthropologische Krise mit dem Statuswandel der Dinge materialiter assoziiert ist, so z. B. in den industriellen Produktionsformen, und idealiter in die Krise der Zweckursachen mündet.³⁹ Vom Aufstand der kleinen Dinge, der »Nebensachen«, um mit Julia Bertschik zu sprechen⁴⁰, handelt die Tücke des Objekts. Es sind ja vorwiegend Brillen, Hemdknöpfe, Tintenfässer und dergleichen, die dem Helden Streiche spielen. Dies Alter Ego des Verfassers wird vom Ich-Erzähler einmal wie folgt charakterisiert: »Wer über so etwas ergrimmen kann«, gemeint ist die Unzuhandenheit eines industriell gefertigten »Handleuchterchen[s]«, »in dem muß das Gefühl der Zweckmäßigkeit von ungewöhnlicher Schärfe sein.« (AE I 111) Das »Gefühl der Zweckmäßigkeit« umfasst dabei zwei maßgebliche Konstituenten der anthropozentrischen Matrix: erstens den Menschen als Zweck seiner selbst, umgeben zweitens von Mitteln, den Dingen, in denen der Zweck aller Zwecke sich selbst bezwecken kann. Darum gerät

³⁸ Zitate aus Friedrich Theodor Vischer, *Auch Eimer. Eine Reisebekanntschaft. Zwei Bände*, Stuttgart u. a. 1891, werden im Folgenden unter der Sigle ›AE‹, gefolgt von römischer Band- und arabischer Seitenzahl direkt im Text belegt.

³⁹ Der Behauptung von Heinz Schlaffer und Dirk Mende, die Tücke des Objekts sei »zunächst eine des Subjekts Vischer und seiner Fehlleistungen«, ist also entschieden zu widersprechen. Vgl. Schlaffer/Mende, *Vischer*, S. 59.

⁴⁰ Vgl. Julia Bertschik, »Gesammeltes Wissen. Wissenschafts-Dilettanten und ihre Sammlungen bei Stifter, Raabe und Vischer«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2006, S. 78–96.

Einhart regelmäßig in Rage, wenn die Dinge den ungetrübten medialen Fluss der Zweck-Mittel-Relation nicht zulassen, wenn sozusagen, in der Terminologie Latours, die Dinge nicht mehr als Intermedien, sondern, in der Störung, als Mediatoren begegnen.⁴¹ »Ein solches Produkt« wie dieser unzuhandene Handleuchter, poltert Einhart, »sei ein wahres Bild unserer deutschen Industrie, deren Hauptbestreben es ja doch sei, Alles zweckwidrig zu machen.« (AE I 111 f.) Vischer, bzw. sein romaneskes Alter Ego, betreibt gleichsam eine rhetorische Rettung der Zweckursachen, indem sein Paradoxon noch die Zweckwidrigkeit als systematisch intendierte kennzeichnet und sie in einem »Bestreben« motiviert sein lässt. Eine nicht minder verzweifelt komische Rettung des Nomos vor der ungefügen zweiten Natur betreibt Einhart, wenn er die aufständischen Streitsachen der menschlichen Gerichtsbarkeit unterwirft, indem er sie rituell hinrichtet.

Indem es den Dingen willfahren muss, anstatt dass sie ihm dienen – noch heute spricht man von einer »Bedienungsanleitung« – erfährt sich das zwecksetzende Wesen als Mittel seiner Zwecke. Georg Simmel hat hierin eine Grunderfahrung des 19. Jahrhunderts identifiziert: zum »Sklaven des Produktionsprozesses« und der »Produkte« geworden, so die *Philosophie des Geldes*, habe »das Dominieren der Mittel nicht nur einzelne Zwecke, sondern den Sitz der Zwecke überhaupt ergriffen«, und somit den »Mensch gleichsam aus sich selbst entfernt, zwischen ihn und sein Eigentlichstes, Wesentlichstes, hat sich eine Unübersteigbarkeit von Mittelbarkeiten, technischen Errungenschaften [...] geschoben.«⁴²

Wenn Vischers Protagonist nun im Rahmen seiner »neuen Mythologie« (AE II 221) den Objekten Tücke unterstellt, dann legt er ja dem von ihm so genannten »unteren Stockwerk«, der vom Zufall heimgesuchten materiellen Welt, die Form des oberen Stockwerks, des Reichs der Zwecke, ein.⁴³ Die Intention, den Dualismus von Natur und Freiheit zu retten, wenn auch resignativ und fiktional gebrochen, gibt, indem sie die Materie dämonisch vergeistigt, zu erkennen, dass die Krise der Zweckursachen nach der ersten nun auch die zweite Natur heimsucht. Zur zweiten Natur hat sich die Welt der Dinge gewandelt. Diese Konsequenz zu ziehen, schreckt der längst zum Kantianer bekehrte Vischer freilich zurück. Stattdessen spitzt er den Konflikt mit den kulturellen Gegenständen gleichsam gnostisch zu:

⁴¹ Bruno Latour, *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*, Oxford, New York 2005, S. 81.

⁴² Georg Simmel, *Philosophie des Geldes*, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 6, hg. von David P. Frisby und Klaus C. Köhnke, Frankfurt a. M. 1989, S. 674.

⁴³ Zum modernekritisch zugespitzten Zweck-Begriff Vischers vgl. noch einmal seine *Ästhetik*, Bd. II, S. 624 f. Über Vischers Selbstzurücknahme seiner Ästhetik und der ihr zugrunde liegenden hegelianischen These von der Objektivität des Schönen zugunsten eines problematischen Kantianismus vgl. Gerhard Plumpe, »Das Reale und die Kunst. Ästhetische Theorie im 19. Jahrhundert«, in: ders., Edward McInnes (Hg.): *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 6: *Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848–1890*, München 1996, S. 242–307, hier S. 268 f.

»Sehen Sie die Lappen am Hüftgurt?«, fordert Einhart den Erzähler einmal auf. »Sind fünfmal, sage fünfmal beim Schneider gewesen vor der Abreise; zuerst zu lang oder zu weit, dann wieder zu kurz oder zu lang oder zu weit, dann wieder zu kurz oder zu eng, dann Beides noch einmal so. Nun? Wie steht's mit der Theologie?« (AE I 27) Zudem will Vischer im Humor, sehr im Gegensatz zur skeptischen Anthropologie eines Busch⁴⁴, gleichsam eine Parallele zum Erhabenen bei Kant erkennen: Er garantiere die Selbstbehauptung des endlichen Subjekts gegen die Übermacht einer geradezu gnostisch verworfenen Welt:

Es ist ein Weltkontrast, den der Humor zum Gegenstand hat, es ist ein Riß im Innern des Weltganzen selbst, dessen Bewußtsein ihn erzeugt, nämlich der enge Kontrast des Unendlichen, das doch nur im Endlichen, in dem, was an sich so klein und winzig ist, zur Erscheinung kommen kann.⁴⁵

Vischers Humor, könnte man sagen, führt nicht minder als die eigens so ausgewiesene Mythologie von der Tücke des Objekts, trotzig oder bockig ein idealistisches Rückzugsgefecht. In diesem Sinne verschränkt der Roman einmal eine Kant-Persiflage mit Idyllensatire. Im Frühstücksraum der Schweizer Pension belehrt Einhart den Ich-Erzähler, »die Physik [sei] eigentlich Metaphysik, Lehre vom Geisterreich« (AE I 30 f.). Jede physische Kausation sei in Wahrheit Effekt der im Objekt lauern den Tücke. Einem anderen Gast, Professor der Physik, fällt daraufhin das Brot, das er sich zuvor voller Vorfreude und mit innigem Behagen bestrichen hatte, zu Boden. »Dasselbe war – natürlich würde A.E. sagen – auf die gestrichene Seite gefallen.« (AE I 34) In dieser Vorwegnahme von Murphy's law fühlt sich Einhart denn auch bestens bestätigt: Er definiert Raum als die »unverschämte Einrichtung, vermöge deren ich, um den Körper a hieherzusetzen, [...] vorher b dort weg, um Platz für b zu bekommen, wieder c da hinweg stellen muß und so mit Grazie in infinitum – ? Und die Zeit? Das ist dasjenige, was man dazu doch nicht hat.« (AE I 35) An dieser Stelle verlässt der Physiker unter Protest den Raum. Der Ich-Erzähler hingegen, der dem Protagonisten zuerst auch eher reserviert begegnet war, wird am Ende von Einharts Weltansicht überzeugt worden sein. Der Roman, der den Untertitel *Eine Reisebekanntschaft* trägt, ist denn auch zugleich eine verquere Bildungsgeschichte. Vischer appelliert somit an ein Genredispositiv, das sich nicht zuletzt der Erkundung der dinglichen Prosa der Verhältnisse widmet.

⁴⁴ Am 17. August 1904 schreibt Busch an Erwin Ackerknecht: »Auf Ihre lebenswürdige An- und Ausfrage erlaub ich mir ergebenst zu erwidern, daß mir von Ihrem berühmten Landsmann nur die parodistische Fortsetzung des Göthe'schen Faust in die Hände fiel; eine Art des Humors, die mir niemals sympathisch war.« Busch, *Sämtliche Briefe*, Bd. 2, S. 226.

⁴⁵ Friedrich Theodor Vischer, *Über das Erhabene und Komische und andere Texte zur Ästhetik*, hg. von W. Oelmlücker, Frankfurt a. M. 1967, S. 199.

III. Die Rettung der Zwecke und die Geschichte der Dinge in Stifters Nachsommer

Stifter war die Tücke des Objekts leidlich bekannt. Man könnte den *Nachsommer* beinahe als vorweggenommene Antwort auf die Problematik Vischers begreifen. In dem vielzitierten Brief vom 13. Mai 1854 klagt er seinem Verleger Heckenast, »daß sich die Dinge an [ihm] versündigen«. ⁴⁶ Wohl bedient Stifter hier mitleidheischend den Topos vom inspirierten, aber vom Getriebe verhinderten Dichter: Amtsgeschäfte und alltägliche Hantierungen stünden den poetischen Projekten entgegen. In der seinerzeit schon geläufigen Klage über den Preis, den man dem zivilisatorischen Fortschritt zu entrichten habe, erkennt man jedoch mehr: nämlich die einschlägige Krise der Teleologie gerade im Reich der selbstgesetzten Zwecke. Der Fortschritt habe, so Simmel, ein »Übergewicht der Mittel über die Zwecke« erzeugt und erzwingt somit den Verzicht »auf die Zentrierung des Lebens in der Geistigkeit« zugunsten der »Peripherie«, der Dinge und Mittel. ⁴⁷ Es fällt aber auf, dass Stifter die dinglichen Hindernisse in eben der kommalosen Reihung aufzählt, in der er sonst auch seine affirmativen Litaneien der Phänomene literarisch beschwört: »Durch das Heu den Häckerling die Schuhnägel die Glasscherben das Sohlenleder die Korkstöpsel und Besenstiele, die in meinem Kopfe sind, arbeitet sich oft ein leuchtender Strahl durch, der all das Wüste wegdrängen und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige Götter stehen«. ⁴⁸ Was der Satz propositional zu leugnen scheint, unterstreicht er performativ: dass idealische Zwecksetzungen zutiefst in materielle Konfigurationen eingelassen sind. Beim Stichwort Schuhnägel darf man sich an die zwei Jahre zuvor abgeschlossene Erzählung *Bergkristall* erinnern. Dort spielt Stifter auf die geflügelte kantische Wendung vom gestirnten Himmel an, bezieht sie aber nicht auf ein Sittengesetz im Subjektinnern, sondern auf ein kleines Ding: Es ist die Rede vom hybriden Stolz einer Hauptfigur, des Schusters, auf sein Produkt, einen Bergstiefel: Der zeichne sich dadurch aus, dass der »gestirnte Himmel der Nägel recht auf der Sohle size«. ⁴⁹

Vergleichbar weiß der Brief um die gesellschafts-, ja institutionenbildende Wirkung gerade auch der widerständigen Dinge, deren Äußerungen und Motivationen wiederum menschliche Handlungen motivieren: »Die kleinen Dinge schreien drein«, sie kommunizieren also an der Grenze von Semantik und Expression. An der Schwelle zwischen Geräusch und Information entsteht ein soziales System ⁵⁰: »die kleinen

⁴⁶ Adalbert Stifter, *Die Mappe meines Urgroßvaters. Schilderungen. Briefe*, hg. von K. Pörnbacher, Zürich, Düsseldorf ⁵1995, S. 726.

⁴⁷ Simmel, *Philosophie des Geldes*, S. 672.

⁴⁸ Stifter, *Die Mappe meines Urgroßvaters*, S. 726.

⁴⁹ Adalbert Stifter, *Bunte Steine*, in: ders., *Historisch-Kritische Gesamtausgabe*, hg. von Helmut Bergner, Bd. II, 2: *Buchfassungen*, hg. von Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald, Stuttgart u. a. 1982, S. 197.

⁵⁰ Ein Gedanke, den theoretisch erst systemtheoretische Modelle einholen sollten. Vgl. Serres, *Der Parasit*, passim; Niklas Luhmann, *Soziale Systeme*, Frankfurt a. M. 1984, S. 292.

Dinge schreien drein, ihnen muß von Amtswegen und auf Befehl der Menschen, die sie für wichtig halten, obgewartet werden, und das Große ist dahin.«⁵¹

Wenn Stifter also auf abgründig schlichte Weise eine bislang exklusiv der Subjektivität zugeordnete Form in einen Gebrauchsgegenstand verlagert und so eine buchstäbliche Erdung des Sittengesetzes suggeriert, und wenn er Sozialität, und sei es ex negativo, aus den Dingen herleitet, dann er nimmt er einen Kerngedanken des *Nachsommer* vorweg. Dabei scheint die in anspruchsvoller Bescheidenheit so ausgeflaggte »Erzählung« zunächst ein genuines Erbe der humanistischen Klassik anzutreten, nämlich Formmodell und Problemhorizont des Bildungsromans. Indem Vater Drendorf seinen Sohn Heinrich zum »Wissenschaftler im Allgemeinen« bestimmt, ihn also keinem »besondere[n] Nutzen« unterwirft (N 15)⁵², statuiert er ein Exempel gegen den Geist einer funktional differenzierten Moderne, die das Individuum daran hindere, seine Entelechie zu entfalten. »Der Mensch sei nicht zuerst der menschlichen Gesellschaft wegen da, sondern seiner selbst willen«, sagt der Vater, und setzt so noch einmal den humanistischen Primat der Selbstbezweckung in sein Recht. (N 16)

Der Prosa der Verhältnisse, dem partikularen »Nutzen« (N 15 u. ö.) des Broterwerbs, individuellem Besitzstreben, oder den Forderungen »der bürgerlichen Gesellschaft« (N 16), muss sich der junge Drendorf nicht fügen. Umso strenger gehorcht er einer Ordnung, die zunächst als selbstgesetzte erscheint. Er entwickelt sich zum »große[n] Freund der Wirklichkeit der Dinge« (N 27). Und, siehe da, den sich zum Sternenhimmel konfigurierenden Schuhnägeln vergleichbar, erweist sich für den Ich-Erzähler, dass Entelechie kein Humanprivileg darstellt. Im Gegenteil. Auf Seiten des menschlichen Individuums darf sie vielmehr, beinahe kantianisch, allenfalls als pragmatisches Postulat, als lebensleitende Fiktion gelten. Das erhellt schon aus einer anfänglichen Reflexion Drendorfs: »Mir schwebte auch nicht ein besonderer Nutzen vor, den ich durch mein Streben erreichen wollte, sondern es war mir, als müßte ich so thun, als liege etwas innerlich Gültiges und Wichtiges in der Zukunft.« (N 15)

Umso wirklicher sind hingegen die Dinge. Über weiteste Strecken setzt der *Nachsommer* die kleinen und größeren Gegenstände, Gebrauchsgeräte, Antiquitäten und Kunstobjekte als sich selbst bezweckende Entitäten in Szene. Daher führt der Text einen Diskurs über die Wirklichkeit der Dinge, der, indem er epistemische mit juristischen Kategorien verschränkt, an den transzendentalen Diskurs erinnert.⁵³ Das Ergebnis könnte jedoch antikantianischer nicht sein. Ich zitiere aus der Lebensbeichte Risachs:

⁵¹ Stifter, *Die Mappe meines Urgroßvaters*, S. 727.

⁵² Die Sigle »N«, gefolgt von der Seitenzahl, belegt Zitate aus Adalbert Stifter, *Der Nachsommer*, hg. von B. Jeßing, Stuttgart 2005.

⁵³ Kant exponiert die Problematik der transzendentalen Deduktion bekanntlich als eine *Quaestio iuris*: »Die Rechtslehrer, wenn sie von Befugnissen und Anmaßungen reden, unterscheiden in ei-

Die Ehrfurcht vor den Dingen, wie sie an sich sind, war bei mir so groß, daß ich bei Verwicklungen, streitigen Ansprüchen und bei der Notwendigkeit, manche Sachen zu ordnen, nicht auf unsern Nutzen sah, sondern auf das, was die Dinge nur für sich forderten, und was ihrer Wesenheit gemäß war, damit sie das wieder werden, was sie waren, und das, was ihnen genommen wurde, erhalten, ohne welchem sie nicht sein können, was sie sind. (N 719)

Die Dinge sind nicht nur an sich wirklich, sie müssen zudem als Rechtssubjekte erkannt und anerkannt werden. Sie selbst, so Risach, stellen Forderungen. Was einschließt, dass ihnen, im Kulturprozess, Unrecht widerfahren ist. »Die Unschuld der Dinge außer uns« (N 213) soll daher zum einen in einer quasi antitranszendentalen Pädagogik restituiert werden, in der das Subjekt den Abbau kognitiver Projektionen lernt. Selbst Drendorf, der Freund der Wirklichkeit der Dinge, hört »selber oft nur [s]ein eigenes Innere reden, nicht die Dinge um [s]ich« (N 213). Obwohl es »schwer zu finden [sei] [...], die Dinge als Dinge nicht als Färbungen gelten« zu lassen (N 100), kommt er dahin, »das Gefühl von den Gegenständen« zu empfangen, anstatt es »in dieselben hinein [zu tragen]« (N 291). Ihnen ihr Recht wiederzuerstatten, bedeutet zum anderen, die ontologischen Energien autonomer Dinge – »selbständige Gegenstände« – in den Kulturprozess einzuspeisen. Diesem Zweck hat sich das von Risach gegründete Rosenhaus verschrieben: das Projekt einer material elaborierten Realisierung der Idylle.⁵⁴ »Die Häuslichkeit« heißt nicht von ungefähr das erste Kapitel des Romans, es gibt das Thema des ganzen vor. Es geht nun aber gerade nicht darum, den bürgerlich idyllischen Innenraum als behagliche Ausweitung des Subjekts, sondern als kulturtherapeutische Anstalt zu etablieren. Zu dem im Wortsinn restaurativen Projekt gehört auch die Apologie der zentralen bürgerlichen Institution, der Ehe. Damit diese gelingen kann, und Drendorf bei Natalie Taroná nicht etwa ein Haar in der Suppe findet, gilt es, sich in die Gesetze und in die Geschichte der Dinge zu fügen. Darum will die Hauswirtschaft des *Nachsommer*, den reformatorischen Utopien der zeitgenössischen Arts-and-Crafts-Bewegung vergleichbar, die Gegenwart heilen, indem sie vorbildliche Dinge sammelt, restauriert und herstellt: Das Rosenhaus ist daher Museum und Werkstatt. Man

nem Rechtshandel die Frage über das, was Rechtens ist (quid iuris), von der, die die Tatsache angeht (quid facti), und indem sie von beiden Beweis fordern, so nennen sie den erstern, der die Befugnis, oder auch den Rechtsanspruch dartin soll, die *Deduktion*.« *Kritik der reinen Vernunft*, hg. von Raymund Schmidt, Hamburg 1990, S. 126 (B 116). Einer Rechtfertigung, so Kants Argument im Groben, bedürfte die Anwendung der reinen Verstandesbegriffe, der Kategorien, weil ihnen ja kein faktisches Korrelat entspräche. Martin Heidegger macht sehr viel später darauf aufmerksam, dass der Begriff der Kategorie von gr. *katēgoreisthai*, »öffentlich anklagen, einem vor allen etwas auf den Kopf zusagen« stamme. Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen 1951/1984, S. 44.

⁵⁴ Mit einem großen Unterschied freilich: In der Rosenhaus-Idylle wird, anders als in der traditionellen, gearbeitet.

setzt altertümliche Geräte in Stand, um sie »wieder in die Wohnlichkeit« einzuführen (N 93), man fertigt »selbständige Gegenstände für die jezige Zeit [...] mit Spuren des Lernens an vergangenen Zeiten« (N 95).

In diesem Zuge lernt der Held, dass gerade auch die kleinen Dinge »so gut wie bedeutende Gegenstände ihre Geschichte« haben. Und dieser Prozess der Design- und Produktgeschichte, in dem »sich die Gestaltung der Geräte immer neu ablöst« (N 94), offenbart sich nun als ein selbstläufiger. Die Geschichte der Dinge ist die von Naturgeschichte. Zu dieser Erkenntnis gelangt Drendorf, als er das Archiv der Architekturzeichnungen durchsieht und hier insbesondere den Ornamenten Aufmerksamkeit widmet:

Da ich nun alle diese Laubwerke diese Ranken diese Zacken diese Schwingungen diese Schnecken in großer Abfolge sah, erschienen sie mir gewissermaßen wie Naturdinge etwa wie eine Pflanzenwelt mit ihren zugehörigen Tieren. Ich dachte, man könnte sie eben so zu einem Gegenstande der Betrachtung und der Forschung machen wie die wirklichen Pflanzen und andere Hervorbringungen der Erde, wenn sie hier auch nur eine steinerne Welt sind. (N 100 f.)

In ihrer Naturgeschichtlichkeit treten die Dinge als quasi gleichberechtigte Wesen neben die menschlichen. Die Forderungen, die die Dinge selber stellen, lernt Drendorf kennen, als er etwa Mobiliar und Gerätschaften des Sternenhofs zu zeichnen unternimmt:

Als ich mit den ausgewählten Gegenständen fertig war, hörte ich nicht auf; denn aus ihnen entwickelten sich wieder andere Arbeiten, was seinen Grund darin hatte, daß ein Gegenstand den andern verlangte, was wieder daher rührte, daß die Geräte dieses Zimmers und der Nebengemächer ein Ganzes bildeten, welches man nicht zerstückt denken konnte. (N 321)

Zudem tritt die Naturgeschichtlichkeit der Dinge der erdgeschichtlichen Dezentrierung des Menschen zur Seite. Im zweiten Band *raisonniert* der angehende Geologe Drendorf, die Geschichte der Menschen könne womöglich »nur ein Einschlebsel« in der »Geschichte der Erde« bedeuten. (N 328) Georg Braungart hat gezeigt, wie die Erdgeschichte als eine Figur der Endlichkeit des Menschen ihren Niederschlag in der Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts gefunden hat.⁵⁵ Exemplarisch lässt sich bei Stifter ausmachen, wie das Säkulum der Dinge die Dinggeschichte als evolutionsgleichen, quasi selbstläufigen Prozess erkennt und anerkennt.

⁵⁵ Vgl. Georg Braungart, »Katastrophen kennt allein der Mensch, sofern er sie überlebt: Max Frisch, Peter Handke und die Geologie«, in: Carsten Dutt, Roman Luckscheiter (Hg.): *Figurationen der literarischen Moderne. Helmuth Kiesel zum 60. Geburtstag*, Heidelberg 2007, S. 23–42.

Um nun die ontologischen Energien der Dinge in den Kulturprozess einzuspeisen, leistet sich der *Nachsommer* ein im 19. Jahrhundert unerhörtes Unterfangen: Indem er die sozialen Kräfte der Artefakte positiviert, betreibt er, anstatt ihn als korrupte Objektbeziehung oder Mechanismus der Entfremdung zu denunzieren, eine Apologie des Fetischismus.⁵⁶ Das Wort kommt im *Nachsommer* ebenso wenig vor wie die Tücke des Objekts allenfalls in der Aussparung begegnet. Und doch liegt der Verdacht der Fetischisierung ja nahe und wird von vielen Autoren, die Stifters Dinge glossieren, ja auch gehegt.⁵⁷ Schon im Elternhaus Drendorfs wird, das Rosenhaus vorwegnehmend, Kunstgegenständen, Antiquitäten und naturhistorischen Bedeutsamkeiten ein eigentümlicher Kultdienst gezollt. Dass keines dieser oder der alltäglichen Gegenstände »Spuren des unmittelbaren Gebrauchs« aufweisen darf, erfährt man schon auf der zweiten Seite (N 8). Um von den vielbelächelten Filzschuhen ganz zu schweigen, in denen allein der Besucher den Marmorboden der musealen Bezirke des Rosenhauses betreten darf. In der rituellen Tilgung des Gebrauchswerts geht es immer auch darum, die Dinge sich selbst bezwecken zu lassen, anstatt sie zu Mitteln zu depotenzieren.

Stifter kennt den Begriff »Fetisch«, ein einziges Mal nur verwendet er ihn.⁵⁸ In dem Feuilleton »Die Streichmacher« beschreibt der Erzähler in satirischer Absicht das urbane Eindruckschinden durch Ausstellung prachtvoller Einrichtungsgegenstände.⁵⁹ Fetische oder Streichmacher heißen diese Dinge, weil sie mehr scheinen, als sie sind. Beruhe doch das Wesen der Streichmacherei darin, »daß sie, statt auf die Sache, auf die Zeichen ausgeht.«⁶⁰ Umgekehrt der *Nachsommer*: Vater Drendorf bezieht seine Bücherschränke mit Seidenvorhängen, um dem Anschein entgegen-

⁵⁶ Vgl. Böhme, *Fetischismus und Kultur*, S. 17–20.

⁵⁷ Das geschieht oft im Zuge einer Pathographie des Autors. Das Wort Ding sei, glaubte Arno Schmidt, Stifters sexuelles Leitfossil. Arno Schmidt, »Und dann die Herren Leutnants! Betrachtungen zu ›Witiko‹ und Adalbert Stifter«, in: ders., *Die Ritter vom Geist: Von vergessenen Kollegen*, Karlsruhe 1965, S. 311 f. Vgl. hierzu Eva Geulen, *Worthörig wider Willen. Darstellungsproblematik und Sprachreflexion in der Prosa Adalbert Stifters*, München 1992, insbes. S. 123 ff. Vgl. ferner W.G. Sebald, »Bis an den Rand der Natur. Versuch über Stifter«, in: ders., *Die Beschreibung des Unglücks. Zur österreichischen Literatur von Stifter bis Handke*, Salzburg, Wien 1985, S. 15–37, z. B. S. 21. Und noch zuletzt in einer höchst bezeichnenden, gleichzeitig vereinnahmenden und abstoßenden Geste Arnold Stadler, *Mein Stifter. Portrait eines Selbstmörders in spe und fünf Photographien*, Köln 2005. Ganz im Gegensatz zu solchen die gegenständliche Orientierung Stifters ausblendenden Positionen beschreibt Thomas Macho, »Stifters Dinge«, in: *Merkur* 59 (2005), H. 676, S. 735–741, wie Stifters Literatur systematisch die Grenzen von Natur und Kultur exploriert.

⁵⁸ Vgl. Christian Begemann, *Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren*, Stuttgart, Weimar 1995, S. 76; Uwe C. Steiner, »Gespenstige Gegenständlichkeit«. Fetischismus, die unsichtbare Hand und die Wandlungen der Dinge in Goethes *Herrmann und Dorothea* und in Stifters *Kalkstein*«, in: *DVjs* 4 (2000), S. 627–653.

⁵⁹ »Im Winter werden dann zuweilen viele Kerzen angezündet und viele Menschen eingeladen, welche durch die Zimmer oder Höhlenfächer gehen, und die Fetische anbeten, die da ausgestellt sind«, Stifter, *Die Mappe meines Urgroßvaters*, S. 336.

⁶⁰ Stifter, *Die Mappe meines Urgroßvaters*, S. 338.

zuwirken, er wolle »mit den Büchern prahlen« (N 8). Der Stifter'sche Fetischismus also zielt erstens auf die Substanz. Drendorf beobachtet eines Tages, wie sein Vater visuellen wie taktilen Kontakt mit einer alten Wandvertäfelung aufnimmt:

Ich sah [...] den Vater, wie er vor den Verkleidungen stand und sie betrachtete. Bald neigte er sich näher zu ihnen, bald kniete er nieder und befühlte manches mit der Hand, oder untersuchte es genauer mit den Augen. (311)

Da hier wörtlich von »Verkleidungen« die Rede ist, könnte der Verdacht des »Kleiderfetischismus« aufkommen, wie ihn W.G. Sebald an Stifter inkriminiert hatte.⁶¹ Wann immer jedoch solche heiklen Phänomene geschildert werden, werden die Energien der Dingbeziehungen zweitens in menschliche Bezüge eingespeist. Zunächst klopft dem Erzähler »das Herz vor Freude«, als er den Vater im intimen Kontakt mit dem Ding sieht (ebd.). Bald kommen Mutter und Schwester dazu, es entspinnt sich, immer im Kontakt zum Objekt, ein erbaulicher und belehrender Diskurs (N 312). Die Sammlung instituiert, wie Hartmut Böhme gezeigt hat, einen Fetischdienst, der sich der Isolation des konsumistischen wie des sexuellen Fetischs entgegenstellt und zugleich die Zirkulation des Warentauschs unterbricht. Sie ermöglicht »eine Kultur des Erzählens, Austauschens und Berichtens, der Betrachtung und Rekapitulation«⁶², wie sie im *Nachsommer* prototypisch gepflegt wird:

Man wiederholte vielleicht oft gesagte Worte, man zeigte sich manches, das man schon oft gesehen hatte, und machte sich auf Dinge aufmerksam, die man ohnehin kannte. (N 418)

Im Kern der fetischistischen Performanz liegt die Wiederholung. Sie bildet das prozessuale Äquivalent zum ontologischen Vorteil der Dinge, zur substantiellen Beharrlichkeit. Sie trägt daher maßgeblich zur dinggleichen Stabilisierung, zur Verfestigung von Gesellschaft bei. Dinge sammeln bedeutet im Rosenhaus, im Sternenhof und in der elterlichen Wohnung Drendorf daher immer auch: eine Versammlung im Sinne von Serres oder Latour zu ermöglichen. Die Kollektion bildet das ideale Modell einer Assoziation von freien Menschen und freien Dingen.

Drei Problem- und Diskursfelder verschränken sich also, um zu schließen, in der literarischen Dingbeobachtung bei Busch, Vischer und Stifter:

Erstens lotet ein kryptophilosophischer Diskurs über die Zweckursachen sowohl aus, wie weit die fragwürdig gewordene Unterscheidung zwischen Natur und Freiheit reicht, als auch die rätselhafte Ontologie der geschaffenen Dinge. Die hergebrachten Duale, hier folge ich Gotthard Günther und Peter Sloterdijk, à la Seele

⁶¹ Sebald, »Versuch über Stifter«, S. 31 f.

⁶² Böhme, *Fetischismus und Kultur*, S. 365 f., Zitat S. 366.

und Ding, Geist und Materie, Freiheit und Natur usw. scheitern am Artefakt.⁶³ Georg Simmel bringt die Verstörung der Moderne noch innerhalb dieser semantischen Duale auf den Punkt, wenn er feststellt, »daß an ein materielles Gebilde ein geistiger Sinn, objektiv und für jedes Bewußtsein reproduzierbar, gebunden sein kann, den kein Bewußtsein hineingelegt hat.«⁶⁴ Die Fiktion, dass ein Bewusstsein ihn hineingelegt habe, versucht man noch im 19. Jahrhundert durch Begriffe wie Animismus oder Anthropomorphismus zu retten.

Zweitens befragt ein nicht nur poetologisch relevanter Gattungsdiskurs die Traditionen der Idylle und des Bildungsromans auf seine Zeit- oder Unzeitgemäßheit, und vor allem auf sein kulturdiagnostisches Reflexionspotential.

Drittens provoziert das zeitgenössische naturgeschichtliche Wissen aus Geologie oder Paläozoologie, respektive Archäologie (man denke an die Pfahldorfgeschichte bei Vischer) Revisionen des Anthropozentrismus im Rahmen einer Naturgeschichte der Dinge. Naturgeschichte darf man hier durchaus im Benjamin'schen und Adorno'schen Sinne verstehen: Die These, die »Objektivität des geschichtlichen Lebens [sei] die von Naturgeschichte«⁶⁵, ficht nämlich das Gründungstheorem der historischen und der Kulturwissenschaften an: das von Vico statuierte Axiom der – wenn auch aufgeschobenen – Transparenz der Geschichte und der kulturellen Artefakte. Vico zufolge sei die historische Welt »sicherlich von den Menschen gemacht worden«, ihre und die Erkenntnis der kulturellen Gegenstände bedeute letztlich Selbsterkenntnis des menschlichen Geistes.⁶⁶

In Stifters *Nachsommer*, und auch bei Busch und Vischer, repräsentiert die Geschichte der Dinge nicht länger mehr nur die Geschichte des menschlichen Geistes. Die Dinge formieren und informieren Stifters Text, und sie formieren und informieren Sozialität. Sie bilden eine Figur der Ermöglichung, aber eben auch der Endlichkeit des Menschen. Im Gegensatz zur transzendentalen und zur idealistischen Tradition ist daher das, was realistische Anthropologie genannt werden dürfte, davon überzeugt, dass die Voraussetzungen des Menschen nicht in ihm selber aufgefunden werden können. Selbst dort nicht, wo er sie sich geschaffen zu haben glaubt.

⁶³ Gotthard Günther, *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*, Bd. 3, Hamburg 1980; Peter Sloterdijk, »Domestikation des Seins. Die Verdeutlichung der Lichtung«, in: ders., *Nicht gerettet. Versuche nach Heidegger*, Frankfurt a. M. 2001, S. 142–234, vgl. insbes. S. 216–218.

⁶⁴ Georg Simmel, *Der Begriff und die Tragödie der Kultur*, zitiert nach dem Abdruck in: Ralf Konersmann (Hg.), *Kulturphilosophie*, Leipzig 1996, S. 25–57, hier S. 49.

⁶⁵ Theodor W. Adorno, *Die Idee der Naturgeschichte*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 1, hg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M., S. 345–365, hier S. 347.

⁶⁶ Giambattista Vico, *Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker*, hg. und übers. von Vittorio Hösle und Christoph Jermann, Hamburg 2009, S. 142.

»Dieses sind meine Knochen« Geologie und Anthropologie in Wilhelm Raabes *Stopfkuchen*

PETER SCHNYDER (Neuchâtel)

Die Bedeutung der Evolutionstheorie für die Kultur- und Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts ist unbestritten. In einer kaum mehr überschaubaren Fülle von Studien ist man den Voraussetzungen, Implikationen und Konsequenzen der Darwin'schen Lehre nachgegangen – nicht zuletzt auch in der Literaturwissenschaft.¹ Daneben droht allerdings die Bedeutung einer anderen Wissenschaft vernachlässigt zu werden, die das 19. Jahrhundert wie kaum eine andere geprägt hat und die in mancher Hinsicht Darwins Arbeit überhaupt erst ermöglichte: die Geologie, und vielleicht genauer noch: die Erdgeschichte, die jene unendlichen Zeitabgründe erschloss, vor deren Hintergrund die lang hingezogenen Evolutionsprozesse überhaupt erst denkbar wurden. Auf diese Vernachlässigung der Geologie wies jüngst auch der amerikanische Wissenschaftshistoriker Martin Rudwick hin, indem er prägnant meinte: »[S]cholars in the so-called ›Darwin industry‹ have reconstructed in impressively thorough detail, and in its full intellectual and social context, the circumstances in which Darwin's evolutionary theory first took shape [...]. Geology, however, remains a Cinderella in the historical study of sciences.«² Nun hat Rudwick selbst mit seinen beiden gewichtigen Bänden *Bursting the Limits of Time* (2005) und *Worlds Before Adam* (2008) viel dazu beigetragen, dass die Geologiegeschichte allmählich aus ihrem wissenschaftsgeschichtlichen Aschenputteldasein erlöst wird.³ In der Kultur- und Literaturwissenschaft ist die Bedeutung der geologischen Narra-

¹ Von besonderer Bedeutung für die literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung war und ist Gillian Beer, *Darwin's Plots. Evolutionary Narrative in Darwin, George Eliot and Nineteenth-Century Fiction* [1983], Cambridge ³2009. Vgl. für den deutschen Sprachraum Peter Sprengel, *Darwin in der Poesie. Spuren der Evolutionslehre in der deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*, Würzburg 1998; Werner Michler, *Darwinismus und Literatur. Naturwissenschaftliche und literarische Intelligenz in Österreich 1859–1914*, Wien u. a. 1999; Philip Ajouri, *Erzählen nach Darwin. Die Krise der Teleologie im literarischen Realismus. Friedrich Th. Vischer und Gottfried Keller*, Berlin 2007.

² Martin J. S. Rudwick, *Worlds Before Adam. The Reconstruction of Geohistory in the Age of Reform*, Chicago 2008, S. 4 f.

³ Martin J. S. Rudwick, *Bursting the Limits of Time. The Reconstruction of Geohistory in the Age of Revolution*, Chicago 2005; ders., *Worlds Before Adam*. Vgl. für einen konzisen Überblick auch die Geologie-Kapitel in: *The Cambridge History of Science*, Bd. 6: *The Modern Biological and Earth Sciences*, hg. von Peter J. Bowler und John V. Pickstone, Cambridge 2009.

tive für die heraufkommende Moderne allerdings noch nicht angemessen erkannt worden.⁴

Diese Bedeutung lässt sich zunächst ganz schlicht an der erstaunlichen Verbreitung aufzeigen, welche die einschlägige wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Literatur zur Geologie im 19. Jahrhundert fand. Nicht umsonst meinte beispielsweise die Publizistin Harriett Martineau im Rückblick auf ihr Leben im viktorianischen England: »Leute aus dem Mittelstand erwarben im allgemeinen fünf Exemplare eines teuren geologischen Werkes auf einen der beliebtesten Romane ihrer Zeit.«⁵ Geologische Werke von Koryphäen wie Georges Cuvier, Charles Lyell oder Alexander von Humboldt erschienen in vielen Auflagen, und sie wurden jeweils – teilweise auch mehrfach – schnell in andere Sprachen übersetzt; gar nicht zu reden von der populärwissenschaftlichen Verbreitung einschlägigen Wissens durch Zeitschriften und wohlfeile Buchpublikationen.⁶ So erschienen beispielsweise Lyells immer wieder aufgelegten Standardwerke *Principles of Geology* (1830–1833) und *Elements of Geology* (1838) je in zwei deutschen Übersetzungen;⁷ und auch sein späteres Werk *Geological Evidences of the Antiquity of Man* von 1863 erschien bereits im Jahr darauf in einer Übersetzung von Ludwig Büchner, die 1874 in überarbeiteter Form in zweiter Auflage publiziert wurde.⁸

⁴ Für die Goethezeit gibt es einige Studien. Vgl. z. B. Noah Heringman, *Romantic Rocks. Aesthetic Geology*, Ithaca, London 2004; Michaela Haberkorn, *Naturhistoriker und Zeitenseher. Geologie und Poesie um 1800. Der Kreis um Abraham Gottlob Werner (Goethe, A.v. Humboldt, Novalis, Steffens, G.H. Schubert)*, Frankfurt a. M. u. a. 2004. Doch für die Zeit nach 1820 fehlen noch einschlägige Arbeiten. Vgl. für einige knappe Hinweise Georg Braungart, »Apokalypse in der Urzeit. Die Entdeckung der Tiefenzeit in der Geologie um 1800 und ihre literarischen Nachbeben«, in: Ulrich G. Leinsle, Jochen Mecke (Hg.), *Zeit-Zeitenwechsel-Endzeit. Zeit im Wandel der Zeiten, Kulturen, Techniken und Disziplinen*, Regensburg 2000, S. 107–120.

⁵ Zitiert nach Stephen F. Mason, *Geschichte der Naturwissenschaft*, Stuttgart 1961, S. 487.

⁶ Vgl. exemplarisch Bernhard Cotta, *Geologische Bilder* [1852], Leipzig ⁵1871. Wie aus dem Vorwort Cottas hervorgeht, waren diese »Bilder« zunächst in der *Illustrierten Zeitung* erschienen (ebd., S. V).

⁷ Vgl. für die Übersetzungen der *Principles* Carl Lyell, *Lehrbuch der Geologie. Ein Versuch, die früheren Veränderungen der Erdoberfläche durch noch jetzt wirksame Ursachen zu erklären*, aus dem Englischen [nach der 2. Aufl. des Originals] von Carl Hartmann, Quedlinburg, Leipzig 1833/34; ders., *Die neuen Veränderungen der unorganischen Welt oder Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen Einwirkungen des Wassers und des Feuers auf die Gestaltung des festen Theils der Erde, zur Erläuterung geologischer Erscheinungen*, aus dem Englischen [nach der 6. Aufl. des Originals] von Carl Hartmann, Weimar 1841; für die Übersetzungen der *Elements* ders., *Elemente der Geologie*, aus dem Englischen von Carl Hartmann, Weimar 1839; ders., *Geologie, oder: Entwicklungsgeschichte der Erde und ihrer Bewohner*, [nach der 5. Aufl.], übers. von Bernhard Cotta, Berlin 1857/58.

⁸ Charles Lyell, *Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde und der Ursprung der Arten durch Abänderung, nebst einer Beschreibung der Eiszeit in Europa und Amerika. Nach dem Englischen des Sir Charles Lyell, [...] mit einigen Bemerkungen und Zusätzen und in allgemein verständlicher Darstellung von Dr. Louis Büchner. Autorisierte deutsche Uebersetzung nach der dritten Auflage des Originals*, Leipzig 1864 [2., veränderte Aufl. 1874].

Gerade die zuletzt genannte Studie Lyells über die geologischen Spuren des Menschen auf der Erde ist nun für die folgenden Ausführungen in zweierlei Hinsicht bedeutsam. Erstens lässt sich daran anschaulich illustrieren, in welcher Weise die Geologie – zu der damals auch noch die Paläontologie zählte – relevant wurde für eine zentrale anthropologische Frage; nämlich eben für die Frage nach der »Antiquity of Man«, die, wie Lyell einleitend schreibt, eine der wissenschaftlichen Hauptfragen der Jahrhundertmitte war:

Kein Gegenstand hat neuerdings mehr Neugier und allgemeines Interesse unter den Geologen und dem Publikum erregt, als die Frage nach dem *Alter des menschlichen Geschlechts*, – die Frage, ob wir in Höhlen oder in den oberflächlichen Ablagerungen, welche gewöhnlich *Drift* oder *Diluvium* genannt werden, hinlängliche Beweise für das ehemalige Zusammenleben des Menschen mit gewissen untergegangenen Säugethierarten finden.⁹

In Lyells Werk zeigt sich also erstens, wie geologische und anthropologische Fragen miteinander verbunden sind. Zweitens lässt sich von dieser Behandlung der Frage nach dem »Alter des Menschengeschlechts« aus aber auch eine Brücke zu Wilhelm Raabe schlagen, denn Lyell ist – wie Eberhard Rohse gezeigt hat¹⁰ – eine direkte Quelle für Raabes Auseinandersetzung mit dem entsprechenden Problemkomplex. So findet sich in einem Notizbuch Raabes aus den 1860er Jahren mindestens eine ganz unmittelbare Spur seiner Lyell-Lektüre, wobei das entscheidende Notat aus einem sonst nicht überlieferten Bonmot des Schweizer Wissenschaftlers Louis Agassiz besteht, das Lyell (nach der Übersetzung von Büchner aus dem Jahre 1864) wie folgt in seinen Text integrierte:

Ich kann dieses Kapitel mit einem Ausspruch von Professor Agassiz schließen, welcher sagt, daß, wenn eine neue und überraschende wissenschaftliche Wahrheit entdeckt wird, die Menschen zuerst sagen:
»Es ist nicht wahr,« alsdann: »Es streitet gegen die Religion,« und zuletzt: »Das hat man schon lange gewußt.«¹¹

⁹ Lyell, *Alter des Menschengeschlechts*, S. 5, Hervorh. i. Orig.

¹⁰ Eberhard Rohse, »»Transzendente Menschenkunde« im Zeichen des Affen. Raabes literarische Antworten auf die Darwinismusdebatte des 19. Jahrhunderts«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 1988, S. 168–210, hier S. 168–171.

¹¹ Lyell, *Alter des Menschengeschlechts*, S. 69.

Dieses Bonmot formulierte Raabe wie folgt um:

So oft eine neue überraschende Erkenntniß durch die Wissensch.[aft] gewonnen wird, ist das erste Wort der Philister: es sei nicht wahr; das zweite: es sei gegen die Religion u[nd] das dritte: so etwas habe Jedermann schon lange vorhergewußt /Agassiz.¹²

Abgesehen von solchen philologisch klar nachweisbaren Einflüssen zeigt sich Raabes Interesse an den geologischen Debatten seiner Zeit aber auch daran, dass er diese, zumal in seinen späteren Werken, explizit thematisiert hat. Dies ist der Raabe-Forschung selbstverständlich nicht entgangen, und so ist die Bedeutung wissenschaftlicher Themen für Raabe bereits verschiedentlich behandelt worden; besonders ausführlich auch von Katharina Brundiek in ihrer 2005 erschienenen Dissertation *Raabes Antworten auf Darwin*.¹³ Doch dabei blieb man, wie auch Brundieks Titel zeigt, fokussiert auf diejenigen Aspekte, die unmittelbar mit der Darwin'schen Evolutionslehre und insbesondere dem Verhältnis von Affe und Mensch in Verbindung gebracht werden können. Die geologische Thematik hingegen blieb unterbelichtet. Im Folgenden soll deshalb die Aufmerksamkeit auf eben diesen Aspekt gelenkt werden und zwar am Beispiel von Raabes 1891 erschienenem Roman *Stopfkuchen*, der den so irreführenden Untertitel *Eine See- und Mordgeschichte* trägt. Damit soll gleichzeitig auch die Sensibilität für die Modernität dieses realistischen Textes geweckt werden.¹⁴ Bevor ich aber zu Raabes Text komme, werde ich zunächst (I.) so etwas wie einen Katalog von Aspekten des Geologie-Themas entwerfen, die für eine kulturwissenschaftlich interessierte Literaturwissenschaft von besonderer Bedeutung sind. Vor diesem allgemeinen Hintergrund werde ich mich dann (II.) einer Lektüre des Romans *Stopfkuchen* zuwenden, um vor allem auch die poetologische Bedeutung der Geologie für dieses Werk herauszuarbeiten.

¹² Wilhelm Raabe, »Literarische Notizen«, in: ders., *Sämtliche Werke*, Braunschweiger Ausgabe, Ergänzungsband 5, hg. von Jörn Dräger und Rosemarie Schillemeit, Göttingen 1994, S. 319–429, hier S. 329.

¹³ Katharina Brundiek, *Raabes Antworten auf Darwin. Beobachtungen an der Schnittstelle von Diskursen*, Göttingen 2005. Vgl. zu Raabes Darwin-Rezeption neben Rohse, »Transzendente Menschenkunde«, auch Silke Brodersen, »Scandalous Family Relations. Dealing with Darwinism in Wilhelm Raabes *Der Lar*«, in: *German Quarterly* 81/2 (2008), S. 152–169; Nicholas Saul, »Raabes Geschichte(n): Realismus, Erzählen, Historie, Prähistorie«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2009, S. 22–39; sowie den Beitrag von Michael Gamper im vorliegenden Band.

¹⁴ Vgl. allgemein zur neu entdeckten Modernität gewisser realistischer Texte Christian Begemann (Hg.), *Realismus. Epoche – Autoren – Werke*, Darmstadt 2007.

I.

Einen ersten Aspekt der Geologie-Thematik könnte man unter dem Titel »Der Abgrund der Zeit« zusammenfassen: In der Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Ursprung der Erde wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts der biblische Weltgeschichtsrahmen von rund 6000 Jahren gesprengt, und im 19. Jahrhundert setzte sich breitenwirksam die Vorstellung einer Erdgeschichte durch, die viele Millionen Jahre umfasst.¹⁵ Im Zeichen dieser Entwicklung wurde das menschliche Leben zeitlich radikal marginalisiert, nachdem es durch die kopernikanische Revolution bereits räumlich dezentriert worden war. Hat Sigmund Freud mithin von der »kosmologischen Kränkung« des Menschen durch Kopernikus, von der »biologischen Kränkung« durch Darwin und von der psychologischen Kränkung durch seine eigene Theorie gesprochen, so könnte man hier – mit Stephen Jay Gould – als vierte die »geologische Kränkung« einführen.¹⁶ Diese geologische Kränkung führte dem Menschen seine Marginalität auf dem Zeitstrahl der Erdgeschichte drastisch vor Augen.

Ein zweiter Aspekt ist die *Historisierung* der Erde; ein Vorgang, der sich keineswegs automatisch durch die Eröffnung der unendlichen Zeitabgründe ergibt, wie Martin Rudwick gezeigt hat.¹⁷ Die (Proto-)Disziplin der Erdgeschichte, wie sie sich um 1800 entwickelte, interessierte sich nicht für Ursprungshypothesen und rein deterministische Prozesse, sondern für konkrete, induktiv und empirisch zu erschließende Veränderungsprozesse der Erdoberfläche. Dadurch wurde aber eine Erdgeschichte sichtbar, die oft nicht weniger kontingente Wendungen kennt als die Kulturgeschichte des Menschen, und diese Erdgeschichte bedurfte neuer Erzähl- und Erklärungsmuster, neuer Narrative.

Einen dritten Aspekt könnte man überschreiben mit »Die Entdeckung der Langsamkeit«: Die Konzeption der Tiefenzeit hat wesentlich zu tun mit der Einsicht in die unendliche Langsamkeit geologischer Prozesse; in eine Langsamkeit, die in schärfstem Gegensatz steht zur – mit Goethe zu sprechen – »veloziferischen« Beschleunigungs-Kultur der Moderne.¹⁸ Ist die Diskussion um die Zeitkultur der

¹⁵ Vgl. dazu allgemein Claude C. Albritton, *The Abyss of Time. Changing Conceptions of the Earth's Antiquity after the Sixteenth Century*, Los Angeles 1986; ebenso das klassische Werk von Stephen Toulmin und June Goodfield, *The Discovery of Time*, London 1965.

¹⁶ Vgl. dazu Stephen Jay Gould, *Die Entdeckung der Tiefenzeit. Zeitpfeil oder Zeitzyklus in der Geschichte unserer Erde* [1987], übers. von Holger Fließbach, München 1990, S. 13–16; zu den Kränkungen Sigmund Freud, »Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse« [1917], in: ders., *Abriß der Psychoanalyse*, Frankfurt a. M. 2004, S. 185–194, hier S. 190 f.

¹⁷ Rudwick, *Bursting the Limits of Time*, S. 641 et passim.

¹⁸ Vgl. dazu Goethes Brief an G.H.L. Nicolovius von Ende November 1825, in: Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke*, Frankfurter Ausgabe, Bd. 37, hg. von Karl Eibl et al., Frankfurt a. M. 1993, S. 334; ebenso den Brief an Reinhard vom 26. Dezember 1825, ebd., S. 337; sowie *Wilhelm Meisters Wanderjahre* [1829], ebd., Bd. 10, Frankfurt a. M. 1989, S. 563.

Moderne und ihre ästhetischen Implikationen oft einseitig auf die dramatische Akzeleration des Lebens fokussiert, wird im Kontext der Geologie deutlich, dass auch die Entdeckung einer unendlichen Langsamkeit von grundlegender Bedeutung ist für die Moderne (und ihre Ästhetik).¹⁹

Als vierten und letzten Aspekt möchte ich die Bedeutung des schöpferischen Machens und Gestaltens, also der Poiesis, im geologischen Wissen des 19. Jahrhunderts hervorheben; einen Aspekt, den man unter die Überschrift setzen könnte: »Der Geologe als Dichter«. Die Geologen, zu denen eben auch die Paläontologen gehörten, erweckten vor den Augen eines faszinierten Publikums untergegangene Welten zu neuem Leben. Sie verstanden es, aus einzelnen Knochen längst ausgestorbene Tiere zu rekonstruieren und auf Grund geologischer Analysen ganze Landschaften – mit Flora und Fauna – zu erschaffen. Die Geologen wurden so zu eigentlichen Weltenschöpfern und gerade darin lag ihre Wahlverwandtschaft mit den Dichtern, was letzteren keineswegs entging, wie sich besonders prominent an Balzac zeigt, der 1831 mit Blick auf Cuviers geologische Schriften meinte, sein berühmter Landsmann sei der »größte Dichter« des Jahrhunderts überhaupt:

Haben Sie sich je in die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit versenkt und die geologischen Werke von Cuvier gelesen? Haben Sie einmal, von seinem Genius wie von der Hand eines Zauberers getragen, über dem grenzenlosen Abgrund der Vergangenheit geschwebt? Wenn wir den Weg zurückverfolgen, den wir kamen, wenn wir Schicht für Schicht tiefer rückwärts schauen und unter den Steinen des Montmartre oder in den Schiefen des Ural die fossilen Hüllen von Tieren entdecken, die antediluvianischen Lebenswelten angehörten, wie erschrickt dann die Seele, begreifend, daß da Milliarden von Jahren, Millionen von Gattungen waren, die das schwache menschliche Gedächtnis, die unzerstörbare religiöse Tradition vergessen haben und deren Asche die Oberfläche unseres Erdballs bildet, die zwei Fuß Krumen, die uns Brot und Blumen schenken. Ist nicht Cuvier der größte Dichter unseres Jahrhunderts? [*Cuvier n'est-il pas le plus grand poète de notre siècle?*] Wohl hat Lord Byron einige Seelenvorgänge mit Worten trefflich wiedergegeben; aber unser unsterblicher Naturforscher hat Welten wiedererrichtet aus verblichenen Knochen; wie Kadmos hat er Städte neu erbaut mit Zähnen, hat aus ein paar Brocken Steinkohle tausend Wälder wiedererstehen lassen und sie bevölkert mit allen Mysterien der Zoologie, hat Stämme von Riesen im Fuß eines Mammuts gefunden. Und diese Wesen leben auf und wachsen und füllen Landschaften, in Harmonie mit ihrem kolossalen Wuchs. Er ist ein Dichter, der mit Zahlen arbeitet, er ist erhaben, wenn er zu einer Sieben eine Null setzt. Er er-

¹⁹ In den Studien zu den Zeitkulturen der Moderne ist die Bedeutung der geologischen Tiefenzeit bis heute unterbelichtet geblieben. Vgl. zum Beispiel Annette und Linda Simonis (Hg.): *Zeitwahrnehmung und Zeitbewusstsein der Moderne*, Bielefeld 2000. Die Herausgeberinnen haben zwar ein Foucault-Zitat zu Cuvier als Motto gewählt, doch im ganzen Band spielt die Entdeckung der Tiefenzeit keine Rolle.

weckt das Nichts, ohne in künstlich magischen Worten sich zu üben, er untersucht ein Stück Kalk, entdeckt einen Abdruck und ruft aus: Seht her! Da regt sich der Marmor, Tod wird zu Leben, die Welt läuft ab! Nach unzähligen Dynastien von Giganten, nach Ketten von Fisch- und Molluskenarten kommt endlich das Menschengeschlecht, degeneriertes Produkt eines grandiosen Typus, vielleicht vom Schöpfer gebrochen.²⁰

Mit den genannten vier Aspekten ist, wenn auch sehr verknüpft, ein Feld aufgemacht, in dem Raabes *Stopfkuchen* nun verortet werden kann.

II.

Der Ich-Erzähler Eduard befindet sich zu Beginn von Raabes spätem Roman auf einem Schiff, das ihn nach einem Besuch seiner *alten* Heimat Deutschland wieder zurückbringt in seine *neue* Heimat Südafrika, wo er schon seit einigen Jahren lebt. Damit ist der weitere Kontext des deutschen Kolonialismus aufgerufen. Auf dieser Reise schreibt Eduard auf, was er während der letzten zwei Tage seines Aufenthalts in seinem Geburtsort, einer spießbürgerlichen Kleinstadt erlebt hat, und das heißt, er erzählt vor allem von einem Besuch beim einstigen Schulkameraden Heinrich Schaumann, dem sie wegen seiner Fettleibigkeit und Trägheit den Spitznamen »Stopfkuchen« gegeben hatten. Wie man erfährt, hat dieser Außenseiter Stopfkuchen die Außenseiterin Tina Quakatz geheiratet, deren Vater – wie Eduard noch aus Jugendtagen weiß – des Mordes am Viehhändler Kienbaum verdächtigt wurde. Die Schuld des Vaters konnte nie bewiesen werden, aber er und seine Tochter führten als Verfemte ein zurückgezogenes Leben auf ihrem Bauernhof, der sogenannten »Roten Schanze«, einer Befestigungsanlage aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges. Stopfkuchen hat sich also über alle Vorurteile und Vorverurteilungen der Mitbürger hinweggesetzt und auf die Rote Schanze geheiratet.

Während Eduards Besuch erzählt Stopfkuchen nun viel aus seinem einst schwierigen, jetzt aber glücklich-zufriedenen Leben, wobei er sich immer wieder in ausschweifenden Exkursen verliert, was für seine Zuhörer Eduard und Tina nicht immer einfach ist – zumal dann nicht mehr, als Stopfkuchen eher beiläufig bemerkt, dass er übrigens auch wisse, wer der tatsächliche Mörder des Viehhändlers Kienbaum sei. Schaumann lässt sich nicht drängen, mäandriert in einer Seelenruhe weiter und macht nur die für seine Haltung symptomatische Bemerkung: »Diese ewige Aufgeregtheit in der jedesmaligen, eben vorhandenen Menschheit, bis sie sich

²⁰ Honoré de Balzac, *Das Chagrinleder*, übers. von Christel Gersch, Berlin 1999, S. 24 f. Vgl. für das Original Honoré de Balzac, *La Peau de Chagrin*, in: ders., *La Comédie Humaine*, Bd. 10, hg. von P.-G. Castex et al., Paris 1976–1981, S. 3–294, hier S. 74 f.

hinlegt und tot ist! Fallt mir doch nicht bei jedem dritten Worte ins Wort, wenn wir bis zum Abendessen mit der Sache fertig sein sollen« (BA 18, 94).²¹

Erst nach einigen Stunden bricht er dann mit Eduard in die Stadt auf, um dort im Wirtshaus darzulegen, dass keineswegs sein unterdessen längst verstorbener Schwiegervater Quakatz der Mörder gewesen sei, sondern der vermeintlich unbescholtene Postbote Störzer. Diese Lösung des Mordfalls versetzt nicht nur das Städtchen in helle Aufregung, sondern bedeutet auch für Eduard einen herben Schlag, handelt es sich doch bei Störzer um eine zentrale Figur aus seiner Jugendzeit. Immer wieder war er mit dem gutmütigen Briefträger über die Landstraßen gezogen und ließ sich von diesem von allen möglichen fernen Ländern, vor allem aber von Afrika erzählen. Beunruhigt und geradezu verstört zieht sich Eduard nach Stopfkuchens Lösung des Mordfalls Kienbaum in sein Hotelzimmer zurück, reist am nächsten Morgen möglichst unauffällig ab und schiffet sich zu jener – selbstverständlich schon vor dem Besuch bei Stopfkuchen geplanten – Reise nach Südafrika ein, auf der er seine Erlebnisse aus der Erinnerung niederschreibt.

So weit die See- und Mordgeschichte Raabes, die eben nur insofern eine Seegegeschichte ist, als sie auf einem Schiff verfasst wurde, und die nur ganz am Rande die Geschichte eines Mordes ist; und erst noch eines Mordes, der – will man denn Stopfkuchens Version glauben – nur ein allzu verständlicher Totschlag im Affekt war. Ganz offensichtlich werden hier Leserwartungen subvertiert; auch insofern, als konventionelle exotistische Vorstellungen über ein abenteuerliches Leben im ›dunklen Afrika‹ erbarmungslos dekonstruiert werden: Fast das einzige, was man über Eduards neue Heimat Afrika erfährt, ist, dass auch in seinem Haus dort ein Spitzweg-Bild in der guten Stube hängt (BA 18, 51). Subvertiert werden in diesem Text aber auch die Vorstellungen einer harmonischen Kleinstadtidylle. Das vermeintlich behagliche Leben in der deutschen Heimat wird entlarvt als ein Krieg aller gegen alle. Das wird deutlich auf der Ebene der Handlung, zeigt sich aber auch auf der Ebene einzelner Formulierungen. Bemerkenswert ist etwa jene Szene, in der Eduard schildert, wie er mit Zechkumpanen auf dem Heimweg aus einem Wirtshaus in den Sternenhimmel schaute – in einer ironischen Variante zu Kants berühmtem Blick in den »bestirnten Himmel«²² – über ihm aber nur dazu angeregt wurde, selbstzufrieden eine Zigarre anzuzünden und über den »angenehmen Abend« und die »gute Gesellschaft« nachzudenken. Freilich kommentiert er dies in einem Satz, in dem der Krieg in der Behaglichkeit kaum zu überhören ist: »Es ist uns [...] wichtiger zu wissen, was für Menschen hier mit uns leben und mit welchen von ihnen man es zu tun gekriegt hat, eben kriegt und morgen kriegen wird, als

²¹ Mit der Sigle ›BA 18‹ und Seitenzahl wird hier und im Folgenden zitiert nach Wilhelm Raabe, *Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte* [1891], in: ders., *Sämtliche Werke*, Braunschweiger Ausgabe, Bd. 18, bearbeitet von Karl Hoppe [1963], Göttingen ²1969, S. 5–207.

²² Vgl. dazu Immanuel Kant, *Kritik der praktischen Vernunft* [1788], in: ders., *Werkausgabe*, Bd. 7, hg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt a. M. 1974, S. 103–302, hier S. 300 (A 289).

herauszukriegen, ob der Mond und der Mars bewohnt sind und von wem oder was« (BA 18, 10). In der Wortwahl – und der Wahl des Planeten Mars – wird hier die beschworene Behaglichkeit dementiert, wobei noch zu diskutieren wäre, ob dieses Dementi dem Erzähler Eduard selber bewusst ist.

Nicht fraglich ist dieses Bewusstsein hingegen bei Stopfkuchen, dem, wie er einmal genannt wird, »Geschichtsforscher und [...] Philosoph der Roten Schanze« (BA 18, 62). Geschult wurde dessen subversiver und desillusionierter Blick aber – nicht umsonst heißt er mit richtigem Namen Schaumann – wesentlich durch die Beschäftigung mit der Geschichte und vor allem der *Erdgeschichte*; und dies ist der Ort, wo die Geologie ins Spiel kommt. Als Schuljunge beschäftigte sich Stopfkuchen noch mit der Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Später erweiterte sich sein Zeithorizont dann aber weit über alle historischen Epochen, und er ging, wie er selbst formuliert, »von den Knochen der jüngern Vergangenheit«, also von den Knochen der Toten aus dem Siebenjährigen Krieg, über »zu denen der wirklichen Vorwelt« (BA 18, 99). Nun vertiefte er sich ganz in paläontologische und geologische Studien, wurde Mitglied in verschiedenen einschlägigen Gesellschaften (BA 18, 100; 111; 178) und legte sogar ein »geologisches Museum« (BA 18, 76) an, das er während Eduards Besuch stolz präsentiert mit dem intrikatsten Hinweis: »[...] dieses sind meine Knochen!« (ebd.)

In einer ersten Lesart bedeutet dieses Possessivpronomen – »*meine* Knochen« – nichts anderes, als dass dies Stopfkuchens kleines Museum ist, in Abgrenzung von den vielen anderen Privatsammlungen, die es gerade im Zeitalter des geologisch-paläontologischen »Dilettantenwahnsinns« gab, als welches man das 19. Jahrhundert mit einem Begriff aus *Stopfkuchen* bezeichnen könnte.²³ Dieser »Dilettantenwahnsinn« hat ja in der Literatur des 19. Jahrhunderts zum Beispiel auch in Flauberts enzyklopädischem Romanfragment *Bouvard et Pécuchet* (postum 1881) hinreißende Spuren hinterlassen. Auch seine Protagonisten widmen sich mit Inbrunst der Geologie und Paläontologie.²⁴

In einer zweiten Lesart eröffnet das Possessivpronomen aber auch eine tiefere Bedeutung: »Dieses sind meine Knochen« bedeutet auch, dass Stopfkuchen in den Skeletten längst ausgestorbener Tiere seine eigenen Knochen wieder erkennt. Nicht umsonst heißt es, er sei durch das Studium seines »eigenen Knochengerüsts« im Rahmen medizinischer Studien zum Paläontologen geworden (BA 18, 131). Stopfkuchen fasst die Knochen in seiner Sammlung als Teil seiner Identität auf; einer Identität, die durch dieses geologisch-paläontologische Studium einerseits radikal in

²³ Als Eduard erstaunt auf Stopfkuchens geologische Interessen reagiert, meint letzterer: »Übrigens sehe ich [...], daß du derartigen Dilettantenwahnsinn bei mir am wenigsten gesucht hast«, BA 18, 77.

²⁴ Gustave Flaubert, *Bouvard et Pécuchet* [1881], in: ders., *Œuvres II*, hg. von A. Thibaudet und R. Dumesnil [Pléiade], Paris 1991, S. 693–987, zur Geologie S. 780–795.

Frage gestellt wird, zugleich aber im Denken der radikalen Relativität ihre skeptische – und noch einzig mögliche – Rückversicherung findet.²⁵

Im Nachdenken über die Floren und Faunen untergegangener Welten relativiert sich mithin für Stopfkuchen das aufgeregte Treiben im veloziferischen Zeitalter der Moderne, allerdings ohne dass er sich deshalb diesem Zeitalter verweigern würde. Vielmehr bleibt er diesem – was oft übersehen wird – insofern aufs Engste verbunden, als er sich seine Hobby-Geologen-Existenz durch den geschickten Kauf von Aktien einer Zuckerfabrik finanziert (BA 18, 169). Er lässt sich also auf moderne Wirtschafts- und Rechtsformen ein, aber im Wissen darum, dass es auf die Dauer andere Spuren sind, die bleiben. Das kommt besonders anschaulich darin zum Ausdruck, dass Stopfkuchen in seinem ansonsten fast leergeräumten Wohnzimmer²⁶ einen Behälter mit Kopolithen, also versteinerten Fäkalien von Urwelt-Tieren, aufgestellt hat (BA 18, 78); und zwar nicht irgendwo, sondern genau da, wo sein ständig in Prozesse verwickelter Schwiegervater Quakatz einst einen Schrank zur Aufbewahrung des Corpus juris, also der einschlägigen Gesetzes- und Rechtsammlung, aufgestellt hatte. Diese sinnträchtige Substitution wird zudem hervorgehoben durch die auffällige Alliteration von Kopolithen und Corpus juris in einer Rückblende, in der Stopfkuchen erzählt, wie der Bauer Quakatz ihn, den damaligen Gymnasiasten, für seine Zwecke einspannte:

Nachher ging er [der Schwiegervater, P.S.] zu einem Schrank, ich habe ihn heute durch meinen Kopolithenbehälter ersetzt, nahm ein dickes Buch in Schweinsleder hervor, legte es vor mich hin auf den Tisch [...] und sagte: »Hier, Lateiner! Mache du das mir mal auf deine Art deutsch klar – ein Wort nach dem andern. Es ist das Korpusjuris, das Korpusjuris, das Korpusjuris, und ich will es mal von einem auf Deutsch vernehmen, der noch nichts von dem Korpusjuris, von dem Korpusjuris weiß!« (BA 18, 91)

Deutlicher könnte die lautliche Nähe von Kopolithen und Corpus juris nicht ausgekostet werden, und Stopfkuchens Ersetzung des letzteren durch die versteinerten Fäkalien unterstreicht die Erkenntnis, dass langfristig nicht die juristischen, sondern die peristaltischen Prozesse entscheidend sind; – eine Erkenntnis, die Stopfkuchen schon in seinem Namen vor sich her trägt.²⁷

²⁵ Vgl. dazu auch Katharina Grätz, *Musealer Historismus. Die Gegenwart des Vergangenen bei Stifter, Keller und Raabe*, Heidelberg 2006, S. 499: »Das Verblüffende ist, dass sich Schaumann im vollen Bewusstsein historischer Relativität zum Zentrum allen Daseins zu setzen vermag, dass es ihm also gelingt, die desillusionierende und die eigene Existenz aufweichende Erfahrung der historischen Bedingtheit in eine emphatisch herausgestellte Souveränität umzuwandeln.«

²⁶ Der Schrank steht nicht in der Küche, wie Brundiek meint und daraus ein Argument entwickelt. Brundiek, *Raabes Antworten*, S. 143.

²⁷ Vgl. zur Bedeutung der Küchenabfälle und der Kopolithen auch Barbara Thums, »Vom Umgang mit Abfällen, Resten und lebendigen Dingen in Erzählungen Raabes«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2007, S. 66–84, hier S. 76–78.

Wie geht Stopfkuchen nun aber mit den Schätzen seines »geologischen Museums« um? Seine Sammlerpraxis scheint zunächst keine besonders systematische zu sein, und es wurde deshalb auch schon darauf hingewiesen, dass Raabes Protagonist sich mit seinem Museum, das eher einem idiosynkratischen Curiositätenkabinett als einer wissenschaftlichen Sammlung gleicht, quer stelle zum Diskurs der damaligen Normalwissenschaft.²⁸ Dafür spricht auch, dass Stopfkuchen im Roman eine Einladung zu einem Paläontologenkongress in Berlin ausschlägt (BA 18, 178). Trotzdem birgt eine solche Charakterisierung die Gefahr der Einseitigkeit, denn Stopfkuchen entwirft mit seiner Sammlung nicht bloß eine Privatwissenschaft, in der Heterogenstes durch rein subjektive Assoziationen verknüpft wird. Vielmehr wird in seinen Ausführungen deutlich, dass er seine Funde durchaus in die wissenschaftlich anerkannten Groß-Erzählungen der Erdgeschichte einordnet.²⁹ Sein Interesse gilt mithin nicht bloß einzelnen Fundstücken, sondern auch übergreifenden, allgemein anerkannten Narrativen.

Diese Kombination von subjektivem Bezug und objektivem Narrativ zeigt sich vielleicht an keinem Beispiel besser als an Stopfkuchens intensivem Studium des längst ausgestorbenen Megatheriums oder Riesenfaultiers, eines Urtiers, das seit seiner spektakulären Rekonstruktion durch Cuvier eine Sonderstellung einnahm im paläontologischen Diskurs.³⁰ Diesem Megatherium fühlt sich Stopfkuchen besonders verbunden, wurde er doch einst von einem Lehrer immer wieder als Faultier, als *Bradypus*, verspottet (BA 18, 82).³¹ Zugleich fügt sich das ausgestorbene Riesenfaultier für Schaumann aber auch in den allgemeinen Ablauf der Erdgeschichte, wie man indirekt aus Eduards Beschreibung der Aussicht von der Roten Schanze entnehmen kann:

Die Aussicht nach Norden und Süden, nach Osten und Westen war so ziemlich geblieben, wie sie in unserer Kinderzeit war. Da war in der Tiefe die Stadt, da zur Seite Dorf Maiholzen, da der Wald, da das freie Feld und da die fernen blauen Berge liegen geblieben. Behaglich schliefen darunter und darin Heinrich Schaumanns Floren und

²⁸ Katharina Grätz, »Alte und neue Knochen in Wilhelm Raabes ›Stopfkuchen‹«, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 42 (1998), S. 242–264, jetzt auch in Grätz, *Musealer Historismus*, S. 483–509; Julia Bertschik, »Gesammeltes Wissen. Wissenschafts-Dilettanten und ihre Sammlungen bei Stifter, Raabe und Vischer«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2006, S. 78–96, hier S. 85–88.

²⁹ Anders sieht dies Grätz, *Musealer Historismus*, S. 489: »Die ehemaligen Sach- und Sinnzusammenhänge besitzen für ihn [Stopfkuchen, P.S.] keine Relevanz, [...]«

³⁰ Vgl. zur Bedeutung des Megatheriums für die Paläontologie Rudwick, *Bursting the Limits of Time*, S. 356–360.

³¹ Auch Störzer stellte die entsprechende Verbindung her: »[...] wenn ich mir aus der Weltkunde ein Faultier vorstelle, so muss ich mir dabei immer diesen deinen Freund und Schulkameraden mit vorstellen«, BA 18, 22. Schließlich übernimmt auch Stopfkuchen selbst diese Fremdzuschreibung (BA 18, 82; 89; 90; 92; 95). Vgl. zum naturhistorischen Diskurs über das Faultier und dessen Bedeutung in *Stopfkuchen* die konzisen Ausführungen von Roland Borgards, »Katze, Hund und *Bradypus*. Raabes ›Stopfkuchen‹ als Tiergeschichte«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2007, S. 1–22, hier S. 17–19.

Faunen sämtlicher wissenschaftlicher Erdballsperioden, Formationen und Übergangsperioden, das Riesenfaultier eingeschlossen und mit eingeschlafen. Darüber der Sommerspätnachmittagssonnenschein. Nur eine oder zwei neue Eisenbahnlinien durchschnitten jetzt die Ebene. (BA 18, 122 f.)

Eduards Blick ist zu diesem Zeitpunkt bereits geschult durch frühere Ausführungen Stopfkuchens zur Abfolge der Erdzeitalter; durch Ausführungen, in denen nicht nur die eigene Petrifikation vorweggenommen wird,³² sondern auch die dynamische Veränderlichkeit der Erdoberfläche und die erdgeschichtliche Relativität aller Klimata bedacht wird. Stopfkuchen, der darauf spezialisiert ist, die Landschaft »in Hinsicht auf die Geologie zu studieren«,³³ sagt:

»Die Vorstellung, in einer spätern Schicht auch mal unter den merkwürdigen Versteinerungen gefunden zu werden, hat für den gemütlich angelegten, denkenden Menschen so viel Anregendes, daß sie ihn, und noch dazu, wenn er Zeit dafür hat, unbedingt in die Petrefaktenkunde, in die Paläontologie, führt. Und du brauchst bloß noch einmal die paar Schritte an die Brüstung unserer Schanze zu tun, Eduard, und dir die Umgegend noch einmal in Beziehung hierauf zu betrachten, um sie plötzlich auch noch nach einer ganz neuen Richtung hin höchst interessant zu finden. Zwischen der Trias und der Kreide nichts als Wasser, und die erste nächste Insel dort der blaue Berg im Süden! Wenn das Feuchte sich in der Eozänzeit etwas zurückzog, in der Miozänzeit es, was man jetzt nennt, trocken wurde und wenn es in der Pliozänzeit sogar dann und wann hier über der Roten Schanze schon staubte, so war das dem Bauer [Quakatz] auf derselben ganz einerlei: der fragte nur danach, wer in der Welt etwas von seinem Verhältnis zu Kienbaum wußte oder gewußt haben konnte. Aber mir, dem heutigen Bauer auf der Roten Schanze, ist es im Laufe der Jahre nicht einerlei geblieben. [...] O Eduard, in der Tertiärzeit soll es hier noch so heiß gewesen sein, wie heute bei dir zu Hause im heißesten Afrika, [...].« (BA 18, 100)³⁴

Hier ergibt sich noch einmal, im Blick auf die Erdgeschichte, die Inversion der vermeintlich festen Relationen von Ferne und Nähe. Für den geologisch geschulten Blick ist das heißeste Afrika – »the heart of darkness« – auch in der Umgebung der Roten Schanze erkennbar. In der Tat nimmt Raabe damit eine Inversionsfigur vor-

³² Der Gedanke, selber auch einmal zur Versteinerung zu werden, findet sich auch in einem undatierten Brief (aus dem Jahre 1869) von Wilhelm Jensen an Raabe. Vgl. dazu den Kommentar in Raabe, BA 18, 457.

³³ Diese Formulierung findet sich in einer Entwurfsnotiz Raabes zu der im Folgenden zitierten Passage; abgedruckt ist diese Notiz im Kommentar in BA 18, 421.

³⁴ Brundiek, *Raabes Antworten*, S. 134, kommentiert diese Passage ganz vom heutigen Wissensstand der Geologie aus. Entscheidend ist aber eine Kontextualisierung im Raum des damaligen Wissens; also etwa ein Vergleich mit dem Schema der Epochenabfolge in Lyell, *Alter des Menschengeschlechts*, S. 9. Die Ausführungen Stopfkuchens halten sich an diese Abfolge.

weg, die dann wenige Jahre später Joseph Conrad 1899/1902 in seiner berühmten Erzählung elaborieren sollte.³⁵

Unter Stopfkuchens erdgeschichtlich geschultem Blick werden also untergegangene Welten in der bestehenden – und natürlich fortwährend vergehenden – sichtbar. Er versteht es, wie der »größte Dichter« des 19. Jahrhunderts, Cuvier, ausgehend von seinen Knochen und Versteinerungen ganze Floren und Faunen wieder zum Leben zu erwecken. Und im Lichte dieser poetischen Praxis Stopfkuchens rückt schließlich der Zusammenhang zwischen Erzählen und geologischem Forschen in den Fokus; ein Zusammenhang, der in Raabes Text auch insofern explizit hergestellt wird, als Eduard sich gegen Ende seiner Erzählung imaginiert, er sei Stopfkuchen, der einmal vorführen wolle, »wie man auch den gestern vergangenen Tag als wie einen seit Jahrtausenden begrabenen Mammutknochen aufgräbt« (BA 18, 197); und tatsächlich beginnt Eduard nach diesem Identitätswechselfeld die vergangenen Stunden des Gesprächs mit Stopfkuchen auszugraben wie einen Mammutknochen. Was man mit Eduards Text also vor sich hat, ist letztlich ein Mammutknochen. Deutlicher könnte die poetologische Bedeutung der Geologie und Paläontologie für die Erzählung Eduards kaum unterstrichen werden. Eduard übernimmt mit diesem erzählerischen Ausgraben aber eine Praxis, die schon in Stopfkuchens Erzählen angelegt ist, und dieser gräbt seine Knochen und Versteinerungen – die buchstäblichen wie die metaphorischen – eben nicht nur sorgfältig aus, sondern weiß aus diesen Fragmenten auch umfassende Erzählzusammenhänge zu rekonstruieren. Er kann den überaus lückenhaften Text der Geologie und Paläontologie emendieren und ergänzen, von dem in der zeitgenössischen wissenschaftlichen Literatur, nicht zuletzt bei Lyell und Darwin, immer wieder die Rede ist.³⁶ Und nach diesem wissenschaftlichen Ergänzungsmodell weiß er auch den überaus lückenhaften Text der Realität schöpferisch zu emendieren. Ob er allerdings als geologisch geschulter Detektiv³⁷ den Mordfall Kienbaum richtig rekonstruiert, bleibt

³⁵ So zum Beispiel, wenn Marlow zu Beginn der Erzählung mit Bezug auf das Mündungsgebiet der Themse sagt: »And this also [...] has been one of the dark places of the earth.« Joseph Conrad, *Heart of Darkness*, hg. von Paul O'Prey, London 1989, S. 29.

³⁶ Vgl. etwa prominent Charles Darwin, *Über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzen-Reich durch natürliche Züchtung*, [nach der 2. Aufl. übers. und mit Anm. versehen von Dr. H. G. Bronn], Stuttgart 1860, S. 317 f.: »Ich für meinen Theil betrachte (um Lyell's bildlichen Ausdruck durchzuführen) den Natürlichen Schöpfungs-Bericht [the natural geological record] als eine Geschichte der Erde, unvollständig erhalten und in wechselnden Dialekten geschrieben, – wovon aber nur der letzte bloss auf einige Theile der Erd-Oberfläche sich beziehende Band bis auf uns gekommen ist. Doch auch von diesem Bande ist nun [rectius: nur] hier und da ein kurzes Kapitel erhalten, und von jeder Seite sind nur da und dort einige Zeilen übrig.« Im Original: Charles Darwin, *On the Origin of Species by Means of Natural Selection*, London 1859, S. 310 f. Vgl. das ganze Kapitel »Of the Imperfection of the Geological Record« ebd., S. 279–311.

³⁷ Vgl. zur Verwandtschaft der Arbeit des Detektivs und des Geologen Bertschik, »Gesammeltes Wissen«, S. 87; allgemeiner auch Lawrence Frank, »Reading the Gravel Page: Lyell, Darwin, and Conan Doyle«, in: *Nineteenth-Century Literature* 82/83 (1989), S. 364–387.

letztlich in der Schwebe³⁸ – genau wie Raabes Text umgekehrt auch den unsicheren Status der wissenschaftlichen Rekonstruktionen der Urwelten zu bedenken gibt.

Liest man *Stopfkuchen* in dieser Art, wird deutlich, in welchem Sinne die Geologie bei Raabe weit über das Thematische hinaus von Bedeutung ist. Und man kann sogar noch weiter gehen und behaupten, dass Raabes Umgang mit geologischen Narrativen auch in die Moderne vorausweist, auf deren Schwelle sein vordergründig dem Realismus verpflichtetes Werk steht: Seine Modernität besteht nicht zuletzt darin, dass hier mit einem Denken und Schreiben der *Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen* experimentiert wird. Sowohl auf der Ebene des individuellen Erlebens – man denke nur an die Halbschlaf-Visionen des Erzählers Eduard³⁹ – wie auf der Ebene der kollektiven Geschichte und der Erdgeschichte versucht der Text, Phänomene der Überblendung unterschiedlicher Zeitschichten erfahrbar zu machen. Genau für dieses Denken in Schichten, die sich überlagern und kreuzen, verwerfen und falten, und schließlich durch Erschütterungen ganz neu konstelligiert werden können, gibt aber die Geologie ein anschauliches Modell ab; und es liegt auf der Hand, dass darin ihre besondere Attraktivität für Denker und Schriftsteller der Moderne liegt.

Das klingt recht abstrakt, doch es lässt sich zum Beispiel – wenn hier auch nur noch im Sinne eines abschließenden, horizonteröffnenden Hinweises – an einem kurzen Textausschnitt aus Claude Lévi-Strauss' *Tristes tropiques* (1955) konkretisieren; einem Text, in dem man eigentlich nur Zentralbrasilien durch Afrika und das Languedoc durch die Rote Schanze ersetzen muss und unversehens den geologischen Blick Heinrich Schaumanns wiederzuerkennen glaubt. Lévi-Strauss berichtet davon, wie er als Kind und Jugendlicher in den 1910er und 20er Jahren von der Geologie, wie sie das 19. Jahrhundert ausgebildet hat, nachhaltig geprägt wurde und wie in dieser Prägung letztlich die Entwicklung seines strukturalistischen Denkens angelegt war:

³⁸ Bekanntlich ist die These aufgestellt worden, dass Stopfkuchens Lösung des Mordfalls nur eine Lügengeschichte sei. Vgl. dazu Johannes Graf, Gunar Kwisinski, »Heinrich Schaumann, ein Lügenbaron? Zur Erzählstruktur in Raabes ›Stopfkuchen‹«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 1992, S. 194–213. Vgl. für eine differenzierte Kritik an dieser Lügenthese Margret Walter-Schneider, »Erzählen, ›als wenn man einen alten Strumpf aufriwwelt‹. Zu Raabes ›Stopfkuchen‹, Kafkas Sirenengeschichte und Dürrenmatts ›Sterben der Pythia‹«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2006, S. 97–125, hier S. 97–117.

³⁹ Vgl. dazu vor allem BA 18, 25: »Nun war es seltsam, wie sich in dieser Nacht in den Heiligen Drei Königen [dem Hotel, wo der Erzähler Eduard während seines Heimat-Aufenthalts logierte, P.S.] Vergangenheit und Gegenwart im Bett, Schlaf, Traum und Halbtraum vermischten.« Ebenso BA 18, 10 und 8, wo Eduard die Zeit der Niederschrift seiner Erlebnisse als »dreißig nicht ganz unnützlich verträumte Seefahrtstage« bezeichnet.

[Z]u meinen teuersten Erinnerungen zählt noch heute weniger irgendeine abenteuerliche Reise in eine unbekannte Gegend Zentralbrasilens als vielmehr, am Hang einer Hochebene im Languedoc, die Verfolgung der Berührungslinie zwischen zwei geologischen Schichten.

[...] Jene blasse, verwischte Linie, jener oft unmerkliche Unterschied in der Form und der Konsistenz der Felsbrocken zeugen davon, daß dort, wo ich heute ein dürres Erdreich sehe, einst zwei Ozeane aufeinander gefolgt sind. [...].

Wenn das Wunder geschieht, wie es zuweilen vorkommt; wenn zu beiden Seiten des verborgenen Risses zwei grüne Pflanzen unterschiedlicher Gattung nebeneinander wachsen, [...]; und wenn sich im selben Augenblick im Felsen zwei Ammonshörner mit ungleich komplizierten Windungen erraten lassen, die auf ihre Weise von einem Abstand von einigen zehntausend Jahren zeugen: dann verschmelzen plötzlich Zeit und Raum; die lebendige Vielfalt des Augenblicks stellt die Zeitalter nebeneinander und verewigt sie [*soudain l'espace et le temps se confondent; la diversité vivante de l'instant juxtapose et perpétue les âges*]. Denken und Gefühl gewinnen eine neue Dimension, in der jeder Schweißtropfen, jede Muskelbewegung, jedes Keuchen zu ebenso vielen Symbolen einer Geschichte werden, deren Eigenbewegung mein Körper wiederholt, während gleichzeitig mein Denken ihre Bedeutung erfaßt. Ich fühle mich eingebettet in eine dichtere Intelligibilität, in deren Schoß die Jahrhunderte und die Orte einander antworten und endlich versöhnte Sprachen sprechen. [*Je me sens baigné par une intelligibilité plus dense, au sein de laquelle les siècles et les lieux se répondent et parlent les langages enfin réconciliés.*]⁴⁰

Sind nicht der grabende, keuchende und schwitzende Stopfkuchen und vermittelt auch Raabe selbst in gewisser Weise direkte Vorgänger des grabenden, keuchenden und schwitzenden Claude Lévi-Strauss?

⁴⁰ Claude Lévi-Strauss, *Traurige Tropen* [1955], übers. von Eva Moldenhauer, Frankfurt a. M. 1978, S. 49 f. Vgl. für das französische Original Claude Lévi-Strauss, *Tristes tropiques* [1955], Paris 1984, S. 60 f.

NebenSachen

Literatur als Gehäuse ›der nächsten Dinge‹ im 19. Jahrhundert

JULIA BERTSCHIK (Berlin)

Geht man mit Hartmut Böhme davon aus, »dass das 19. Jahrhundert [...] das Saeculum der Dinge ist«, welches die Autonomie des Subjekts untergräbt,¹ dann müsste sich das literaturwissenschaftliche Interesse viel mehr auf die Artefakte und die materiale Verfasstheit von Wissen und Kultur in dieser Zeit richten. Im Zuge von Industrialisierung, Kapitalismus und Historismus spielten makrosoziale Einwirkungen auf das literarische Feld eine Rolle, die grundlegende Wandlungen im Verhältnis von Menschen und Dingen (als ›entzauberten‹, zirkulierenden Waren oder als verselbstständigten, fetischisierten Objekten) dokumentierten: »Man sammelte, hantierte, besorgte, begehrte, stellte aus, verbrauchte, benutzte, kaufte und verkaufte, hortete und verschwendete, ordnete und klassifizierte, bewertete und schätzte Dinge in einer alltagsgeschichtlich vorbildlosen Manie und Intensität.«²

Da die »Botschaft der Dinge« immer auch eine Botschaft über den Menschen enthält,³ erweist sich eine Beschäftigung mit Artefakten im Rahmen einer ›realistischen Anthropologie‹ jedoch nicht als Widerspruch. Im Folgenden soll daher im Rückgriff auf die Dinge, genauer: auf die von Nietzsche so bezeichneten »aller nächsten Dinge« des Alltagslebens,⁴ eine ›Anthropologie realer NebenSachen‹ vorgestellt werden, wie sie das Leitmedium literarischer Texte als Reflexionsraum anthropologischen wie narratologischen Wissens im 19. Jahrhundert strukturiert. Denn Objekte und Gegenstände organisieren den Text nicht nur thematisch. In der jeweiligen Darstellung von Artefakten verhält sich der Text zu sich selbst, wird einerseits selbst materielle Wirklichkeit und problematisiert zugleich sein Verhältnis zu den realismustypischen »Effekt[en] des Realen«.⁵ Hier potenziert sich das Spannungsverhältnis zwischen Objekt, Sprache und Text, zwischen Realem und

¹ Hartmut Böhme, *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*, Reinbek ²2006, S. 17 und S. 19.

² Ebd., S. 18.

³ Joachim Kallinich, »Die Botschaft der Dinge ist eine Botschaft über die Menschen«, in: ders., Bastian Bretthauer (Hg.), *Botschaft der Dinge*, Berlin 2003, S. 7.

⁴ Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches I und II*, in: ders., *Kritische Studienausgabe*, Bd. 2, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1988, S. 541.

⁵ Vgl. Roland Barthes, »Histoire und ihr Diskurs«, übers. von Erika Höhnisch, in: *alternative* 62/63 (1968), S. 171–180, hier S. 180; Claudia Olk, »AH, THE SOAP«. Objekt und Materie im ›Ulysses‹, in: *Poetica* 40 (2008), S. 169–188, hier S. 172; Sabine Schneider, »Einleitung«, in: dies., Bar-

Symbolischem, ›linguistic‹ und ›material culture‹. Während in der archäologischen und ethnologischen Sachforschung der »Versuch, Dinge als Zeichen zu begreifen, stets auf das Verfahren hinaus[läuft], Dinge mit Texten zu versehen«, sie in Kontexten und Diskursfeldern zu verorten, um die stummen Objekte materieller Kultur durch die »›Codes‹ ihrer Verwendung« ›lesbar‹ zu machen,⁶ so handelt es sich bei den Objekten im (literarischen) Text ja immer schon um diskursiv vermittelte Phänomene und um Erzähler als »Beschreiber der Dinge«.⁷

Bei den Romanen des 19. Jahrhunderts, um die es im Folgenden gehen soll, Stifeters *Nachsommer* (1857), Raabes *Odfeld* (1888) und Vischers *Auch Einer* (1879), steht zudem jeweils eine Ansammlung von Dingen im Zentrum. Dafür sind zwei Aspekte wesentlich. Sie verschalten Materialität und Narration, Gegenstand und Schrift, Mensch und Artefakt, Subjekt und Objekt zum Ensemble: Da ist zum einen der Aufbewahrungsort bzw. das Präsentationsmobiliar der Dinge (Schrank, Regal, Schublade, Kiste) als formatives Wissensgehäuse⁸ und zum anderen die Auffassung von der Sammlung als »Werk«, dem »Sammler als ›Poet[en]‹«, der seine Schätze wortreich vorführt: »Mit vollen Händen teilt er sein Wissen aus [...]. Er zeigt gern und verbreitet sich, das Lieblingsstück behutsam in den Fingerspitzen [...] über die Geheimnisse, den Zauber, die Seltenheit des Fundes und seine Geschichte. [...] [D]enn er ist der Herr des Wortes, ein Fügler und Finder gerade des gesprochenen Wortes wie kaum ein anderer.«⁹

Und – so möchte man dieses Porträt des Büchersammlers Karl Georg von Maassen durch Karl Wolfskehl ergänzen – auch ein Meister des geschriebenen Wortes. Zumindest lässt die seit Ende des 19. Jahrhunderts florierende Bekenntnisliteratur berühmter Sammler darauf schließen, wie etwa Adolf Friedrich Graf von Schacks autobiographische Aufzeichnung *Meine Gemäldesammlung* (1881).¹⁰ Räumlich-materiale ebenso wie sprachlich-narrative Elemente geben Ansammlungen von Dingen also Ordnung und Erklärung, lassen diese überhaupt erst als Sammlung im

bara Hunfeld (Hg.), *Die Dinge und die Zeichen. Dimensionen des Realistischen in der Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts. Für Helmut Pfotenbauer*, Würzburg 2008, S. 11–24, hier S. 12–14.

⁶ Vgl. Dietmar Schmidt, »Die Lesbarkeit des Abfalls. Zur Entdeckung materieller Unkultur als Objekt archäologischen Wissens«, in: Tobias L. Kienlin (Hg.), *Die Dinge als Zeichen. Kulturelles Wissen und materielle Kultur*, Bonn 2005, S. 239–252, hier S. 241; Tobias L. Kienlin, »Die Dinge als Zeichen. Zur Einführung in das Thema«, in: ebd., S. 7–20, hier S. 10.

⁷ Adalbert Stifter, *Der Nachsommer. Roman*, vollständige Ausgabe nach dem Text der Erstausgabe 1857, München 2003, S. 25.

⁸ Allein zu diesem Aspekt vgl. bereits meinen Beitrag: »Der Text als Schrank. Wissensgehäuse in der Literatur des 19. Jahrhunderts«, in: Anke te Heesen, Anette Michels (Hg.), *auf \ zu. Der Schrank in den Wissenschaften*, Berlin 2007, S. 98–105.

⁹ Vgl. Karl Wolfskehl, »Der platonische Epikureer. Carl Georg von Maassen«, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 2, hg. von Margot Ruben und Claus Victor Bock, Hamburg 1960, S. 531–538, hier S. 537; Manfred Sommer, *Sammeln. Ein philosophischer Versuch*, Frankfurt a. M. 1999, S. 195.

¹⁰ Vgl. Eckhardt Köhn, »Sammler«, in: Michael Opitz, Erdmut Wizisla (Hg.), *Benjamins Begriffe*, Bd. 2, Frankfurt a. M. 2000, S. 695–724, hier S. 722 f.

Sinne eines ›Werk‹-Zusammenhangs erkennbar werden. Inwiefern dies bei Stifter, Raabe und Vischer aber auch eine Ordnung des Textes als narrativ-materiales Ensemble generiert, soll nun, beginnend mit Stifter, überprüft werden.

Aufbewahrungsmobiliar und sprachliche Erklärung bedingen einander in Stifters *Nachsommer*. So wirkt Risachs Anwesen des Asperhofes mit seinen unterschiedlichen, wissenschaftlichen wie künstlerischen Sammlungen im Rosenhaus, der Restauratorenwerkstatt und dem ökologischen Mustergarten wie eine Hybride aus dem Ideal eines enzyklopädischen, »vollkommenen Raritäten-Hauses« und den streng nach unterschiedlichen Themengebieten ausdifferenzierten Sammlungsräumen eines Museums.¹¹ Das verbindende Element bei dieser Mischung historisch unterschiedlicher Sammlungskonzeptionen liegt in der Vorstellung von einer so verräumlichten »Ordnung der Dinge« als begehrter, sinnlich wahrnehmbarer und erkenntnisbefördernd ›lesbarer‹ Ordnung der Welt.¹² Sie ist bei Stifter einerseits an eine dingorientierte ›aisthesis materialis‹ gebunden, deren Ordnungsprinzip sich erst durch die Art der Aufbewahrung der Sammlungsgegenstände in unterschiedlichen Containern ergibt. Diese, seien es Schränke, Schreibtische, Schubladen, Fächer oder ganze Zimmer, sind hier allesamt verschlossen. Auch was die etymologische Bedeutung des Schrankes betrifft, orientiert sich Stifters Roman damit an historisch unterschiedlichen Auffassungen. So heißt es beispielsweise in Adelungs *Wörterbuch* von 1780: »Schrank stammet freylich von Schranke und schränken her, aber wohl nicht so fern dieses Behältniß ehemem mit Gittern versehene Thüren hatte, sondern so fern diese Wörter ehemem einschliessen überhaupt bedeuteten, daher Schrank ehemem auch von einem jeden eingeschlossenen Raume, einem Gefängnisse u.s.f. gebraucht wurde.«¹³

Etwa hundert Jahre später bezeichnet das *Deutsche Wörterbuch* der Grimms den »zauberisch verschloznen schrank« hingegen als einen befriedeten »ort der sicherheit«. Er biete die Möglichkeit, sich der durch ihn entzogenen Dinge dennoch anzunähern.¹⁴ Zwischen Unfreiheit und Sicherheit, Regelwerk und Eigenleben oszillieren auch die Dingbehältnisse von Stifters Freiherrn von Risach, dessen außen und innen verschlossenes Anwesen insgesamt wie ein überdimensionaler Schrank

¹¹ Vgl. Werner Hüllen, »*Their Manner of Discourse*«. *Nachdenken über Sprache im Umkreis der Royal Society*, Tübingen 1989, S. 139; Katharina Grätz, *Musealer Historismus. Die Gegenwart des Vergangenen bei Stifter, Keller und Raabe*, Heidelberg 2006, S. 214–248.

¹² Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* [*Les mots et les choses* 1966], Frankfurt a. M. 81989; Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a. M. 1986.

¹³ Vgl. Johann Christoph Adelung, *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen*, Th. 4, Leipzig 1780, Sp. 256 sowie dazu auch Anke te Heesen, Anette Michels, »Der Schrank als wissenschaftlicher Apparat«, in: dies. (Hg.), *auf \ zu*, S. 9 f.

¹⁴ Jacob und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 9, Leipzig 1899, Sp. 1631–1633, hier Sp. 1633.

wirkt. Seine Grenzen markierende, materielle Gestalt fordert zu Reaktionen und Praktiken heraus, die nicht nur die in ihm verborgenen Dinge, sondern auch den Menschen »in Gebrauch nehmen«. ¹⁵ Im »System der Dinge« sind Schränke also »Verrichtungsträger«, de[r]en grundlegendste Verrichtung im Öffnen und Schließen besteht. ¹⁶ Damit erfordern solche »Schließmöbel« die Präsenz des aufschließenden, zeigenden und erklärenden Sammlers sowie erläuternde Text-Aufschriften und Etiketten. Und das demonstriert Stifters Roman ja ebenfalls eindringlich. Denn ebenso wie erste Reflexionen des Sammlungswesens in Deutschland seit Mitte des 16. Jahrhunderts bereits unmittelbar mit der schriftlichen Erstellung systematischer Kataloge verbunden waren, so beherrscht ein solch taxonomisches Prinzip der Verzettlung auch die botanischen, ornithologischen, mineralogischen, bibliophilen und bildkünstlerischen Sammlungen auf Risachs Asperhof. Und dies bekanntlich in exzessiver Form: So tragen Möbel, Bäume und Pflanzen hier Tafeln mit ihren Namen und Daten, was vor allem an der berühmten Rosenwand mittels »gläserne[r] Hülsen« inklusive »Abflußrinne« perfektioniert ist. ¹⁷

Erscheint die Rosenwand dadurch geradezu als wetterfest lesbare Schriftfläche, so ist auch die Wahrnehmung von Risachs Anwesen durch den Ich-Erzähler Heinrich Drendorf als Objekt-Lektüre gekennzeichnet. Die gelbe Farbe der Rhododendren auf den Gestellen des Gewächshauses wird von ihm nicht nur gesehen, sondern in ihrer Seltenheit erst über deren »Aufschrift« zur Kenntnis genommen. ¹⁸ Wissen vermittelt sich also sowohl über die Anschauung der gesammelten Objekte wie über deren bereits verschriftlichte Archivierung. Und diese benötigt wiederum ein Gehäuse, d. h. spezielle Aufbewahrungsräume und -behältnisse. Darauf wiesen ja bereits die gläsernen Papierhülsen der Rosenwand hin. So verwundert es auch nicht, dass Heinrich seine eigenen, geologischen Forschungen zur Erdgeschichte in den Vergleich eines Schriftenarchivs in Gewölbeform kleidet, deren urkundlich niedergelegte Quellen es gelte, »lesen [zu] lernen«. ¹⁹

Was mit dieser Form des »Lesenlernens« der materiellen Dinge gemeint sein könnte, hinter der sich hier noch die dem 18. Jahrhundert verpflichtete Utopie einer intentionalen, transparenten Artikulation der Natur in ihren Objekten erkennen lässt, hat Heinrich zuvor schon deutlich gemacht. Und zwar wiederum am signifikanten Beispiel artifizierlicher Behältnisse, diesmal sind es seine Gesteinskisten:

¹⁵ Vgl. Christoph Asendorf, *Batterien der Lebenskraft. Zur Geschichte der Dinge und ihrer Wahrnehmung im 19. Jahrhundert*, Gießen 1984, S. 95 sowie zur »Korrespondenz zwischen Haus und Schrank« auch Walter Benjamin, *Das Passagen-Werk*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. V/1, hg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1991, S. 284.

¹⁶ So, im Rückgriff auf Baudrillard, te Heesen/Michels, »Der Schrank als wissenschaftlicher Apparat«, S. 10 f.

¹⁷ Vgl. Stifter, *Der Nachsommer*, S. 130 und Hüllen, »Their Manner of Discourse«, S. 121 und S. 137.

¹⁸ Stifter, *Der Nachsommer*, S. 101.

¹⁹ Ebd., S. 291.

Hiezu kam auch eine gewisse Zufriedenheit, die ich fühlte, wenn ich sah, daß sich Glied an Glied zu einer Ordnung aneinander reihte, während früher mehr ein ansprechender Stoff durcheinander lag, als daß eine *aus dem Stoffe hervorgehende* Gestaltung sich entwickelt hätte. *Meine Kisten füllten sich, und stellten sich aneinander.* Meine Führer und meine Träger gewannen auch einen Halt in der neuen Ordnung, und es wuchs ihnen ein Zutrauen zu mir.²⁰

Durch den Einfluss des Asperhofes, dessen Sammlungsräume mit ihrem wohl sortierten Neben- und Ineinander von Schränken, Kästen und Mappen über Kunst und Natur informieren, funktionieren nun auch Heinrichs Gesteinskisten als Wissensgehäuse: Im anthropozentrismuskritischen Sinne Bruno Latours werden ihnen eigenständige Akteursqualitäten in einer »neuen Ordnung« geologischen Wissens über Beschaffenheit und Entstehung des untersuchten Gebirges zugeschrieben.²¹

Somit liefert die Anordnung der Steine in ihren Kisten sowie deren Aufstellung überhaupt erst die Grundlage ihrer Beschreibbarkeit. Ähnlich verfuhr schon Carl von Linné mit seinem 1751 vorgestellten Herbarschrank. Dessen variable Fächerordnung wurde nicht nur der gesammelten Pflanzenfülle und der alphabetischen Anordnung ihrer Benennungen gerechter als die gebundenen Konvolute bisheriger Herbarbücher. Linnés botanisches Aufbewahrungsmöbel gab damit zugleich ein klassifikatorisches Grundmuster vor, »das ohne ihn nicht existieren [würde] und ohne das der Gelehrte nicht hätte arbeiten können.«²² Eine solche Ordnung der aneinanderreihenden Archivierung von *NebenSachen* ergibt hier also ein epistemisches Kollektiv aus natürlichen und artifiziellen Objekten mit den ihnen zugewandten, menschlichen Subjekten. Dass sich dies zugleich über das Ordnungsprinzip von Sprache und Schrift vermittelt, indem auch der Text seine materialen Zeichenqualitäten ausstellt, macht Stifters *Nachsommer* gleichfalls deutlich.

Der Roman unterwirft schließlich selbst seine Figuren, die in speziell auf sie zugeschnittenen Zimmer-Gehäusen untergebracht sind, einer katalogisierenden Einteilung in ›Abteilungen‹, ›Arten‹ und ›Gruppen‹. Ihren vollständigen Eigennamen erhalten die biedermeierlichen ›Schrankbewohner‹ in der Regel erst dann – und daher ungewöhnlich spät –, wenn sie einem (Familien-)Verband zugeordnet und damit sozusagen ›in eine Schublade gesteckt‹ werden können. Das wird auf der formalen Ebene des Textes, durch Stifters spezielle Praxis der Zeichensetzung, unterstrichen.²³

²⁰ Ebd., S. 200 f., Hervorh. J.B.

²¹ Bruno Latour, *Reassembling the Social. An Introduction into Actor-Network-Theory*, Oxford, New York 2005, S. 63–86.

²² Vgl. Anke te Heesen, »Vom Einräumen der Erkenntnis«, in: te Heesen/Michels (Hg.), *auf\ zu*, S. 90–97, hier S. 95; Staffan Müller-Wille, »Carl von Linnés Herbarschrank. Zur epistemischen Funktion eines Sammlungsmöbels«, in: Anke te Heesen, Emma C. Spary (Hg.), *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung*, Göttingen 2001, S. 22–38.

²³ Vgl. Stifter, *Der Nachsommer*, S. 228, S. 232 und S. 449; Thomas Keller, *Die Schrift in Stifters »Nachsommer«. Buchstäblichkeit und Bildlichkeit des Romantextes*, Köln, Wien 1982, S. 84–96; Jür-

Denn sowohl Dinge wie Menschen können hier, von jeglicher Kommasetzung befreit, ja im gleichwertig reihenden, zunehmend abstrakt wirkenden Nebeneinander einer reinen Aufzählungsserie erscheinen:

An den Wänden standen mehrere Arten von *Sitzen Tischen* und Pulten [...] In der Mitte stand wie im Bücherzimmer ein großer Tisch oder Schrein – denn er hatte mehrere Laden – der dazu diente, daß man *Tafeln Mappen Landkarten* und dergleichen auf ihm ausbreiten konnte.

[...] *Mathilde Risach Natalie* und Gustav trafen in einem schönen Reisewagen ein.

[...] und endlich zwei Schirme von gespanntem und gepreßtem Leder, auf welchem *Blumen Früchte Tiere Knaben* und Engel aus gemaltem Silber angebracht waren [...] ²⁴

Stifters literarisches Ordnungsprinzip unterscheidet nicht nur Menschen, artifizielle und natürliche Dinge voneinander, sondern lässt sie – wie im letzten Beispiel zu sehen – über regelrechte Wort-Cluster sogar miteinander verwandt erscheinen. Als Stilprinzip wird in Stifters *Nachsommer* so die konkrete Materialität sprachlicher Zeichen (hier der Kommata) bzw. deren Leerstellen als optische Eigenrealität des Textes auf Kosten semantischer Funktionalität betont. Das lässt sich auch als eine andere Form von Realismus begreifen, in welcher das bekannte Benjamin'sche Sammlungs-Kredo poetische Gestalt annimmt, nämlich »die Befreiung der [Sprach-] Dinge von der Fron, nützlich zu sein.«²⁵ Dingliche Objekte werden in Stifters Roman nicht – wie häufig angenommen – durch sprachliche Zeichen ersetzt,²⁶ sondern Objekt und Sprache bedingen einander, wie das Text-Modell des ›Schließmöbels‹ Schrank gezeigt hat. Dadurch erhellen sie sich gegenseitig in ihrer sprachlichen und materialen Verfasstheit.

Das heteronome Modell des Schranks liefert aber auch in den literarischen Texten von Wilhelm Raabe und Friedrich Theodor Vischer exemplarisch Einsichten in Ding- und Wissensordnungen des 19. Jahrhunderts. Im Unterschied zur Konzentration auf kanonisierte Kunstschätze und kostbare Artefakte zeichnet sich in Raabes und Vischers Texten dabei eine im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu be-

gen Stenzel, *Zeichensetzung. Stiluntersuchungen an deutscher Prosadichtung*, Göttingen 1966, S. 78–92.

²⁴ Stifter, *Der Nachsommer*, S. 80, 706, 78, Hervorh. J.B.

²⁵ Benjamin, *Das Passagen-Werk*, S. 277. Eine programmatische Verklammerung von Sammeln und Schreiben nahm Stifter schon 1852 in der Einleitung zu seiner Erzählung *Bunte Steine* vor. Vgl. Kathrin Maurer, »Adalbert Stifter's Poetics of Collecting. Representing the Past against the Grand Narrative of Academic Historicism«, in: *Modern Austrian Literature* 40/1 (2007), S. 1–17, insbes. S. 2.

²⁶ Vgl. Christian Begemann, *Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren*, Stuttgart, Weimar 1995 sowie in diesem Sinne auch noch meinen eigenen Beitrag: »Gesammeltes Wissen. Wissenschafts-Dilettanten und ihre Sammlungen bei Stifter, Raabe und Vischer«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2006, S. 78–96, insbes. S. 79–84.

obachtende, signifikante Wende in der Beschäftigung mit den Dingen ab, nämlich die Hinwendung zum kulturell Randständigen und im Wortsinne Nebensächlichen, zu Abfall und Müll.

Erst im 19. Jahrhundert wurden Abfälle diskursfähig. In den Großstädten gerieten sie zum hygienischen Problem, in den prähistorischen Wissenschaften hingegen zum archäologischen Fund. Wichtige Entdeckungen, wie die sogenannten ›Kjøkkenmøddinger‹ (Küchenmisthaufen), prähistorische Wohnstätten an den Küsten Dänemarks, oder die berühmten Pfahlbauten an den Schweizer Seen, verdankten sich Mitte des Jahrhunderts der Analyse von Küchenabfällen aus Asche, Muschel- und Knochenresten, Feuersteinen, Topfscherben und Werkzeugen. Als bedeutungstragende »Semiophoren« fanden sie so erstmals Aufnahme ins nobilitierende Kulturarchiv des Museums.²⁷ Diese neue Form der »Abfallarchäologie« – in drastischer Form ja auch am Schrank mit dem versteinerten Kot urweltlicher Tiere in der Wohnstube von Raabes Stopfkuchen ablesbar, wo sinnigerweise der menschliche Esstisch steht – lieferte nicht nur Erkenntnisse im zeitgenössischen Streit um die Unterscheidung zwischen Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit, so, wie sie auch Vischers Protagonisten A.E. umtreibt, sondern eine solche Form der Archäologie demonstrierte zugleich, wie aus ehemals wertlosen Dingen bedeutungsvolle Zeichen werden.²⁸ Ihre ›Lesbarkeit‹ gibt also Aufschluss über die kulturellen Praktiken des Bedeutens und Deutens selbst und somit über genuin philologische Verfahrensweisen. Eng geführt werden diese beiden Felder in Vischers Roman *Auch Einer* und in Raabes historischem Erzähltext *Das Odfeld*, mit dem die Analyse begonnen werden soll.

Im Unterschied zu den programmatisch wie Schrankschubladen voneinander geschiedenen Sammlungs- und Wohnräumen bei Stifter handelt es sich in Raabes *Odfeld* um das äußerst heterogene »Wohnmuseum[]« eines »Raritätenkabinett[s]« des passionierten Gelegenheitssammlers und Altphilologen Noah Buchius zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs.²⁹ Als pensionierter Lehrer der ehemaligen Klosterschule Amelungsborn ist er selbst zu einem unnützen menschlichen Relikt degradiert und auf eine dingliche Stufe mit einem »zerrissenen Rock«, einem »bodenlosen Korb« oder einem »vermorschte[n] Faß« gestellt worden.³⁰ Der Magister hat das gleichfalls Abgetane, »was ihm im Laufe der Zeiten das Schicksal [...] als Kuriosität

²⁷ Vgl. Schmidt, »Die Lesbarkeit des Abfalls«, S. 243 f.; Werner E. Stöckli, »Abfall als prähistorische Quelle«, in: Peter Rusterholz, Rupert Moser (Hg.), *Abfall*, Bern u. a. 2004, S. 133–152; Krzysztow Pomian, *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*, übers. von Gustav Roßler, Berlin 1988, S. 84–90; Boris Groys, *Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie*, München, Wien 1992.

²⁸ Vgl. Schmidt, »Die Lesbarkeit des Abfalls«, S. 249 sowie in diesem Sinne ausführlicher zu Raabes *Stopfkuchen* (1891): Bertschik, »Gesammeltes Wissen«, S. 85–88.

²⁹ Vgl. Grätz, *Musealer Historismus*, S. 495 (hier allerdings auf Heinrich Schaumanns geologische Sammlung in Raabes *Stopfkuchen* bezogen); Wilhelm Raabe, *Das Odfeld. Eine Erzählung*, in: ders., *Sämtliche Werke*, Braunschweiger Ausgabe, Bd. 17, hg. von Eberhard Rohse, Göttingen ²1981, S. 218.

³⁰ Raabe, *Das Odfeld*, S. 17.

hat zukommen lassen wollen«, der Umgegend seines Wohnorts, dem Schauplatz des niedersächsischen Odfelds entnommen und auf den diesmal offen einsehbaren Regalbrettern seiner Klosterzelle archiviert.³¹ Das museale ›Zeigemöbel‹ des Regals erweist sich hier jedoch schnell als ›contradictio in adiecto‹, sind Buchius' Sammlungsstücke im Unterschied zu Risachs Exponaten doch eher ziellos zusammengetragen, disparat kombiniert und überdies ohne jeglichen Kontakt zu einer interessierten Öffentlichkeit aufgestellt. Dafür sind sie jedoch ebenso sorgfältig klassifiziert und noch ausführlicher katalogisiert. Auch hier dient dazu das Prinzip der Verzettelung: »Es kleben und hängen an allem Zettul. Von des gelehrten und kuriösen Mannes Hand geschrieben.«³² Dieses Prinzip erscheint auf den ersten Blick wie eine Persiflage auf Stifters wohlgeordnetes *Nachsommer*-Archiv. Denn durch die Kontingenz, Fragmentarität und Randständigkeit der lokalhistorischen Exponate in Raabes *Odfeld* sowie durch deren subjektiv-private Form einer gleichwohl akribischen, allerdings in Nebensachen, bloßen Vermutungen und Belehrungen abschweifenden Kommentierung – noch dazu vorgetragen in Duktus und latinisierendem Stil eines altertümlich-verschrobene[n] Privatgelehrten –, entlarvt sich dieses System zunächst selbst in seiner Pseudowissenschaftlichkeit:

»Nro. 5. Ein römischer Rittersporn, so wahrscheinlich in den kayserlichen Armaden Divi Augusti oder Tiberii verloren. Im Sumpf am Molter-Bach gefunden. Arg verrostet.«

»Nro. 7. Eines cheruskischen Edelings Arm- und Schmuckring. In einem Topfe gefunden ohnweit Warbsen.«

»Nro. 7a. Derselbige Topf, der besseren Erhaltung wegen mit Draht umbunden.«

»Nro. 7b. Etliche Aschen und Kohlen aus dem nämlichen Topfe. Zum Andenken an unsere Vorfahren in einem Papier conserviret in der Tobacksdose des hochseligen Herrn Abtes Doctoris Johann Peter Häselers, weiland hiesiger Hohen Schule weitberühmten Vorstehers. Ein feiner weltbekannter Historicus!«

»Nro. 16. Ein Fausthammer auf der Mäusebreite, Stadtoldendorfer Feldmark, aufgegraben. Wie mir däucht, eines teutschen Offiziers Kaisers Caroli Magni Gewaffen. Doch lasse ich dieses bessern Gelehrten anheimgestellt sein.«

»Nro. 20. Ein versteinertes Knochen hominis diluvii testis. Eine große Rarität! Hat mir aber im Kloster mannigfachen Verdruß zugezogen, derer hierüber anders laufenden Meinungen wegen. In den Steinbrüchen im Sundern gefunden.«

³¹ Vgl. ebd., S. 41 sowie dazu auch Günter Oesterle, »Eingedenken und Erinnern des Überholten und Vergessenen. Kuriositäten und Raritäten in Werken Goethes, Brentanos, Mörikes und Raabes«, in: Gerhard Schulz, Tim Mehigan, Marion Adams (Hg.), *Literatur und Geschichte 1788–1988*, Bern u. a. 1990, S. 81–111, hier S. 103.

³² Raabe, *Das Odfeld*, S. 42.

»Nro. 23. Ein barbarisch Horn vom Urochsen, Bos primigenius, auch Wisent genannt. Ehedem von den Barden beim Gottesdienst und in der Bataille zum Tuten gebracht. Dieses hiervorhandene Exemplar soll sich im Kuhhirtenhause zu Lenne hinter dem Till vorgefunden haben. NB. mir von denen Herren Primanern zu meinem Geburtstage zugetragen und dediciret.«

»Nro. 30. Ein bemalter hölzerner Arm von einem Weibsbild, einer Statua der Jungfrau Maria. Hat zu päbstlicher Zeit hier bei uns in unserer Kirche viele Wunder getan und großen Zudrang des Volkes von weither zu Wege gebracht. Auch eine große Curiosität und wohl zu bewahren, doch mit Vorsicht vorzuweisen des lieben Aberglaubens wegen, der heute noch wie damals an jedwedem alte Weibermärlein glauben muß.«³³

Dieser museale Zettelkatalog, aus dem der auktorial figurierte Erzähler – wie die Anführungszeichen suggerieren – sozusagen ausschnitthaft einige Zitate abgeschrieben hat, vereinigt also mit seinen versteinerten Knochen, Ascheresten, notdürftig restaurierten Topfscherben, historischen Waffen, antiken Werkzeugen und Schmuckstücken sowie mittelalterlichen Reliquien das allein durch Nummerierung und in kleinen Erzählungen der ausufernden Beschriftung angeordnete Abfall-Sammelsurium einer persönlichen Heimatgeschichte als mikrokosmisches Konstrukt eines affektiv besetzten ›Erinnerungs-Raums‹.³⁴ Ähnlich wie in Stifters *Nachsommer* entsteht damit wiederum ein hybrides Sammlungskonzept. Es fügt dem barocken Nebeneinander heterogener Raritäten und dem wissenschaftlichen Ordnungsdenken des späten 18. Jahrhunderts diesmal die emotionale Beziehung zwischen Sammler und Sammlung hinzu. So, wie sie sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts (also zur Entstehungszeit des Textes) auszubilden beginnt und von Benjamin als Form des »praktischen Erinnerens« beschrieben worden ist.³⁵ Auch diese ist wiederum sowohl an die materielle Präsenz des Objekts wie an dessen narrative Vermittlung gebunden. Letztere soll die Historizität des Gegenstands durch biographie-analoge Erzählungen aus dessen Vergangenheit verbürgen und formt somit aus bloßem Zeug ein Zeugnis:

³³ Ebd., S. 42 f.

³⁴ Anne-Katrin Hillebrand, *Erinnerung und Raum. Friedhöfe und Museen in der Literatur*, Würzburg 2001, S. 208 f. Auch im *Odfeld* sind diese Funde in einen Kreislauf der Essensreste eingebunden. Stammen Buchius' Relikte doch z. T. aus einer prähistorischen Höhle der Gegend. Sie wurde zu Raabes Zeit nicht nur des kultisch bedingten Kannibalismus verdächtigt, sondern dient in Raabes Text überdies den Klosterflüchtlingen kurzfristig als Rastplatz, der mit anthropophagen Allusionen aufgeladen ist. Vgl. dazu bereits Julia Bertschik, *Maulwurfsarchäologie. Zum Verhältnis von Geschichte und Anthropologie in Wilhelm Raabes historischen Erzähltexten*, Tübingen 1995, S. 194–207.

³⁵ Benjamin, *Das Passagen-Werk*, S. 271.

Man erinnere doch nur, von welchem Belang für einen Sammler nicht nur sein Objekt sondern auch dessen ganze Vergangenheit ist, ebensowohl die zu dessen Entstehung und sachlicher Qualifizierung gehört wie die Details aus dessen scheinbar äußerlicher Geschichte: Vorbesitzer, Erstellungspreis, Wert etc. Dies alles, die »sachlichen« Daten wie jene andern, rücken für den wahren Sammler in jedem einzelnen seiner Besitztümer zu einer ganzen magischen Enzyklopädie, zu einer Weltordnung zusammen, deren Abriß das *Schicksal* seines Gegenstandes ist.³⁶

Als ein solcher »Physiognomiker der Dingwelt« versucht auch Raabes Magister sich selbst mit seinen Gegenständen »in einen Bannkreis einzuschließen«, in dem »[a]lles Erinnernte, Gedachte, Bewußte [...] Sockel, Rahmen, Postament, Verschuß seines Besitztums [wird]«. ³⁷ Diese schrankähnliche Abgeschlossenheit und Selbstgenügsamkeit von Subjekt und Objekt wird in Raabes Text durch die Struktur der untereinander angeordneten Liste unterstrichen – was den Text an dieser Stelle selbst zu einem Museum in katalogisierter Form werden lässt. Denn die Form der Liste bezeichnet im strukturalistischen Sinne ein paradigmatisches Ordnungssystem: Sie versammelt Ähnliches in einer vertikalen Reihung und stellt so eigene Zusammenhänge im kulturellen Raum her, bildet bei Raabe also als ein in seiner Materialität ausgestellter Text *im* Text ein autonomes Bedeutungsganzes der Enthierarchisierung und Kategorienmischung. Auch die sich hier quasi »von selbst« ergebende Listen-Ordnung der Aufzählung durch nummerierende Zahlen verstärkt diese Wirkung, indem sie von vornherein einen Anfang und ein definitives Ende und damit Vollständigkeit vorgibt, sich innerhalb dessen jedoch »frei mit der Ordnung der Dinge vergnügt«. ³⁸ Die Aura des historischen Objekts, das Hier und Jetzt seiner geschichtlichen Zeugenschaft ist daher weder in den Dingen selbst zu finden, noch liegt sie allein in den mit ihnen verbundenen Assoziationen: »Ihre Sphäre ist eher ein Vorstellungsraum, der *zwischen* dem Gegenstand und seinen Zuschreibungen vermittelt.« ³⁹

Dieser Raum wird in Raabes *Odfeld* jedoch zerstört, weil der Konnex zwischen Ding und Schrift gekappt wird. Denn am Ende von Raabes Text hat ein flügelahmer Rabe in Buchius' vom Kriegsgeschehen äußerlich verschonter Klosterzelle sein Un-

³⁶ Ebd., S. 274.

³⁷ Ebd., S. 274 und S. 271.

³⁸ François Jullien, »Einleitung«, in: ders. (Hg.), *Die Kunst, Listen zu erstellen* [L'Art de la Liste 1990], übers. von Ronald Voullié, Berlin 2004, S. 7–14, hier S. 14. Von Moritz Baßler ist diese Form der Liste auch als »rhetorische[r] Katalog« willkürlicher Anordnung und Auswahl innerhalb eines »technische[n] Historismus« bezeichnet worden; vgl. ders. et al., *Historismus und literarische Moderne*, Tübingen 1996, S. 143 und S. 31 f. Sabine Mainberger erinnert darüber hinaus daran, »daß »Museum« auch eine Textgattung war, [...] bevor das Museum eine Institution historischen Bewußtseins darstellte; vgl. dies., *Die Kunst des Aufzählens. Elemente zu einer Poetik des Enumerativen*, Berlin, New York 2003, S. 284.

³⁹ Peter Geimer, »Über Reste«, in: Anke te Heesen, Petra Lutz (Hg.), *Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort*, Köln u. a. 2005, S. 109–118, hier S. 116, Hervorh. J.B.

wesen getrieben. Er hat auch diesen letzten »Zufluchtsort« des Privatmuseums verwüetet und aus seiner Ordnung gebracht: Der hölzerne Marienarm ist zerhackt, Töpfe und Knochen sind von den Regalen gestoßen, die Zettel abgerissen.⁴⁰ Das lebendige Museumsstück des Raben, von Buchius selbst aufgesammelt und hierher verbracht, verkörpert in einer seiner vielen mythologischen Zuschreibungen zwar als germanischer Odinsvogel und Weltenbote Munin den Begriff der Erinnerung.⁴¹ Mit seiner Zerstörungsaktion wendet sich der Rabe, von seinem gleichnamigen Autor zudem häufig als autopoetische Chiffre eingesetzt, jedoch ausdrücklich gegen den autorisierten Erinnerungsraum des Museums. Denn er ist ein Ort, der die Exponate zwar vor Nutzenanwendung und Vergessenheit rettet, sie dadurch aber zugleich in den Dienst subjektstabilisierender und umweltordnender Sinnstiftung nimmt und damit in ihrer neuen Rolle als signifikante Bedeutungsträger funktionalisiert.⁴² Es zeigt sich hier also die »destruktive« Kehrseite ordnender Sammlungstätigkeit. Sie beraubt den »Etui-Menschen« seines schützenden Sammlungs-»Gehäuse[s]« und negiert die Untastbarkeit der museal konservierten Dinge.⁴³

Ein solcher Aufstand der Objekte ist zudem das Thema von Vischers Roman *Auch Einer*. Während es in den Texten von Stifter und Raabe bislang um das Spannungsverhältnis zwischen Subjekt, Objekt und Sprache; Mensch, Ding und Text ging, so verhandelt Vischer diese Trias auf einer anderen Ebene: Die eigentümliche Welt der widerspenstigen Alltagsdinge wird bei ihm nicht nur in eine Ordnung der Schrift- und Textedition transformiert, sondern seine diesmal selbst beseelten und anthropomorphisierten Objekte finden ihren – vordergründig systemlosen – Aufbewahrungsort hier zugleich in einer Textform, die das dingliche Gehäuse eines Schrankes simuliert. Im Sinne Stifters und Raabes dient er neuerlich als Wissenscontainer. Bei Vischer enthält er die parodistische Absage an große Systemvorhaben zum »Zusammenhang der Dinge«.⁴⁴ Demgegenüber wird das neuartige Epistem einer »Abfallarchäologie« jetzt auf sowohl objektaler, anthropologischer wie poetologischer Ebene etabliert, um so neues Wissen zu generieren, wie abschließend zu sehen.

Im Zentrum von Vischers satirischem Roman über die »Tücken des Objekts«, wie z. B. die Unauffindbarkeit, Reparaturbedürftigkeit oder Verschmutzungsgefahr

⁴⁰ Raabe, *Das Odfeld*, S. 41 und S. 218 f.

⁴¹ Ebd., S. 80 f.

⁴² Vgl. Boris Groys, *Die Logik der Sammlung. Am Ende des musealen Zeitalters*, München, Wien 1997, S. 47 f. und Grätz, *Musealer Historismus*, S. 442 f. (auf Raabes *Wunnigel* bezogen).

⁴³ Walter Benjamin, »Der destruktive Charakter«, in: ders., *Gesammelte Schriften IV/1*, hg. von Tillman Rexroth, Frankfurt a. M. 1980, S. 396–398, hier S. 397 f.

⁴⁴ Zum so benannten Teil von Hermann Lotzes Dingontologie *Mikrokosmos* Mitte des 19. Jahrhunderts vgl. Walter Gebhard, »Der Zusammenhang der Dinge«. *Weltgleichnis und Naturverklärung im Totalitätsbewußtsein des 19. Jahrhunderts*, Tübingen 1984, S. 226–235 sowie, allerdings ohne Bezug auf Vischer, Christoph Zeller, »Magisches Museum. Aspekte des Sammelns in der Literatur des 19. Jahrhunderts«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2005, S. 74–103, hier S. 103.

von Papierblättern, Bleistift, Feder, Tintenfass, Zigarre, Glas, Lampe, Brillenetui, Uhrkette, Hemdknopf oder Honigbrot, steht dabei nicht zufällig das Manuskript einer prähistorischen ›Pfahldorfgeschichte‹, vom Ich-Erzähler in voller Länge von circa 200 Seiten eingefügt.⁴⁵ Liefert die Einordnung der Pfahlbauten als vorgeschichtlichen Wohnstätten über die Funde von Küchenabfällen auf dem Grund der Seen Mitte des 19. Jahrhunderts hier doch überhaupt erst das epistemologische Modell für die Beschäftigung mit dem »nullpunktartig [...] Beiläufige[n] [...] außerhalb der Bewertungen von schön, häßlich«,⁴⁶ noch dazu in literarischer Gestalt. Denn Verfasser dieser prähistorischen Dorfgeschichte, die permanent mit dem Hiatus zwischen Schreib- und Erzählzeit, Fremd- und Vertrautheit spielt, ist Vischers tragikomischer Protagonist mit dem anonymen Namenskürzel A.E. In fiktiver Weise beteiligt er sich über die erwähnten Fundstücke von Erzsword und Eisenbohrer so ebenfalls an der seinerzeit umstrittenen zeitlichen Zuordnung der Pfahlbaukultur.⁴⁷ A.E. erweist überdies den besagten Essensrestfunden seine augenzwinkernde Reverenz durch eine ausführlich fingierte und mit einem differenzierten, pseudowissenschaftlichen Anmerkungsapparat versehene, anachronistische Wiedergabe eines damaligen »Speisettel[s]«, der neben Knochenmark auch Saure Nieren und Wisentbraten enthält. Eine solch kulturgeschichtliche Mixtur aus »dichterischer Erfindung«, »Genauigkeit antiquarischer Forschung« und »vom Text getrennte[n] Anmerkungen« hatte Anfang der 1870er Jahre beispielsweise Theodor Simons in der durchaus ernst gemeinten und überaus populären Rekonstruktion eines »Menu[s]« aus »altrömischer Zeit« vorgelegt.⁴⁸

Vischers Protagonist hingegen nutzt diesen Hintergrund jetzt dazu, seine misogynen »Mythologie« dämonisch besessener Objekte und grippaler Infekte als Gebote eines steinzeitlichen Druidenglaubens historisch zu verankern.⁴⁹ Denn als Polizeibeamter a. D. immer schon mit der Auswertung und Interpretation nebensächlich erscheinender Überreste und Spuren befasst, ist A.E. zum Beobachter und Sammler, ja zum Archäologen solcher Widerborstigkeiten des Alltagslebens seiner *eigenen* Zeit geworden.⁵⁰ Durch die technisch misslingende Handhabung selbstverständlich-ba-

⁴⁵ Friedrich Theodor Vischer, *Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft*, Frankfurt a. M. 1987, S. 24 und S. 93–281.

⁴⁶ So, wohl im Rückgriff auf Paul Valéry, Brigitte Kronauer, »Literatur und Staubmäntel« [1990/91], in: dies., *Literatur und schönes Blümelein*, Graz, Wien 1993, S. 13–18, hier S. 14.

⁴⁷ Vischer, *Auch Einer*, S. 281 und S. 462.

⁴⁸ Vgl. ebd., S. 253–259, hier S. 253 sowie zur Popularisierung von Theodor Simons' *Aus altrömischer Zeit. Culturbilder* (1872/74): Karl Braun, »Ein ›Menu‹ aus der Zeit der alten Römer«, in: *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte* 36 (1874), S. 367–373. Dass Vischer auf diesen Artikel Bezug nimmt, der Simons ausgiebig zitiert, ist insofern wahrscheinlich, als sich Vischer in der A.E. zugeschriebenen Pfahldorfgeschichte ausdrücklich von dem (bei Braun ja titelgebenden) französischen Begriff des »menu[s]« distanziert. Vischer, *Auch Einer*, S. 252.

⁴⁹ Vischer, *Auch Einer*, S. 69 und S. 145–148.

⁵⁰ Eine ähnliche Umlenkung des archäologisch verfremdeten Blicks auf die ›Überreste‹ der eigenen Zeit (inklusive einer ironisch gefärbten, autopoetischen Reminiszenz an die vergangene Lyrikpha-

nal erscheinender Utensilien wirken diese nun ebenfalls als »[f]remde Dinge« und geraten so in den Blick einer an den alltäglichen Realien und Ritualen interessierten »Prosa der Verhältnisse«. ⁵¹ Aus ihnen versucht A.E., allerdings vergeblich, ein »System des Systemlosen« zu kreieren. Dieser Systematisierungsversuch kulminiert schließlich in den Fragmenten eines »*System[s] des harmonischen Weltalls*«. ⁵² So lautet der Titel einer tabellarisch gegliederten Abhandlung zu diesem Thema. Sie findet der Ich-Erzähler im Nachlass seines inzwischen verstorbenen Reisegefährten. Das Konvolut enthält u. a. ein gleichfalls unvollendetes Singspiel A.E.s. Es wirkt wie die Vorform eines Slapstick-Drehbuchs der frühen Stummfilme von Buster Keaton oder Charlie Chaplin und demonstriert somit den Drang zum visualisierenden Medienwechsel in der literarischen Beschäftigung mit den Dingen. Denn Vischers A.E. lässt hier mit Tinte, Schreibfedern, Pfützen oder Hühneraugen als sogenannten Haupt-»Personen« diesmal die tückischen »Artefakte« sowie die »abgestorbene[n] organische[n] Stoffe« aus seiner theoretischen Abhandlung höchst selbst auftreten und ihr Unwesen treiben. ⁵³ Darüber hinaus hinterlässt A.E. ein Tagebuch, in dem nochmals sein täglicher Kampf mit dem »lästig störende[n] Bagatell« ⁵⁴ und die Pläne zu dessen systematischer Theoriebildung dokumentiert sind.

Damit parodiert Vischer aber nicht nur die akademische Form seiner eigenen Abhandlungen zur Ästhetik in der Nachfolge Hegels, sondern verkehrt auch Hegels anthropozentrische Idee von der Selbstverwirklichung durch den Besitz der Dinge in ihr Gegenteil, ohne dabei jedoch den engen Zusammenhang zwischen Person und Objekt zu leugnen. In seiner Rechtsphilosophie begründete Hegel zu

se) unternimmt übrigens auch Raabe in seiner Erzählung *Keltische Knochen* (1864). Sie ist vom zeitgenössischen Streit um die germanische bzw. keltische Zuordnung der sogenannten »Hallstatt-Kultur« in Österreich inspiriert. Vgl. Wilhelm Raabe, *Keltische Knochen*, in: ders., *Sämtliche Werke*, Braunschweiger Ausgabe, Bd. 9/1, hg. von Karl Hoppe und Rosemarie Schillemeit, Göttingen ²1974, S. 235: »Das würde ein lustiges Laufen und Springen bergab werden; was würde das neunzehnte Jahrhundert alles verlieren auf dem Schlangenwege nach Hallstatt hinunter! Was würde der alte Kelte oder Germane alles aufraffen können an Brillen, falschen Locken, Schnupftabaksdosen, Sonnen- und Regenschirmen, Gummischuhen, Plaids, Lorgnetten!«

⁵¹ So bekanntlich Hegel, bezüglich der Entwicklung von Gattungshierarchie und Weltsicht des bürgerlichen Romans im 19. Jahrhundert; vgl. G.W.F. Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik III* [1835], in: ders., *Werke*, Bd. 15, hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt a. M. 1986, S. 393 sowie Michael C. Frank et al. (Hg.), *Fremde Dinge*, Bielefeld 2007.

⁵² Vischer, *Auch Einer*, S. 322 f.

⁵³ Ebd., S. 334–337 und S. 326. Die ähnlich ausgerichteten Bildergeschichten des zeitgenössischen Comic-Pioniers Wilhelm Busch verweisen in ihrer zwischen Bild und Text hybridisierenden Struktur ebenfalls auf den Doppeldiskurs von Bilderzählung und erläuternden Zwischentiteln des frühen Kinos. Zu medialen Überschneidungen und Konkurrenzen vgl. hier auch Baßler et al., *Historismus und literarische Moderne*, S. 139, 341; Dorothee Kimmich, »Mit blasiert eleganter Frivolität. Von der Begegnung mit fremden Dingen«, in: Frank et al. (Hg.), *Fremde Dinge*, S. 73–82, hier S. 78 f.

⁵⁴ So Friedrich Theodor Vischer, »Mein Lebensgang«, in: ders., *Kritische Gänge*, Bd. 6., hg. von Robert Vischer, München ²1922, S. 439–536, hier S. 513.

Beginn des 19. Jahrhunderts den Besitz als eine Beziehung zwischen Vernunft und Sachen (zu der hier auch Tiere gehören), welche als unfrei, unpersönlich und rechtlos gelten. Besitz bedeutet hier die radikale Voraussetzung des freien Willens, da dieser sich erst in jenem realisiert: »Erst im Eigentume ist die Person als Vernunft.«⁵⁵ Die Herrschaft über ein Objekt im Sinne seiner problemlosen Handhabung wirkt sich also unmittelbar positiv auf das eigene Modell eines selbstbewussten und handlungsmächtigen Subjekts aus. Vor dieser Gedankenfolie vom Eigentum als »sachlich erweiterte[r] Peripherie [der] Person«⁵⁶ wird aber nicht nur die grundlegende Krise von Vischers Protagonisten hinter der Komik des Romans sichtbar, sondern ebenso die animistische Beziehung zwischen ihm und der alltäglichen Objektwelt verständlich. Im Sinne Latours bezeichnen A.E.s dingliche Anthropomorphismen hier ja nicht nur, was von menschlicher Gestalt ist, sondern auch, was »den Menschen Gestalt gibt«, allerdings verstanden als Übertragungsform menschlicher Interessen an Gegenstände.⁵⁷

Dieser Zusammenhang wird bei Vischer in seinem ganzen Ausmaß aber wiederum erst durch Fund und Auswertung von Überresten erschlossen. Diesmal sind es diejenigen des Protagonisten selbst, welche er nach seinem Tod in ungeordneter Form in z. T. verschlossenen »Schubfächern« seines Schreibtischs hinterlassen hat.⁵⁸ Das Behältnis der Schreibtischschublade funktioniert dabei als eine Art Zwischenspeicher. In ihm ist die Bedeutung der hier eingelagerten »Dinge des täglichen Gebrauchs« noch nicht von »Dingen, die eigentlich weggeworfen werden müssten und [...] Gegenständen, denen ein Erinnerungswert zukommt« geschieden.⁵⁹ Zum Nachlassverwalter hat A.E. daher seinen einstigen Reisebekannten, den Ich-Erzähler, bestimmt. Und dieser kommt dem Vorhaben einer fingierten Edition von A.E.s Schriften, aus denen ja die wesentlichen Teile von Vischers heteronomen Romangebilde bestehen, in skrupulöser Weise nach. Der Ich-Erzähler wendet

⁵⁵ G.W.F. Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft in Grundrissen [1821]. Mit Hegels eigenhändigen Notizen und den mündlichen Zusätzen*, in: ders., *Werke*, Bd. 7, hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt a. M. 1986, S. 102 (Zusatz zu § 41).

⁵⁶ Vgl. Rudolf von Jhering, »Der Kampf ums Recht« [1874], in: ders., *Der Kampf ums Recht. Ausgewählte Schriften*, hg. von Christian Rusche, Nürnberg 1965, S. 195–274, hier S. 228 sowie dazu auch Tilmann Habermas, *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*, Berlin, New York 1996, S. 46–53.

⁵⁷ Zu dieser kritischen Lesart Latours vgl. Bärbel Tischleder, »Objekttücke, Sachzwänge und die fremde Welt amerikanischer Dinge. Zu Dingtheorie und Literatur«, in: Frank et al. (Hg.), *Fremde Dinge*, S. 61–71, hier S. 66 f.; Gesa Lindemann, »Allons enfants et faits de la patrie ...«. Über Latours Sozial- und Gesellschaftstheorie sowie seinen Beitrag zur Rettung der Welt«, in: Georg Kneer, Markus Schroer, Erhard Schüttpehlz (Hg.), *Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen*, Frankfurt a. M. 2008, S. 339–360, hier S. 358.

⁵⁸ Vischer, *Auch Einer*, S. 311 und S. 314.

⁵⁹ Gisela Ecker, »Literarische Kramschubladen. Portraits – Privatmuseen – Zwischenspeicher«, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 125 (2006), Sonderheft, S. 19–31, hier S. 26.

das abfallarchäologische Verfahren also nun selbst an und überführt es in das Feld der Philologie. So informiert er die Leser detailliert über Format und Zustand der gesichteten Archivalien und verortet diese literarhistorisch. Ferner dokumentiert und kommentiert er Notizen, Schreibabbrüche, Korrekturen und Verwerfungen A.E.s und lässt die Leser nicht zuletzt an den Schwierigkeiten und Prinzipien einer publikationswürdigen, autorisierten Auswahl und Anordnung des Vorgefundenen teilhaben.⁶⁰

Damit wird zugleich die heterogene Form von Vischers humoristischem Roman reflektiert. Mit seinen vielfältigen Allusionen und Digressionen der Wissensverzettelung wie seinem Konglomerat aus satirischem Reisebericht, Parodie zeitgenössischer Dorfgeschichten und archäologisch-professoraler Romane sowie aphoristischem Tagebuch funktioniert Vischers Text gleichsam selbst wie ein Schrank mit unterschiedlich bestückten Fächern und Laden. Das so installierte Wissensgehäuse beherbergt für die literaturwissenschaftlich interessierten Rezipienten dabei interessante (Prä-) Texte, wie die ausdrücklichen Hinweise auf Jean Paul und Lichtenberg hier belegen. Auch Vischers Roman-Sammelsurium ist ja deren Form der Digressionskunst und der ›Kleinen Prosa‹ verpflichtet. Als Resultat der Ausdifferenzierung des Literatursystems gilt diese Prosaform gegen Ende des 18. Jahrhunderts jetzt selbst als ›Abfallprodukt des triadischen Gattungsmodells, wie es sich im Zuge der Autonomisierung des Sozialsystems Kunst herausbildet.‹⁶¹ Mit der Funktion, literarische Genrekonventionen produktiv zu stören und Marginalisiertes – diesmal im Feld der Literatur – zu rehabilitieren, wendet Vischers Roman Abfallarchäologie und Objektstücke auf sich selbst an. Gerade durch diese Konzentration auf das rhetorisch gleichfalls verpönte Akzidentelle nebensächlichen Beiwerks, welches selbst in Vischers eigener *Ästhetik* noch negiert wird,⁶² erkundet sein Roman darüber hinaus auch wissenschaftshistorisch Neuland im Verhältnis von Subjekt, Objekt und Sprache.

Denn die hier noch (wie ja auch bei Raabe) allein im ästhetisch akzeptierten Ghetto des Humoristischen artikulierbare Ansammlung und Vivisektion ›tückischer‹ Alltagsbagatellen und Krankheitssymptome durch Vischers Protagonisten erhält kurze Zeit später in der Psychoanalyse Sigmund Freuds durchaus ihren systematischen Wissenschaftszusammenhang: Vor allem in seiner 1904 erschienenen *Psychopathologie des Alltagslebens. (Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum)*, die im übrigen mehrfach auf Vischers Roman Bezug nimmt, liefert Freud in dem für ihn typischen Duktus von Norm und Abweichung eine wissenschaftliche Abhandlung über seine Sammlung von Banalitäten und menschlichen

⁶⁰ Vischer, *Auch Einer*, S. 321–344.

⁶¹ Vgl. ebd., S. 530 und S. 340; Thomas Althaus, Wolfgang Bunzel, Dirk Göttliche, »Ränder, Schwellen, Zwischenräume. Zum Standort Kleiner Prosa im Literatursystem der Moderne«, in: dies. (Hg.), *Kleine Prosa. Theorie und Geschichte eines Textfeldes im Literatursystem der Moderne*, Tübingen 2007, S. IX–XXVII, hier S. IX.

⁶² Friedrich Theodor Vischer, *Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen*, Bd. 3, hg. von Robert Vischer, München ²1922, S. 33 f.

›Fehlleistungs‹-Handlungen im alltäglichen Umgang mit Sprache und Objektwelt. Ihre bislang ignorierte Nebensächlichkeit erlangt in der Theorie des Unbewussten nun Bedeutung und Brisanz.⁶³

In der Wendung zu einer solch symmetrischen ›Anthropologie realer NebenSachen‹, d. h. zu einer materialen Verfasstheit von menschlichem Wissen und Kultur – deren fetischistische Züge alle drei Texte nicht unterschlagen – zeichnet sich ein Paradigmenwechsel im 19. Jahrhundert ab, der in den aktuellen Kulturwissenschaften gerade wieder entdeckt wird.⁶⁴ Die damit verbundene, z. T. selbst zum einseitig-sehnsüchtigen Fetisch reduzierte Wendung zur Evidenz realer Objekte als Matrix und Fremdkörper kultureller, insbesondere aber literarischer Bedeutungsproduktion erfordert allerdings immer ein Überdenken des wechselseitigen Verhältnisses von Subjekt, Objekt und Sprache. So, wie es das Ensemble von Sammler, Sammlung und Sammelbehältnis am Beispiel unterschiedlicher Schrankmodelle in den Texten von Stifter, Raabe und Vischer demonstriert hat: Der Mensch befindet sich hier immer »[i]n Gesellschaft der Dinge«.⁶⁵ Beide nehmen sich gegenseitig in Gebrauch, verleihen sich Bedeutung und Gestalt. Auch der Text nimmt die Qualität seines thematischen Gegenstandes an. Die Sache wird ihrerseits zum Text. Und das nicht nur, indem sie durch das sprachliche Material zum Vorschein gebracht wird,⁶⁶ sondern indem sie dieses selbst materielle Wirklichkeit im Sinne eines ästhetisch reflektierten Realismus werden lässt.

⁶³ Vgl. Sigmund Freud, *Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet*, Bd. 4: *Zur Psychopathologie des Alltagslebens*, hg. von Anna Freud et al., Frankfurt a. M. 1969, S. 155 und S.188 sowie dazu auch Martin Scharfe, »Bagatellen. Zu einer Pathognomik der Kultur«, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 91/1 (1995), S. 1–26, hier S. 18 f.

⁶⁴ Vgl. Dorothee Kimmich, »Kulturwissenschaften als methodisches Paradigma? Zur Analyse der Materialität von Kultur in den Literaturwissenschaften«, in: *German Studies in India* N. F. 1 (2008), S. 173–181; Albrecht Koschorke, »Unvermeidlich und nicht zu fassen. Das Reale als Problem in der Wissenschaftsgeschichte und Literatur«, dritter Vortrag im Rahmen der Reihe »Im Labor der Phantasie. Vorträge zu Literatur- und Wissenschaftsgeschichte«, gehalten am 28. November 2008 im Literaturhaus Berlin.

⁶⁵ Wolfgang Eßbach, »In Gesellschaft der Dinge. Einleitung«, in: ders. et al. (Hg.), *Landschaft, Geschichte, Artefakte. Zur Soziologie natürlicher und artifizierlicher Alteritäten*, Würzburg 2004, S. 7–24. Auf die etymologisch hergeleitete »Beziehung des Widerstands« zwischen Person und Gegenstand bzw. Objekt weist hingegen Karl-Heinz Kohl hin; vgl. ders., *Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte*, München 2003, S. 118 f.

⁶⁶ So Olk, »AH, THE SOAP«, S. 186.

Die Judenbuche und die Narbe des Odysseus Zur Vorgeschichte des Realismus

KENNETH S. CALHOON (Eugene, OR)

»Es gibt keinen Realismus, der einer wäre,
wenn er von diesem stärksten Element in der Wirklichkeit,
als einer unfertigen, abstrahiert.«
Ernst Bloch¹

An der wohl bekanntesten Stelle von Lessings *Nathan* bittet der weise Jude den Sultan um die Erlaubnis, anstatt einer theologischen Stellungnahme ein »Geschichtchen« zu erzählen. »Warum das nicht?« antwortet Saladin. »Ich bin stets / Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut / Erzählt.«² So gut Nathan seine berühmte »Ringparabel« auch vorträgt, ist der schnell ungeduldig werdende Despot nicht bereit, sich davon zufriedenstellen zu lassen. Dem Gleichnis, laut dessen die drei mosaïschen Konfessionen (den drei Ringen entsprechend) ununterscheidbar seien, entgegnet er mit einer Art anthropologischem Partikularismus: »ich dächte, / Daß die Religionen, die ich dir genannt, doch wohl zu unterscheiden wären. / Bis auf die Kleidung, bis auf Speis' und Trank!«³ Nachfolgend weist Nathan auf das Paradox hin, dass solche kulturellen Unterschiede einer gemeinsamen historischen Verankerung zuzuschreiben seien: »Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte? / Geschrieben oder überliefert!«⁴ Die These der Identität entspricht dem damals erst vor kurzem entstandenen Kollektivsingular »Geschichte«, der alle »Geschichtchen« mitsamt ihrem differenzierten Lokalkolorit langsam ablöst. Auch die von der Ringparabel gesetzte Entzauberung der Welt ist langwierig. Der märchenhafte Anfang – »Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten«⁵ – evoziert die Unergründlichkeit der Tradition. Eine obskure Vergangenheit wird von einer fernen Zukunft ausgeglichen, die ebenso wenig in Sicht ist. Die »hundert schöne[n] Farben«⁶ des ursprüng-

¹ Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt a. M. 1985, S. 728.

² Gotthold Ephraim Lessing, *Nathan der Weise*, in: ders., *Werke und Briefe*, Bd. 9: *Werke 1778–1780*, hg. von Klaus Bohnen und Arno Schilson, Frankfurt a. M. 1993, S. 555.

³ Ebd., S. 557.

⁴ Ebd.

⁵ Ebd., S. 555.

⁶ Ebd.

lichen Ringes schillern durch die »tausend tausend Jahre«⁷ des Richters hindurch, vor dem die drei Söhne, von denen jeder der rechtliche Besitzer des wahren Ringes zu sein glaubt, sich verklagen. So wie der Richter die drei Söhne zur Betätigung der eigenen Kräfte ermuntert, wird auch die Gegenwart souverän. Man lebt in einer Epoche der Möglichkeiten. Der Freund von »Geschichtchen«, der bekennen muss, dass »die tausend tausend Jahre deines Richters [...] noch nicht um« sind, bietet dem Juden seine Freundschaft an.⁸

Diese auch semantisch begründete Assoziation von Toleranz und Geduld steht im Gegensatz zum neuen Geschichtsbewusstsein, das die Gegenwart als Vorgeschichte der Zukunft auffasst und sich um die Beschleunigung derselben bemüht. Die vom Richter angedeutete Ausdehnung der Zeit widersteht der teleologischen Eile, welche die Gegenwart an sich unerfahrbar macht. In diesem Rahmen beschreibt Reinhart Koselleck, wie die Geschichtsphilosophie seit Hegel »das Bewusstsein der Akteure an ein endliches ›Noch-nicht‹ [heftet]« und es demzufolge auch ermöglicht, »Fiktionen wie das tausendjährige Reich [...] in die geschichtliche Realität zu überführen«. Die Menschen können ihr Präsens nicht erleben, wenn dieses sich in einem fernen wie auch unbekanntem Futur vervollständigt und erst dort seine Bedeutung erlangt. Die Auffassung, die die Erfüllung der Jetztzeit in eine der Gegenwart unzugängliche Zukunft verschiebt, fasst Koselleck mit einer Formulierung zusammen, die sich ziemlich genau auf die drei Parabelsöhne anwenden lässt: »Die Fixierung der Handelnden an einem Endzustand erweist sich als Vorwand für einen Geschichtsprozess, der sich der Einsicht der Beteiligten entzieht.«⁹

Es kann sein, dass die Entscheidung bzw. Nicht-Entscheidung des weisen Richters die Entstehung einer »rationalen Prognostik« bezeugt, die sich laut Koselleck mit »innerweltliche[n] Möglichkeiten« bescheidet und, in gewisser Hinsicht, als eine »Säkularisation des figuralen Denkens« zu verstehen ist.¹⁰ Hiermit bezieht er sich freilich auf die Paulinische Exegese, die behauptet, dass Figuren und Episoden des Alten Testaments ihre Entsprechungen im Neuen haben, wie z. B. das Binden Isaaks auf die Kreuzigung Christi hindeutet, oder wie die Wunde unter der Brust des Gekreuzigten die genaue Körperstelle markiert, an der Adam eine Rippe entnommen wurde.

Um gerade diese Interpretationsart kristallisiert sich die Abhandlung über den Realismus, bzw. den realistischen Impuls in der abendländischen Literatur, die Erich Auerbach in seinem Buch *Mimesis* geliefert hat. Der Titel des gegenwärtigen Beitrags lässt wohl an das erste Kapitel dieses Buches denken, das sich mit der Sze-

⁷ Ebd., S. 559.

⁸ Ebd., S. 560.

⁹ Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M., 1979, S. 35.

¹⁰ Ebd., S. 19 und S. 45.

ne des Wiedererkennens im 19. Buch der *Odyssee* befasst. Odysseus, der als Bettler verkleidet nach Ithaka zurückgekehrt ist, wird von seiner eigenen Frau nicht erkannt, die ihrer Magd Eurykleia befiehlt, dem Gast die Füße zu waschen. Die alte Frau, die die Identität des Fremden dunkel erahnt, erblickt plötzlich eine Narbe am Schenkel und erkennt daran den, »dessen Amme sie einst war«. ¹¹ Was Auerbach besonders interessiert, sind die mehr als siebenzig Verse, in denen die Entstehung besagter Wunde beschrieben wird, die sich der Held in seiner Jugend während eines Aufenthalts bei seinem Großvater zugezogen hat. Homer begnügt sich nicht damit, die Wunde einem Jagdunfall zuzuschreiben; stattdessen beschreibt er, und zwar in großen Zügen, die Umstände, die die Verwundung umrahmen: die Grüße, die Geschenke und Segen, das Bankett, das frühe Aufstehen vor der Jagd, die Verfolgung der Spuren des Keilers, die Verletzung, die Genesung und endlich die Wiedervereinigung mit den erleichterten Eltern. Dies alles, das zwischen der Entdeckung der Narbe durch die alte Magd und ihrem gewaltsam unterbrochenen Versuch, Penelope zu benachrichtigen, ansetzt, entspräche der homerischen Gewohnheit, überhaupt nichts im Dunkel zu lassen (auch wenn Odysseus selbst sich dem Licht zu entziehen versucht).

Der weite Bogen der Auerbach'schen Analyse erstreckt sich von der Antike bis zum Auftakt des Modernismus und bezieht eine Reihe von Augenblicken mit ein, welche die Entwicklung und Verfeinerung des Realismus markieren, der allgemein als die »Nachahmung der sinnlichen Erfahrung des irdischen Lebens« definiert wird. ¹² Homer ist nicht der ausgewachsene Vorgänger dieser Praxis, denn »Realismus« gilt nicht einfach als die lebhafteste Wiedergabe der Einzelheiten des Alltags. Details müssen prägnant sein und in der Immanenz ihrer Beschreibung dem Geist des Lesers das Zwischenspiel von historischen, politischen und sozialen Kräften veranschaulichen, welche ihre Welt bestimmen. Für Auerbach findet sich der Höhepunkt eines solchen Realismus in Flauberts *Madame Bovary*, und zwar an einer Stelle, die eine typische Mahlzeit beschreibt, genauer, wo Emma »die ganze Bitterkeit des Lebens auf ihrem Teller serviert zu bekommen schien« (*toute l'amertume de l'existence lui semblait servie sur son assiette*). ¹³ Im vom gekochten Rindfleisch aufsteigenden Dampf manifestiert sich der siedende Ekel der jungen Frau vor ihrem Mann Charles. Indem sie auf den langsam Essenden wartet, amüsiert sie sich dadurch, dass sie mit der Spitze ihres Tafelmessers kleine Ritze in das den Tisch bedeckende Öltuch macht (*s'amusait, avec la pointe de son couteau, de faire des raies sur la toile cirée*). ¹⁴

¹¹ Erich Auerbach, *Mimesis. Die Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*, Bern 1946, S. 5.

¹² Ebd., S. 183.

¹³ Ebd., S. 450.

¹⁴ Ebd.

Diese Geste verdrängter Verzweiflung suggeriert (man behalte das Messer vor Augen) eine »verborgene Drohung«, die unter der Oberfläche des »gedehnt Zuständlichen« lauert, welches das 19. Jahrhundert bestimmt.¹⁵ Dieses »gedehnt Zuständliche« entspricht einer chronischen Langeweile, die im Zusammenhang von geschmacksarmem Essen und dem langsamen Kauen angedeutet wird. Auerbach präsentiert eine Art dialektischer Verkehrung, durch welche gerade die Leere des kleinbürgerlichen Lebens historisch schicksalhaft, ja unheilvoll wird. Die Zeit, so schreibt er, ist »mit ihrer dummen Ausweglosigkeit wie mit einem Sprengstoff [geladen]«. ¹⁶ Dantes Hölle, die bei Auerbach eine Schlüsselstellung einnimmt, ist beispielhaft für eine Schichtung, in der »eine Fülle der vertikalen Verbindungen« zwischen den vereinzelt irdischen Phänomenen und dem göttlichen Heilsplan vermitteln.¹⁷ Es gibt sogar etwas Höllisches an der Küche der Bovarys, mit dem »rauchenden Ofen« und den »sickernden Wänden« (von den »Aushauchungen« der Abscheu ganz zu schweigen, die aus der Tiefe der Seele Emmas emporsteigen).¹⁸ Im gleichen Sinne spiegelt jenes »gedehnt Zuständliche« das »wechsellöse Dasein« der Hölle wider, in deren ewiges Reich Dante »die lebendige Welt menschlichen Handelns und Leidens« hineinsenkt.¹⁹ Auerbach zitiert Hegel, mit dem er die Art und Weise betont, wie Dante seine historische Welt auf das Jenseits projiziert. Und gerade in seinem Dante-Kapitel definiert Auerbach den Realismus als die »Nachahmung der sinnlichen Erfahrung des irdischen Lebens, zu dessen wesentlichsten Merkmalen doch seine Geschichtlichkeit, sein Sich-Verändern und Sich-Entwickeln zu gehören scheint«. ²⁰ Solche Entwicklung fehlt in der von Homer dargestellten statischen Welt, in der Odysseus trotz seiner zahlreichen Abenteuer unverändert nach Ithaka zurückkommt. Im Gegensatz dazu sind die Gestalten des Alten Testaments, wie auch diejenigen, die Dante in der Hölle schmachten lässt, »von der eigenen Lebensgeschichte beladener und individuell ausgeprägter [...] als die homerischen Helden«. ²¹ Es ist also die Bibel, mit ihrer sozialhistorischen Dichte, welche die Keime des modernen Realismus beinhaltet. Diesen versteht Auerbach nicht bloß als eine sozusagen »dichte Beschreibung«, ²² sondern als eine Dynamik der Darstellung, in der die Gegenwart einer Gesellschaft als Symptom einer möglicherweise katastrophalen Zukunft entlarvt wird. Die von Flaubert geschilderte Distanz zwischen Emma und Charles hat weniger mit der *Odyssee* gemeinsam als mit dem »schweren Schweigen«, ²³ das auf Abraham und Isaak lastet, und

¹⁵ Ebd., S. 458.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd., S. 186.

¹⁸ Ebd., S. 450.

¹⁹ Ebd., S. 183.

²⁰ Ebd.

²¹ Ebd., S. 20.

²² Clifford Geertz, *The Interpretation of Cultures*, New York 1973, S. 5–10.

²³ Auerbach, *Mimesis*, S. 5.

mit dem sie sich dem Ort des Opfers nähern. (Auch hier behalte man das Messer Emmas vor Augen.)

Diese »Einbettung der beliebig alltäglichen Personen und Ereignisse in den Gesamtverlauf der zeitgenössischen Geschichte«²⁴ hatte – so Auerbach – in der deutschen Literatur kein Gegenstück, vertieft wie sie war in die Idiosynkrasien der Kleinstaaten und Provinzen. In Bezug auf das Leben auf deutschem Boden im 19. Jahrhundert behauptet Auerbach:

es gab keine Gegenstände her für eine so allgemein-nationale, materiell moderne, das sich formende Schicksal der ganzen europäischen Gesellschaft analysierende Realistik wie es die französische war. [...] Die Landschaften des deutschen Sprachraums lebten jede in ihrer Eigentümlichkeit, und in keiner von ihnen war das Bewußtsein des modernen Lebens [...] zu konkreter Gestalt gediehen.²⁵

Auerbachs wiederholte Betonung der Entfaltung, des Werdens – des »Gedeihens« – passt auf den Hegel'schen Begriff der Geschichte als der fortschreitenden Verwirklichung latenter Möglichkeiten. Das von Flaubert dargestellte Abendessen deutet fast unmerklich auf die keimende Katastrophe hin. Formell gesehen korrespondiert diese Szene mit etwas, das Auerbach sonst als »die dramatische Vergegenwärtigung eines inneren Vorgangs« charakterisiert.²⁶ Das Einbauen eines inneren Umschlags in die konkrete Wirklichkeit tritt in den westlichen Kanon erst an dem Punkt ein, wo sich der überwiegend hypertaktische Stil der klassischen Antike die biblische Parataxe aneignet. Die neu-hegelsche Sichtweise Auerbachs hat wohl sein Auge auf die von Paulus und den Kirchenvätern eingeführte Hermeneutik gerichtet, welche die gesamte jüdische Überlieferung »in eine Reihe von vorbeugenden Figuren des Erscheinens Christi« umdeutet.²⁷ Während diese Figuren durch ihre gemeinsame Verankerung in einem unsichtbaren Telos verbunden sind, bleiben sie horizontal unzusammenhängend. Bei Augustinus jedoch werden sie, vermitteltst einer Syntax, die zur Darstellung eines physischen wie auch zeitlichen Zusammenhangs geeignet ist, von einem Gefühl der Kausalität durchdrungen.

Diese Stilmischung, besonders wenn man sie mit Bezug auf die moderne Geschichtsphilosophie zu verstehen versucht, hat ihre Parallele in dem von Koselleck identifizierten »Gemisch rationaler Zukunftsprognostik und heilsgewisser Erwartung«,²⁸ das im Schatten des ausgehenden Absolutismus Gestalt gewann. »Politische Prognostik« – schreibt er – »hatte eine statische Zeitstruktur, soweit sie näm-

²⁴ Ebd., S. 479.

²⁵ Ebd.

²⁶ Ebd., S. 73.

²⁷ Ebd., S. 19.

²⁸ Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 33.

lich mit natürlichen Größen operierte, deren potentielle Wiederholbarkeit den Kreislaufcharakter ihrer Geschichte ausmachte.²⁹

Die Spannung zwischen Kreislauf und Fortschritt bestimmt die Struktur von Johann Peter Hebels rührender Kalendergeschichte *Unverhofftes Wiedersehn*, in welcher der Erzähler einen fünfzigjährigen Bruch in dem erzählten Hergang mit einer Chronik von welthistorischen Begebenheiten ausfüllt – dem Erdbeben in Lissabon, dem siebenjährigen Krieg, der Teilung Polens, den Revolutionen in Amerika und Frankreich, usw. Als diese lange Litanei ihr Ende gefunden hat, weicht das historische Nacheinander den regenerativen Mühen der Bauern und Handwerker, deren Leben vom Fortschreiten der Geschichte scheinbar unberührt bleibt. Die Erzählung wird wieder aufgegriffen mit der Entdeckung des Körpers eines jungen Bergarbeiters, der ein halbes Jahrhundert zuvor in dem Schacht verschwunden war. Seine Leiche, die so vollkommen erhalten ist, dass es aussieht, als sei er bei der Arbeit einfach eingeschlafen, verkörpert einen Widerstand gegenüber dem modernen (man könnte sagen, dem »industrialisierten«) Zeitverlauf. Es ist etwas Unheimlich-Photographisches an der Leiche, die aus dem chemischen Bad in der untersten Schachtebene ent- und auferstanden ist. In der Zeit eingefroren, wird der junge Mann vor seiner jetzt gebückten und ergrauten Verlobten aufgebahrt. Ihrem lang vermissten Geliebten verspricht sie eine baldige Wiedervereinigung und legt ihm Geduld ans Herz: »Laß dir die Zeit nicht lang werden«.³⁰

Eine ähnliche, als »schöne, lange Zeit« beschriebene Unterbrechung ist auch in Droste-Hülshoffs *Judenbuche* zu finden. Zwei Besonderheiten lassen sich konstatieren. Erstens: Die Beharrlichkeit des Feudallebens entspricht den gleichen »natürlichen Größen«,³¹ die Koselleck dem historischen Fortschritt gegenüberstellt. Wie es auch in der Erzählung Hebels der Fall war, wird in der Novelle Drostes die Zeit an den menschlichen Generationen und den Wachstumszyklen gemessen. Zweitens: Eine parataktische Kurzschrift ist nicht zu übersehen, die auf die Verbindungsglieder verzichtet, die der präzisen Darstellung der Begebenheiten in ihrer Wechselbeziehung wesentlich ist:

Eine schöne, lange Zeit war verflossen, acht-und-zwanzig Jahre, fast die Hälfte eines Menschenlebens; der Gutsherr war sehr alt und grau geworden, sein gutmüthiger Gehülfe Kapp längst begraben. Menschen, Thiere und Pflanzen waren entstanden, gereift, vergangen, nur Schloß B. sah immer gleich grau und vornehm auf die Hütten herab, die wie alte hektische Leute immer fallen zu wollen schienen und immer standen.³²

²⁹ Ebd.

³⁰ Johann Peter Hebel, *Unverhofftes Wiedersehn*, in: ders., *Sämtliche Schriften*, Bd. 2: *Erzählungen und Aufsätze*, hg. von Adrian Braunbehrens, Gustav Adolf Benrath und Peter Pfaff, Karlsruhe 1990, S. 281–284.

³¹ Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 33.

³² Annette von Droste-Hülshoff, *Die Judenbuche*, in: dies., *Sämtliche Werke*, Bd. 1, hg. von Günter Weydts und Winfried Woesler, München 1973, S. 519.

Man schaue auf das Geschehen unmittelbar vor dieser Unterbrechung zurück: Ein jüdischer Pfand- und Geldverleiher namens Aaron ist im Wald brutal erschlagen worden. Kurz danach kaufen die Mitglieder der jüdischen Gemeinde die alte Buche, die am vermuteten Tatort steht. Nachdem sie vom Gutsherrn das Versprechen bekommen, dass sie nie gefällt wird, halten sie Wache am Baum und graben eine hebräische Inschrift in die Rinde. Die Inschrift, die im gedruckten Text graphisch wiedergegeben wird, bleibt vorerst unübersetzt. Mittlerweile ist der junge Friedrich Mergel, der sich mit Aaron, dem er Geld schuldete, gezankt hatte und deshalb unter Mordverdacht steht, aus der Ortschaft verschwunden. Mit ihm verschollen ist auch Johannes Niemand, der Bastard-Vetter, der Friedrich so ähnlich sieht, dass sogar die Mutter ihn zuerst mit ihrem eigenen Sohn verwechselt. »Niemand« hat eine ausgesprochen homerische Resonanz, und gerade unter diesem Namen kehrt Friedrich, nach achtundzwanzig Jahren im Krieg und in der türkischen Gefangenschaft, in ein Dorf zurück, das so isoliert war, dass »eine Reise von dreißig Meilen selbst den Vornehmeren zum Ulysses seiner Gegend machte«. ³³ Er wird vom Gutsherrn in Schutz genommen und macht Gelegenheitsarbeit, erhängt sich aber bald in der gleichen Buche und wird dort tot aufgefunden. Sein Gönner erblickt am Hals der gerade von der Schlinge befreiten Leiche eine breite Narbe und identifiziert den Toten als Friedrich Mergel.

Dieser Augenblick des Wiedererkennens erinnert an die Szene in der *Odyssee*, in welcher der zurückgekehrte Odysseus an seiner Narbe erkannt wird. Während aber Homer dem Ursprung dieser Narbe eine ganze Verskette widmet, liefert die Erzählung Droste-Hülshoffs keine Spur von der Entstehung der Wunde, die den im Baum Hängenden markiert. In der Novelle fehlt überhaupt die »Vordergründigkeit«, ³⁴ die Auerbach als das identifiziert, was den homerischen Stil auszeichnet. Dem Leser bleibt verborgen, wer die Reihe von im Text berichteten Morden begangen hat, noch können wir sicherstellen, dass der Mensch, der sich im Baum erhängte, nicht Johannes Niemand ist. Des Weiteren erhält der Gutsherr, der im Mordfall Aarons die Untersuchung geleitet hat, etwa sechs Monate nach dem Mord eine Nachricht, die den inzwischen verschollenen Friedrich vermutlich freispricht: Ein Verbrecher in der Nachbargegend, der selbst Jude ist, hat gestanden, einen Glaubensgenossen namens Aaron erschlagen zu haben. Diese Evidenz, die auch keine ist, wird dem Gutsherrn in einem Brief mitgeteilt, der seine Offenbarung mit einer französischen Überschrift einführt: »Le vrai n'est pas toujours vraisemblable«. ³⁵ Die Nationalsprache des Realismus *par excellence* wird also in eine deutsche Erzählung eingeschoben, die, trotz der aggressiv unromantischen Schilderung des Dorflebens im 18. Jahr-

³³ Ebd., S. 483.

³⁴ Auerbach, *Mimesis*, S. 8 f.

³⁵ Droste-Hülshoff, *Judenbuche*, S. 518. Siehe Anette Schwartz, »Crimes of Probability«. *New History of German Literature*, hg. von David E. Wellbery und Judith Ryan, Cambridge (MA) 2005, S. 572–576.

hundert, voll ist von geheimnisvollen Ereignissen und emblematischen Gegensätzen. Ebenfalls könnte hinzugefügt werden, dass die angebliche Ermordung eines Juden durch einen anderen nicht bloß Schlüsselepisoden des Alten Testaments sondern auch den Urmord selbst evoziert, zu dessen Erbschaft die entschieden unparadiesische, zweifach gefallene Welt der *Judenbuche* gehört. Dies ist eine Welt, in welcher, wie der Erzähler euphemistisch beschreibt, »die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermaßen in Verwirrung gerathen [waren]«. ³⁶ Diese Lässigkeit wird durch die Forderung nach absoluter und unfehlbarer Vergeltung korrigiert, die die gekränkte und zornige Witwe Aarons erhebt: »Aug' um Auge, Zahn um Zahn!« ³⁷ Ihre Forderung wird erfüllt, indem ein Mensch, ob nun Johannes oder Friedrich, einer Inschrift gehorcht, deren Sprache er mit Sicherheit nicht versteht. Die Inschrift, die wortwörtlich aus Buchstaben besteht, und die nach so langer Zeit immer noch lesbar wenn auch »ausgewachsen« ist – das »lebende Wort« sozusagen – wird erst im letzten Satz der Novelle übersetzt. Dieser ist Teil eines Anhangs, der die Wahrheit des Erzählten bezeugen soll: »Dies hat sich nach allen Hauptumständen wirklich so begeben im September des Jahrs 1788. – Die hebräische Schrift an dem Baume heißt: ›Wenn du dich diesem Orte nahest, so wird es dir ergehen, wie du mir gethan hast.« ³⁸

In die Fläche des Baumes eingeritzt und an Vorbeigehende gerichtet, gehört diese Inschrift einer langen Tradition an, die auch romantische Beispiele wie William Wordsworths *Lines Left on a Seat in a Yew-Tree* (1795–1797) einschließt – einer Tradition, die mit der von Simonides verfassten Inschrift an die gefallenen Krieger des Leonidas einsetzt. ³⁹ Dieses Epigramm ist in der genauen Mitte der Schiller'schen Elegie *Der Spaziergang* eingebettet und wird dort vom Dichter folgendermaßen eingedeutscht: »Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest / Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.« ⁴⁰

Eine längere Analyse könnte dieser Gattung mehr Zeit widmen. An dieser Stelle soll es reichen, die interpellative Kraft solcher Zeilen zu isolieren, die einen Vorbeireisenden voraussetzen und ihn einladen oder ermahnen, anzuhalten, sich auszuruhen, zu reflektieren, etwas zu bemerken, sich umzuschauen, seiner Pflicht zu gedenken, usw. Auch im *Inferno* gibt es Beispiele, wie die Worte Farinatas, der beim plötzlichen Vernehmen der toskanischen Mundart seinen vorbeigehenden Landsmann anhält, oder sogar die angsteinflößende Inschrift über dem Eingang zur Hölle: »Lasciate ogne speranza, voi ch'entrate« (»Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung

³⁶ Droste-Hülshoff, *Judenbuche*, S. 483.

³⁷ Ebd., S. 515.

³⁸ Ebd., S. 528.

³⁹ Siehe Geoffrey Hartman, *The Unremarkable Wordsworth*, Minneapolis 1987.

⁴⁰ Friedrich Schiller, *Der Spaziergang*, in: ders., *Werke*, Nationalausgabe, Bd. 2/1: *Gedichte 1799–1805*, hg. von Norbert Oellers 1983, S. 314.

fahren«).⁴¹ Die Strafen, die im *Inferno* den Verdammten auferlegt werden, demonstrieren das auch von der Frau Aarons invozierte Prinzip der Vergeltung. Dieser Grundsatz – der sogenannte *contrapasso* – wird am Ende des 28. Gesangs explizit erklärt. 28 ist übrigens auch die Zahl der Jahre, die Friedrich Mergel gefehlt hat, und an der bereits zitierten Stelle, die diesen Zeitraum als »fast die Hälfte eines Menschenlebens« bezeichnet, klingt ein Echo der allerersten Zeile der *Göttlichen Komödie* auf: »Nel mezzo del cammin di nostra vita« (»Als ich auf halbem Wege stand unsers Lebens«).⁴² Das Recht der Hölle fordert nicht bloß, dass die Intensität des Leidens der Größe der Sünde entspricht, sondern, dass die Strafe, indem sie die Natur der Sünde lesbar macht, als Inschrift wirkt.

Diese verschiedenen und zunehmend gnadenlosen Ausdrücke der göttlichen Justiz entsprechen der biblischen Vergeltung, die in der *Judenbuche* dem angeblichen Täter auferlegt wird. Der Tod Mergels ähnelt in der Tat der Strafe, die der Pilger Dante im 13. Gesang beobachtet: Dies sind die Selbstmörder, welche in Bäume verwandelt worden sind, in deren Äste die Harpyien nisten. Dante bricht ein Zweiglein ab, und aus der blutenden Wunde zischen die Worte des Verdammten wie entweichende Luft.

Angesichts solcher Parallelen könnte man die These wagen, dass die *Judenbuche*, in der eine eigene Literaturgeschichte eingekapselt ist, sich den von Auerbach aufgezeichneten Entwicklungen entgegenstellt – Auerbach, für den auch die größten Werke der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert »keine Weltgeltung« besaßen.⁴³ Eine Variation dieses Themas ist neuerdings von Heinz Schlaffer aufgenommen worden, der von der »verspäteten Neuzeit« Deutschlands ausgehend den Mangel an national-literarischem Inhalt einer unzulänglichen Modernität zuschreibt. (Die ersten Sätzen der Novelle Drostes haben diese »verspätete Neuzeit« zum Thema: »Das Ländchen [...] war damals einer jener abgeschlossenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Aufsehen erregte«).⁴⁴ Als Teil seiner Analyse stellt Schlaffer das Stigma in Frage, womit die Katastrophe des Nationalsozialismus die deutsche Geschichte und Literatur belastet: »[...] die unbestreitbare Einsicht, daß nichts wirklich werden konnte, was nicht möglich war, wirft auf die ganze deutsche Geschichte den Verdacht, Vorgeschichte eines ungeheuren Verbrechens gewesen zu sein«.⁴⁵ Schlaffer spricht die schwierige Aufgabe an, diese Vorgeschichte zu verorten, obwohl schon der Begriff der Vorgeschichte das Geschichtsbewusstsein voraussetzt, dem die Nicht-Identität von Vergangenheit und Gegenwart zugrunde liegt. Auch Schlaffer sucht vergebens inner-

⁴¹ Dante Alighieri, *Inferno*, hg. von Charles S. Singleton, Princeton 1980, S. 24; ders., *Die Göttliche Komödie*, übers. von V. Philaretes (König Johann von Sachsen), Zürich 1991, S. 22.

⁴² Ebd., S. 2 (11).

⁴³ Auerbach, *Mimesis*, S. 479.

⁴⁴ Droste-Hülshoff, *Judenbuche*, S. 483.

⁴⁵ Heinz Schlaffer, *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*, München 2003, S. 8.

halb dieser Literatur der Pastorensöhne nach dem, was Auerbach den »*sachlichen Ernst*« nennt (»aus dem die Dinge selbst sprechen«),⁴⁶ der es Schriftstellern wie Balzac und ganz besonders Flaubert ermöglichte, aus einer genauen und vollen Darstellung der Gegenwart heraus das »Noch nicht« der Geschichte anzudeuten. Einen ähnlichen Mechanismus kennt man übrigens von Freud, der erklärte, wie eine Krankheit, die noch keine körperlichen Symptome gezeigt hat, in den Träumen des Krankwerdenden Spuren hinterlässt. Auch Emma Bovary lässt Spuren zurück, indem sie ihre verbissene Verzweiflung – als Inschrift – mit ihrem Tafelmesser in die Tischdecke hineinritzte. So unterschiedlich die Ansätze Freuds und Kosellecks auch sein mögen, kümmern beide sich um Formen der Pathogenese. Auch Auerbach führt die Geschichte, deren extremsten Auswirkungen er selbst entkommen war, nicht auf die Rückkehr eines Helden, sondern auf die Aufopferung eines Schuldlosen zurück. Am Schluss der *Judenbuche*, in der sich beide Traditionen überkreuzen, sträubt sich der Schutzpatron gegen das Gesetz, das dem Heimgekehrten das Leben abgewonnen hat: »Es ist nicht recht, daß der Unschuldige für den Schuldigen leide«.⁴⁷ Ausgerechnet Friedrich (oder Johannes?), der den einfachen Wunsch äußert und diesen als Grund seines Heimkommens nennt, »auf einem katholischen Kirchhofe [zu] liegen«,⁴⁸ wird »auf dem Schindanger verscharrt«.⁴⁹

George Steiner hat 1971 die These vertreten, dass das absolut Unmenschliche des 20. Jahrhunderts seinen Ursprung »im langen Frieden« des 19. habe.⁵⁰ Ähnlich wie Auerbach argumentiert er, dass Emma Bovary die erregten und unterdrückten Energien von Träumen und Wünschen verkörpert, denen das 19. Jahrhundert keinen Raum ließ.⁵¹ Dieser »lange Frieden« ähnelt jenem »gedehnt Zuständlichen« und zeigt auch an, worum es eigentlich geht, als die alte Frau in der Erzählung Hebels ihren toten Verlobten mit Worten tröstet, die der Verzeitlichung der modernen Geschichte widersprechen: »Laß dir die Zeit nicht lang werden«.⁵²

Steiner, der behauptet, dass jede neue historische Zeit sich in der Mythologie der eigenen Vergangenheit spiegelt, verortet die Katastrophe des 20. Jahrhunderts innerhalb der langen Tradition der europäischen Fantasie: »For six hundred years the imagination dwelt on the flaying, the racking, the mockery of the damned, in a place of whips and hellhounds, of ovens and stinking air«.⁵³ Die *Commedia* Dantes, so meint er, liefere ein Handbuch der Furcht und Rache, die in den Lagern verwirklicht wurden. Die »Endlösung« baute auf einem lange sich anhäufenden Hass,

⁴⁶ Auerbach, *Mimesis*, S. 457.

⁴⁷ Droste-Hülshoff, *Judenbuche*, S. 528.

⁴⁸ Ebd., S. 524.

⁴⁹ Ebd., S. 528.

⁵⁰ George Steiner, *In Bluebeard's Castle. Some Notes Towards the Redefinition of Culture*, New Haven 1971, S. 9.

⁵¹ Ebd., S. 9. Vgl. Sara Guyer, *Romanticism After Auschwitz*, Stanford 2007.

⁵² Hebel, *Unverhofftes Wiedersehen*, S. 284.

⁵³ Ebd., S. 54.

der die Reaktion war auf eine unmögliche Forderung nach Perfektion. Der moderne Terror zielte auf diejenigen, die den Monotheismus sowie auch den eifersüchtigen Gott der irdischen Utopie erschufen.

Die Seelen, die in der Hölle Dantes »ohne Hoffnung hoffen«, personifizieren das Subjekt, das sich anstrengt, einem Gott zu gefallen, dem keiner gefallen kann: »We hate most those who hold out to us a [...] visionary promise which, even though we have stretched our muscles to the utmost, we cannot reach [...], yet [...] which remains profoundly desirable.«⁵⁴

Friedrich Mergel stirbt durch eigene Hand in einer Landschaft der Hölle: Seine vermodernde Leiche wird in einer ausgehöhlten Buche gefunden, die mitten in einem Meer von Baumstümpfen am Rande eines Abhangs steht. Das öde und gesetzlose Terrain repräsentiert eine Art Ausnahmezustand, von dem die Hölle selbst das höchste Beispiel ist – ein Ort, wo die unmittelbarste Evidenz des göttlichen Willens mit der absoluten, unerträglichen Ferne Gottes übereinstimmt. Die Antipathie gegen die Juden, die in der Erzählung Drostes die damals übliche Form annimmt (»Die Juden sind alle Schelme«⁵⁵), findet ihre ontologische Begründung in der hebräischen Inschrift, die den lang leidenden Mergel in den Trichter des schlechten Gewissens hineinzieht. Der höllischen Logik gemäß, nach der die Taten sich selber bestrafen, kommt sein Körper auf den Schindanger, seine Seele in den Höllenkreis, wo Menschen Bäume werden.

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Droste-Hülshoff, *Judenbuche*, S. 489.

Magie des Ästhetischen Stifters Novelle *Granit* und die anthropologische Notwendigkeit der Literatur

PETER C. PFEIFFER (Washington, DC)

»An solchen Büchern kann man sich wärmen, wenn einen friert,
die erfüllen den einzigen wirklichen Zweck der Kunst.
Alles andere ist ungeheuer ehrenwert, aber überflüssig.«
Hugo von Hofmannsthal an Josephine von Wertheimstein, 6. Juli 1893¹

Ausgehend von der These, dass realistisches Erzählen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in dauernder Wechselwirkung sowohl mit den Wissenschaften als auch mit den Popularisierungsformen des Wissens komplexe Konstellationen einer literarischen Anthropologie entwirft, interessiert mich im Folgenden insbesondere ein Aspekt dieser Konstellationen, nämlich das darin anzutreffende intentionale Moment literarischer Auseinandersetzungen mit zeitgenössischem Wissen. Dieses intentionale Moment richtet sich offenbar darauf, die lebensweltliche Relevanz literarischen Erzählens zu bezeugen und gegenüber den konkurrierenden Medien der Überlieferung und den maßgeblichen Diskursen der Lebenswissenschaften die literarische Auslegungshoheit lebensweltlicher Sinnzusammenhänge herauszustellen. Das heißt auch, dass Literatur darin ihren Status als wertsetzende und wenn schon nicht mehr quantitativ, so doch wenigstens qualitativ dominante Form des Leitmediums Schrift im Kontext der »zweiten Leserevolution«² in einer Zeit zu entwickeln und zu bestätigen sucht, in der zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte die Massen tatsächlich ausgeprägte Lesefähigkeiten entwickeln, Lesematerial massenhaft produziert wird und das Leseverhalten sich von einem »kulturräsonierende[n]« in ein »kulturkonsumierende[s]« verwandelt.³ Es ist eine Zeit, die durch die Zunahme der »Schriftlichkeit«⁴ des Lebens im Öffentlichen und Privaten geprägt ist. In

¹ Martin E. Schmid (Hg.), *Hugo von Hofmannsthal. Brief-Chronik. Regest Ausgabe*, Bd. 1: 1874–1911, Heidelberg 2003, S. 151.

² Wolfgang R. Langenbacher, »Die Demokratisierung des Lesens in der zweiten Leserevolution«, in: Herbert G. Göpfert et al. (Hg.), *Lesen und Leben*, Frankfurt a. M. 1975, S. 12–35.

³ Reinhard Wittmann, *Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750–1880*, Tübingen 1982, S. 207; siehe auch Wittmanns *Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick*, München 1991, insbes. S. 201–270.

⁴ Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. 1, München 1990, S. 241; ähnlich S. 374.

diesem Umfeld sich grundlegend verändernder Erwartungen, Ansprüche und Reaktionen der Leser hatte sich die Literatur auf die gewandelten Umstände einzustellen.

Im Insistieren auf der Relevanz narrativ geordneter Lebensverhältnisse tut sich daher unter historischer Perspektive vor allem der ethische Anspruch der Literatur kund. Mit Blick auf die Aufnahme der realistischen Literatur in der heutigen Gegenwart gesellt sich ein weiteres Phänomen gleichbedeutend bei, nämlich das Ereignishafte der Leseerfahrung dieser Literatur, ihre ästhetische Dimension. Diesen Aspekt will ich an einem prominenten Beispiel der realistischen Literatur – Adalbert Stifters Novelle *Granit* – weiter verfolgen. In ihrer autopoetischen Konstruktion zeigt diese Novelle, wie die oben erwähnten ethischen und ästhetischen Aspekte des literarischen Textes sprachlich konfiguriert werden und dadurch einen bestimmten Erlebnisraum und eine spezifische Imagination evozieren. Es geht im Folgenden also nicht darum, Nachweise für Anbindungen des literarischen Texts an andere, historisch benachbarte Diskurse zu erbringen und diese auszulegen, wie es vielleicht eine diskursgeschichtliche Darlegung der im Text verhandelten Wissensbezüge unternehmen würde.⁵ Vielmehr will ich zeigen, wie Stifters Text auf der Priorität der ästhetischen Wahrnehmung und Weltbewältigung gegenüber der Irritation der vermeintlichen Unmittelbarkeit anderer Wissensformen beharrt. Eine solche Annäherung an den Text verneint nicht, dass er sich selbstverständlich auch außerliterarischer Diskurse der damaligen Zeit bedient, diese aufnimmt, manipuliert und in seine eigene Textur und Sprache einarbeitet. Sie vermindert auch nicht die Bedeutung eines kulturwissenschaftlichen, das Studienobjekt historisierenden und soziologisierenden Ansatzes, in dem die Fragestellung dominiert, was das Kunstwerk an kultureller Arbeit leistet und wie dies unter den gegebenen Umständen der Zeit stattfindet. Allerdings bezweifelt dieser Versuch einer Annäherung, dass sich im Nachweis und in der Bewusstmachung von diskursiven Vernetzungen und Wahrnehmungskonfigurationen, egal wie interessant und einleuchtend sie sein mögen, das Eigentliche der vom Text selbst avisierten Lektüremöglichkeiten als ästhetische Erfahrung erschließen lassen.⁶ Die entsprechende Verfehlung trifft dann jene Intention einer ethisch fundierten Hierarchisierung, die eingangs von mir angesprochen wurde.

Wenn wir uns der Novelle nähern wollen, so spielen vor diesem Hintergrund zwei Aspekte eine überragende Rolle: Erstens evoziert die Novelle, indem sie auch von einer Pestepidemie erzählt, die Boccaccio-Tradition novellistischen Erzählens, in der die traumatisch gestörte Gesellschaft durch das Geschichtenerzählen in ihrer humanen

⁵ Vgl. am Beispiel Fontanes: Stephan Braese, Anne-Kathrin Reulecke (Hg.), *Realien des Realismus. Wissenschaft – Technik – Medien in Theodor Fontanes Erzählprosa*, Berlin 2010.

⁶ Ein faszinierendes Beispiel für die Einsichten, die eine kulturwissenschaftlich ausgerichtete Studie bieten kann, bietet z. B. Richard T. Gray in seiner quasi-ökonomischen Lesart von Stifters *Bergkristall* in: *Money Matters. Economics and the German Cultural Imagination, 1770–1850*, Seattle, London 2008, S. 314–345.

Grundform wieder hergestellt wird.⁷ Die Gattung signalisiert das Ethos, selbst wenn in *Granit* signifikanterweise nicht synchron zur grassierenden Pest erzählt wird, sondern nachträglich über die Pestzeit, die zudem durch die zweifache Rahmung distanziert und damit als Gefahr für die Gemeinschaft depotenziert wird. Die Bedingungen des Erzählens bestimmen also dessen ethische Perspektiven sowohl im Inhalt als auch in der Form, in beiden Fällen wird die Bezugnahme auf einen gattungsgeschichtlichen Rahmen semantisch aufgeladen. Zugleich spielt es eine besondere Rolle, dass *Granit* die erste Erzählung in der Sammlung *Bunte Steine* ist. Durch diese prominente Stellung erhält die Novelle den Charakter einer erzählerischen Einführung in die Novellensammlung. Nach den weltanschaulichen und theoretischen Ausführungen der »Vorrede«, die sich zur Poetologie des »sanften Gesetz[es]« und ähnlichem äußert, wird hier, im ersten Text, auf eine andere, nämlich dezidiert literarische Weise aufgeklärt, heuristisch gebildet und in die Welten Stifters eingeführt. Dieser zunächst einfach scheinende Unterschied ist deswegen bedeutsam, weil er das programmatische Problem realistischer Vermittlung im Akt der Lektüre selbst erschließt. Der realistische Text stellt durch die Thematisierung seiner eigenen Grenzen aus, warum und zu welchem Ende es sinnvoll sein kann, zwischen der mimetischen und unter Umständen sogar objektiven Wiedergabe vorfindlicher Dinge und ihrer literarischen Vermittlung zu differenzieren.⁸ Erstere kann in eine Simulation umschlagen, in der jegliches Unterscheidungsvermögen verloren geht, zweite überführt im »Akt des Lesens« (Wolfgang Iser) in eine Welt, deren Sinn sich nur dann entfaltet, wenn die Voraussetzungen und Grenzen, denen sie sich verdankt, unangetastet bleiben.

Wie die vier weiteren Novellen in *Bunte Steine* basiert auch Stifters *Granit* auf einer zuvor in einem Journal veröffentlichten Novelle. Diese frühere Fassung, die Novelle *Die Pechbrenner*, wurde für die Buchpublikation grundlegend modifiziert, wobei es im Unterschied zu den anderen Bearbeitungen zu einer wesentlichen Straffung kam, der ganze Handlungsstränge zum Opfer fielen. So ist z. B. eine ausführliche Darstellung des Vater-Sohn-Konflikts in der Binnenerzählung zur Pest in *Granit* gestrichen.⁹ Dadurch sind eine Reihe der Handlungen psychologisch kaum mehr motiviert. Vielmehr werden sie als Tatsachen berichtet, deren Ereignishaftigkeit den Text auf die grundlegende Semantik von Ordnung und Störung verpflichtet. Schon die frühere Fassung *Die Pechbrenner* thematisiert die mit dieser Semantik korrespondierenden »Schwierigkeiten des Erinnerns, die Problematik des Wissens

⁷ Hugo Aust, *Realismus. Lehrbuch Germanistik*, Stuttgart, Weimar 2006, S. 216. Ausführlicher ist Brigitte Prutti, »Zwischen Ansteckung und Auslöschung. Zur Seuchenerzählung bei Stifter *Die Pechbrenner* versus *Granit*«, in: *Oxford German Studies* 37/1 (2008), S. 49–73, die auch einen Forschungsüberblick zu *Granit* bietet.

⁸ Die dadurch erzielte Berücksichtigung programmatischer realistischer Positionen liegt auf der Hand, ohne dass Stifters Text darin aufginge. Vgl. Gerhard Plumpe (Hg.), *Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung*, Stuttgart 1997, insbes. S. 9–40.

⁹ Siehe dazu Pruttis Ausführungen (»Zwischen Ansteckung und Auslöschung«), insbes. S. 50–52.

und des Vergessens«, wie Walter Hettche festhielt.¹⁰ In der Fassung *Granit* werden diese basalen Gundzüge noch verstärkt und der Text erhält einen geichsam abstrakten Charakter, indem die Rätselhaftigkeit von der Handlungsebene auf den Text selbst, auf dessen Wörtlichkeit, verschoben wird. Darin liegt eine poetologische Besonderheit der Novelle *Stifters*, denn diese Abstraktionsbewegung treibt die Eigenwilligkeiten des literarischen Textes selbst noch mehr hervor und lässt ihn auf diese Weise als Seitenstück zur »Vorrede« erscheinen. Diese begleitet er nicht kontrafaktisch, sondern gattungsmäßig, also in der Differenz von Essay und Novelle. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass es in diesem Text tatsächlich um Fragen der Literatur geht, darum, wie Literatur wirken kann und wie sich ein literarischer Text im Kontrast zum theoretischen Anspruch der »Vorrede« zu seiner eigenen Wahrheit verhält, wie Literatur Welt interpretiert, was sie bedeutet und was sie im Verhältnis zur Welt überhaupt bedeuten kann, schließlich auch darum, was über die Welt durch die Literatur in Erfahrung gebracht werden kann. Es geht also auch in *Stifters Granit* um eine Art Philosophie des In-der-Welt-Seins. Und das war bekanntermaßen ein zentrales Anliegen realistischer Autoren.¹¹

Granit ist eine »Wegerzählung«¹², die eine pädagogische Absicht verfolgt. Sie reiht sich dadurch in eine Tradition ein, an deren Anfang Texte wie Daniel Defoes Roman *Robinson Crusoe* stehen. Die modellbildende Funktion dieser Gattungscharakteristik bestätigt sich selbst noch in den vorgetäuschten didaktischen Intentionen von W.G. Sebalds Wanderbuch *Die Ringe des Saturn*, das immer wieder auf Adalbert Stifters Texte rekurriert. Verschiedentliche Bibelanspielungen in Stifters Novelle *Granit* unterstreichen die erzieherische Intention, die der Text sich zumisst. Es passt zur Ernsthaftigkeit dieser literarischen Einübung ethischer Perspektiven, dass die in der Novelle wiedergegebene Konfrontation des Knaben mit seiner erzürnten und strafenden Mutter und die darauf folgende Fußreise mit seinem Großvater *Granit* auch zu einer Initiationsgeschichte werden lassen, die als Initiationsgeschichte nicht nur die Einführung in eine neue Welt beschreibt, sondern ebenso deutlich den Bruch mit der alten Welt besiegelt. Zur Logik von »Schwellenriten« gehört diese Kopplung seit jeher; die Verbindung von Tod und Neugeburt im Bild der Reise markiert den Übergang ins Zeitalter des Erwachsenseins.¹³ Die Ablösung

¹⁰ Walter Hettche, » Fassungen des Autors und Materialien des Erzählers: Die Textzeugen zu Stifters *Granit* und *Bergmilch*«, in: *Jahrbuch des Adalbert Stifter Institutes* 4 (1997), S. 41.

¹¹ Vgl. dazu vor allem die Studien Ulf Eiseles, u. a. *Realismus und Ideologie. Zur Kritik der literarischen Theorie nach 1848 am Beispiel des Deutschen Museums*, München 1976; »Realismus-Problematik: Überlegungen zur Forschungssituation«, in: *DVjs* 51 (1977), S. 148–174; »Realismus-Theorie«, in: Horst Albert Glaser (Hg.), *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*, Bd. 7, Reinbek 1982, S. 36–46.

¹² Siehe dazu Marcel Oswald, *Das dritte Auge. Zur gegenständlichen Gestaltung der Wahrnehmung in Adalbert Stifters Wegerzählungen*, Bern u. a. 1988.

¹³ Vgl. Arnold van Gennep, *Übergangsriten (Les rites de passage)* [1909], Frankfurt a. M., New York ³2005, S. 21–24.

von der Mutter motiviert Stifters Text nicht durch das Erwachen der Sexualität, wie es zu erwarten wäre, sondern als Konfrontation mit dem Tod.¹⁴ Dieser erscheint nicht nur in der tatsächlichen Vernichtung der Menschen durch die Pest in der zweiten, vom Großvater erzählten Binnengeschichte. Jeweils markant abgestuft und herabgestimmt, gleichsam als symbolische Konfrontation, wird der Tod auch in den Handlungssträngen der beiden anderen Erzählschichten erfahren: erst in der zerstörerischen Züchtigung durch die Mutter, die den Knaben »gleichsam vernichtet« (G 27)¹⁵ und sprachlos zurücklässt – »nur gebrochene und verstümmelte Laute« (ebd.) kann er noch hervorbringen – und, auf der Ebene des Erzählers, als immer erneutes Vergessen (vgl. G 60) des erwachsenen, sich erinnernden Mannes.

Die Konzentration auf die vertrauensstiftenden Aspekte dialogischer Kommunikation findet ihre ausdrucksstarke Form in der katechetischen Befragung, in der der Großvater dem jungen Erzähler seine Lebensumwelt bezeichnen lässt. Damit will er helfen, den durch die Züchtigungsszene schockartig zerstörten Zusammenhang von Sinnhaftigkeit und Weltvertrauen zu bewältigen. Es geht hier also keineswegs darum, dem Jungen neues Wissen zugänglich zu machen oder überkommenes Wissen in einen neuen Sinnzusammenhang zu integrieren. Vielmehr wird durch die schrittweise Restituierung eines Kommunikations-, Traditions- und Bedeutungskontinuums die vertraute Faktizität der Welt bestätigt. An diesem Prozedere haben beide Partner, der Junge und sein Großvater, teil, dementsprechend gilt für beide, dass die Auseinandersetzung mit dem gleichsam posttraumatischen Lebenskontext des Jungen gelingen soll, indem die Welt ihr Sosein behält und der Rahmen jener Ordnung in Kraft bleibt, aus der der Junge verstoßen wurde. Der Junge wird, wie bereits Albrecht Koschorke festgestellt hat, einem »pädagogische[n] Programm«¹⁶ ausgesetzt, das eine »Arbeit an der Reduktion von Sprache«¹⁷ leistet, um dem traumatisierten Knaben eine »Einweisung ins Faktische«¹⁸ mit Hilfe einer bedeutungsreduzierten und konfliktvermeidenden Sprache angedeihen zu lassen. Die vom Großvater vorgenommenen Bezeichnungen werden von dem Jungen wiederholt und bestätigt, ohne dass es zu einer Auseinandersetzung über den Realitätsgehalt der Sprechakte käme. Die parataktische Bestätigung, zuweilen als rhythmisch gesättigte Wiederholung, Verdoppelung und Benennung, sucht die »absolute Landschaft«¹⁹ in einen vertrauten Raum zu übersetzen.

»Ja, Großvater«, antwortete ich, »das ist die Alpe, [...]«

¹⁴ Siehe Mathias Mayer, *Adalbert Stifter. Erzählen als Erkennen*, Stuttgart 2001, S. 121.

¹⁵ *Granit* wird zitiert nach Adalbert Stifter, *Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 2.2: *Bunte Steine. Buchfassungen*, hg. von Helmut Bergner, Stuttgart 1982 mit der Sigle »G« und Seitenzahl.

¹⁶ Albrecht Koschorke, »Das buchstabierete Panorama: Zu einer Passage in Stifters Erzählung *Granit*«, in: *Jahrbuch des Adalbert Stifter Institutes* 38 (1989), S. 3–13, hier S. 9.

¹⁷ Ebd., S. 9.

¹⁸ Vgl. Fn 11.

¹⁹ Richard Alewyn, »Eine Landschaft Eichendorffs«, in: *Euphorion* 51 (1957), S. 42–66, hier S. 56.

- »Und was ist das, das sich weiter vorwärts von der Alpe befindet?« fragte er wieder.
 »Das ist der Hüttenwald«, antwortete ich.
 »Und rechts von der Alpe und dem Hüttenwalde?«
 »Das ist der Philippgeorgsberg.«
 »Und rechts von dem Philippgeorgsberge?«
 »Das ist der Seewald, [...]«
 [...]
 »Und weiter kannst du sie nicht kennen, aber da ist noch mancher Waldrüken mit manchem Namen [...] Siehst Du die Rauchsäule dort, [...]?«
 »Ja, Großvater, ich sehe sie.«
 [...]
 »Ja, Großvater.«
 [...]
 »Ich sehe sie, Großvater.«
 [...]
 »Ich sehe sie auch, Großvater.« (G 33 f.)

Das sind die stilistischen Eigenheiten, die man bei Stifter erwartet und die sich auch in anderen Novellen der Sammlung *Bunte Steine* finden lassen, etwa in dem weithin bekannten und schon oft besprochenen »Ja, Konrad« der kleinen Susanna in *Bergkristall*. Insofern stimmt auch *Granit* die Leser auf den quasi-phänomenologischen Impetus der stifterschen Erzählungen ein, in dem sich die Bedeutung der Welt dem Subjekt der Erfahrung scheinbar öffnet und als vorgebliche Dingwelt sich den Menschen in ihrer Tatsächlichkeit zugänglich erhält.

Doch trotz dieser Bestätigung ist es durchaus verblüffend, was alles in der Novelle den pädagogischen Zielsetzungen des Großvaters entzogen bleibt. Das gilt in gleicher Weise für den personalen Erzähler, dem mittlerweile erwachsenen Knaben, dem Vieles nicht nachvollziehbar, dem Vieles verschüttet ist in der Zeit, unzugänglich nicht nur dem erzählerisch-gegenwärtigen, sondern auch dem individuell vergangenheitsorientierten, erinnernden Wissen. Ob es sich dabei um tatsächlich Verdrängungen handelt, wie Brigitte Prutti im Kontext der Vorläufer-Novelle *Die Pechbrenner* vorschlägt, sei vorerst dahingestellt.²⁰

- »niemand erinnert sich« (G 23), »was ich nicht verstand« (G 24), »Man weiß nicht, wie sie [die Pest] gekommen ist« (G 37), »Ich weiß nicht« (G 49), »wie es selber in die Brombeeren gerathen sei, wußte es nicht« (G 54), »Das Mädchen wußte gar nichts« (G 55), »sie [die Kinder, P.P] wußten nicht, wo sie hingekommen waren« (G 56), »[davon] weiß ich nichts mehr« (G 60).

²⁰ Siehe Prutti, »Zwischen Ansteckung und Auslöschung«, insbes. S. 71 f.

Das sind einige der Passagen, die das Nichtwissen artikulieren. Sie beschränken sich durchaus nicht auf den Anfang der Novelle, um im narrativen Schema von Leerstelle und Erfüllung schließlich aufgelöst zu werden. Anders etwa als im *Nachsommer* oder in der Novelle *Brigitta*, wo Stifter tatsächlich am Ende eine Auflösung von Nichtwissen und Geheimnis evoziert, wo das Wissen, wie es in *Brigitta* heißt, nicht »vor der Zeit, sondern durch die natürliche Entwicklung der Dinge«²¹ erreicht wird, durchzieht die Konstatierung von Nichtwissen Stifters *Granit* bis in den letzten Satz. In dieser Novelle zeigt sich beständig eine grundsätzliche Unwissenheit gegenüber allen Dingen. Sie kann auch nicht durch pädagogische oder erzieherische Aktivitäten überwunden werden, da die Dinge selbst sich der Möglichkeit entziehen, durch historische Reflexion, Befragung oder Erinnerung in Besitz genommen zu werden. Ihrer Struktur nach sind sie der Befragung nicht oder nicht mehr zugänglich; sie verschließen sich gegenüber Zugriffen, die mit den begrifflichen Voraussetzungen und Instrumentarien von Wissenschaften operieren, die zu dieser Zeit immer erfolgreicher wurden. In Stifters Novelle dagegen erscheint das Fragen selbst als etwas Fragwürdiges. Sein erkenntnisfördernder Nutzen unterliegt weit reichenden Beschränkungen und ist in seiner Wirkung so weit limitiert, dass diese Art des Fragens »jedes Mal wieder« (G 60), wie es heißt, vergessen wird. Auch diese Skepsis, die die Möglichkeiten von Erkenntnis durch Fragen in Zweifel zieht, kennen wir aus anderen Texten Stifters. Man könnte sie in Analogie zur Heisenberg'schen Unschärferelation verstehen, da hier durch das Fragen selbst die Qualitäten des Befragten so beeinflusst werden, dass die präzise Bestimmung aller Facetten dessen, was erkannt werden soll, prinzipiell nicht möglich ist. In Stifters *Nachsommer* etwa wird eine solche grundsätzliche Skepsis gegenüber der kommunikativen Welterschließung durch Fragen entwickelt und schon in der Novelle *Brigitta* tritt sie strukturbildend auf, so dass der Erzähler »nie fragt, so wie [er] später nicht fragte.«²²

An einem anderen Satz sei konkret verdeutlicht, was genau mit dieser Unbefragbarkeit gemeint ist. Denn an einer solchen mikrologischen Darstellung kann man erkennen, dass es sich bei diesem Phänomen eben nicht um eine sozusagen hinter dem Text sich vollziehende, durch hermeneutische Reflexion einzuholende Sinn-schicht handelt, sondern um einen prinzipiellen Vorbehalt, der sich gleichsam an der Oberfläche der Worte und in der reduzierten Wörtlichkeit des Textes ebenso gegen eine hermeneutische Reflexion wie gegen eine tatsachenorientierte Befragung sperrt.

Dazu kehren wir an den Beginn der Novelle zurück, wo die ausschlaggebende Begegnung mit dem Pechbrenner Andreas stattfindet, obwohl – ja eigentlich beinahe weil – der junge Erzähler nicht versteht, was Andreas laut in der Nachbarschaft ausruft. »In der Nähe der Häuser schrie er gewöhnlich etwas, was ich nicht verstand« (G 24), heißt es dort. Das hält freilich den Erzähler nicht davon ab, im-

²¹ Adalbert Stifter, *Brigitta*, in: ders., *Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 1.5: *Studien. Buchfassungen*, hg. von Helmut Bergner und Ulrich Dittmann, Stuttgart u. a. 1982, S. 409–475, hier S. 445.

²² Stifter, *Brigitta*, S. 439.

mer »eher auf dem Platze [zu sein] als alle Andern« (G 25). Ausschlaggebend für seine Reaktion ist nur die akustische Geste, unabhängig von der Bedeutung dessen, was Andreas ruft. Diese Ablösung von den Inhalten wird weiter entwickelt in den Geschehnissen, die zum katastrophalen Zerwürfnis mit der Mutter führen. Hier nun der angekündigte merkwürdige Satz:

»Aus Zufall hatte ich bloße Füße, wie es öfter geschah, und hatte Höschen an, die mit der Zeit zu kurz geworden waren.« (G 25; Hervorh. P.P.)

Dieser Satz hat Qualitäten, die man eher bei Heinrich von Kleist als bei Stifter erwarten würde²³, auch wenn die entobjektivierende Ich-Perspektive und die biedermeierlichen »Höschchen« schwerlich bei Kleist vorstellbar sind. Zufällig geschieht hier etwas, was öfter geschieht? Oder ist es vielmehr so, dass das Zufällige öfter geschieht? An der Wurzel des Geschehens jedenfalls liegt der Zufall, gerade das, was nicht in einen Gesamtplan integrierbar, was nicht vorhersehbar ist. Verbunden ist diese Ambivalenz aber mit der individual-historischen Veränderung, dass der Junge mit den zu kurz gewordenen Hosen auch vom sexuellen Begehren besessen ist. Der »heillose eingefleischte Sohn« (G 26), wie ihn seine Mutter schimpft, trägt das Zeichen der Schuld und des teuflischen Unheils an sich, es verkörpert sich in den pechbeschmierten Füßen, deren Schmutz von den durch die Reinigung ausgelaugten Holzbodenbrettern »sehr begierig« (ebd.), wie es in einer signifikanten Wendung heißt, aufgenommen wird. Die Arbeit an der Reinheit scheint die Schuld geradezu anzuziehen. Diese fundamentale Störung des familiären Zusammenhangs durch den Schabernack des Pechbrenners Andreas liegt der Novelle zugrunde. Sie wird in der Geschichte des Großvaters durch den Einbruch der Pest gespiegelt, die in die stabile Zeichenordnung einer Welt interveniert, in die »nie etwas Fremdes [...] hereinkömmt, bis [die Pest] kam« (G 37), wie es in einer bemerkenswerten Vermischung der Zeitformen heißt. Die im Präsens stehende Behauptung widerspricht der im Präteritum formulierten Aussage; die Grammatik stemmt sich hier gegen die Semantik. Das Insistieren auf der Integrität des Eigenen gegen das Fremde legt eine stabile Zeichenordnung nahe, während die Novelle selbst, wenigstens in der sicheren Entfernung der Binnengeschichte und in der zusätzlichen Distanzierung durch das Präteritum, doch vom Einfall des zur Erschütterung führenden Zufalls in die fragile Ordnung zu berichten weiß. Das gilt sowohl für die Pest als auch für die traumatische Erfahrung des Jungen.

²³ Man vergleiche damit etwa diesen Satz aus *Das Bettelweib von Locarno*: »Der Marchese, der, bei der Rückkehr von der Jagd, zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzusetzen pflegte, ...« Heinrich von Kleist, *Das Bettelweib von Locarno*, in: ders., *Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden*, Bd. 3, hg. von Helmut Sembdner, München 1982, S. 196. Siehe auch Monika Ritzers Aufsatz »Zufall als Notwendigkeit: Zur Realistik des Wirklichkeitsbegriffs in Stifters ›Die drei Schmiede ihres Schicksals‹«, in: *Jahrbuch des Adalbert Stifter Institutes* 1994, S. 53–64.

In der Pestzeit jedoch sind die Zeichen nicht mehr lesbar, weil die Konventionen nicht mehr stabil sind und Mitteilungen in den leeren Raum gesendet werden. Es ist »niemand da, das Zeichen verstehen zu können« (G 57) heißt es im Verlauf der Pestgeschichte, wenn vereinbarte Rauchzeichen nicht mehr entsprechend gedeutet werden können, da eine Partei – und es ist gerade die, die sich die Sinnzuweisung erdacht hatte! – weggestorben ist.

Die Rätselhaftigkeit der Zeichen gilt in einer grundsätzlichen und uneinholbaren Weise, nicht etwa nur für den außerordentlichen Zeitraum der Pestzeit. Ebenso wie die Pest selbst ein erkenntnistheoretisches Problem darstellt, von dem niemand weiß, »wie [es] gekommen ist« (G 37), ist die Welt gezeichnet von der – wie sich im Anschluss an Stifter formulieren ließe – Zufälligkeit dessen, was oftmals geschieht. Damit ist die Welt gerade nicht mehr konventionell und auf eine vorhersehbare Weise auszulegen. Anders ausgedrückt: Es handelt sich hier um eine moderne, nachparadiesische Welt, in der das, was ist, immer wieder eingeübt, durchbuchstabiert und durch Selbstanstrengung erarbeitet werden muss. Die direkte, physisch und traumatisch erforderte Gewalt, mit der der Einbruch des Zufalls den Zusammenhang von Gewohnheit und Gewissheit zerschmettert, wird in Stifters Novelle *Granit* als symbolischer Tod inszeniert. In der fassungslosen Züchtigungsorgie der Mutter vollstreckt sich die Logik dieser symbolischen Ordnung ebenso wie in der Binnengeschichte selbst, in der die Pest schonungslos über die menschliche Welt hereinbricht. Doch der Text stemmt sich dagegen, daraus Schlüsse zu ziehen, deren Totalität das Erzählen selbst fragwürdig werden ließe. Analog zu der im Präsens formulierten Behauptung, dass nichts Fremdes in die Welt »hereinkömmt«, versucht er, in wie brüchiger Form auch immer, den verletzlichen und verletzten Zusammenhängen zum Trotz nach Möglichkeiten erzählerischer Heilung zu fahnden. Es geht in *Granit* also durchaus nicht vor allem um die »Kontingenz der Welt«, sondern vielmehr um die Möglichkeit, die erfahrene Initiation in die Grundsätzlichkeit der Abwesenheit von Sinn und die Unlesbarkeit der Zeichen erzählerisch zu umfrieden. Es geht darum, einen Modus zu finden, der einem zeigt, wie das Dasein in der Welt, das »Entsetzliche und Zugrunderichtende«²⁴ ge-, er-, über- und vielleicht auch niedergelebt werden kann.²⁵

Die Modernität Stifters erweist sich dadurch auf eine denkbar gewaltsame Weise, indem die Arbeit der Entschreckung vom betroffenen Individuum selbst geleistet werden muss; sie hat die Form einer Entschuldung der eigenen Existenz, die sich die Übertretung einer Grenze zuschulden kommen ließ. Dieser Vorgang ist in *Granit* sowohl mit der didaktischen Intention als auch mit dem Handlungsbogen selbst verzahnt – mit der Restituierung des verstörten Enkels durch den Großvater, der gerade in seinem Beharren auf katechetischen Formen in der Rückgewinnung

²⁴ Adalbert Stifter, *Die Mappe meines Urgroßvaters, Schilderungen, Briefe*, München 1986, S. 604 (zweimal), ähnlich auch S. 602.

²⁵ Dazu ausführlich die im Titel *Granit* zitierende Biographie von Wolfgang Matz, *Adalbert Stifter oder Diese fürchterliche Wendung der Dinge*, München 1995.

der panoramatischen Landschaft stilbildend wirkt. Der schrittweise erneuernden Einführung in die Zeichenwelt oder besser: in die Zeichen der Welt und die Welt der Zeichen,²⁶ geht eine symbolische Entschuldung voraus, in der die sorgsam gezogene Trennlinie zwischen der zerstörten Welt des Knaben und der neuen, noch in der Durchbuchstabierung des Panoramas aufzubauenden Welt einfacher Gewissheiten in einer christlichen Szene erscheint. Der Großvater wäscht dem Jungen die Füße:

[Er] goß warmes Wasser in die Schüssel, stellte meine Füße hinein, und wusch sie so lange mit Seife und Wasser, bis ein großer weiß und braungefleckter Schaumberg auf der Schüssel stand, die Wagenschmiere, weil sie noch frisch war, ganz weggegangen, und keine Spur mehr von Pech auf der Haut zu erblicken war. Dann troknete er mit den Tüchern die Füße ab, und fragte: »Ist es nun gut?« (G 28)

Diese traditionelle Form der Entschuldung durch eine rituelle Waschung wird in *Granit* jedoch nicht einfach als Zitat des Lebens Jesu gebraucht, sondern mit einem dinggeschichtlichen Motiv verbunden und erweitert, dem Waschgefäß, der grün-glasierten Schüssel. Die Mutter insistiert am Ende der Geschichte darauf, dass sie die Schüssel »aus Ekel« (G 59) nicht mehr verwenden könne, weil die abstoßende Wagenschmiere weiter an der Schüssel haften, obgleich sie nicht mehr sichtbar sei. Das Reinigungsritual erscheint aus dieser Perspektive weniger als Waschung denn als Übertragung der Schuld auf ein Objekt. Dieser Akt der Verdinglichung eines Schuldzusammenhangs wird vom Großvater ausdrücklich thematisiert, wenn er auf die Übertragung der angsteinjagenden Situation und die Befreiung des Knaben Bezug nimmt. Er schlägt deshalb zur Vollendung des Übertragungszaubers vor, dass man die Schüssel einfach zerbrechen solle, »daß sie nicht einmal aus Unachtsamkeit doch genommen wird, und [wir] kaufen eine neue; es ist doch besser, als wenn der Schelm länger in der Angst geblieben wäre.« (ebd.) In der Zerstörung des Objekts, das als symbolischer Sündenbock die vorangegangene Verletzung von Reinheitsgeboten in sich aufnimmt, wird die Schuld endgültig gelöscht.²⁷

An dieser Stelle ist ein vergleichender Rückgriff auf Heinrich von Kleist hilfreich, um die Eigentümlichkeit dieser Denkfigur in Stifters Text noch näher zu bestimmen. In Kleists gleichnamiger Komödie steht der zerbrochene Krug metonymisch für die unrettbar zerbrochene Einheit und unwiederbringliche Unschuld der Welt. Ihm wird niemals durch weltliche Rechtsprechung »sein Recht geschehn«²⁸,

²⁶ Vgl. dazu auch Christian Begemann, *Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren*, Stuttgart, Weimar 1995, S. 9–94 und S. 310–316.

²⁷ Vielleicht hat Stifter hier einen Urgrund des modernen Konsums aufgedeckt, der seine innere Triebkraft in der Entschreckung und Entschuldung der Welt findet.

²⁸ Heinrich von Kleist, *Der zerbrochene Krug*, in: ders., *Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden*, Bd. 1, S. 175–244, hier S. 244.

auch wenn Frau Marthe am Ende in komischer Verknennung noch immer darauf besteht und dem Gerichtstag in Husum entgegensieht.

Ganz anders bei Stifter. Das Zerschlagen der Schüssel ermöglicht allererst eine Entschuldung, da mit diesem Zerschlagen der Makel der Befleckung der historischen Welt – und das heißt hier auch, dem sinnfälligen Lebens- und Gebrauchszusammenhang – entzogen wird. Mit dem Zerschlagen der Schüssel wird die Welt als familiär geordneter Lebenszusammenhang für den Jungen in einem letzten, die Erzählungen schließenden Reinigungsritual, das auf dem symbolischen Ausagieren zerstörerischer Gewalt beruht, wieder hergestellt. Durch das Zerschlagen der Schüssel wird die Ordnung der Welt wieder heil.

Damit ist der Beziehungsreichtum des Motivs aber nicht erschöpft, denn die grün glasierte Schüssel unterhält innerhalb des semantischen Netzes, das Stifter in seiner Novelle *Granit* aufspannt, weitere Sinnbezüge. Im Gegenstandsensemble der Novelle ist die Schüssel durch das Merkmal ihrer Glasur mit der am Anfang des Textes erwähnten Granitbank verbunden, die vom vielen Sitzen »so fein und glatt geworden ist, als wäre sie mit der kunstreichsten Glasur überzogen« (G 23). Diese Verbindung macht die Granitbank, die bereits Gegenstand vieler divergierender Interpretationen wurde, vor allem zu einem entschuldigenden Objekt; sie funktioniert wie die Schüssel und wird auf diese Weise zu einem eigentümlichen metonymischen Ding. Im Gegensatz zu der Schüssel muss sie freilich nicht zerbrochen werden, um ihre Entschuldungsleistung erbringen zu können. Sie bewahrt gerade nicht »die Spuren der Generationen«²⁹ in ihrer eigenen Zeitlosigkeit auf, wie Uwe-K. Ketelsen es einmal formulierte. Die Gebrauchsspuren verschwinden vielmehr im Gebrauch der Generationen, weil dieser dazu führt, dass die Bank eine spurlose, spiegelglatte, wie glasierte Oberfläche erhält. Wenn an dieser Stelle eine paradoxe Formulierung erlaubt ist: Die Spuren der Generationen, die Gewalt der geschichtlichen Welt, potenzieren sich in der Bank zur Spurlosigkeit. Die unversehrte Steinbank ist einerseits Teil der geschichtlichen Welt, Zeuge und Teil des Geschehens, wobei ihr Ursprung menschlicher Erinnerung unzugänglich ist. Andererseits ist sie der geschichtlichen Welt zunehmend entrückt gerade durch den Gebrauch, der sie aussehen lässt, »als sei sie mit der kunstreichsten Glasur« überzogen. Sie verbleibt als ästhetisches Objekt in der Gegenwart der Generationen. Diesen Status erhält sie aus der Teilhabe an der geschichtlichen Welt. Anders als im Fall der Schüssel ist es nicht nötig, sie zu zerbrechen, um die Schuld der Geschichte, also der nachparadiesischen Welt zu tilgen. Anders auch als die Sandsteinplatten, auf denen sie steht und die schon ganz ausgetreten sind, »mit tiefen Löchern von den herabfallenden Tropfen« (G 23) der Dachtraufe, ist sie den Erosionen durch die Zeit zwar auch ausgesetzt,

²⁹ Uwe-K. Ketelsen, »Geschichtliches Bewußtsein als literarische Struktur. Zu Stifters Erzählung aus der Revolutionszeit *Granit* (1848/52)«, in: *Euphorion* 64 (1970), S. 306–325, hier S. 310. Siehe auch Edward R. McDonald, »The Family's Legacy of Values as a Redemptive Rock of Ages in Stifter's ›Granit‹«, in: *Modern Language Studies* 24/2 (1994), S. 75–98, insbes. S. 76 f.

doch Benutzung und Gebrauch kommen paradoxerweise nicht in den Spuren der Zerstörung zum Ausdruck, sondern dadurch, dass die Bank immer kunstgesättigter wird und sich dadurch der Zeitlichkeit sukzessive enthebt. Stifter benutzt ausdrücklich den Superlativ »kunstreichsten«, um die vom Gebrauch blankpolierte Oberfläche zu beschreiben. Als metonymisches Zeichen der Kunst und insbesondere auch der Literatur zeigt Stifters Granitbank, wie sich das Kunstwerk der historischen Kontingenz nicht entzieht, sondern sie gerade, indem es ihr ausgesetzt ist, erfahrbar werden lässt im ästhetischen Objekt. Ja, es ist ganz eigentlich diese inhaltlich-körperliche, beinahe möchte man sagen: materiale Qualität, die den Wert der Kunst und spezieller noch der Literatur in der Zeit begründet. Denn es ist eine Funktion ihres In-der-Welt-Seins, ihrer tatsächlichen Dinglichkeit in der historischen Welt, durch die sie zu diesem »kunstreichst« generierten Objekt wird, dessen schöne Oberfläche sie zugleich den Zumutungen der Historizität entzieht. Daher wird hier auch nicht im Gestus eines bloßen Konservatismus der Wiederherstellung eines *status quo ante* das Wort geredet, sondern die geschichtliche Welt wird gerade in ihren traumatischsten Seiten angenommen. Die darin sichtbare Paradoxie ist nicht einholbar im nachvollziehend-interpretatorischen Verstehen, nicht einholbar in der historischen Entwicklung, sie wird zum integralen Bestandteil des Erzählens. Diese gleichsam anthropologische Funktion des Durchbuchstabierens dessen, was trotz allem (und wegen allem) ist, wird der Kunst zugeordnet; sinnlich erfahrbar ist es in der Ereignishaftigkeit von Literatur. Diese selbst entbindet den Menschen vom Druck des Fragenmüssens um des Verstehens willen. Sie zeigt »das Entsetzliche und Zugrunderichtende«, dessen Spuren sich in ihr tilgen. Gerade dieses Paradox muss sich der Erzähler am Ende eingestehen, wenn er »nichts mehr« (G 60) weiß davon, wie die »Pechspuren, die alles einleiteten« (ebd.), weggegangen sind. Das ist nicht traumatische Erinnerungsverweigerung, sondern einfaches Vergessen. Gerade so, wie eine Pfeife manchmal eben nur eine Pfeife ist. Die Spuren sind, nicht einmal in der Erinnerung Spuren hinterlassend, spurlos verschwunden, ob im Zerbrechen der Schüssel, in der blankgebrauchten Bank oder in der verlöschten Erinnerung des Erzählers. Was der Erzähler jedoch weiß, ist »die ganze Geschichte des Großvaters« (62), jenes Märchen der Rettung aus der Pestzeit. Und obgleich er sich immer wieder vornimmt, die Mutter zu fragen, wie die Pechspuren entfernt wurden, vergisst er es immer wieder. Und die Novelle selbst macht durch die Pestgeschichte deutlich, dass die Entschuldung in ihr selbst als Märchen stattfindet, das sich in der literarischen Form verwirklicht, nicht in der Wirklichkeit.

So errettet Stifter die historische Wirklichkeit in der ästhetischen Form – und setzt in der ersten Novelle seines Bandes *Bunte Steine* mit ihr ein Zeichen für das Verständnis der folgenden Erzählungen, ja von Literatur in diesem emphatischen Sinne überhaupt.

Stifter selbst wäre über eine solche Interpretation vielleicht erschrocken und hätte, wie er es immer wieder tat, darauf bestanden, dass es ihm in ernsthafter und ernstzunehmender Weise darum gehe, die »wirklichste Wirklichkeit«, wie er es ge-

legentlich nannte, in der Literatur erscheinen zu lassen.³⁰ Dass die Welt in seinen Texten aber vor allem als ein eigenständiges ästhetisches Phänomen durch die »Wörtlichkeit seiner Wörter«³¹ gerechtfertigt erscheint, darauf hat die ästhetizistisch ausgerichtete Stifter-Rezeption seit seinem Verehrer Friedrich Nietzsche immer wieder hingewiesen. Diese Sicht hebt allerdings nur die eine Seite Stifters hervor und bleibt damit ebenso befangen in ihren eigenen Vorentwürfen wie Stifter und seine Apologeten in den quasi-realistischen oder fundamental ontologischen.

Die Steinbank in *Granit* zeigt jedoch, so möchte ich hier noch einmal und ausdrücklich vorschlagen, dass weder der eine noch der andere Zugriff ganz passt, dass es hier Literatur weder als jene realistische Literatur gibt, die vorgeblich wahrheitsgemäße, strukturell von der außerliterarischen Wirklichkeit bestimmte Abspiegelung von Welt ist, noch um eine, die sich in ästhetizistischer Überhöhung abtrennt von allem Lebensbezug und nur als ästhetisches Phänomen, als reines Spiel der Zeichen noch zu rechtfertigen ist. Es ist gerade der historische Handlungszusammenhang, der aus den Dingen ästhetische Dinge macht und sie dadurch individuell situiert, einzigartig entschuldet und errettet und als Literatur überliefert. Stifter wird es im *Nachsommer* die »Thatsachen, die wichtig sind«,³² nennen, also das, was menschliches Handeln und ontologische Gegebenheit in der Lebenswelt zusammenführt. Dies alles geschieht in einer Sprache, in welcher, wie es einige Jahrzehnte später Hofmannsthals Lord Chandos formulieren wird, »die stummen Dinge zu mir sprechen.«³³

³⁰ So etwa in Adalbert Stifter, *Der Nachsommer*, in: ders., *Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 4.1, hg. von Wolfgang Frühwald und Walter Hettche, Stuttgart 1997, S. 197, sowie in Adalbert Stifter, *Nachkommenschaften*, in: ders., *Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 3.2: *Erzählungen*, 2. Bd., hg. von Johannes John und Sibylle von Steinsdorff, Stuttgart 2005, S. 65.

³¹ Koschorke, »Das buchstabierte Panorama«, S. 13.

³² Adalbert Stifter, *Der Nachsommer*, S. 160.

³³ Hugo von Hofmannsthal, »Ein Brief«, in: ders., *Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Prosa II*, hg. von Herbert Steiner, Frankfurt a. M. 1976, S. 7–20, hier S. 20.

Das realistische Opfer Ethnologisches Wissen und das gesellschaftliche Imaginäre in der Poetologie Fontanes

RUDOLF HELMSTETTER (Erfurt)

»It may be long and laborious, but may possess something
of the interest and charm of a voyage of discovery ...«
James Frazer, *The Golden Bough*

»Rund heraus, wir schwelgen in einem unausgesetzten Götzen- und Opferdienst.«
Fontane, *Cécile*

»... das Opfer, das er der Gesellschaft brachte ...«
Fontane, *Meine Kinderjahre*

»Das Opfer ist ein Roman, ist ein Märchen, auf blutige Weise illustriert«
Georges Bataille, *Der heilige Eros*

I.

»Mehr als Weisheit aller Weisen / Galt mir reisen, reisen, reisen« – mit diesen Versen Fontanes¹ lässt sich ein Bezug zum thematischen Horizont »Magie der Geschichten. Schreiben, Forschen und Reisen« leicht herstellen. Der folgende Beitrag befasst sich jedoch nicht mit Fontanes eigenen Reisen und »Wanderungen«, sondern versucht, Fontane mit der »Weisheit« der ethnologischen, sozialanthropologischen und völkerkundlichen »Weisen« seiner Zeit in einen wissens- und reflexionsgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Fontane ist im besten Sinne ein *armchair*-Ethnologe. Er ist zwar viel gereist, zumindest innerhalb Mitteleuropas und Großbritanniens, er hat über seine Reisen Bücher geschrieben – darunter vier Bände »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« – und mit seinem Feuilleton »Modernes Reisen« auch eine der ersten Beobachtungen des aufkommenden Tourismus vorgelegt, aber er war kein Forschungsreisender im engeren Sinn.

¹ Aus dem Gedicht *Meine Reiselust* (1895), hier zitiert nach Theodor Fontane, *Mehr als Weisheit aller Weisen / Galt mir reisen, reisen, reisen. Bilder, Briefe und Gedichte von Spaziergängen und Weltfahrten*, hg. u. moderiert von Gotthard Erler, Leipzig 2008.

Bei einer Betrachtung von Fontanes Reisen und Reisebüchern im zeitgenössischen Kontext ethnographischer und archäologischer Forschungs-, Entdeckungs- und Erkundungsreisen sowie touristisch mobilisierter Bildungs-, Besichtigungs- und Erholungsreisen würde sich ein differenziertes Nebeneinander unterschiedlicher ›Kulturen‹, Funktionen und Praktiken des Reisens abzeichnen. Damit würden die Fragen aufgeworfen, wo innerhalb des eigenen Kulturkreises das ›Eigene‹ aufhört und das ›Fremde‹ beginnt, und inwiefern sich in diesem Zusammenhang schon eine Ethnologie der eigenen Kultur abzeichnet. Ethnologie ist dabei in einem sehr weiten Sinn zu verstehen, im Sinn eines systematischen fremden Blicks auf das ›Eigene‹, einer verfremdenden Beobachtung des Vertrauten und selbstverständlich Erscheinenden. Ein unspektakuläres Beispiel für einen solchen Wechsel der Perspektive findet sich in einem kleinen Erzähltext Fontanes, in dem Europa als Objekt eines fremden Blicks erscheint – und als Ziel des außereuropäischen Tourismus:

Unser altes Europa hat den Charakter einer Reisesehenswürdigkeit angenommen, wie Troja, wie Mykenä, wie die Pyramiden, und man bewundert, von Station zu Station, alte Schlösser und alte Kirchen, alte Waffen und alte Bilder... Deutschland, Italien, das alles ist den Leuten drüben ein bloßer Ausstellungspark geworden, eine Kunst-kammer, ein archäologisches Museum.²

Einer solchen Reflexivität – mit der Fontanes Texte immer wieder überraschen – eignet eine epistemologische Qualität: Zumindest punktuell fungiert das ›Eigene‹ nicht als selbstverständlicher Blickpunkt, und das Koordinatensystem der Beobachtung wird selbst Gegenstand der Beobachtung. Diese latente epistemologische Dimension steht zumindest in manchen von Fontanes Texten in vermittelter Beziehung zu deren Poetologie. Das Wissen der Poetologie perspektiviert auch die folgende Spurensuche, die Bezügen Fontanes zur Ethnologie und zum »völkerkundlichen« und kulturtheoretischen Wissen seiner Zeit nachgeht: Dabei geht es um den thematischen Komplex »Opfer« als ein Paradigma für das Konzept der »Überlebenssel«, dem in der Ethnologie/Kulturtheorie des 19. Jahrhundert eine Schlüsselrolle zukommt.

In Fontanes Erzählwerk wird viel gereist, aber doch nur in Form von Erholungs-, Vergnügungs-, Hochzeits- und Bildungsreisen. Forschungsreisen unternehmen seine Figuren in der Regel nicht. Eine Ausnahme findet sich in einem weniger bekannten und kaum beachteten Text, einer Skizze von zehn Seiten, die Fragment geblieben, aber 1893 immerhin in der *Deutschen Rundschau* erschienen ist und von Fontane 1894 in die Textsammlung *Von, vor und nach der Reise. Plaudereien und kleine Geschichten* aufgenommen wurde: *Professor Lezius oder wieder daheim*. Dieser Professor Lezius ist Forscher und Forschungsreisender, er sucht »nach einer Brücke

² Theodor Fontane, »Im Coupé« [1888], in: ders., *Allerlei Glück. Plaudereien, Skizzen und Unvollendetes*, ausgew. u. hg. von Otto Drude, Frankfurt a. M. 1982, S. 38 f.

von *Gentiana pannonica* und *Gentiana asclepiadea*, zwischen welchen beiden eine noch unentdeckte Spezies liegen musste«. Professor Lezius ist »einerseits [mit dem] Niederschreiben seiner Manuskripte, andererseits [mit] wissenschaftlichen Wanderungen« beschäftigt.

Auf diesen abwechselnd in die Karpathen und die Sudeten gehenden Studienreisen war er monatelang einsam und hatte während dieser Einsamkeitstage keinen andern geistigen Zuspruch als den, den ihm Bastians Werke gewährten, von denen er immer den einen oder andern Band mit sich führte.³

Mit Bastian dürfte Adolf Bastian gemeint sein, einer der großen ethnographischen Reisenden und einer der bedeutendsten deutschen Ethnologen des 19. Jahrhunderts. Bastian war auch Inhaber des ersten Lehrstuhls für Ethnologie und gründete 1868 das Berliner Museum für Völkerkunde.⁴ Hätte Professor Lezius sämtliche Werke Bastians mit sich geführt, so wären das im Jahre 1893 bereits um die 30 gewesen (bis zu seinem Tod waren es dann über 80 Bücher und etwa 300 Aufsätze). Man weiß nicht, was genau und wie viel Fontane selbst von Bastian gelesen hat, aber sein Fragment führt mitten hinein in die ethnologische Szene des Kaiserreichs:

Virchow, soviel hab' ich im »Boten aus dem Riesengebirge« gelesen, soll ja wieder allerhand Schädel ausgemessen haben, noch dazu Zwergenschädel aus Afrika ... Ja, das muß wahr sein, daß ich die Anthropologische habe, das ist doch 'was. Das hilft einem ein gut Stück weiter.⁵

»Die Anthropologische«, das dürfte die Berliner »Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte« sein, ihr Organ war die 1869 von Bastian gegründete *Zeitschrift für Ethnologie und ihre Hilfswissenschaften als Lehre vom Menschen in seinen Beziehungen zur Natur und Geschichte*.⁶

³ Fontane, *Allerlei Glück*, S. 96. Eine weitere Ausnahme in: *Frau Jenny Treibel oder Wo sich Herz zum Herzen findet*. Hier spekuliert Willibald Schmidt darüber, dass sein künftiger Schwiegersohn, der Archäologe Marcel Wedderkopp, eine Reise nach Mykenä und Tiryns unternehmen werde (in: *Werke, Briefe und Schriften*, Bd. 16, hg. von Helmut Nürnberger, Frankfurt a. M. 1975, S. 173).

⁴ Vgl. Manfred Gothsch, *Die deutsche Völkerkunde und ihr Verhältnis zum Kolonialismus. Ein Beitrag zur kolonialideologischen und kolonialpraktischen Bedeutung der deutschen Völkerkunde in der Zeit von 1870 bis 1975*, Baden Baden 1983, S. 5–69; Thomas Hauschild, »Kultureller Relativismus und anthropologische Nationen. Der Fall der deutschen Völkerkunde«, in: Aleida Assmann, Ulrich Gaier, Ursula Trommsdorff (Hg.), *Positionen der Kulturanthropologie*, Frankfurt a. M. 2004, S. 121–147; Klaus-Peter Köpping, *Adolf Bastian and the psychic unity of mankind. The foundations of anthropology in Nineteenth Century Germany*, Brisbane 1983.

⁵ Vorabdruck in: *Deutsche Rundschau* 76 (1893). Vgl. Fontane, *Allerlei Glück*, S. 113: »Brose ist heut in der Geographischen.«

⁶ Mitherausgeber waren R. Hartmann und zeitweise auch Rudolf Virchow; sie hat sich fast ein halbes Jahrhundert (bis 1914) gehalten. Dass Virchow wieder »allerhand Schädel« ausgemessen hat, könnte

Professor Lezius oder wieder daheim hätte ein Roman der Ethnologie werden können, auch wenn die »wissenschaftlichen Wanderungen« und »Studienreisen« des Protagonisten nur »in die Karpathen und die Sudeten« gehen – aber Ethnologie hängt ja nicht am »exotischen« Schauplatz oder Objekt. Und Lezius' Interesse an Zwergenschädelmessungen und botanischen Zwischengliedern schließt Aufmerksamkeit auf Fragen der Darstellung und der Schreibweise nicht aus: »Sein [Bastians, R.H.] Stil«, soviel gab er zu, »ist nicht immer »leichtverständlich« – das kann schließlich jeder; Leichtverständlichkeit ist Kellnersache.« Professor Lezius' Gespür für Lücken und Brücken zwischen botanischen »Spezies«, gepaart mit einem Gespür für »Stil«, hätte seinen Autor womöglich auf »eine noch unentdeckte Spezies« zwischen ethnologisch-ethnographischer und literarisch-romanesker Darstellung gebracht.

Eine Kollateralerkenntnis der ethnologischen Forschung des 19. Jahrhunderts ist, dass das Exotische auch »daheim«, im vermeintlich Vertrauten, das Fremde auch im Eigenen, das »Archaische« auch in der Gegenwart zu finden ist; auch der heimische Kulturkreis birgt Unheimliches, Fremdes, Unvertrautes. Die Ethnologie beginnt einen Begriff von Kultur zu entwickeln, in dessen Folge der Gegensatz von Kultur- und Naturvölkern sich auflöst und an seine Stelle eine Skala gradueller Unterschiede tritt.⁷ Der Untertitel von Bastians Buch *Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit* (Berlin 1868) annonciert: *Prolegomena zu einer Ethnologie der Kulturvölker*. Zu einer Ethnologie der Kulturvölker kommt es in Fontanes Fragment nicht, Professor Lezius legt nur eine aufschlussreiche Spur, denn man weiß sehr wenig darüber, wie Fontane das Geschehen in der zeitgenössischen Wissenschaft verfolgt und beachtet hat.⁸ Immerhin, schon in den Notizen zu dem nie ausgeführten Romanprojekt *Allerlei Glück*, dessen Hauptfigur Prof. Brose als Gelehrter konzipiert war, ist zu lesen: »[...] Als sie wieder zu Hause sind, dreht sich das Gespräch um diese Dinge; Brose wird sehr lebhaft und proponiert eine Erforschungs-Reise ins Innere Afrikas, bietet auch die Mittel dazu an. / Barth u. Overweg; Bastian und die andern. / Der Neffe lehnt ab.«⁹ Der Neffe lehnt ab, weil er »Philologie« studieren will.

Dabei wäre aber Philologie gar nicht die schlechteste Grundlage für Ethnologie, und wie eng die Beziehung zwischen den Disziplinen sein kann, zeigt schon der Titel der *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* an, die 1860 von Hey-

Professor Lezius auch in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in der *Zeitschrift für Ethnologie* 1 (1871), S. 33–42 gelesen haben.

⁷ »Kultur- und Naturvölker sind nicht durch scharfe Grenzen getrennt, auch dann nicht, wenn wir zwischen beide noch die Halbkulturvölker einschieben«, Heinrich Schurtz, *Katechismus der Völkerkunde*, Leipzig 1893, S. 26 f.

⁸ Der vorliegende Beitrag kann dazu nur einige Hinweise geben und lediglich einige der »völkerkundlichen« Kontexte skizzieren, um zu verdeutlichen, dass das, was bei Fontane als proto-ethnologische oder sozialanthropologische Reflexion erscheint, im Denkraum seiner Epoche präsent war.

⁹ Fontane, *Allerlei Glück*, S. 110.

mann Steinthal und Moritz Lazarus begründet wurde (beide Herausgeber waren auch Philologen).¹⁰ Lange nach *Allerlei Glück* aber, und im unmittelbaren zeitlichen Kontext von *Professor Lezius*, in den Jahren 1893–1894, schreibt Fontane *Effi Briest*, einen Roman, den man – auch wenn darin kein Forschungsreisender, Völkerkundler oder Kulturwissenschaftler vorkommt – als ›ethnologischen‹ lesen kann, als ›Forschungsreise‹ ins Innere Deutschlands, als literarische Ethnologie der eigenen Kultur.¹¹ Dafür ist es nicht entscheidend, ob Fontane die *Prolegomena zu einer Ethnologie der Culturvölker*, andere Schriften von Bastian oder zumindest Bastian'sche Gedanken oder Thesen gekannt hat – etwa das Konzept der menschheitlichen oder gesellschaftlichen, in geographisch spezifizierten »Völkergedanken« sich ausprägenden »Elementargedanken«, oder die ethnologische Reduktion des Individuums auf die Gedanken oder das Denken der Gesellschaft, die Betrachtung der Kultur als das Apriori des Individuellen: »Für die Ethnologie ist der Mensch nicht mehr der individuelle Anthropos, sondern jenes Zoon politicon, das den Gesellschaftszustand als nothwendige Vorbedingung seiner Existenz fordert.«¹² – »Als das Primaire ergibt sich also der Gedanke der Gesellschaft, der Gesellschaftsgedanke, und erst aus ihm, durch spätere Analyse, wird der Gedanke des Einzelnen zu gewinnen sein.«¹³ – »In dem Studium des Menschen als Gesellschaftswesen in der Gesamtmenge der Variationen, unter welchen er auf dem Globus erscheint, hat die Ethnologie ihre Stützen in der Anthropologie zu nehmen.«¹⁴

¹⁰ Vgl. James Whitman, »From Philology to Anthropology in Mid-Nineteenth-Century Germany«, in: George W. Stocking (Hg.), *Functionalism historicized*, Madison (WI) 1984, S. 214–229. »Philologisch« ist es auch, wenn Bastian die »archäologischen Museen« als »Ergänzungen [...] für das aus den Texten aufgebaute Wissen« bezeichnet. »Bei den Naturvölkern [...] bilden die Museen selbst die Texte«, Adolf Bastian, *Allgemeine Grundzüge der Ethnologie*, Berlin 1884, S. X.

¹¹ Das Romanerzählen lässt sich als narratives Äquivalent zum »methodologischen Individualismus« betrachten: »daß gesellschaftliche Phänomene nur über individuelle Tatsachen, d.h. also über das Handeln oder die Passionen von Individuen erklärt werden können. Der methodologische Individualismus ist zu unterscheiden vom methodischen Individualismus in der Ethnologie, Soziologie und Sozialpsychologie, bei dem das Individuum als Untersuchungseinheit betrachtet wird, ohne daß gesellschaftliche Tatsachen dabei notwendig auf individuelle Sachverhalte zurückgeführt werden.« Karin Knorr, »Anthropologie und Ethnomethodologie: Eine theoretische und methodische Herausforderung«, in: Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, Justin Stagl (Hg.), *Grundfragen der Ethnologie. Beiträge zur gegenwärtigen Theorie-Diskussion*, Berlin 1981, S. 108.

¹² Adolf Bastian, *Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen*, Berlin 1881, S. 172.

¹³ Adolf Bastian, *Die Vorgeschichte der Ethnologie*, Berlin 1881, S. 83.

¹⁴ Adolf Bastian, *Allgemeine Grundzüge der Ethnologie. Prolegomena zur Begründung einer naturwissenschaftlichen Psychologie auf dem Material des Völkergedankens*, Berlin 1884, S. XVI. In diesem Zusammenhang sind nicht Bastians Forschungsreisen und seine gewaltigen »Materialerhebungen« relevant, sondern die »socialpsychologischen« und kulturtheoretischen (oder sozialanthropologischen) Folgerungen und Perspektiven. Zuletzt hat Hartmut Böhme auf Bastians Ansätze zu einer Kritik an eurozentrischen Kategorien und einer Selbstreflexion der Ethnologie hingewiesen, vgl. Hartmut Böhme, *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*, Reinbek 2006, S. 224 f. Die affektiv-epistemologischen Schwierigkeiten einer solchen europäischen Selbstkritik werden deutlich in folgender For-

Es ist nicht entscheidend, ob der Autor von *Professor Lezius* das Fachwissen und die Lektüren seines Protagonisten selbst kannte.¹⁵ Mit solchen Gedanken und überhaupt ethnologischen Überlegungen hätte Fontane auch aus erster Hand bekannt werden können, etwa durch Gespräche mit seinem langjährigen Bekannten Moritz Lazarus oder durch dessen Schriften, etwa den Aufsatz »Ueber das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit«, erschienen 1862 im 2. Heft der *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft*. Darin heißt es: »nicht aus den Einzelnen als solchen besteht die Gesellschaft, sondern in der Gesellschaft und aus ihr bestehen die Einzelnen«.¹⁶

Die *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* hat Forschungen zu Völkerkunde und Ethnographie, Philologie und Sprachwissenschaft, Religionsgeschichte, Psychologie und Soziologie nicht nur versammelt, sondern auch versucht, die Diversität der beteiligten Disziplinen kulturtheoretisch zu umspannen. Hinter dem altfränkisch anmutenden Titel »Völkerpsychologie« verbirgt sich ein anspruchsvolles und unterschwellig auch sehr wirkungsmächtiges Konzept von Kulturwissenschaft.¹⁷ Lange Zeit fast vergessen, hat es doch über Simmel, der bei Steinthal und Lazarus studiert hat¹⁸, auf die Soziologie, über Franz Boas auf die Ethnologie und die

mulierung Bastians aus seinen Fetischstudien: »der afrikanische Fetischismus« stelle zwar »die roheste Auffassung der Religion« dar, aber »roher noch dürfte fast [...] die europäische [...] erscheinen«, zitiert nach Böhme, *Fetischismus und Kultur*, S. 225.

¹⁵ In Fontanes Tagebüchern findet sich kein Eintrag zu Bastian. Nur einige Hinweise, was Fontane bei Bastian interessiert haben könnte: Adolf Bastian, *Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung*, 3 Bde., Leipzig 1860, die Kapitel: »Die Gebilde der Phantasie«, »Die subjectiven Phantasmen«, »Die Komik des Volkswitzes« u. a.

¹⁶ *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 2 (1862), S. 319. Vgl. dazu die Charakteristik von Gerhart von Graevenitz: »Sie [die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, R.H.] ist nicht nur Forum wie andere Zeitschriften auch, sondern zugleich das institutionelle Zentrum einer neuen Wissenschaft. [...] Die Völkerpsychologie von Lazarus und Steinthal blieb weitgehend identisch mit ihrer Zeitschrift [...]. Mehr als die akademischen prägen die publizistischen Strukturen das Aussehen und das Selbstverständnis dieser neuen Wissenschaft.« Gerhart von Graevenitz, »Verdichtung: Das Kulturmodell der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft«, in: Assmann/Gaier/Trommsdorff (Hg.), *Positionen der Kulturanthropologie*, S. 148–171, hier S. 148.

¹⁷ Die *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* wird seit einigen Jahren wieder entdeckt und gewürdigt als Organ eines »modernen« sozial-anthropologischen Kulturkonzepts mit disziplinär noch diffusen Interferenzen von Völkerkunde, Volks- und Brauchtumskunde, Philologie, Religionsgeschichte, Feldforschung und Kulturtheorie: »most if not all the topics explored in the Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft clearly fell within the scope of socio-cultural anthropology as we know it today.« Ivan Kalmar, »Lazarus, Steinthal, and the modern concept of culture«, in: *Journal of the History of Ideas* (1987), S. 671–690, hier S. 675; grundlegend nach wie vor die Einleitung der Herausgeberin in: Ingrid Belke (Hg.), *Moritz Lazarus und Heymann Steinthal. Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen*, Tübingen 1971, S. XIII–CX-LII. Vgl. auch die knappe und prägnante Darstellung bei von Graevenitz, »Verdichtung«.

¹⁸ Vgl. dazu Klaus Christian Köhnke, *Der junge Simmel in Theoriebeziehungen und sozialen Bewegungen*, Frankfurt a. M. 1996, S. 36 f. und S. 39.

angelsächsische *Social Anthropology* gewirkt. Der junge Simmel schreibt 1886 in seiner Besprechung von Steinthals *Allgemeine Ethik* (1885):

Lazarus' tief sinnige und bedeutsame Lehre vom ›objektiven Geist‹, welche zuerst die Aufmerksamkeit darauf lenkte, welche unermeßliche Rolle für die Bildung des geistigen Inhalts im Individuum die Gedanken aller vorangegangenen Individuen spielen, die in Worten, Institutionen, Werken und Werkzeugen, Fertigkeiten etc. einen Körper gewonnen haben – ein ungeheurer Vorrat aufgespeicherter geistiger Tätigkeit, losgelöst von dem Subjekte, das sie schöpferisch vollzogen, unabhängig von dem Einzelnen, der sie vollzieht, von eigentümlich ideeller Existenz und doch in jedem Augenblick sich jedem Einzelnen zur Reproduktion und Verwendung darbietend.¹⁹

Es bedarf nur kleiner Übersetzungsschritte, um zu bemerken, dass Begriffe wie »Völkerpsychologie«, »objektiver Geist«, »psychische und physische Ethnologie« und andere auf transindividuelles »Denken« zielen, auf »Circulation der Ideen«, »materielle Bedingungen«²⁰ und Objektivationen des kulturellen Prozesses. Lazarus' Theorem der »Verdichtung«²¹ ist das Schlüsselkonzept eines nicht-substantialistischen Kulturmodells, das nicht nur die fatale Opposition von »Kultur und Zivilisation« aufsprengt und revidiert, sondern auch einem »Unbewussten« Raum und eine Systemstelle gibt.²²

Fontane stand über viele Jahre hinweg in regelmäßigem Kontakt mit Moritz Lazarus, der wie er selbst dem »Rütli«-Zirkel angehörte, einer Abzweigung des »Tunnels über der Spree«, aber der Kontakt war nicht nur gesellschaftlicher Natur. Im Tagebuch zum Jahr 1874 vermerkt Fontane: »Allwöchentlich (Mittwoch von 5-6)

¹⁹ Zitiert nach Klaus Christian Köhnke, »Von der Völkerpsychologie zur Soziologie. Unbekannte Texte des jungen Georg Simmel«, in: Heinz-Jürgen Dahme, Otthein Rammstedt (Hg.), *Georg Simmel und die Moderne. Neue Interpretationen und Materialien*, Frankfurt a. M. 1984, S. 388–429; Köhnke kommentiert zum obigen Zitat: »Es gibt wohl keine Schrift Simmels, die nicht dieser Lehre von Lazarus und Steinthal verpflichtet geblieben wäre«, ebd., S. 400.

²⁰ Lazarus, *Das Leben der Seele I*, S. 385 f.; vgl. dazu von Graevenitz, »Verdichtung«, S. 154 ff. und S. 160.

²¹ Der programmatische Aufsatz dazu: »Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft« von 1859 (datiert auf 1860, Bd. 1). Eine Vorform hat Lazarus schon 1851 in Robert Prutz' *Deutsches Museum* publiziert. In den drei Bänden von *Das Leben der Seele* hat Lazarus Beiträge für die *Zeitschrift für Völkerpsychologie* überarbeitet und gesammelt; etliche Themen dürften Fontane unmittelbar interessiert haben.

²² »Verstehen wir den Geist als das Thätige Subject, so müssen wir sagen, seine bewußte Thätigkeit ist allezeit zugleich von einer unbewußten begleitet, erfüllt und ergänzt«, Lazarus, *Leben der Seele*, zitiert nach von Graevenitz, »Verdichtung«, S. 162; vgl. dort auch zum Unterschied zu Dilthey S. 155 und S. 161: »Wo die ›Geisteswissenschaft‹ Diltheyschen Typs zu einer anthropologisch motivierten Systematik philosophischer Weltbilder tendieren wird, da entwirft die Völkerpsychologie Geisteswissenschaft als Wissenschaft vom System materiell und medial gebundener kultureller Konstruktion.« Ebd. S. 155.

hörte ich die Lazarusschen Vorlesungen über Völkerpsychologie²³, mehr verraten die Tagebücher allerdings nicht; Notizen, gar Mitschriften hat Fontane nicht gemacht.²⁴ Da Fontane in seinen autobiographischen Schriften Lazarus ansonsten nicht erwähnt – das Verhältnis war nicht gerade spannungsfrei – ist auch Fontanes enge Beziehung zur »Völkerpsychologie« bislang unbeachtet geblieben.²⁵ In *Kriegsgefangenen* schreibt Fontane, er habe »nie [...] in Völkerpsychologie und vergleichender Stamm- und Racenforschung so geschwelgt wie an meinem Kamin in Oléron«²⁶. Vielleicht ist man diesem »Schwelgen« und Fontanes Affinität zur Völkerpsychologie bisher nicht nachgegangen, weil der Begriff heute, zumal in Verbindung mit »vergleichender Stamm- und Racenforschung«, falsche Assoziationen weckt.

Das Kulturkonzept der »Völkerpsychologie«, das Lazarus und Steinthal in ihren eigenen Schriften, aber auch in der *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* vertreten und entwickeln, berührt Bastians Konzept des »Völkergedankens« hinsichtlich seiner geographischen Ausprägungen und »ethnischen« Gestaltungen, die die »Elementargedanken« der Menschheit spezifizieren. Es geht um Strukturen »kollektiven Denkens« im Sinne eines kulturellen Apriori des individuellen Denkens, um den Zusammenhang der kollektiven und individuellen »Vorstellungen«, um das Wissen, Meinungen, Ansichten, Glauben, aber auch »Sitte« und »Brauch« umspannende gesellschaftliche Imaginäre.²⁷ Dabei bildet sich – na-

²³ Theodor Fontane, *Tagebücher 1866–82, 1884–98*, hg. von Gotthard Eler unter Mitarbeit von Therese Eler, Berlin 1994, S. 38. Am 17. Dezember 1881 sprach Fontane im Rütli-Kreis über die Vorrede zum 3. Teil von Lazarus' *Das Leben der Seele* (S. 143); »Rütli bei Prof. Lazarus« (S. 87 und S. 100), oder »bei mir [...] Lazarus zugegen« (S. 112); »Rütli bei mir [...] mit Lazarus gesprochen« (S. 143). Dabei wird außer Lazarus' *Das Leben der Seele* ausdrücklich auch *Über die Reize des Spiels* besprochen (9. Februar 1884, S. 201); 1881 notiert er in einer Aufzeichnung zu *Kriegsgefangenen*: »durch Cremieux, will sagen Lazarus befreit [...]« (S. 38, vgl. S. 299 f.). Am 13. April 1884 erwähnt er auch »Novelette ›Der Karrenschieber‹ nach einer Lazarusschen Erzählung« (S. 212).

²⁴ Aus einer Stelle in *Kriegsgefangenen* geht hervor, dass Fontane die *Zeitschrift für Völkerkunde und Sprachwissenschaft* kannte und zumindest das erste Heft mit den programmatischen »Einleitende[n] Gedanken über Völkerpsychologie« in den Händen hatte; vgl. *Sämtliche Werke*, hg. von Walter Keitel, Abt. III, Bd. 4, München 1973. Er erwähnt dort (ohne Quellenangabe) den »lesenswerten Aufsatz Hugo von Blombergs [...] ›Über das Theatralische im französischen Volkscharakter‹«; vgl. *Zeitschrift für Völkerkunde und Sprachwissenschaft* 1, S. 478–501 und Bd. 2 [1862], S. 179–211 und S. 343–377. In *Aus den Tagen der Okkupation* spricht Fontane von »völkerpsychologischen Betrachtungen [...], die vielleicht mehr das Staunen als die Zustimmung unseres Professor Lazarus, der wissenschaftlichen Autorität auf diesem Gebiet, erregt haben würde«, Theodor Fontane, *Werke, Schriften und Briefe*, Bd. 37, hg. von Helmut Nürnberger, Frankfurt a. M. 1980, S. 879.

²⁵ Zu Fontanes Verhältnis zu Lazarus mit Auswertung aufschlussreicher und zum Teil schwer zugänglicher Dokumente: Ingrid Belke, »Der Mensch ist eine Bestie...«. Ein unveröffentlichter Brief Theodor Fontanes an den Begründer der Völkerpsychologie«, Moritz Lazarus, in: *Leo Baek Institute Bulletin* 3, 1974, S. 32–50 (dort auch ein Hinweis auf Fontane in Lazarus' Lebenserinnerungen [Kap. 20: »Fontane Kriegsgefangen«, S. 536–556], S. 39, Anm. 19).

²⁶ Fontane, *Kriegsgefangenen*, S. 637.

²⁷ Bastian selbst hat auch in der *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* publiziert, vgl. in Bd. V: »Zur vergleichenden Psychologie«, S. 153–180; in Bd. V: »Der Baum in vergleichender Ethno-

mentlich bei Bastian und verstärkt durch die rege deutsche Rezeption von Tylors *Primitive Culture* – eine signifikante Differenzierung innerhalb der Auffassung von kultureller Tradition: Als »Überlieferung«, Errungenschaft und Grundlage historischer Kontinuität ist die kulturelle Tradition zugleich auch durchsetzt von diskontinuierlichen, heterogenen Elementen, von »Überlebseln«, von atavistischen Elementen, Relikten älterer Zeiten und Kulturstufen.²⁸

Eine solche Reflexion auf den inhomogenen und nicht gänzlich »vernünftigen« und rational integrierten Zusammenhang der Kultur blieb nicht auf den fachwissenschaftlichen Publikationsraum beschränkt. Das interessierte Publikum konnte sich zum Beispiel durch Rezensionen in *Westermanns Monatsheften* ein Bild von den neuesten völkerkundlichen und kulturgeschichtlichen Entwicklungen machen:

Alle Völker der zivilisierten Welt zeigen Sitten und Gebräuche, welche mit einer rationalen Denkart in unlösbarem Widerspruch zu stehen scheinen. Diese scheinbar unbegreiflichen Sitten und Gebräuche können nun als Reste, als Überlebsel einer lange vergangenen Epoche betrachtet werden, mit deren übrigen Vorstellungen und Einrichtungen sie einen klaren und deutlichen Zusammenhang hatten. Oder wir finden symbolische Handlungen, Scheinhandlungen bei heutigen zivilisierten Völkern; diese anthropologische Methode betrachtet nun dieselben alle zunächst darauf hin, ob nicht ursprünglich wirkliche Handlungen bestanden hätten, welche von diesen symbolischen abgelöst wurden.²⁹

Es war kein Geringerer als Wilhelm Dilthey, der dem interessierten Publikum solche Überlegungen nahebrachte. Dilthey rezensierte in seinen »Literaturbriefen« für *Westermanns Monatshefte* auch eine große Zahl völkerkundlicher, ethnographischer und kulturhistorischer Schriften. Im hier zitierten zweiten seiner »Literaturbriefe« referiert und erläutert er das Konzept der »Überlebsel« schon ohne Quellenangabe, so dass unklar ist, ob er es als Rückübersetzung von Tylors »survivals« betrachtet, die Bastians »Überlebsel« übersetzen.³⁰ Ungeachtet der »Autorschaft«, zwingt dieses Konzept dazu, das Verhältnis und den Abstand der eigenen zu anderen Kulturen zu

logie«, S. 287–316 und in Bd. XIV: »Masken und Maskereien«, S. 335–358; vgl. in Bd. XVII (1887) auch Julius Happel, »Ueber die Bedeutung der völkerpsychologischen Arbeiten Adolf Bastians«, S. 1–20.

²⁸ Edward B. Tylor, *Die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte*, Leipzig 1873. Tylor bezieht sich schon in der Vorrede ausdrücklich auf Bastian (»Der Mensch in der Geschichte«). Dieser Aspekt der (möglicherweise »unpassenden«) Überlebsel fehlt in Lazarus' fortschrittsoptimistischem Konzept der Verdichtung.

²⁹ Wilhelm Dilthey, »Zweiter Literaturbrief«, in: *Westermanns Monatshefte* 1876, S. 8.

³⁰ Vgl. Tylor, *Anfänge der Cultur*, Bd. 1, Kap. 3–4 (S. 70–159). Der 2. Literaturbrief rezensiert John Lubbock, *Entstehung der Zivilisation* (1875) und Lenormant, *Anfänge der Kultur*. 1873 hat Dilthey Tylors *Anfänge der Cultur* auch separat besprochen, vgl. S. 300 f.

überdenken, zumal solchen, die als fremd, archaisch, primitiv betrachtet werden. Tylors Übersetzer schreiben in der Vorrede zur deutschen Ausgabe, dessen neuestes Werk habe

die weitgehendste Bedeutung für die Umgestaltung der modernen Anschauungen über die intellectuellen und moralischen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft. In Deutschland wird es [...] dazu beitragen, der Völkerkunde die Stellung zu verschaffen, die sie beanspruchen darf als diejenige Wissenschaft, welche das Leben der civilisierten Völker mit dem der Wilden und Barbaren in Verbindung zu setzen sucht [...]. Die Anwendung der vergleichenden ethnographischen Methode auf Sprache und Philosophie, Religion und Mythologie, auf Gebräuche, Sitten und Ceremonien, die kritische Beleuchtung der tiefsten und bedeutungsvollsten Probleme unserer Zeit, die Verfolgung historischer Ueberlieferungen wie moderner Anschauungen und Gewohnheiten bis in die entferntesten und ursprünglichsten Gebiete des menschlichen Denkens hinein, – dies Alles sind Gegenstände, welche wohl geeignet sind, das lebhafteste Interesse eines Jeden in Anspruch zu nehmen.³¹

Aber auch in einer Publikumszeitschrift konnte man lesen, dass »die junge Wissenschaft der Anthropologie die älteren Zustände des Menschengeschlechts und das Leben der heutigen Naturvölker in seiner Analogie mit den älteren Zuständen unserer eigenen Nationen vorstellig«³² macht. Damit werden zentrale kulturtheoretische Implikationen – Exotisches, Primitives, Archaisches gibt es nicht nur bei exotischen, primitiven, archaischen Kulturen – einer breiten Leserschaft zugänglich.

Kurz, Fontane saß zwar durch seine Bekanntschaft mit Lazarus sozusagen an der Quelle der neuesten ethnologischen-kulturtheoretischen Forschung, er hätte aber völkerkundliches und kulturtheoretisches Wissen auch aus vielerlei anderen, sekundären und jedermann zugänglichen Quellen beziehen können. Die epistemische Situation des späten 19. Jahrhunderts ist gekennzeichnet durch eine breite und verästelte mediale Distribution von Wissen, vielfältige und mehrstufige Ver-

³¹ Tylor, *Anfänge der Cultur*, Vorrede der Übersetzer J. W. Spengel und Fr. Poske, S. III und S. IV. Tylor wurde vor der Jahrhundertwende breit rezipiert, vgl. Friedrich Nietzsche, »Die Idee und die Stufen des Opferkultus. Ein Beitrag zur allgemeinen Religionsgeschichte« (Rede beim Antritt des Rektorats der Kgl. Christian-Albrecht-Universität zu Kiel am 5. März 1889, gehalten von Dr. F. N. ordentlichem Professor der Theologie), Kiel 1889.

³² Dilthey, »Zweiter Literaturbrief«, S. 9. Diltheys (insgesamt 35) »Literaturbriefe« sind auch nachzulesen in Wilhelm Dilthey, *Gesammelte Schriften*, Bd. 17: *Zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Aus »Westermanns Monatsheften: Literaturbriefe, Berichte zur Kunstgeschichte, Verstreute Rezensionen. 1867–1884, Göttingen 1988, S. 1–230. Dilthey hat auch Lazarus' *Das Leben der Seele* (1876) und Bastians *Reisen im östlichen Asien* (1867), S. 286 ff., besprochen, und in weiteren Rezensionen außerdem: Peschels *Völkerkunde*, Oberländers *Fremde Völker* (1881 f.), S. 251, Hübners *Spaziergang um die Welt*, »Neue Schriften zur Ethnographie und Anthropologie« (1880), S. 405–409. In manchen Fällen handelt es sich auch lediglich um »Anzeigen« ohne Referat, so ist etwa Diltheys Besprechung von Theodor Wäitz' *Anthropologie der Naturvölker* (1877) nicht sehr ergiebig.

mittlungen im publizistischen Medienverbund von Forschungsliteratur, Fachzeitschriften, Öffentlichkeitszeitschriften und diversen buchförmigen Popularisierungen, eine reichhaltige publizistische Diffundierung und Zirkulation.

Einen Eindruck von diesem regen Rezeptions- und Vermittlungsgeschehen vermitteln auch Reihentitel wie *Das Neue Buch der Reisen und Entdeckungen – neue illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde zur Erweiterung der Kenntniß der Fremde*. In einem Vorwort der Reihe *Malerische Wanderungen* heißt es: »Wir leben in einem reiselustigen Jahrhundert«. ³³ Und die Reisenden und Wanderer sind auch schreib- und publikationslustig. Zugleich wird es in der zweiten Jahrhunderthälfte zu einem Topos, dass man nicht mehr selbst reisen muss. Die illustrierte Zeitschrift *Über Land und Meer* schreibt im »Prospect« ihres ersten Heftes, man könne nun – mit ihr – reisen, ohne einen Fuß über die Schwelle zu setzen. Lesen wird zu einem Reise-Ersatz, einem eigenen Modus des Reisens. Das vielfältige Angebot wird auch sekundär in Kompilationen und Zusammenfassungen aufbereitet. Der als Reiseschriftsteller und Redakteur produktive Richard Oberländer veröffentlicht 1878 auch einen »Versuch, in allgemein verständlicher Weise [...] für alle Diejenigen, welche sich nicht ausdrücklich mit dem Studium dieser Wissenschaften befaßt haben, die Ergebnisse der Völkerkunde zur Darstellung zu bringen«. ³⁴

Es war also nicht schwer, sich ein Bild vom wissenschaftlichen Zeitgeschehen zu machen. Die gesamte periodische Presse – von der *Gartenlaube* über die *Leipziger Illustrierte* bis *Über Land und Meer* – berichtete und referierte auf unterschiedlichem Anspruchs- und Reflexionsniveau über Forschungsreisen und über andere Kultu-

³³ Richard Oberländer, Francis Broemel, Hans Hoffmann, *Malerische Wanderungen durch Norwegen, Schweden, Irland und Schottland mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst*, Leipzig 1881, S. III. Vgl. außerdem *Livingstone's Nachfolger. Afrika von Osten nach Westen quer durchwandert von Stanley und Cameron. Nach den Tagebüchern, Berichten und Aufzeichnungen der Reisenden bearb. von Richard Oberländer*, Leipzig 1879.

³⁴ Richard Oberländer, *Der Mensch vormals und heute. Abstammung, Alter, Urheimat und Verbreitung der menschlichen Rassen – Eine Völkerkunde für Alt und Jung*, Leipzig 1878 (ich zitiere dieses »Bändchen des ›Kosmos für die Jugend.« nach der unter dem Titel *Menschliche Rassen. Geschichte und Verbreitung* erschienenen Ausgabe des Reprint-Verlag-Leipzig [o.J.]). Im Vorwort heißt es: »Zwei neue Wissenschaften sind es, denen sich die Forschung in unseren Tagen mit einer gewissen Vorliebe zugewendet hat. Die eine ist durch die andere bedingt und beide fallen eigentlich in eine einzige zusammen.[...] Die Abstammung und das Alter, die muthmaßliche Urheimat und die frühesten Wanderungen unseres Geschlechts lernen wir durch die Anthropologie (Menschenkunde) kennen; die Ethnologie (Völkerkunde) oder Ethnographie (Völkerbeschreibung) führt uns in das frische Leben mitten hinein; an ihrer Hand umwandern wir den Erdball und machen uns mit den Menschenrassen, mit deren Lebensweise, Sitten und Gebräuchen bekannt.« S. V. Oberländer nennt offen seine wissenschaftlichen Quellen: »Von den zahlreichen Quellen, die mir zur Benutzung vorgelegen haben, will ich nur Prof. Dr. F. Müller's *Allgemeine Ethnographie* und der *Völkerkunde* von Oskar Peschel namentliche Erwähnung thun.« S. VI. Peschels *Völkerkunde* war 1877 erschienen und erlebte bereits 1881 die 5. Auflage (bearb. von Alfred Kirchhoff, Leipzig). Zur begrifflichen Unterscheidung von »Völkerkunde« (als Oberbegriff) mit einem »allgemeinen Teil (Ethnologie)« und einem »beschreibenden (Ethnographie)« vgl. auch Schurtz, *Katechismus der Völkerkunde*.

ren. So trug nicht nur der *Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Chronik der Reisen und Geographische Zeitung* (seit 1862, hg. von Karl Andree) zur Globalisierung des Globus³⁵ bei, indem es ihn publizistisch publik machte. Er leistete, was Bastian von der Ethnologie forderte: »eine Ueberschau des durch den internationalen Verkehr umgriffenen Globus, um das Menschengeschlecht in all den Vielfachheiten seiner Variationen zu durchblicken.«³⁶ Dabei drängten sich nicht nur die Relativierung der eurozentrischen Unterscheidung von »Kulturvölkern und Naturvölkern« auf,³⁷ sondern in der Folge auch Revisionen des Kulturbegriffs und eine Adjustierung des Verständnisses der »eigenen« Kultur.

II.

Dieser erste Teil sollte einen wissenschaftlichen Horizont und die epistemische Situation skizzieren und damit den Hintergrund, vor dem sich *Effi Briest* als ein »ethnologischer Roman« lesen lässt. Wenn Fontane für die exemplarische Thematik des Opfers einer »Anregung« bedurfte, so hätte er sie schlicht auch aus *Griebens Reiseführer für Rügen* beziehen können, und die eigentliche Pointe erschließt sich auch durch eine literarische Quelle: eine Ballade Heines. Effi selbst gibt für das Opferritual, von dem im ersten Kapitel des Romans erzählt wird, eine ganz unspektakuläre Quelle an: ihren Erdkundeunterricht. An dieser Stelle wird bereits deutlich, dass es mehr um die eigentümliche »Verarbeitung« von Wissen geht als um dessen Quellen.

Effi plaudert und spielt noch mit ihren Freundinnen, doch ein ernster Besuch hat sich angesagt und sie muss sich allmählich umziehen und frischmachen. Vorher aber sollen noch die Reste eines Stachelbeeressens weggeräumt werden, die »Schlusen«, sie werden auf der »Zeitungsbeilage« gesammelt:

³⁵ »Die Ethnologie hat ihr Material [...] aus allen Theilen des Erdballs zusammenzutragen, wenn ein Bild des Menschengeschlechts in seiner Gesamtheit vorgeführt werden soll.« Adolf Bastian, *Wie das Volk denkt. Ein Beitrag zur Beantwortung socialer Fragen auf Grundlage ethnischer Elementargedanken in der Lehre vom Menschen*, Berlin 1892, S. XV. Wenn Bastian im Schlusskapitel schreibt: »Im Heute erst, wo zum ersten Mal der Gesamt-Globus im Auge sich abgerundet« (S. 219), setzt die okulare Metaphorik einen wissenschaftlichen und publizistischen Medienverbund voraus.

³⁶ Bastian, *Wie das Volk denkt*, S. 221.

³⁷ »Unter den Wissenschaften, welche die letzten Jahrzehnte hervorgebracht haben, nimmt die vergleichende Anthropologie eine hervorragende Stellung ein. Wenn ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts von den Menschen sprach, so dachte er an die höchsten Momente der europäischen Entwicklung in erster Linie. Das Zusammenwirken der Naturforschung, ausgebreiteter Völkerkunde und eines methodischen Studiums der ältesten Epoche neuerer Völker hat es uns ermöglicht, unter dem Begriffe des Menschen annähernd die langen Entwicklungsreihen vorzustellen, welche unser Geschlecht durchgemessen hat«, Dilthey, »Zweiter Literaturbrief«, S. 8.

»[...] das mit den Schlusen, das ist unsere Sache ... Hertha, du mußt nun die Tüte machen und einen Stein hineintun, daß alles besser versinken kann. Und dann wollen wir in einem langen Trauerzug aufbrechen und die Tüte auf offener See begraben.«

»[...] Aber was sollen wir denn singen?«

»Irgendwas; es ist ganz gleich, es muß nur einen Reim auf ›u‹ haben; ›u‹ ist immer Trauervokal. Also singen wir:

Flut, Flut / Mach alles wieder gut ...«

und während Effi diese Litanei feierlich anstimmte, setzten sich alle vier auf den Steg hin in Bewegung, stiegen in das dort angekettete Boot und ließen von diesem aus die mit einem Kiesel beschwerte Tüte langsam in den Teich niedergleiten.

»Hertha, nun ist deine Schuld versenkt«, sagte Effi, »wobei mir übrigens einfällt, so vom Boot aus sollen früher auch arme unglückliche Frauen versenkt worden sein, natürlich wegen Untreue.«

»Aber doch nicht hier.«

»Nein, nicht hier«, lachte Effi, »hier kommt so was nicht vor. Aber in Konstantinopel [...].

Als Quelle ihres Wissens nennt Effi »Kandidat Holzapfel«, der »in der Geographie-stunde davon erzählte«. ³⁸

Dieses ›rituelle‹ Versenken der Stachelbeerschalen eröffnet den motivischen und thematischen Komplex des Opfers, der den ganzen Roman durchzieht und strukturiert. Bereits in der Exposition, in der ersten Szene des Romans, arbeitet Effi mit ihrer Mutter an einem »Altarteppich« (für welchen Altar, wird nie erwähnt; aber kurz darauf wird Effi zum Trau-Altar geführt). Auch die »Liebesgeschichte mit Ent-sagung« (10), als welche Effi die Vorgeschichte Innstettens und ihrer Mutter typisiert – »das Leben hat er sich nicht genommen. Aber ein bißchen war es doch so was.« (13) –, konnotiert ein Opfer: Effis Mutter hat nicht Innstetten, sondern den älteren und arrivierten Briest geheiratet, ihre Gefühle für eine angesehene Stellung in der Gesellschaft ›geopfert‹. Innstetten musste seiner Jugendliebe »entsagen«. An ihrer Stelle – und das Motiv der Stellvertretung ist integral für den Roman und seine Opfer-Logik – wird nun Effi mit Innstetten verheiratet, und in einem zumindest metaphorischen Sinn ihm ›geopfert‹.

Sehr viel später im Roman (im 24. Kapitel) stößt sie auf Rügen auf vorzeitliche Menschenopfer-Altäre, von denen sie im 34. Kapitel noch einmal erzählt:

[...] dicht an dem See standen zwei große Opfersteine, blank und doch die Rinnen drin, in denen vordem das Blut ablief. Ich habe von der Zeit an einen Widerwillen gegen die Wenden.«

³⁸ Theodor Fontane, *Effi Briest*, in: ders., *Werke und Schriften*, Bd. 17, hg. von Walter Keitel und Hel-muth Nürnberger, Frankfurt a. M. u.a. 1981, S. 14 f. Im Folgenden werden Zitate nach dieser Aus-gabe im Text in runden Klammern nachgewiesen.

»Ach, gnäd'ge Frau verzeihen. Aber das waren ja keine Wendun. Das mit den Opfersteinen und mit dem Herthasee [,] das war ja schon wieder viel, viel früher, ganz vor Christum natum; reine Germanen, von denen wir alle abstammen ...³⁹

Dieser »archaische«, vorzeitliche Herthadienst mit seinen Menschenopfern bildet eine Folie für den »aktuellen« zeitgenössischen »Götzendienst«, von dem der Roman handelt – das Duell. Als Innstetten von einer Jahre zurückliegenden Affäre Effis mit seinem Freund Crampas erfährt, fordert er diesen zum Duell und erschießt ihn. Effi wird zwar nicht »versenkt« oder ertränkt, aber verstoßen. Das Duell wird ausdrücklich mit einem »Götzendienst« verglichen, so sagt Innstettens Vertrauter und Sekundant in dem Gespräch vor dem Duell: »unser Ehrenkultus ist ein Götzendienst, aber wir müssen uns ihm unterwerfen, solange der Götze gilt.« Innstetten nickte.« (237). Das ist allzu plausibel und wäre relativ plakativ, wenn sich nicht in der Motivation zum Duell eine »völker- oder social-psychologische« Handlungslogik abzeichnen würde, eine eigentümliche transindividuelle Kausalität: Innstetten handelt wie im Affekt, dabei aber ausdrücklich ohne Affekte.⁴⁰ Er handelt ausdrücklich nicht aus »Passion [...], sondern bloßen Vorstellungen zuliebe« (288), »einer Vorstellung, einem Begriff zuliebe« (243). Dass und wie im einzelnen der Roman damit den Gegensatz von »Vorstellungen« und Realität dekonstruiert, kann hier nicht ausführlicher dargestellt werden.⁴¹ Die Realität, auf die sich Innstetten bezieht, basiert auf Vorstellungen, und die Realitäten, die er durch sein Handeln schafft, sind durch Vorstellungen motiviert; in diesem Vorstellungs- und Handlungszusammenhang ist die Kausalität des »Gesellschafts-Etwas« wirksam, eines »Gesellschaftsgedankens« (Bastian) sozusagen.⁴²

»Götzendienst« und Opfer bilden ein wiederkehrendes Motiv Fontanes, das sich explizit, aber strukturell weniger komplex, in zahlreichen seiner Romane findet:

³⁹ Ebd., S. 280; vgl. auch S. 211. Über den Namen der germanischen Göttin Hertha, der diese blutigen Opfer gebracht wurden – und die schon bei Tacitus erwähnt wird (*De Germania*, Kap. 9, 39) – steht dieser »Herthadienst« in Beziehung zum ersten Kapitel. Auch die Freundin, deren »Schuld« Effi »versenkt«, heißt Hertha. Damit ist das unbeschwerte »sowas kommt hier nicht vor« (nur in Konstantinopel) revidiert, es kam zumindest auch »hier« vor. »Nach Rethra schicken die Wendenfürsten, ehe sie in den Kampf eilen, und sorgfältig wird hier vermittelst der Lose und des Rosses nachgeforscht, welch ein Opfer den Göttern darzubringen sei.« Theodor Fontane, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, in: ders., *Sämtliche Werke*, hg. von Edgar Gross, Bd. 11, München 1980, S. 28.

⁴⁰ Vgl. »nichts von Haß oder dergleichen [...] aber jenes [...] uns tyrannisierende Gesellschafts-Etwas [...] Ich habe keine Wahl. Ich muß« (236).

⁴¹ Vgl. dazu Rudolf Helmstetter, *Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Theodor Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des poetischen Realismus*, München 1997, S. 204 ff.

⁴² Diese Vorstellungen Innstettens haben die Struktur von Aberglauben oder »croyance« im Sinne Mannonis: ich glaube zwar nicht daran, dennoch aber... (»der Götze gilt« heißt: die anderen glauben daran). Zu dieser grundlegenden Paradoxie im Anschluss an Octave Mannoni vgl. Robert Pfaller, *Die Illusionen der anderen. Über das Lustprinzip in der Kultur*, Frankfurt a. M. 2002, insbes. Kap 2.

»Rund heraus, wir schwelgen in einem unausgesetzten Götzen- und Opferdienst.«⁴³ In *Schach von Wuthenow* räsoniert eine Figur, dass uns die »auf Treibsand aufgebauten Urteile der Gesellschaft« veranlassen, »die heiligsten Gebote, die schönsten und natürlichsten Regungen eben diesem Gesellschaftsgötzen zum Opfer zu bringen.«⁴⁴

Effi Briest erschöpft sich nicht in der Analogisierung von Archaik und Aktualität (germanischen Blutopfern und wilhelminischen Duellen). Opfer steht nicht nur für Strafe und Sühne oder Unterwerfung unter einen quasi-religiösen gesellschaftlichen Verhaltenskodex, als Metapher für die »Forderungen der Gesellschaft«, die zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Zusammenhalt erfüllt und mit Sanktionen belegt werden müssen.⁴⁵ Natürlich, Effi ist das ›Opfer der Gesellschaft‹, aber man sollte bei diesem stereotypen und empathiegeladenen Befund nicht stehen bleiben. Auch Innstetten ist ein Opfer – der Gesellschaft und seiner »Vorstellungen«. Der ganze Roman handelt von diesem Gewebe aus Gesellschaft – Vorstellungen – Opfer. In einem Dialog mit Innstetten über den mysteriösen »Chinesen«, den Crampas später als »Angstapparat aus Kalkül« bezeichnet, sagt Effi: »Also es ist doch was damit. Eine Geschichte. [...] es wird am Ende das beste sein, ich höre, was es ist. Solang ich es nicht weiß, bin ich [...] ein Opfer meiner Vorstellungen. Erzähle mir das Wirkliche. Die Wirklichkeit kann mich nicht so quälen wie meine Phantasie.« (88)

In dieser redensartigen Verwendung des Ausdrucks wird »das Wirkliche« mit Erzählen und den handlungsbestimmenden »Vorstellungen« verknüpft, und es spiegelt sich in dieser Verknüpfung auch das buchstäblich-metaphorische Opfer

⁴³ Fontane, *Cécile*, in: ders., *Werke und Schriften*, Bd. 11, S. 135.

⁴⁴ Fontane, *Schach von Wuthenow*, in: ders., *Werke und Schriften*, Bd. 8, S. 132. Vgl. noch: »Ich gehöre der Gesellschaft an, deren Bedingungen ich erfülle, deren Gesetzen ich mich unterwerfe; daraufhin bin ich erzogen, und ich habe nicht Lust, einer Opfermarotte meiner einzig geliebten Tochter zuliebe, meine gesellschaftliche Stellung mit zum Opfer zu bringen. [...] Was sie persönlich zum Opfer bringe, bringe sie gern, wenn dies Opfer die Bedingung für das Glück ihrer Tochter sei.« Ebd. S. 84; siehe außerdem: »Hier, hier, im Studier- und Rauchzimmer«, riefen die Stimmen durcheinander, mit besonderer Betonung des letzten Worts. Seidentopf lehnte ab. Renate aber bestand darauf. »Wir wollen keine Opfer.« [...] »Und wenn es ein solches wäre, je mehr Opfer, je mehr Glück.« Fontane, *Vor dem Sturm*, in: ders., *Werke und Schriften*, Bd. 1, S. 96.

⁴⁵ Vgl. »Die Vorstellung, daß die Götter nicht das O. selbst, sondern nur dessen Seele verzehren, hat in manchen Religionen zum Brauch des Ersatz-O.s geführt [...]. Sehr früh begegnet man O.kuchen in Form von Tieren. Da der gesamte Besitz des Opfernden in gleichem Maße an seiner Macht teilhat, konnte auch ohne Schwierigkeit ein kostbares O. durch ein weniger wertvolles Objekt ersetzt werden; galt es doch nur, Macht von hier nach dort zu führen.« A. Schimmel, Art. »Opfer (I.)«, in: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*, Bd. 4: *Kop–O*, hg. von Kurt Galling et al., Tübingen ³1960, Sp. 1637–1641, hier Sp. 1640. Das Opfer kann unterschiedliche Funktionen haben: Geschenk, Huldigung, Tribut, Entsaugung, Verzicht, Sühne, Bestrafung, Versöhnung mit der Gottheit, aber auch die Herstellung der *Communio* im gemeinsamen Mahl (Regulierung des Fleischverzehr). Zur Interferenz und Verschränkung der Gabe »mit einem anderen ›totalen sozialen Faktum‹, dem Opfer« vgl. Klaus-Peter Köpping, »Gabe«, in: Christoph Wulf (Hg.), *Vom Menschen. Handbuch historische Anthropologie*, Weinheim 1997, S. 834.

der Vorstellungen. Die *victima*, die »Opfermaterie«, figuriert nur eine Dimension des *sacrificium* als Ritual. Beim rituellen Versenken der Schlusen ist Effi auch die »Opferherrin«. *Effi Briest* folgt nicht einer viktimalen Logik, sondern stellt das Opfer als gesellschaftliches Organisationsprinzip dar und stellt dem ein literarisches Organisationsprinzip gegenüber, eine Poetologie, die – bei allem vordergründigen »Realismus« – nicht mimetisch ist, sondern rhetorisch-figural, parodisch und apotropäisch.

Zur Logik des Opfers gehören Metaphern und Metonymien, daher ist auch die metaphorische Überdehnung des Begriffs zulässig. Wenn man ausgeht von der schlichten religionswissenschaftlichen Handbuch-Definition des Opfers als »rituelle Entäußerung eines materiellen Objekts« (das auch ein lebendes, Tier oder Mensch, sein kann), ist die Opfermaterie die gegenständliche Variable in einer rituellen Handlungsstruktur. In der wohl bekanntesten Opferszene der realistischen Erzählliteratur, in Storms *Schimmelreiter* heißt es:

»[...] soll Euer Deich sich halten, so muss was Lebiges hinein!« [...] »Was Lebiges? Aus welchem Katechismus hast du das gelernt?« [...] »Aus keinem Herr! [...] das haben unsere Großväter schon gewusst, die sich mit Euch im Christentum wohl messen durften! Ein Kind ist besser noch; wenn das nicht da ist, tut's auch wohl ein Hund.«⁴⁶

– man könnte fortfahren: wenn kein Hund da ist, tut's auch eine Katze, und wenn keine Katze da ist... Ganz so einfach und beliebig ist es natürlich nicht,⁴⁷ aber die Ersetzung der Opfermaterie, ihre Substituierbarkeit durch *etwas anderes*, ist integraler Bestandteil der Geschichte und der Logik des Opfers, sie ist fast so etwas wie sein offenes Geheimnis.

Nahezu alle religionsgeschichtlichen und völkerkundlichen Arbeiten zu Opferkulten sprechen von diesem Prinzip der Stellvertretung, der Substitution, der Ersetzung der Opfermaterie durch ein *pars pro toto* oder ein *quid pro quo*: Auch Adolf Bastian, dessen Werke Fontanes Professor Lezius auf seinen Forschungsreisen mit

⁴⁶ Theodor Storm, *Der Schimmelreiter*, in: ders., *Gesammelte Werke in sechs Bänden*, Bd. 6, hg. von Gottfried Honnefelder, Frankfurt a. M. 1983, S. 89. Auch hinter dem »Bauopfer« steht die Idee, »dass nur durch Zerstörung (eines Wertes, des Lebens) Wege zur Neuschöpfung, nur durch den Tod neue Möglichkeiten des Lebens gegeben sind«, Schimmel, Art. »Opfer«, Sp. 1639. Auch Tylor, *Anfänge der Kultur*, handelt im Kapitel »Ueberlebel in der Cultur« von Opferfeierlichkeiten bei Grundsteinlegungen. Vgl. über »Bauopfer« in der unmittelbaren Zeitgenossenschaft Storms auch einen Beitrag in *Am Urquell. Monatsschrift für Volkskunde*, Hamburg 1890, Bd. 1 der Neuen Folge, S. 189 (und S. 25 über Bauopfer bei Deichbrüchen).

⁴⁷ Ein gewisser Wert muss der Opfermaterie zukommen, sie muss der »Konsekrierung« fähig sein, vgl. dazu Sigrid Brandt, »Hat es sachlich und theologisch Sinn, von ›Opfer‹ zu reden?«, in: Bernd Janowski, Michael Welker (Hg.), *Opfer. Theologische und kulturelle Kontexte*, Frankfurt a. M. 2000, S. 247–281, hier S. 261 f.

sich führt, hat über die Opfer-Substitution geschrieben.⁴⁸ Von »der natürlichen Tendenz des Opferers zur Substitution« spricht Edward B. Tylor im Kapitel »Riten und Ceremonien« seiner viel gelesenen *Anfänge der Kultur*:

Im Verlaufe der Geschichte des Opfern hat sich bei vielen Nationen gezeigt, dass die Kosten vermindert werden können, ohne dadurch die Wirksamkeit desselben herabzusetzen. Das Resultat davon läßt sich in mannigfachen sinnreichen Mitteln erkennen, die auf dem Opfernden ruhende Last zu erleichtern, indem er etwas weniger Wertvolles an die Stelle dessen setzt, was er eigentlich opfern sollte oder zu opfern vorgiebt.⁴⁹

Fast scheint es, als hätte die Menschheit am Opfer gelernt zu ersetzen: Stellvertretungen zu finden, materielle und symbolische Metaphern, Metonymien und Figuren zu bilden, Tiere für Menschen, Gegenstände für Tiere, Symbole für Gegenstände, Substitute für »Eigentliches«. Wenn der Mensch ein symbolisches Tier ist, dann weil er gelernt hat, zu substituieren und aus dem An-Stelle-von ein ganzes System von Stellen und Stellvertretungen, Repräsentationen und Delegationen – die symbolischen Ordnungen – zu entwickeln. Wenn das Opfer zu den »Anfängen der Kultur« gehört, dann zu ihrem Fortschreiten das »Stellvertretungsprinzip«:

Mit dem Zunehmen der Kultur jedoch verschwinden diese [Menschen-]Opfer immer mehr – teilweise vielleicht infolge eines Wechsels in den Anschauungen über das Leben nach dem Tode, hauptsächlich aber vermutlich, weil sie dem öffentlichen Empfinden immer mehr widerstreben. Sie werden dann zu Überbleibseln.⁵⁰

⁴⁸ Vgl. Bastian, *Der Mensch in der Geschichte*, hier Bd. III, S. 114 und S. 116. Eine weitere mögliche »Quelle« findet sich in der Zeitschrift, die auch Professor Lezius so schätzt: Im dritten Band der *Zeitschrift für Ethnologie* (1871) findet sich im Protokoll der »Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte« ein Beitrag von Moritz Lazarus, »Über einen alten Opferbrauch (mit Kommentaren von Virchow und Bastian)«, S. 56–60. Lazarus spricht darin über das Passah-Fest als Paradigma für zivilisierte Rituale, die das Blutopfer symbolisch-rituell ersetzen.

⁴⁹ Tylor, *Anfänge der Kultur*, Bd. 2, S. 405. Mit folgender Stelle bei Tylor ließe sich sogar ein Motiv, das Fontane als den »Drehpunkt« von *Effi Briest* bezeichnet hat, zum Motivkomplex des Opfers und seiner Substitution rechnen: der ominöse »Chinesen«. Vgl.: »Die modernen Chinesen [...] haben die Idee des bildlichen Opfers in derselben phantastischen Weise ausgebildet [...]. Man zeichnet die rohe Figur eines Menschen auf Papier oder schneidet sie aus, klebt sie an einen Bambusstengel und steckt denselben aufrecht in ein Packet aus Papiergeld [...]«, Tylor, *Anfänge der Kultur*, Bd. 2, S. 407. Vgl. zum »Chinesen« in *Effi Briest*: als Innsetten Effi durch das Haus in Kessin führt, entdecken sie im leer stehenden oberen Stockwerk »drei Binsensühle [...] und an die Lehre des einen war ein kleines, nur einen halben Finger langes Bildchen geklebt, das einen Chinesen darstellte [...]« (61) – »[...] Hat dir denn Johanna schon ihren Chinesen gezeigt? [...] Sie hat ihn, eh sie unser altes Haus verließ, oben von der Stuhllehne abgelöst und ihn ins Portemonnaie gelegt.« (207 f.)

⁵⁰ Edward Westermarck, *Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe*, Leipzig 1907, S. 359. Diesen Titel kann Fontane zwar nicht mehr gekannt haben, aber das Konzept wurde bereits seit Jahrzehnten diskutiert.

Überbleibsel, die »Schlusen« der Stachelbeeren, sind der Anlass für das Ritual, das die Opferthematik in *Effi Briest* eröffnet. Es geht bei diesem gespielten Opfer »eigentlich« nur darum, die »Überbleibsel« der Stachelbeeren zu beseitigen, der Bezug auf die »Beseitigung« untreuer Ehefrauen, das »Versenken« der Schuld, ein Sühneopfer, wird dabei von Effi rein spielerisch hergestellt.⁵¹ Es würde zu weit gehen, in den »Schlusen« mehr als eine (kindlich-unsinnige) Metapher für ehebrecherische Frauen zu sehen, sondern eine Allegorie des »Überbleibsel« Opfer – und in Effis Ritual *ein Opfer des Opfers*.

Eher sind die Schlusen eine Parodie der Überbleibsel, und Effis Ritual ist die Parodie eines Opfers und eine Lektion der Ersetzbarkeit, der Stellvertretung, des quid-pro-quo.⁵² Effis Ritual figuriert die Parodie (oder Travestie), eine spielerische Ritualisierung, denn weder wird etwas geopfert, noch wird ein Opfer-Ritual »ersetzt«. Es handelt sich also weder um ein Ersatzopfer noch um einen Opfer-Ersatz, eher um die Setzung eines Rituals, eine Ersetzung des Opfers selbst durch seine Versetzung in den Modus des Spiels, als wollte Effi die Handbuchdefinition des Opfers »rituelle Entäußerung eines materiellen Objekts« wörtlich nehmen. Aber weit davon entfernt, damit das Opfer jeglicher Bedeutung zu berauben und es in einem bloßen Spiel aufzulösen, rührt sie an seine eigentliche und ursprüngliche Bedeutung.

In unmittelbarer Zeitgenossenschaft zu *Effi Briest* haben Julius Wellhausen und William Robertson Smith die bahnbrechende These entwickelt, dass nicht das Brand- und Sühneopfer das primäre – und primär religiöse – Phänomen sei, sondern die *communio* bei Mahlzeiten, ein primär soziales und gemeinschaftstiftendes Ritual. Im Lichte dieser Diskussion erscheint Effis feierliches Versenken der Schlusen als eine Kombination der zwei konträren Typen und Deutungen des Opfers: Sie verknüpft den »heiteren Charakter« des Opfers bei der Mahlgemeinschaft und den »düsteren« Aspekt des Opfers als Tribut an die Götter.⁵³

⁵¹ Es ist im Rahmen dieses Beitrags nicht möglich, die vielschichtige Problematik des Opfers und die in mehreren Disziplinen geführte Diskussion auch nur zu umreißen. Eine – auch für die Unterscheidung des »eigentlichen« Opfers von der metaphorischen Rede – wichtige Denkachse wird gebildet durch die Unterscheidung »materielles versus geistiges Opferverständnis« und die Herleitung der »Vergeistigung des Opfers« aus der immer drohenden Möglichkeit des »Opferbetrugs«, Brandt, »Hat es sachlich und theologisch Sinn, von »Opfer« zu reden?«, S. 261; Brandts Beitrag handelt auch von der (bibel-exegetischen) Schwierigkeit, »eigentliches« und metaphorisches Opfer und buchstäbliche und metaphorische Rede vom Opfer zu unterscheiden.

⁵² Vgl. auch Hans Blumenbergs Notiz zum »Widder, der für den zum Gottesopfer bestimmten Issak einsprang«. Ohne diesen Widder und seine Stellvertretung wäre, so Blumenberg pointiert, »das Symbol nicht erfunden worden – zumindest nicht die größte seiner Leistungen zur Sichtbarkeit gekommen, die Schwere der Realität zu ersetzen« – »die Lebenskunst, sich im Symbolischen zu halten ist immer auch die, Delegationen der eigenen Sache an die Zuständigkeit anderer ertragen zu können.« Hans Blumenberg, »Das Pathos des Realismus und die symbolische Distanz«, in: ders., *Zu den Sachen und zurück*, aus dem Nachlaß hg. von Manfred Sommer, Frankfurt a. M. 2002, S. 237.

⁵³ Vgl. Hans G. Kippenberg, *Die Entdeckung der Religionsgeschichte. Religionswissenschaft und Moderne*, München 1997, S. 113 pass.

Effis Ritual figuriert in seiner Ambivalenz das Spiel und die Poesie. Was Effi mit den Stachelbeerschalen vollführt, ist nur pro forma ein Opfer, aber eben damit figuriert es die Formalisierung des Tuns und der Sprache. Es geht um die Form und die Formen: »Was sollen wir denn singen? [...] Flut, Flut / Mach alles wieder gut« (14): Ein simpler Parallelismus, der Quellcode der Poetizität, vollzieht eine rituelle Beschwörung. Wenn Effi dann zu ihrer Freundin Hertha sagt: »nun ist deine Schuld versenkt«, so ist diesbarer Unsinn, ein Kinderspiel (auch weil von einer Schuld Herthas ansonsten nicht die Rede ist). Dieses Spiel jedoch ist der Gegenspieler des »Blutigen Ernstes« und hält diesem den Spiegel vor. Dass es nur Kinder sind, die nicht wissen, was sie tun, und die ihr Tun mit gespielten, ihnen nur vom Hörensagen bekannten Glaubensvorstellungen verbinden, tut der Ernsthaftigkeit der Szene keinen Abbruch. Vielmehr wird sie gerade dadurch zu einer Szene der Aufklärung, die mit dem mythischen Bann des Opfergedankens und der Verbindlichkeit der Rituale bricht. Was Fontanes Roman mit diesem Ritual im Schilde führt, ist ein epistemologisches Spiel: Er trennt und differenziert das rituelle Tun von den mit ihm verbundenen Glaubensvorstellungen.

In der kindlich unsinnigen Logik dieses Handelns, das nicht mit ernsthaften Glaubensvorstellungen verknüpft ist, wird Innstettens Handeln, seine Duellforderung und die Verstoßung Effis, vorwegnehmend gespiegelt: Alles was er später dazu sagen wird, ist erkennbar postumes Rationalisieren. Tun und Glauben klaffen auseinander, er duelliert sich, weil es ein sozial gefordertes Ritual ist, auch wenn er es als »Überbleibsel« empfindet, an dessen Bedeutung er nicht glaubt.

Effis improvisierte Ritualisierung wird mit einer »kreativen«, jedenfalls eigenwilligen Verarbeitung von ethnographischem Wissen motiviert. Aus dem »Geographieunterricht« weiß sie, dass »in Konstantinopel« Frauen »wegen Untreue« ertränkt (»versenkt«) werden – »Hier kommt so was nicht vor« (15). Ganz wie das vorstellungsträchtige Wissen vom »Fremden« funktioniert aber auch das Wissen vom »Eigenen«, von der eigenen Kultur und der eigenen Rolle darin. Was Effi im unmittelbaren Kontext, im ersten Kapitel des Romans, über sich, ihre Familien-Vorgeschichte, die Rollen der Geschlechterdifferenz gelernt hat (vgl. 12, 15, 16), trägt dieselben Züge des Spielerisch-Unernsten. Was sie sagt, klingt wie aufgesagt, vorgetragen, rezitiert. Die markierten und unmarkierten Zitate, in denen sie in den ersten Kapiteln spricht, figurieren die Mechanik der Enkulturation und der Einführung in die symbolische Ordnung.

Die Frage des Glaubens, oder genauer: der *Formen* des Glaubens, betrifft nicht nur Theologie und Religionswissenschaft, sie hat zentrale psycho-epistemologische Bedeutung:⁵⁴ Wie, in welchem Modus werden die mit den Göttern, Mythen und

⁵⁴ Vgl. dazu Paul Veyne, *Glaubten die Griechen an ihre Mythen? Ein Versuch über die konstitutive Einbildungskraft*, Frankfurt a. M. 1987 und die weiterführende Kritik von Pfaller, *Die Illusionen der anderen*, S. S. 15, S. 75 ff. und S. 83 ff. Pfaller bezieht sich auf Engels' Kritik an Bachofen und auf Wittgensteins Bemerkungen zu Frazers *Golden Bough*: Wittgenstein glaubte nicht, dass die primi-

Ritualen verbundenen Bedeutungen geglaubt? Sind die Rituale, die religiösen Praktiken einer Kultur Ausdruck der Glaubensvorstellungen (Mythen, Dogmen) oder sind Glaubensvorstellungen vielmehr nachträgliche religiöse Überformungen, Ausdeutungen, Rationalisierungen, Erfindungen, Dogmatisierungen und religiöse Funktionalisierungen von vorgängigen sozialen Praktiken? Oder handelt es sich schlicht um locker auf einander bezogene Systeme mit nur punktuellen Bezügen und Wechselwirkungen? Erst eine solche Differenzierung ermöglicht ein Verständnis fremdkultureller (antiker, archaischer, heidnischer) Religionen, das nicht die ›modernen‹, christlichen (oder monotheistischen) Kategorien auf andere Systeme und Modi des Glaubens projiziert. Damit wird denkbar, dass man an die Riten nicht glauben muss, um sie zu vollziehen und an ihnen teilzunehmen – und umgekehrt: dass man an den Riten zwar teilnehmen und sie vollziehen muss, ohne aber an sie glauben zu müssen. Wenn Religion im Ritual als einer sozialen Praxis entspringt, ist Glaube keine ursprünglich oder exklusiv religiöse, animistische, mythische, magische, sondern eine soziale Kategorie, und das Opfer lässt sich als Modell gemeinschaftlicher, gemeinschaftstiftender und -bekräftigender Riten betrachten: »Am Ursprung aller sozialen Pflichten: das Opferritual.«⁵⁵

Auch Glaubensvorstellungen, an die niemand mehr so richtig glaubt, die aber nichtsdestotrotz praktiziert werden und praktiziert werden *müssen*, ja die sogar den sozialen Zusammenhalt ausmachen, sind Überlebsel. Survivals sind also keineswegs nur als Brauchtum und Folklore zu betrachten. Sofern Überlebsel überleben, also auch weiterhin in Gebrauch und Geltung sind, stellen sie ein logisches Komplement des ›survival of the fittest‹ dar: nämlich *das Überleben des Unpassenden*. Einer rationalistischen Betrachtung mögen solche Überlebsel als unlogisch, unaufgeklärt, als bloßer Aberglaube erscheinen; einer moralisch-moralistischen Kulturkritik schlichtweg als »Lüge«. Auch was Fontanes Zeitgenosse Max Nordau als konventionelle Lügen der Kulturmenschheit denunziert hat, sind zum großen Teil »Überlebsel oder Atavism[en]«. Nordau bilanziert seinen Katalog solcher Überlebsel-Lügen: »[...] So ist unser ganzes Leben auf hergebrachten Voraussetzungen einer andern Zeit aufgebaut.«⁵⁶ Weniger pauschal und jenseits von Wahrheit und Moral reflektiert die kulturtheoretische Betrachtung die unabweisbare Präsenz von Über-

tiven Völker, deren Mythen und Bräuche Sir Frazer auf vielen tausend Seiten gesammelt hat, an all das auch geglaubt haben. Seine Pointe: Frazer selbst glaubte viel mehr daran als die »Primitiven« selbst, – weil er sich eine andere Form des Glaubens als die eurozentrisch-rational-christliche nicht vorstellen konnte.

⁵⁵ So die Überschrift des hierfür einschlägigen Kapitels in Kippenberg, *Die Entdeckung der Religionsgeschichte*, S. 99.

⁵⁶ Max Nordau, *Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit*, Leipzig 1884, S. 312. Eines von Nordaus Beispiel-Atavismen (im Kapitel »Allerlei kleinere Lügen«) ist auch eines der zentralen Handlungsmomente von *Effi Briest*: »Der Unterwürfigkeit fast aller Menschen gegen die öffentliche Meinung verdankt eins der seltsamsten Überlebsel einer längst überwundenen Gesittungsstufe sein Fortbestehen inmitten unserer Kultur, deren alle Begriffe den gewaltsamsten Gegensatz dazu bilden. Dieses Über-

lebseln. Im schon genannten Protokoll der »Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte« wird Moritz Lazarus' Beitrag »Über einen alten Opferbrauch« referiert: »Alte Bräuche dienen oft als Denkmale verschollener Vorstellungsweisen, verwischter Gedankengänge. Der Brauch als Form irgend eines Vorganges, einer Feier, Darstellung erhält sich länger, als die Vorstellung, die damit verknüpft gewesen ist, theils bewusst, theils unbewusst.«⁵⁷

Lazarus entfaltet an dieser Stelle nicht die kulturtheoretischen Implikationen dieser Überlegung, dass nämlich »alte Bräuche« die mit ihnen verknüpften Vorstellungen nicht etwa zeit- und überlieferungsbeständig aufbewahren, dass sie permanenter Deutung zugänglich und bedürftig sind und auch frei werden für neue Vorstellungen, die sich an sie knüpfen können. Sie können missdeutet werden. Und sie können »profaniert« und parodiert, verschliffen, verkehrt und verspielt werden. Adolf Bastian schreibt an anderer Stelle: »selbst Ceremonien, bei denen ein ernster Zweck beabsichtigt war, fielen mit der Zeit in den Händen der Menge rasch der Burleske anheim.«⁵⁸

Im Gesamtkontext des Romans liest sich Effis burleske Zeremonie als eine Umwertung des Opfers durch das Spiel, als epistemologischer Bruch mit der »düsteren« Logik des Opfers, als »formalistische« Demonstration und demonstrative Formalisierung. Die scheinbare Harmlosigkeit von Effis Ritual leistet eine »Arbeit am Mythos« des Opfers und eine Lektion, die ungleich prominentere Kulturtheoretiker sich haben entgehen lassen: Adorno und Horkheimer schreiben in der *Dialektik der Aufklärung*: »Die Geschichte der Zivilisation ist die Geschichte der Introversion des Opfers. Mit anderen Worten: die Geschichte der Entsamung.«⁵⁹ Auch diese Form des Opfers kommt in *Effi Briest* vor: So nennt Effi die Geschichte zwischen Innstetten und ihrer Mutter eine »Liebesgeschichte mit Entsamung« (10). Aber das ist nur eine Seite, sozusagen die »Innenseite«. Die Geschichte der Zivilisation ist auch eine Geschichte der »Extraversion«, der Veräußerlichung, der Ritualisi-

lebsel ist der Zweikampf. Das Duell beweist, daß der Selbsterhaltungstrieb des Menschen schwächer ist als sein Herdeninstinkt.« (393)

⁵⁷ Moritz Lazarus, »Über einen alten Opferbrauch (mit Kommentaren von Virchow und Bastian)«, in: *Zeitschrift für Ethnologie* 3 (1871), S. 56–60, hier S. 56 f.

⁵⁸ Bastian, *Der Mensch in der Geschichte*, S. 72 (im Kapitel »Die Komik des Volkswitzes«). Auch hier drängt sich die Überlegung auf, dass eine umgekehrte Entwicklung denkbar ist: ursprünglich »burleske« Zeremonien fallen mit der Zeit »ernsten« Zwecken und Absichten anheim. Auch bei Bataille wird diese Umkehrung nicht deutlich genug: der konventionellen Auffassung, »Die Literatur kommt in der Tat nach den Religionen« folgt unmittelbar die Antithese: »Das Opfer ist ein Roman, ist ein Märchen, auf blutige Weise illustriert...«, Georges Bataille, *Der heilige Eros (L'Erotisme)*, Frankfurt a. M. u. a. 1974, S. 84.

⁵⁹ Theodor W. Adorno, Max Horkheimer, *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente* [1944], Frankfurt a. M. 1988, S. 62. Vgl. insgesamt den Exkurs 1: »Odysseus oder Mythos und Aufklärung«.

sierung, Symbolisierung, der Metaphorisierung des Opfers.⁶⁰ Und somit auch eine Geschichte der Ersetzung, der Substitution und der Sublimierung der Opfermaterie, und weiter: eine Geschichte der Parodien, Travestien und der burlesken Profanierung der Rituale.

Und nicht zu vergessen: Die Geschichte des Opfers ist auch eine des Theaters. Das antike Drama ist aus Opferritualen entstanden⁶¹ und sozusagen eine primäre, kulturstiftende Ersetzung des Opfers, es wird *anstelle* des Kultes aufgeführt. Es gibt eine literarische Geschichte des Opfers, die religiös nicht ›unmusikalisch‹ (Habermas) ist, aber auch nicht ganz ›ernst‹ und ›rechtgläubig‹. Es muss an dieser Stelle bei solchen Andeutungen bleiben. Zur Illustration seien nur einige Beispiele angeführt. Wie systematisch Fontanes literarische Opfer- und Ritual-Reflexion angelegt ist, zeigt eine intertextuelle Spur, die durch ein Gespräch zwischen Crampas und Effi gelegt wird. Crampas erwähnt Heines Ballade *Vitzliputzli*, und gibt auf Effis Nachfrage eine verkürzte Prosaphrase:

[...] Vitzliputzli ist nämlich ein mexikanischer Gott, und als die Mexikaner zwanzig oder dreißig Spanier gefangengenommen hatten, mußten diese zwanzig oder dreißig dem Vitzliputzli geopfert werden. Das war da nicht anders, Landessitte, Kultus, und ging auch alles im Handumdrehen, Bauch auf, Herz raus ...«
 »Nein, Crampas, so dürfen Sie nicht weitersprechen. Das ist indezent und degoutant zugleich. Und das alles so ziemlich in demselben Augenblicke, wo wir frühstücken wollen. (138)

Heines Ballade, die in Fontanes Roman nur genannt und fragmentarisch nacherzählt wird, ist nicht weniger indezent, aber einige Verse daraus sind weitaus ›anstößiger‹ als in Crampas' Version. Die Spanier, heißt es:

Stehen dort wie im Parterre / Eines großen Schauspielhauses, // Und des Vitzliputzli-Tempels / Helle Plattform ist die Bühne, / Wo zur Siegesfeier jetzt / Ein Mysterium tragiert wird. // ›Menschenopfer‹ heißt das Stück. / Uralt ist der Stoff, die Fabel; / In der christlichen Behandlung / Ist das Schauspiel nicht so gräßlich. // Denn dem Blute wurde Rotwein, / Und dem Leichnam, welcher vorkam, / Würde eine harmlos dünne / Mehlbreispeis transsubstituiert.⁶²

⁶⁰ Hegel beharrt auf einer buchstäblichen, unmetaphorischen Bedeutung von Opfer: »in einer geistigen Religion [ist] kein Opfer mehr vorhanden, sondern was dort Opfer heißt, kann es nur im bildlichen Sinne sein«, G.F.W. Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Religion*, Bd. 1, in: ders., *Werke*, Bd. 16, hg. von Karl Markus Michel und Eva Moldenhauer, Frankfurt a. M. 1969, S. 224 f.

⁶¹ Davon schreibt übrigens auch Bastian, *Der Mensch in der Geschichte*, S. 75.

⁶² Heinrich Heine, *Vitzliputzli*. *Romanzero*, Erstes Buch: *Historien*, in: ders., *Werke in vier Bänden*, Bd. 1, ausgew. und eingel. von Christoph Siegrist, Frankfurt a. M. 1968, S. 148–167, hier 159 f. Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Erwähnung der Oberammergauer Spiele in *Effi Briest*, S. 208.

Heines holprige anakatalektische Metrik hat hier den Vorzug, dass man den Zungenbrecher Silbe für Silbe sprechen muss: trans-sub-sti-tu-ieret. Die burlesk-häre-tische und frivol-blasphemische Transsubstituierung, die der Text selbst vollführt, besteht darin, das Menschenopfer als theatralische Veranstaltung zu betrachten und noch seine christliche Sublimierung auf die eher fade Materialität der substituierten »Mehlbreispeis« zu reduzieren – eine literarische Metaphorologie mit sprachlicher Lust an epistemologischen Parallelismen und theologischen Parallelisierungen.

Im zitierten Dialog aus *Effi Briest* wird auf Heines Travestie von aztekischem Menschenopfer und christlicher Eucharistie nur diskret und elliptisch angespielt, aber Fontane referiert mit Crampas' Heine-Referenz auf eine literarische Geschichte des Opfers, auf eine literarische »Behandlung« des grässlichen »Schauspiels«. Nicht immer aber und nicht per se »behandelt« die Literatur das Opfer so burlesk. Dass »das Schauspiel nicht so grässlich« ist, kann auch als Mangel erscheinen, als nicht grässlich genug. Auch die Literatur ist nicht gefeit vor der Faszination durch das Grässliche, die sich wohl durch Hypothesen über das Unbehagen in der Kultur oder eine Symptomatologie kultureller Lust und Unlust erklären lässt. Die kulturelle Logik der Transsubstitutionen, der Vergeistigung, Abstraktion und Sublimierung scheint aus sich heraus eine gegenläufige Tendenz zu erzeugen. Die symbolischen Ordnungen machen nicht satt und wecken einen Hunger nach »Realität«, nach dem Eigentlichen, den Ursprüngen, den Grundlagen oder einem Jenseits des Symbolischen, der Arbitrarität der Zeichen und der Vermittlungen, nach dem Leben selbst, dem Seinsgrund, wie immer man es nennen will. Dann ist auch das, was bei Heine »grässlich« und bei Fontane »indezent und degoutant« heißt, gerade recht, wenn es nur den Geschmack, um nicht zu sagen, den Hautgout von »Realität« und »Präsenz« hat.⁶³

An der Wende zum 20. Jahrhundert kommt, insbesondere im Kontext des literarischen »Symbolismus«, ein Syndrom von Kulturmüdigkeit, Faszinationsbedürfnis und Geschmack an starken Reizen auf, das seine Inspirationen und Imaginationen nicht zuletzt aus völkerkundlichen, anthropologischen und altertumswissenschaftlichen Studien bezieht: »Auf dem Höhepunkt dieser Sehnsucht nach Realität entdeckte man sogar die Idee des archaisch-blutigen Opferrituals als Symbol für die Poesie!«⁶⁴ Ein prominentes Beispiel dafür ist Hofmannsthals *Gespräch über Gedichte*, in dem einer der Gesprächspartner ein Schlacht-Opfer als »Ur-Szene« der Symboli-

⁶³ Auch dass die Bücher und Theoreme von Walter Burkert, René Girard, Giorgio Agamben so große öffentliche Aufmerksamkeit gefunden haben, mag mit der Faszination an etwas diffus »Archaischem« zusammenhängen. Vgl. auch Gunnar Heinsohn, *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion*, Reinbek bei Hamburg 1997; Jean-Luc Nancy, »Was nicht geopfert werden kann«, in: Iris Därmann, Christoph Jamme (Hg.), *Fremderfahrung und Repräsentation*, Weilerswist 2002, S. 47–80; Janowski/Welker (Hg.), *Opfer*.

⁶⁴ Karl Heinz Bohrer, »Literatur oder Wirklichkeit. Die Flucht der Kulturwissenschaft vor der Kunst«, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 60 (Mai 2006), S. 433; vgl. außerdem Hildegard

sierung imaginiert. Die Substitution, in der auch diese »blutrünstige Theorie des Symbols«⁶⁵ gründet, soll dabei durch die ›mystische‹ Einheit der Opfernden und des Opfertiers aufgehoben und beglaubigt werden. Der Opfernde versetzt sich an die Statt des Tieres, das er an seiner Stelle tötet, er muss für einen Moment das Blut des Tieres für das eigene gehalten haben – »Das ist die Wurzel aller Poesie.«⁶⁶

Diese bizarre poetologische Phantasmagorie kann hier nicht eingehender erörtert werden.⁶⁷ David Wellbery ist der »Insistenz der Opferimagination« und der »Opfer-Vorstellung als Quelle der Faszination« in Texten des frühen Hofmannsthal nachgegangen und bezeichnet »die symbolistische Poetologie hofmannsthalischer Prägung« als eine »sakrifizielle Poetologie«, die »um die Imagination des Opfers zentriert« ist und aus dieser Imagination »die Gewähr metaphysischer Bedeutsamkeit« ableitet. Als eine mögliche literarische ›Quelle‹ hat Wellbery Frazers *The Golden Bough* genannt.⁶⁸ Es mag weitere Quellen für die Faszination durch das Opfer geben. Eine affektive ›Quellenkunde‹, mithin die Frage, was außertextuelle Quelle(n), der *affektive* Quellgrund der Opfernvorstellung selbst sein könnte, müsste weiter ausholen und nicht nur nach Lektüren und phantasmatisch besetzten Wissensbeständen suchen. Wellbery gibt dazu wichtige Hinweise, wenn er in der sakrifiziellen Poetologie Hofmannsthal »das Design einer textuellen Machinerie für die Produktion von ›Transzendenz‹« sieht und diese als »Suggestionseffekt« bezeichnet: »Das Opferszenario ist nicht so sehr Darstellung als ein Mechanismus zur Übertragung einer Affektskala«⁶⁹. Es ist auch bei Empfänglichkeit für metaphysischen Charme nicht zu übersehen, dass es sich um eine sehr schmale, restringierte Affektskala handelt, die um trübselige Affekte zen-

Cancik-Lindemaier, »Opferphantasien. Zur imaginären Antike der Jahrhundertwende in Deutschland und Österreich«, in: *Der altsprachliche Unterricht* 3 (1987), S. 90–104.

⁶⁵ Theodor W. Adorno, »George und Hofmannsthal. Zum Briefwechsel«, in: ders., *Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1976, S. 278.

⁶⁶ Hugo von Hofmannsthal, *Das Gespräch über Gedichte*, in: ders., *Erzählungen, Erfundene Gespräche und Briefe. Reisen (Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden)*, hg. von Bernd Schoeller in Beratung mit Rudolf Hirsch, Frankfurt a. M. 1979, S. 495–509, hier zitiert nach David E. Wellbery, »Die Opfer-Vorstellung als Quelle der Faszination. Anmerkungen zum Chandos-Brief und zur frühen Poetik Hofmannsthal«, in: *Hofmannsthal-Jahrbuch. Zur europäischen Moderne* 11 (2003), S. 281–310.

⁶⁷ Hofmannsthal hat sie an einen seiner feinsinnigen Leser von Gedichten delegiert; die Vorstellung des Opfers und der Einheit von Opferndem und Geopfertem scheint ihn selbst obsessiv beschäftigt zu haben, vgl. in dem Fragment »Dämmerung und nächtliches Gewitter«: »[...] ich der Priester [...] ich auch das Opfer«, zitiert nach Wellbery, »Die Opfer-Vorstellung als Quelle der Faszination«, S. 303.

⁶⁸ Wellbery, »Die Opfer-Vorstellung als Quelle der Faszination«, S. 306. Wellbery bemerkt lapidar, »als anthropologische Hypothese« sei diese Schilderung schlicht »unhaltbar« (ebd.). Vgl. auch die subtilen Ausführungen zu »Hofmannsthal's Soziopoetik des Opfers« von Uwe Hebekus, *Ästhetische Ermächtigung. Zum politischen Ort der Literatur im Zeitraum der Klassischen Moderne*, München, Paderborn 2009, Kap. VI, 1, S. 265–284.

⁶⁹ Wellbery, »Die Opfer-Vorstellung als Quelle der Faszination«, S. 308 f.

triert ist und der eine traurige und trübselige ›Philosophie‹ entspricht, auch die ›Philosophie‹, dass das Traurige »tiefer« sei.⁷⁰

Von der »düsteren« und trübseligen Affektlage (›Haß der Götter‹) und der präventösen mystagogischen Attitüde wird auch eine eingehendere Betrachtung des Opferszenarios und der »blutrünstigen« Symboltheorie Hofmannsthal nicht absehen können. Meine recht grobschlächtigen Bemerkungen dienen lediglich dazu, die unfaszinierte Behandlung der Opfervorstellung und unblutige Symboltheorie Fontanes zu verdeutlichen, deren Tiefe (um ein Wort Hofmannsthal zu verwenden) an der Oberfläche versteckt ist – und in Heiterkeit. Effis parodisch-heiteres Opferritual zeigt eine andere – vitalere und auch realitätszugewandtere – »Wurzel aller Poesie«: das Spiel, die Ritualisierung, das ›heiligende‹ Zelebrieren der Mahlgemeinschaft, das auch die Beseitigung der Überreste des Mahls mit einbezieht. Zu Effis Ritual gehört auch die poetische und poetologische »Magie« der Abfallbeseitigung, der ›Resteverwertung‹, des ›Recycling‹ – die Magie des Anagramms: »Flut, Flut – mach alles wieder gut«. In der Gegenüberstellung mit dem blutigen Schlachtopfer wird »Flut« nicht nur als Substitution von »Blut« kenntlich, sondern auch als ein anagrammatisch verborgenes Echo auf »Luft, Luft«. Luft ist Effis Element, wie ihre Mutter schon auf der zweiten Seite feststellt: »immer Tochter der Luft«.⁷¹

Auch mit solchen Zeichen- und Bedeutungsspielen feiert Fontanes Roman das Spiel, das nicht nur die Wurzel aller Poesie, sondern sogar des Rituals, des religiösen und sozialen Glaubens ist⁷². Man könnte fast sagen, er *opfert* den Realismus, sofern dessen Poetik charakterisiert ist durch das Programm und den Glauben, die Zeichen der Darstellung dem Götzen ›Wirklichkeit‹ ›opfern‹ zu können.

Fontanes Realismus ist frei – hat sich befreit, oder war nie beeinträchtigt – von der Faszination und dem Phantasma des Opfers. Faszinierend ist ihm nicht das »Nachzucken« des Opfertiers im Symbol, nicht das Blutvergießen, der Geschmack des Todes, der Hautgout des Archaischen, sondern seine Ersetzbarkeit, und damit Metapher und Symbol als Gewinn von Distanz gegenüber der Unmittelbarkeit des Lebens, dem blutigen Ernst. Insofern könnte man der sakrifiziellen Poetologie des »Symbolismus« eine sakrifizielle Poetologie des Realismus gegenüberstellen. Das Opfer ist bei Fontane nicht nur eine ›realistisch‹ motivierte Thematik, sondern ein poetologisches Modell. Thematik und Metaphorik des Opfers verweisen auf ein

⁷⁰ Folgende Bemerkung Frazers zu archaischen Mythen und Riten lässt unweigerlich an Hofmannsthal Opferszenario denken: »Such fables contain a deeper philosophy of the relation of the life of man to the life of nature – a sad philosophy which gave birth to a tragic practice.« James Frazer, *The Golden Bough. A study in magic and religion* [1922], Ware, Hertfordshire 1993, S. 7. Vgl. Wittgensteins Bemerkungen über Frazers *Golden Bough*, in: ders., *Vortrag über Ethik und andere kleine Schriften*, hg. von Joachim Schulte, Frankfurt a. M. 1989, S. 29–46.

⁷¹ Fontane, *Effi Briest*, S. 8. Vgl. auch folgende Textstellen: »Effi, der freie Luft noch mehr galt als landschaftliche Schönheit« (290, 281) und zu Effis »Luftbedürfnis« S. 83 und S. 282 f.

⁷² Zur Analogisierung religiöser und sozialer Institutionen, Rituale und Glaubensvorstellungen bei Robertson Smith siehe Kippenberg, *Die Entdeckung der Religionsgeschichte*, S. 116 f.

kulturkonstitutives Prinzip, eine zentrale kulturelle Funktionslogik. Im Lichte von Huizingas These vom Spiel als dem Ursprung von Kultur⁷³, erscheint Effis zereonielles Versenken der Schlusen als poetologische Szene, in der Fontanes so überaus ›realistischer‹ Roman seine mehr als nur ›realistische‹ Poetologie zur Darstellung bringt. Diese Poetologie birgt das epistemologische Potential einer Besinnung auf die ›Magie‹ der Darstellung und des Symbolischen als ›Produktion‹ eines *Abstands* von der »Wirklichkeit«. Fontanes Realismus ist keine »textuelle Maschinerie zur Produktion von Transzendenz«,⁷⁴ sondern eine textuelle Maschinerie zur Exploration, Beobachtung und Faltung von Immanenz.

In den Notizen zu *Allerlei Glück* lässt Fontane den Professor Brose einmal sagen: »ich liebe das Symbolische so. [...] Was wäre unser Dasein noch, wenn wir ihm die Symbole nehmen.«⁷⁵ Dies bezeichnet eine Affektlage, die zugleich, mit der Formel eines anderen Ritualforschers, den »Denkraum der Besonnenheit« eröffnet: »Zwischen ekstatischen Affektfluten der Angst, des überwältigenden Glücks, der Besessenheit einerseits, affektneutralisierter Abstraktion einer apathischen Vernunft andererseits gibt es einen Mittelraum, der die Schwingungsbreite einer Kultur, einer Epoche, einer Person angibt. In diesem Mittelraum zwischen Magie und Mathematik, zwischen Fetisch und abstraktem Zeichen öffnet sich der ›Denkraum der Besonnenheit‹ (Warburg): der Raum des Symbolischen.«⁷⁶

Diesen Raum des Symbolischen eröffnet der Roman bereits im ersten Kapitel mit dem gespielten Opferritual seiner Heldin, zu deren vielen lebenswürdigen Eigenschaften auch ihr »Nachahmungstalent« (278) zählt. Sie selbst sagt einmal: »Mythologie war immer mein Bestes.« (273) Wie seine Protagonistin eine poetologische Figur ist, ist auch der Roman *Effi Briest* selbst ein durch und durch poetologischer Roman. Von seinem Autor könnte man sagen: Realismus war immer sein Bestes. Dass Realismus die Realität »nachahmt«, ist nur dann keine Trivialität, wenn man in Rechnung stellt, dass die Realität auf »Mythologie« basiert und Nachahmung etwas Symbolisches ist, symbolisches Handeln, Handeln in *effigie*. Effi Briest handelt auch von der kulturellen Errungenschaft und der prinzipiellen Möglichkeit, etwas »in effigie« zu tun. Umso schlimmer für die Wirklichkeit, wenn sie diese Möglichkeit nur in der Literatur kennt. Umso schlimmer für die Literatur, wenn sie sich von der Phantasielosigkeit der Wirklichkeit affizieren lässt und die Phantasie der Wirklichkeit opfert.

⁷³ Neuerdings hat Pfaller (*Die Illusionen der anderen*) Huizingas Spiel- und Kulturtheorie philosophisch ernst genommen und in ihrer ganzen kultur- und ideologiekritischen Tragweite gewürdigt; vgl. aber in Huizingas *Zeitgenossenschaft* bereits Ad. E. Jensen, *Mythos und Kult bei den Naturvölkern. Religionswissenschaftliche Betrachtungen* [1951], München 1991, S. 80 ff.

⁷⁴ Wie Wellbery (»Die Opfer-Vorstellung als Quelle der Faszination«) Hofmannsthals sakrifizielle Poetologie charakterisiert hat.

⁷⁵ Fontane, *Allerlei Glück*, S. 142.

⁷⁶ Aby Warburg, *Bildniskunst und florentinisches Bürgertum*, zitiert nach Böhme, *Fetischismus und Kultur*, S. 241, dazu im Kontext S. 239 ff.

IV. DAS WISSEN DER LITERATUR

Schädel, Tempel, Prärien Zum integralen Wissensbegriff der Literatur am Beispiel von Herman Melvilles *Moby-Dick*

NICOLAS PETHES (Bochum)

Es gibt im 19. Jahrhundert nur wenige Bücher, die dem modernen Zusammenhang zwischen Schreiben, Forschen und Reisen in eine ähnlich dichte Textur eingewoben und im Gewand einer archaischen Erzählung Ausdruck verliehen hätten, wie Hermann Melvilles Roman *Moby-Dick* von 1851. Die Geschichte des Matrosen Ishmael, der auf dem Walfangschiff Pequod anheuert und Zeuge des Rachefeldzugs wird, den sein Kapitän Ahab gegen jenen weißen Wal führt, der ihm einst zu einem Holzbein verholfen hat – diese Geschichte verbindet den biblischen Mythos vom Seeungeheuer Leviathan mit moderner Schifffahrtkunde und die Schauplätze abenteuerlicher Südseeromane mit dem enzyklopädistischen Wissen über Anthropologie, Meeresbiologie und Kunstgeschichte der Zeit.¹

Diese Verbindung nötigt Melvilles Leser zu einem ständigen Wechsel zwischen dem Fortgang der Jagdgeschichte, die die Pequod einmal rund um den Globus herumführt, und essayistischen Kapiteln über Walarten, Harpunenformen, Gemäldegalerien, Bibelkunde, Architekturgeschichte und ähnliche Gegenstände mehr. Darüber hinaus wird aber auch keines dieser Themenfelder selbst in einem homogenen Diskurs präsentiert. Vielmehr ist jede einzelne Beschreibung in *Moby-Dick* durchdrungen von und verwoben mit metonymischen Allusionen und assoziativen Vergleichen zwischen den verschiedenen Wissens-, Diskurs- und Bildfeldern, durch die der Roman den Rahmen der Abenteuererzählung, die er innerhalb dieses Ensembles aber immer auch ist, weit hinter sich zu lassen scheint.

Damit ist *Moby-Dick* ein anschauliches Beispiel für den Ansatz des vorliegenden Sammelbands, literarischen Reiseerzählungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Veränderungen der modernen Lebenswelt im Spiegel naturwissenschaftlicher, anthropologischer und ethnologischer Diskurse zu entnehmen. Diese Spiegelfunktion ist aber weder als illustrierender Zusatz noch als orientierende

¹ Melvilles Referenzen auf die zeitgenössischen Wissenschaften sind in der Forschung ausführlich aufgearbeitet, vgl. J.A. Ward, »The Function of the Cetological Chapters in *Moby-Dick*«, in: *American Literature* 28 (1956), S. 164–183; Jill B. Gidmark, *Melville Sea Dictionary: A Glossed Concordance and Analysis of the Sea Language in Melville's Nautical Novels*, Westport 1982; Mary K. Bercau, *Melville's Sources*, Evanston 1987 sowie Samuel Otter, *Melville's Anatomies*, Berkeley 1999. Einen Überblick über weitere Forschungsschwerpunkte gibt Harold Bloom (Hg.), *Herman Melville's Moby-Dick. Modern critical interpretations*, New York 1986.

Rahmung der erzählten Irrfahrt zu lesen. Von Anfang an – genauer gesagt: bereits in der paratextuellen Rahmung der »Etymologie« von Walnamen sowie der »Extrakte« aus dem cetologischen Buchwissen, also noch bevor der Roman beginnt – verarbeitet Melville anthropologische Theorien, koloniale Phantasmen und biologisches Wissen seiner Zeit. Allerdings tut er das auf eine Weise, die es weder erlaubt, die Referate und Reflexionen des zeitgenössischen Wissens über Wale als Exkurse zu überspringen oder (wie in Jugendausgaben üblich) entfallen zu lassen. Noch taugt *Moby-Dick* aber – trotz des immensen Archivs, aus dem er sich speist –, als Kompass auf dem im 19. Jahrhundert bereits unüberschaubaren Meer des Wissens.

Statt dessen schlägt die Erzählung von Ishmaels Reise über den Erdball in die Allegorie von etwas um, das man die »epistemologische Obdachlosigkeit« des modernen Menschen nennen könnte: Die Menge faktischen Wissens, die Melvilles fiktionalen Text durchzieht, führt ebenso wenig zu einem gesicherten Wissen über Wale und das Leben auf und im Meer wie die Reise um den Erdball der Stabilisierung eines Weltbilds Vorschub leistet. Indem die Versatzstücke aus der Welt des Walfangs, des Kolonialismus, der Architektur und der Mythologie beständig und wechselseitig aufeinander verweisen, verlieren die Leser des Romans auf die gleiche Weise die Orientierung, wie die Besatzung der Pequod, die scheinbar zielgerichtet die Weltmeere durchkreuzt, auf denen sie in Wirklichkeit aber gänzlich haltlos umhergeworfen wird. Denn letztlich ist der weiße Wal bei Melville nicht mehr als eine bewegliche Projektionsfläche, die ihren Jägern suggeriert, als Zentrum und Ziel zu fungieren, um sich ihnen zugleich und als solches immer wieder aufs neue zu entziehen.

Gilles Deleuze hat *Moby-Dick* aus diesem Grund und im Anschluss an Carl Schmitts Theorie vom *Nomos der Erde*² als Dokument einer Deterritorialisierung gelesen: Auf dem Meer, das im Unterschied zum Land keine Grenzziehungen und damit Rechtsordnungen zulässt, verschmelzen Jäger und Gejagter zu einem prozessualen Gebilde, das mit den Kategorien realistischer Mimesis oder psychologischen Erzählens nicht mehr zu fassen ist. Deleuze zufolge zeigt Melvilles Roman damit, wie das amerikanische Prinzip des Patchwork an die Stelle der Linearität des europäischen Realismus tritt.³

Was bei Deleuze aber letztlich für eine Öffnung des philosophischen Denkens für instabile Zusammenhänge und schizophrene Subjektivierungsströme entsteht, wird hier hinsichtlich seiner Konsequenzen für die Relation zwischen Wissenschaft und Literatur zu beleuchten sein. Diese Relation hatte bis ins 18. Jahrhundert noch unter der Ägide einer einheitlichen Gelehrtenkultur gestanden und war mithin noch nicht als Relation zwischen unterschiedenen Gliedern denkbar.⁴ Erst in der

² Carl Schmitt, *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum*, Köln 1950.

³ Vgl. Gilles Deleuze, »Bartleby oder die Formel«, in: ders., *Kritik und Klinik*, aus dem Französischen von Joseph Vogl, Frankfurt a. M. 2000, S. 94–123.

⁴ Vgl. in diesem Sinne z. B. noch Jean-Jacques Rousseaus ersten *Discours sur les sciences et les arts* von 1750, die im Titel noch gemeinsam und gleichberechtigt angesprochen werden. Vgl. Jürgen Fohr-

Folge der funktionalen Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaft entstehen voneinander unabhängige Teilsysteme, zu denen auch Kunst und Wissenschaft gehören,⁵ die nun, nach einem letzten emphatischen Versuch ihrer Synthese in der romantischen Bewegung, zunehmend als einander ausschließende Darstellungsformen begriffen wurden – in Melvilles unmittelbarer Zeitgenossenschaft etwa durch Thomas de Quincey, der 1848 in einem Essay »The Literature of Knowledge and the Literature of Power« unterscheidet und in dieser Abgrenzung didaktischer Erläuterungen von einem unmittelbaren emotionalen Nacherleben die verschiedenen Ausformungen der *two cultures debate* bei Wilhelm Dilthey, Matthew Arnold und Thomas Huxley oder C.P. Snow und F.R. Leavis vorwegnimmt: »There is, first, the literature of *knowledge*; and, secondly, the literature of *power*. The function of the first is – to *teach*; the function of the second is – to *move*: the first is a rudder; the second, an oar or a sail.«⁶

Diese Diskurs- und Systemdifferenzierung bedeutet allerdings nicht, dass Autoren nicht länger gebildet wären oder Wissenschaftler schlecht zu schreiben begännen. Sie bringt lediglich mit sich, dass diese Kompetenzen innerhalb des jeweils nicht zuständigen Systems irrelevant werden. Dass aber Melvilles Seefahrergeschichte genau so auf Wissenschaftsdiskurse rekurriert, wie de Quinceys Theorie Schifffahrtsmetaphern einsetzt, belegt bereits, dass Ausdifferenzierung den Transfer nicht etwa ausschließt, sondern – insofern ja erst die Trennung von Systemen einen zu überbrückenden Zwischenraum eröffnet – ermöglicht und erfordert. Und bezieht man genau in diesem Sinne Deleuzes These von der ›Deterritorialisierung‹ in *Moby-Dick* auf die Beobachtung, dass jedes einzelne Romankapitel die verschiedensten Diskursformen in ein Wechselverhältnis setzt, ohne sie zu kategorisieren oder zu systematisieren, dann wird deutlich, dass die wissenshistorische Bedeutung des Romans ebenfalls in einer Konterkarierung einer solchen ›reinen‹ Systemtrennung liegt: Ahabs Jagd nach dem weißen Wal wird als Reise um den ganzen Erdball erzählt, um dem umfassenden, gewissermaßen globalen, Anspruch gerecht zu werden, sämtliche Wissensfelder seiner Zeit zu integrieren – und zwar in Gestalt eines literarischen Erzähltextes.

Diese imaginäre Verknüpfung unterschiedlicher Disziplinen im Rahmen einer Weltreise resultiert aber nicht etwa in der Restitution eines enzyklopädischen Systems. Zwar ist jedes der insgesamt 135 Kapitel des Romans mehr oder weniger ex-

mann (Hg.), *Gelehrte Kommunikation. Wissenschaft und Medium zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert*, Köln u. a. 2005.

⁵ Vgl. hierzu die Rekonstruktion von Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a. M. 1984 sowie seine jeweils einschlägigen Darstellungen *Die Wissenschaft der Gesellschaft* (Frankfurt a. M. 1990) bzw. *Die Kunst der Gesellschaft* (Frankfurt a. M. 1995).

⁶ Thomas de Quincey, »The Literature of Knowledge and the Literature of Power« [1848], in: Bonamy Dobrée (Hg.), *Thomas de Quincey*, New York 1965, S. 181–186, hier S. 182. Vgl. zu den Vorläufern aktueller Methodendebatten Abschnitt 1.1 meines Forschungsberichts zu Literatur- und Wissenschaftsgeschichte in *IASL* 28 (2003), S. 181–231.

plizit einem Wissensgegenstand gewidmet – und nur die letzten drei Kapitel erzählen von der tatsächlichen Jagd Ahab's auf den weißen Wal. Dennoch gehorcht die Präsentation und Organisation des Wissens nicht dem systematischen Tableau, sondern dem Narrativ einer Reise über die Weltmeere: Ortlos wie deren ungekerbter Raum und wahnsinnig wie Kapitän Ahab, ist Melvilles Roman ein umfassender Assoziationsraum, in dem konkrete Beobachtungen mit kulturhistorischen Topoi und Versatzstücke von Spezialwissenschaften mit Handlungselementen der Abenteuererzählung in einem Netzwerk ohne Zentrum oder Telos verbunden werden.

Die Ausgangsbeobachtung der vorliegenden Überlegungen lautet also, dass Melvilles *Moby-Dick* als literarisches Werk beansprucht, Wissen nicht nur als Hintergrund in die Romanhandlung zu integrieren oder es, beispielsweise popularisierend, zu kommunizieren. Vielmehr erweist Melvilles Erzählprinzip literarische und wissenschaftliche Elemente als ununterscheidbare Bestandteile einer in diesem Sinne integralen Schreibweise: Die fiktionale Reiseerzählung ist ebenso sehr Möglichkeitsbedingung für die Verknüpfung biologischen, anthropologischen, kunsthistorischen und technologischen Wissens wie umgekehrt.

Das heißt, dass die Wissensdiskurse des Romans weder das naturalistische Programm vorwegnehmen, Darstellungsformen der Naturwissenschaften literarisch zu simulieren, noch kehren sie zu einem polyhistorischen Enzyklopädismus zurück. Im Unterschied zu diesen beiden Optionen, die im Fall der Gelehrtenkultur Literatur noch ohne ästhetische Differenz beobachten oder, im Fall des Naturalismus, die wissenschaftliche Differenz zu leugnen versuchen, bilden Literatur und Wissen in *Moby-Dick* eine Konstellation, deren Elemente beständig ineinander übersetzt werden, ohne dass deutlich würde, welchem der beiden Bereiche Literatur und Wissenschaft sie zugehören und wie überhaupt der Unterschied zwischen diesen beiden Bereichen gefasst werden könnte – vom Versuch ihrer Hierarchisierung ganz zu schweigen. Eine Lektüre von *Moby-Dick* kann daher als Positionierung und Anschauungsbeispiel innerhalb der aktuellen Debatte über Möglichkeiten und Grenzen der Inbezugsetzung von Wissenschaft und Literatur dienen: In Stellungnahmen gegen diskursanalytische, neohistorische und wissenspoetische Ansätze wurde zuletzt wiederholt der propositionale Wahrheitsanspruch ins Feld geführt, der mit dem Begriff des Wissens verbunden sei, und dessen Übertragung auf fiktionale Texte mithin einen Kategorienfehler darstelle.⁷ Aus dieser Perspektive wäre die narrative Anlage von *Moby-Dick* allenfalls als Reflexion all derjenigen Diskurse über Wale zu lesen, die dem Roman in Gestalt der erwähnten paratextuellen Rahmung vorangestellt sind. Ein eigenständiger Beitrag zum Wissen über Wale sei der Roman als Roman aber nicht.

⁷ Vgl. Gideon Stiening, »Am ›Ungrund‹ oder: Was sind und zu welchem Ende studiert man ›Poetologien des Wissens?«, in: *Zeitschrift für Kulturpoetik* 7 (2007), S. 234–248 (gefolgt von einer Replik von Joseph Vogl); Tilmann Köppe, »Vom Wissen in Literatur«, in: *Zeitschrift für Germanistik*, NF 17/2 (2007), S. 398–410 (gefolgt von Repliken von Roland Borgards, ebd., S. 425–428 sowie, im Folgeheft, Andreas Dittrich, S. 631–637, und noch einmal Köppe, S. 638–646).

Für einen historischen Blick auf die fraglichen Zusammenhänge wirkt dieser Einwand allerdings unnötig normativ. Es ist ja durchaus möglich, dass Leser, die nur Melvilles Roman, nicht aber die zeitgenössischen Handbücher über Waljagd rezipiert haben, dennoch ein gewisses cetologisches Grundwissen erworben haben. Und in der historischen Rekonstruktion ist es sogar nur schwer zu rechtfertigen, warum den – mittlerweile überholten, zugleich aber von Beginn an rhetorisch und narrativ geformten – Sachbüchern über Wale ein Vorzug gegenüber einer fiktionalen Erzählung zukommen soll. Vor allem übersieht der Rekurs auf die zitierte Definition, der zufolge der Begriff des Wissens nur in Verbindung mit einem propositionalen Anspruch auf Wahrheit angemessen gebraucht werde, dass diese aus der Tradition der analytischen Philosophie stammende Definition ihrerseits eine Geschichte hat, oder anders gesagt: dass es eine Geschichte der Geschichte des Wissens gibt, die es nicht ohne weiteres erlaubt, Definitionen des 20. Jahrhunderts auf Texte des 19. zu übertragen. Vielmehr zeigt ein Roman wie *Moby-Dick* sehr deutlich, dass Wissen durchaus ein genuiner Bestandteil und Referenzrahmen der Literatur sein kann, und zwar gerade dann, wenn man die Bezugnahmen und narrativen Kontextualisierungen von Elementen des zeitgenössischen Wissens über Wale nicht auf ihren Wahrheitsanspruch hin untersucht, sondern als Reflexion des Wahrheitsanspruchs der zeitgenössischen Diskurse. Mit anderen Worten: Es geht literarischen Texten auch und gerade, wenn sie auf wissenschaftliches Wissen rekurrieren, nicht um eine Beschreibung der Welt, sondern um die Beschreibung von Beschreibungsweisen der Welt. In Gestalt einer solchen Beobachtung zweiter Ordnung tritt diejenige historische Dimension der Kategorie des Wissens in den Blick, die nicht nach der Validität von Aussagen mit Wissensanspruch fragt, sondern nach der Genealogie und Rahmung dieses Anspruchs.

So wenig also bezweifelt werden soll, dass in der Wissenschaftstheorie ein propositionaler Wissensbegriff postuliert und zugrunde gelegt wird, so wichtig ist es zugleich in Erinnerung zu rufen, dass gerade dieses Postulat mitunter die Konstruktionsleistung verschleiert, die der Destillierung wahren Wissens aus dem Meer des Wissbaren vorhergeht. Um es noch einmal anders zu formulieren: Wissen mit dem Anspruch auf propositionale Wahrheit zu verbinden, ist keine epistemologische Universalie, sondern ein definitorischer Akt, dem Melvilles Roman insofern den Spiegel vorhält, als er zeigt, wie eng verschiedene Wissensfelder zusammenhängen, wie perspektivenabhängig vermeintlich eindeutige Propositionen sind, wieviel die Eigendynamik sprachlicher Assoziationen und Bilder zu unseren Vorstellungen beitragen, und wie unmöglich es daher ist, Wissen als kulturell kontextualisierten Referenzraum von seinen narrativen Erzeugungs- und Vermittlungsformen zu trennen.⁸ Ein Roman wie *Moby-Dick* mag dann in der Tat keinen zuverlässigen Beitrag zum positiven Wissen

⁸ Das sind natürlich mittlerweile längst topische Postulate der Wissenschaftstheorie des 20. Jahrhunderts von Ludwik Fleck und Gaston Bachelard über Thomas Kuhn, Bruno Latour, Steven Shapin und Ian Hacking bis zu Michel Serres, Hans-Jörg Rheinberger und Timothy Lenoir. Ihre Relevanz

über Wale leisten. Er gewährt aber ein kontextgesättigtes Wissen über das Wissen über Wale in der Mitte des 19. Jahrhunderts, das er zugleich in seiner konstitutiven Abhängigkeit von diesen Kontexten in den Blick nimmt.

Dieses Wissen, das Literatur reflektiert, mag nicht selbst wissenschaftlich validierbar sein. Das kann aber auch gar nicht der Anspruch eines ästhetischen Gebildes sein, das historische Wissensdiskurse entsprechend auch nicht affirmiert oder beweist, sondern lediglich zitiert und reflektiert – sie aber auf diese Weise durchaus ›enthält‹. Das soll die Relevanz terminologischer Differenzierung, die wissenspoetischen Ansätzen der Literaturwissenschaft entgegengehalten wurden, nicht schmälern. Für die Beschreibungssprache der Literaturwissenschaft ist eine solche Begriffsklärung unerlässlich. Gegenüber der Sprache der Literatur und der transdiskursiven Faktur ästhetischer Gebilde erweisen sich die Kategorien der analytischen Philosophie aber als nicht hinreichend, weil die fragliche Verbindung zwischen Wissen und Literatur auf der Ebene terminologischer Klärungen gar nicht in den Blick geraten kann.

In diesem Sinne schlage ich vor, für die Analyse literarischer Texte von einem integralen Wissensbegriff auszugehen, der von seiner literarischen Schreibweise ebensowenig abgelöst werden kann, wie sich umgekehrt das Romannarrativ aus der Vielfalt der wissenschaftlichen Ausführungen und Anspielungen herauspräparieren lässt: Es gibt den Roman *Moby-Dick* nicht ohne Walkunde oder »Cetology«, wie Kapitel 32 heißt, da die Handlung selbst ohne die ›Wissenskapitel‹ zu einem Minimalplot zusammenschrumpfen würde. Ebensowenig gäbe es aber cetologisches Wissen, ohne dass Waljäger wie Ahab ihre Abenteuer auf den Weltmeeren erlebt und erzählt hätten. Wissen und Literatur bedingen sich wechselseitig. Wichtiger aber noch: Insofern sie einander bedingen, enthalten sie einander auch.

Der Beleg für diesen grundsätzlichen Anspruch und das mit ihm einhergehende Plädoyer für einen integralen Wissensbegriff zwischen Literatur und Wissenschaft kann im Rahmen dieses Beitrags nur exemplarisch erfolgen. Grundlage dafür wird das Close Reading eines einzelnen Kapitels von *Moby-Dick* sein, innerhalb dessen sich aber sämtliche angesprochenen strukturellen und inhaltlichen Zusammenhänge finden und nachweisen lassen. Es handelt sich um das Kapitel 79, das mit der für einen Walfangroman zumindest eigentümlichen Überschrift »The Prairie« überschrieben ist.⁹

Das 79. Kapitel gehört zur Serie derjenigen Kapitel, in denen Melvilles Roman weitläufig all jene Umstände und Vorkommnisse umkreist, die sich an die erfolgreiche Jagd auf einen Wal anschließen: Mittels einer Taukonstruktion längsents am

und Gültigkeit wird in den erwähnten Diskussionsbeiträgen (vgl. Stiening, »Am ›Ungrund‹«) aber dennoch bestritten, weswegen sie noch einmal in Erinnerung gerufen seien.

⁹ Zitiert wird aus der Ausgabe Hermann Melville, *Moby-Dick, or, The Whale*, in: ders., *The Works of Hermann Melville*, Standard Edition Bd.VIII, 2 Bde., New York 1963, unter Angabe der Seitenzahlen aus Band 2 in Klammern im laufenden Text.

Schiffsrumpf hängend, wird der Wal ausgeweidet und das Walöl entnommen. Vor allem aber wird er durch den Erzähler Ishmael – dessen Bericht ja stets darauf beruht, dass er nicht an den praktischen Tätigkeiten, die er beobachtet, beteiligt ist – beschrieben.

Ishmael ist also Theoretiker im Wortsinne, indem er den Walfang beobachtet anstatt ihn zu betreiben. Er ist aber auch Theoretiker im engeren Sinne, wenn er sich zu Beginn des Kapitels auf wissenschaftliche Diskurse beruft, um den Kopf des Leviathan beschreiben zu können. Für eine solche Beschreibung von Köpfen existieren zwei Theorieparadigmen:

To scan the lines of his face, or feel the bumps on the head of this leviathan; this is a thing which no physiognomist or phrenologist has as yet undertaken. Such an enterprise would seem almost as hopeful as for Lavater to have scrutinised the wrinkles on the Rock of Gibraltar, or for Gall to have mounted a ladder and manipulated the dome of the Pantheon. (81)

Dieser Eingangssatz des Kapitels bietet eine sauber gegliederte Wissenschaftstheorie der Kopfstudien: Auf der einen Seite steht die Physiognomie, die Johann Caspar Lavater als Studium der Gesichtszüge eines Menschen konzipiert hat. Auf der anderen Seite steht die Phrenologie, die Franz Joseph Gall als Lehre von den Schädelformen entworfen hat. Ishmael scheint beide Schulen auf die Beschreibung des Walkopfes übertragen zu wollen. Zugleich gesteht er aber die Vergeblichkeit dieses Unterfangens ein und unterstreicht sie, indem er sie mit der Physiognomie einer Felsformation bzw. der Phrenologie eines Bauwerks vergleicht.

Der Verweis auf Lavater und Gall¹⁰ könnte somit als bloße Rhetorik abgetan werden. Das hieße aber zu übersehen, dass die rhetorische Überspitzung der Übertragung physiognomischer und phrenologischer Methoden vom Menschen auf das Tier durch ihre Anwendung auf Steine selbst wieder in eine stringente Systematik mündet: Denn während im Fall der physiognomischen und phrenologischen Beschreibung eines Walkopfes die Grenze zwischen Mensch und Tier angesprochen wird, kommt im Fall des Felsens von Gibraltar bzw. der Kuppel des Pantheon die unbelebte Natur ins Spiel, und zwar in Gestalt von Naturschönem einerseits, von Kunstschönem andererseits.

Der Eingangssatz des Zitats entwirft also ein Schema, in dem Gesichtszüge mit Felsformationen und Schädelerhebungen mit architektonischen Kuppeln in eine strukturelle Relation treten. Zwischen beiden – zwischen menschlichem Organismus und unbelebten Steinen – steht in der Ordnung der Dinge das Tier, hier also der Wal, dessen Kopf Ishmael nun in den folgenden Absätzen zunächst ganz in An-

¹⁰ Zur Physiognomie vgl. Michael Gamper, Hans-Georg von Arburg, *Gottes Ebenbild? J.C. Lavater. Seine Physiognomik in ihrer Konzeption und Auswirkung*, Strauhof, Zürich 1992; zur Phrenologie Michael Hagner, *Homo cerebrialis. Der Wandel vom Seelenorgan zum Gehirn*, Frankfurt a. M. 2000.

lehnung an die Physiognomie zu beschreiben ansetzt. Hierbei kommt es allerdings gleich zu Beginn zu einem interessanten Paradox: Ishmael weist zunächst auf die zentrale Funktion der Nase für jede physiognomische Analyse hin, um im unmittelbaren Anschluss ihr gänzlich Fehlen im Fall eines Pottwals festzustellen. Der Walkopf wird also physiognomisch analysiert, obwohl ihm das physiognomische Schlüsselorgan fehlt.

Noch interessanter ist aber, wie dieses Fehlen auch hier wieder metaphorisiert wird:

For as in landscape-gardening, a spire, cupola, monument, or tower of some sort, is deemed almost indispensable to the completion of the scene; so no face can be physiognomically in keeping without the elevated open-work belfry of the nose. (81 f.)

Hier kehrt zum einen der Hinweis auf architektonische ›Erhebungen‹ wieder, durch die die Nase mit der Pantheon-Kuppel in Verbindung tritt. Vor allem aber wird diese Sphäre der unbelebten Steine ergänzt durch ihre Platzierung in der, allerdings kultivierten, Natur, einem Garten. Dass es sich um kultivierte Natur handelt ist deshalb wichtig, weil der Mangel der Nase nur in diesen zivilisierten Bereichen eine Rolle zu spielen scheint: Ishmael weist darauf hin, wie jämmerlich Phidias' Jupiter-Statue ohne Nase gewirkt hätte. Wenige Zeilen später vollzieht er aber eine Kehrtwende und betrachtet es nun gerade als besondere Qualität des Walkopfes, dass dessen ebenmäßige Oberfläche von keiner Nase unterbrochen wird. Auch hier wird diese Eigenheit des Walkopfes metaphorisiert:

As on your physiognomical voyage you sail round his vast head in your jolly-boat, your noble conceptions of him are never insulted by the reflection that he has a nose to be pulled. (82)

Anders als bei einem Spaziergang durch einen französischen Garten, der ohne markante Erhebungen charakterlos wirkt, gleicht die physiognomische Untersuchung eines Walkopfes einer Seereise, d. h. einer Fahrt durch die von keiner Zivilisation überformbare Naturszenerie der Ozeane.

Dass sich an dieser Stelle erstens die Katze in den Schwanz beißt und die Betrachtung eines Wals mit derjenigen Tätigkeit metaphorisiert wird, die zu seiner Erlegung führte, einer Seereise nämlich, ist augenfällig. Noch wichtiger ist aber zweitens, dass die Walphysiognomie auf diese Weise aus dem Bereich der kultivierten Natur in den der ›offenen‹ und ›freien‹ Natur verlagert wird. Dabei wird drittens eine Umkehr der bisherigen Relation zwischen Landschaft und Physiognomie vorgenommen: Während bis zu dieser Stelle Landschaften wie der Garten analog zu physiognomischen Formationen wie eine Nase beschrieben wurden, wird im nun Folgenden die Physiognomie des Walkopfes analog zu Landschaften vorgestellt:

But in most creatures [...] very often the brow is but a mere strip of alpine land lying along the snow-line. [...] [T]he eyes themselves seem clear, eternal, tideless mountain lakes. (82)

Der Kopf eines Wals ist also nicht, wie die zivilisierte Natur, durch auffällige Merkmale strukturiert oder ›territorialisiert‹, sondern glatt und offen wie die freie, deterritorialiserte Natur des Meeres oder des Gebirges. Damit kippt der physiognomische Diskurs, der das Kapitel von Beginn an zu dominieren scheint, in einen anderen Diskurs, der die angesichts dieser Dominanz einigermaßen rätselhafte paratextuelle Rahmung des Kapitels verstehbar macht: Das Kapitel ist überschrieben mit »The Prairie«, und tatsächlich wird man nun eine offene Steppenlandschaft ebenso unter die ›nasenlosen‹ Naturgegebenheiten rechnen wie das Meer oder das Gebirge.

Der Titel »The Prairie« ist aber nicht nur eine ganz allgemeine Anspielung auf die unkultivierte Natur, die auch die enorme Fläche eines Walkopfes prägt. »The Prairie« ist auch ein intertextueller Verweis auf einen Roman, der ein Vierteljahrhundert vor *Moby-Dick* einen zentralen Referenzrahmen für die gesamte amerikanische Literatur entworfen hat: Die Rede ist von James Fenimore Coopers abschließendem Band der *Leatherstockings*-Saga, der die Besiedelung der Wild Frontier im amerikanischen Westen zum Gegenstand hat. Dass in diesem Roman der Konflikt zwischen Ishmael Bush und Abirem White erzählt wird, sei hier nur am Rande als Beleg für die intertextuellen Bezüge zu Ishmaels Geschichte von Ahabs Jagd auf den White Whale erwähnt. Unmittelbar evident wird anhand dieses Bezugs, warum Ishmael sich im 79. Kapitel als »pionier« der Wal-Physiognomie bezeichnet und dieses Unternehmen zunächst als Seereise und dann als Erkundung von Gebirgslandschaften, wie sie auch den Siedlern auf ihrem Weg über die Rocky Mountains vor Augen gestanden haben, beschreibt.

Die beiden Ishmaels bei Melville und Cooper sind mithin durch ihren gemeinsamen Status als Pioniere verbunden. Die Siedlertrecks im amerikanischen Westen entdecken ebenso Neuland, wie der Seefahrer, der Pottwale mit Lavater und Gall zu beschreiben versucht. Naturwissenschaft und Kolonialismus beruhen beide auf einem Entdeckergeist bei der Gewinnung neuen Wissens, und Gall selbst verweist in seinem berühmten Brief an Joseph Freiherr von Retzer von 1798 auf seinen Pionierstatus.¹¹

Die eingangs erwähnte Kette, die sich vom Menschen über das Tier zu Bauwerken und Felsformationen zieht, kann also dahingehend ergänzt werden, dass sowohl zivilisierte Landschaften als auch die noch unkultivierte Natur unter den physiognomischen Blick fallen. Umgekehrt ist dieser Blick analog zur Besiedelung dieser Natur zu betrachten: eine Erkundung des bisher Unbekannten, und eine Subsumption des bisher Unstrukturierten unter die Strukturen der wissenschaftli-

¹¹ Gall bezeichnet sich in seinem Brief an Retzer in: *Der neue Teutsche Merkur* 3 (1798), S. 311–332, hier S. 311, in diesem Sinn als »Neologe«.

chen Beschreibungssprache. Und nicht zuletzt ist der Walfang ein großes Kolonialprojekt, bei dem Menschen die tierische Natur ausbeuten, wenn nicht gar »besiedeln«.

Das Kapitel 79 vertieft diese Zusammenhänge, wenn es im vorletzten Absatz einen weiteren Bezug zu Lavaters und Galls Theorien herstellt und dem Wal angesichts seines Kopfes Genie zuspricht. Die Diagnose von Genialität ist sowohl für Lavaters Deutung von Gesichtszügen als auch für Galls Theorie angeborener Eigenschaften der entscheidende Prüfstein für die Gültigkeit ihrer Ansätze: Gälte das *nurture*-Prinzip, so Gall, wäre zu fragen »why are we not all men of genius?«¹² Als angeborene ist Genialität aber eine ausschließlich menschliche Eigenschaft, so dass Ishmael mehr als ein halbes Jahrhundert vor Robert Musils Überlegungen zum genialen Rennpferd provokativ fragen kann: »But how? Genius in the sperm whale?« (83)

Dieses Ingenium liegt, Ishmael zufolge, erneut nicht in einem spezifischen Ausdruck des Walkopfes, sondern in seiner präriegleichen Unstrukturiertheit, die sich aufs neue mit architektonischen Formen verbinden: »It is moreover declared in his pyramidal silence.« (83) Diese Anspielung auf die ägyptische Kultur eröffnet nun den abschließenden Referenzrahmen für die Beschreibung eines Walkopfes: Nachdem er diese Beschreibung bereits in den Kontext von Physiognomie und Phrenologie und diese wiederum in Analogie zur Besiedlung des amerikanischen Westens gesetzt hat, stellt er nun noch einen Bezug zur Geschichte der Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen her: Wie diese, so stelle auch das »Egypt of every man's and every being's face« (83) das Verstehensvermögen des Menschen vor schier unüberwindbare Rätsel.

Die Beschreibung eines Walkopfes ist also ein Lektürepröblem, und eben diese Metapher des Lesens kommt ja auch in Lavaters und Galls Theorie zum Einsatz. In der Geschichte der Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen laufen aber alle Linien, die Ishmaels kleiner Traktat bis hierhin verfolgt hat, zusammen: Champillons Entdeckung des Steins von Rosetta ist Teil eines Kolonialprojekts, das sich nun in derjenigen Wüste abspielt, die oben bereits analog zum deterritorialiserten Raum des Meeres und der Prärie genannt wurde. Die Hieroglyphen stehen außerdem auf einem Stein, der als beschrifteter Stein in der Mitte zwischen den Felsen von Gibraltar und der Kuppel des Pantheon zu stehen kommt. Und ihre Lektüre ist ein ebensolches Pionierprojekt, wie die empirische Anthropologie Europas bzw. die Kolonialgeschichte Amerikas.

Ishmael, der Walbeobachter, ist mithin als solcher immer viel mehr als nur das: Er ist ein Pionier der Wissenschaften, ein Pionier der Kolonisierung und schließlich – wie immer illiterat er sich stilisiert – ein Pionier der Philologie. Anders formuliert: Angesichts des Kopfs eines Pottwals beginnen so verschiedene Diskursfor-

¹² Johann Christoph Spurzheim, *The Physiognomical System of Drs. Gall and Spurzheim; founded on anatomical and physiological examination of the nervous system in general, and of the brain in particular; and indicating the dispositions and manifestations of the mind*, London 1815, S. 463.

men wie Naturwissenschaft, Kolonialpolitik und Philologie ineinanderzuffießen, und zwar derart, dass das eine zur Metapher des anderen und schließlich ihre Gesamtheit ebenso zum Sinnbild des Walfangs wie dieser zur Allegorie ihrer Interdiskursivität wird.

Auf die gleiche Weise amalgamieren im Kapitel »The Prairie« Tiere und Menschen, Felsen und Gärten, Natur und Kultur zu einem Zeichenensemble, innerhalb dessen die vermeintlich offensichtlichen Unterschiede und Übergänge zwischen ihnen verschwimmen. Dieser Beobachtung einer Auflösung von Differenzen korrespondiert die Aussage des Textes, dass die gewichtigste – oder wie der Text sagt: erhabenste – Bedeutung stets demjenigen zukommt, dem die Grundbedingung semiotischer Verweisungen mangelt: differenziert und strukturiert zu sein. Auf der deterritorialen Fläche der Stirn eines Pottwals vollzieht sich daher letztendlich diejenige Prozessualität der Literatur, die Gilles Deleuze für Melville festgestellt hat: ein Prozess, in dem Naturwissenschaft, Kolonialgeschichte und Philologie weniger verschmelzen als in ihren jeweils individuellen Merkmalen von einer »Vision« ergriffen werden, »die sie in ein Indefinites als ein für sie übermächtiges Werden fortreißt.«¹³ Wenn der Physiognomiker Ishmael auf diese Weise einen Walschädel wie den Stein von Rosetta liest, dann führt das viel weiter, als der Topos vom Buch der Natur, den Ishmael vermeintlich zitiert: Es zeigt, wie Naturwissenschaft und Philologie, Forschen und Erzählen, Wissen und Literatur in einem Text unauflösbar verwoben werden können.

¹³ Deleuze, »Bartleby oder die Formel«, S. 13.

Der Ballon als multifunktionale Versuchsanstalt Stifters *Der Condor* als erweitertes Experimentalsystem

MICHAEL GAMPER (Hannover)

I.

»Gianozzo ist im Besitz einer ganz neuen, noch einmal so leichten azotischen Luft – er extrahiert sie sogar oben, wenn der Eudiometer mehr phlogistische Luft ansagt«:¹ Dies bemerkt des »Herausgebers Hand am Rand« des zweiten komischen Anhangs zu Jean Pauls *Titan*, zu *Des Luftschiffers Gianozzo Seebuch*, und weist damit auf die Fertigkeit des Protagonisten hin, in seinem Ballonkorb mit einem der wichtigen Geräte der Experimentalphysik des 18. Jahrhunderts, einem Instrument zur Bestimmung der Luftqualität, zu hantieren und dabei Stickstoff zu gewinnen. Gianozzo selbst wiederum berichtet in seinen Aufzeichnungen, wie er von seiner Kenntnis der »hydrostatischen Gesetze« profitiert und in der ruhigen Luftschicht zwischen zwei entgegengesetzten Winden in der Luft gleichsam ankere.²

Obwohl der 1801 publizierte Text eher Reisebericht in der Tradition der »progressive digression« Sternes ist und dabei die physische Erhebung des Ballonfahrers vornehmlich als Metapher für die geistige Distanz des Satirikers zum Treiben auf der Erde dient, sind doch Hinweise auf eine wissenschaftliche Relevanz der Ballonfahrt prominent platziert. Damit reflektiert der literarische Text einen historischen Sachverhalt: Denn zwar hat die Ballonfahrt als publikumswirksame Sensation rasch nach ihrer Erfindung 1783 die Phantasien der Menschen beflügelt und Symbolkraft in den verschiedensten semantischen Feldern entfaltet,³ so etwa, laut Goethe, für die Poesie: »Wie ein Luftballon« hebe diese uns »in höhere Regionen« und lasse »die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive entwickelt vor uns

¹ Jean Paul, *Werke*, Bd. 3, hg. von Norbert Miller, München ⁵1989, S. 928.

² Die Zitate ebd., S. 928 f.

³ Jürgen Link, »Riskante Bewegung im Überbau. Zur Transformation technischer Innovation in Kollektivsymbolik am Beispiel des Ballons«, in: ders., *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*, München 1983, S. 48–72; ders., »Einfluss des Fliegens! – Auf den Stil selbst!«, in: ders., Wulf Wülfing (Hg.), *Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1984, S. 149–164.

daliegen«. ⁴ Ihren eigentlichen pragmatischen Nutzen aber, ihre epistemologische Relevanz, hat die Ballonfahrt im Gebiet der Meteorologie entfaltet.

Dies war der Fall, nachdem das mit einem äußerst komplexen, weil von zahlreichen heterogenen, in kaum begrenzbaren Räumen wirksamen Faktoren abhängigen Phänomen befasste Wissen vom Wetter sich im 17. Jahrhundert vom aristotelischen Paradigma einer Wissenschaft der sublunaren Phänomene verabschiedet hatte und versucht wurde, das Bacon'sche Programm einer Naturgeschichte der Winde gemäß der Methodik einer induktiv und empirisch verfahrenen Experimentalwissenschaft zu realisieren. ⁵ Robert Hookes *Method for Making a History of the Weather* erteilte hierfür 1667 Instruktionen für das Sammeln von Wetterdaten, und Robert Boyles 1692 von John Locke mit eigenen Zusätzen edierte *General History of the Air* vermittelte einen ersten allgemeinen Überblick über das Forschungsfeld, der die Bedeutung von Temperatur, Luftdruck, Luftfeuchtigkeit und Luftbewegung sowie von chemischen Effekten diskutierte. Für eine solche Naturgeschichte des Wetters lieferten die grundlegenden physikalischen Einsichten des 17. und 18. Jahrhunderts die Detailkenntnisse: so etwa die Gasgesetze von Boyle, Guericke, Mariotte und Halley, die Thermometrie nach Fahrenheit und Celsius, die Gesetze der Luftströmungen von Hadley und Kant, die Erforschung der Luftelektrizität durch Winkler, Franklin und Le Monnier, die Untersuchung der Zusammensetzung der Luft durch Scheele und Lavoisier, die Gesetze der Sonneneinstrahlung gemäß Bouguer und Lambert und die Grundlagen der Wärmelehre nach Lavoisier und Laplace. ⁶ In den Schriften von Autoren wie Abbé Felice Fontana, Jean André Deluc, Alessandro Volta, Louis Cotte, Alexander von Humboldt, Horace-Bénédict de Saussure und Raymond de Saussure setzte sich dann eine Wetterlehre durch, die mit präzisen Messungen, systematischer Beobachtung und methodisch geleiteter Auswertung der Daten ›Wetter‹ als ein kontinuierliches globales Phänomen etablierte.

Eine wichtige Rolle bei der Erforschung der atmosphärischen Erscheinungen spielten die Höhen-Experimente. So bestieg Florin Périer 1648, wenige Jahre nach der Entwicklung des Barometers durch Evangelista Torricelli, den Puy de Dôme und erbrachte den Beweis, dass der Luftdruck auf dem Berg niedriger sei als in der Ebene. Die weitere Erforschung der verschiedenen Luftsphären war aber erschwert durch die schwierige Zugänglichkeit der Berge; Horace-Bénédict de Saussure etwa investierte sieben Jahre in die Vorbereitung seiner Expedition auf den Mont Blanc von 1787. Zuvor schon waren, etwa von Alexander Wilson 1749 bei Glasgow, Thermo-

⁴ Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche*, Frankfurter Ausgabe, I. Abt., Bd. 14: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*, hg. von Klaus-Detlef Müller, Frankfurt a. M. 1986, S. 631.

⁵ Francis Bacon, *Historia naturalis et experimentalis de ventis* [1622], Lugd. Baravorum 1648.

⁶ Karl Schneider-Carius, *Wetterkunde, Wetterforschung. Geschichte ihrer Probleme und Erkenntnisse in Dokumenten aus drei Jahrtausenden*, Freiburg, München 1955, S. 74–99.

meter mit Hilfe von Drachen in höhere Bereiche gebracht worden, oder es wurden auf diese Art Messungen der Lufterlektrizität ausgeführt.⁷ Die Ballonfahrt eröffnete da spektakuläre neue Möglichkeiten für die Erforschung der höheren Atmosphärenschichten; der Ballon wurde so zum technischen Vehikel, das in der Lage war, Messinstrumente an bisher unerreichbare Orte zu bringen, gleichzeitig versetzte er aber auch die Forscher selbst in neue Lagen, deren psychophysische Konsequenzen vorher unbekannt waren.

Die Literatur im weiteren und engeren Sinne hatte in mannigfacher Weise Anteil am Phänomen der explorativen Ballonfahrt. So fungierten Beschreibungen als Aufzeichnungen der Erlebnisse der Ausflüge, die gleichermaßen wissenschaftliche Erfahrungswerte und subjektive Eindrücke dokumentierten (John Jeffries, *A Narrative of the Two Aerial Voyages*, 1786); so erweiterten Romane im Medium der Fiktion die technischen Möglichkeiten und nutzten die vertikal und horizontal raumgreifenden Möglichkeiten des Ballons zur Imaginierung von Abenteuern (Jules Verne, *Cinq semaines en Ballon*, 1863); in Erzählungen und Gedichten wurde das metaphorische und symbolische Potential narrativ und poetisch amplifiziert (Jean Paul, *Des Luftschiffers Gianozzo Seebuch*, 1801); die wissenschaftliche Ballonfahrt wurde aber auch genutzt als poetologische Reflexion auf Verfahren der Kunst und deren epistemologischen Charakter.

Letzteres lässt sich an Adalbert Stifters erster Erzählung besonders gut beobachten. In *Der Condor*, dem im April 1840 in fünf Folgen in der *Wiener Zeitschrift* publizierten dichterischen Debüt des Hauslehrers und angehenden Landschaftsmalers Stifter, erscheint die Ballonfahrt als Element einer literarischen Versuchsanordnung, die auf verschiedenen Ebenen Aspekte des wissenschaftlichen Experimentierens und des künstlerischen Probierens miteinander verknüpft. »Künstlerisches Probieren« meint dabei zunächst einmal den Versuch des literarischen Debutanten, über intertextuelle Bezüge zu einem eigenen Stil zu finden, indem er Motive (Kater Hinze, Ballonfahrt), Themen (Erfahrung des unendlichen Raums) und Gattungsbezeichnungen (»Nachtstück«, »Blumenstück«, »Fruchtstück«) von den Vorbildern E.T.A. Hoffmann und Jean Paul entlehnt und neu kombiniert.⁸ Auch die erzählerische Anlage des vierteiligen Textes, der aus einem Tagebucheintrag der Figur Gustav, eines jungen Malers, und dem Bericht eines »Referent[en] der Erzählung« mit ungeklärter Beziehung zum Geschehen,⁹ der im vierten Teil zudem persönlich als Erlebender mit direktem Zu-

⁷ Hans-Günther Körber, *Vom Wetteraberglauben zur Wetterforschung*, Leipzig 1987, S. 117–119 und S. 143 f.

⁸ Auf die überdeutliche und oft untersuchte Beziehung von Stifter zu Jean Paul verweist auch Christian Begemann, *Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren*, Stuttgart, Weimar 1995, S. 111; dort auch Hinweise auf weitere Literatur.

⁹ Adalbert Stifter, *Werke und Briefe*, Historisch-kritische Gesamtausgabe, Bd. 1.1, im Auftrag der Kommission für Neuere deutsche Literatur der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hg. von Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald, Stuttgart u. a. 1978 ff., S. 29. Im Folgenden wird vorwiegend nach der ausführlicheren Studien-Ausgabe des *Condor* zitiert; für die Analyse bedeutsame

gang zur Wirklichkeit der erzählten Figuren auftritt, besteht, verrät die Orientierung an romantischen Modellen. Diesem tastenden Vorgehen, das ein eigenes Schaffen aus einer deutlich zur Schau gestellten intertextuellen Konstellation heraus entwickelt, entsprechen auf der Ebene der Handlung eine Reihe von unterschiedlichen geschilderten Experimenten in mehreren Handlungsfeldern. – Diese Struktur des Textes und die damit implizierte Verbindung von Epistemologie und Poetologie wird im Folgenden erläutert; zunächst aber soll ein kurzer Abriss der Geschichte der Ballonfahrt als experimentalwissenschaftliches Unternehmen gegeben werden.

II.

Bereits die Entwicklungsgeschichte der Ballonfahrt ist zutiefst mit der Experimentalphysik der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verknüpft, welche die physikalischen Grundlagenkenntnisse für die Aeronautik lieferte. Henry Cavendishs Phlogiston-Untersuchungen von 1766 und Joseph Priestleys Weiterführungen dieser Experimente mit Gasen (1774), von Antoine Laurent de Lavoisier später als Wasserstoff und Sauerstoff bezeichnet, bereiteten den Boden für verschiedene Versuche mit fliegenden Gegenständen.¹⁰ Um 1780 manifestierte sich dieses explorative Interesse an der Theorie und Praxis der Luftarten gleichermaßen in Experimenten Tiberius Cavallos und Georg Christoph Lichtenbergs, in denen diese Papier, Schweinsblasen und Seifenblasen mit Wasserstoff füllten und zum Fliegen brachten. Diese Versuche führten zur Entwicklung des Gasballons durch den Physiker Jacques Alexandre César Charles; die Brüder Montgolfier hatten bei ihren Aufstiegen Heißluft verwendet und waren noch irrümlicherweise davon ausgegangen, dass der Rauch der entscheidende Faktor sei.¹¹

Auch bei den ersten Aufstiegen spielte das wissenschaftliche Potential des Ballons eine große Rolle. Schon der Ballonpionier Charles führte am 1. Dezember

Abweichungen und Varianten der Journal-Fassung werden an den entsprechenden Stellen berücksichtigt. Die Belege nach dieser Ausgabe werden im Folgenden direkt im Text unter Angabe der Sigle Bandnummer und Seitenzahl erbracht.

¹⁰ Lionel T. C. Rolt, *The Aeronauts. A History of Ballooning 1783–1903*, London 1966, S. 25.

¹¹ Art. »Aerostat«, in: Johann S.T. Gehler, *Physikalisches Wörterbuch*, neu bearbeitet von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke, Pfaff, 21 Bde., Leipzig 1825–1845, Bd. 1, S. 230–258, hier S. 232–234; vgl. auch Charles Gillespie, *The Montgolfier Brothers and the Invention of Aviation, 1783–1784*, Princeton 1983, und Rolt, *The Aeronauts*, S. 26–59. Zu den Versuchen Lichtenbergs und zur wissenschaftlichen Bedeutung der frühen Ballonaufstiege in Deutschland siehe Oliver Hochadel, *Öffentliche Wissenschaft. Elektrizität in der deutschen Aufklärung*, Göttingen 2003, S. 298–300; Manfred Wenzel, »Ein ganz unglaublich schöner Anblick«. Zur Frühgeschichte der Ballonfahrt in Deutschland im Umfeld von Soemmerings und Forsters Experimenten in Kassel (1783/84)«, in: *Georg-Forster-Studien* III (1999), S. 35–66. Zur Geschichte der wissenschaftlichen Ballonfahrt in den USA informiert David Devorkin, *Race to the Stratosphere. Manned Scientific Ballooning in America*, New York 1989.

1783 bei seinem Aufstieg von den Tuileries aus ein Barometer und ein Thermometer mit, bestimmte durch den Luftdruck die erreichte Höhe und dokumentierte die abnehmende Temperatur.¹² Gleichwohl geriet das Ballonfahren angesichts seines sensationellen Charakters und der damit verbundenen ökonomischen Möglichkeiten rasch in die Hände von Berufsflutschiffern und Geschäftsleuten. Während die Royal Society darauf reagierte, indem sie bereits 1783 das Ballonfahren aus dem Gebiet der von ihr verfolgten wissenschaftlichen Bemühungen ausschloss und es den Projektmachern, Abenteurern und Gauklern überließ, stellte Lavoisier in Frankreich 1784 im Namen der Pariser Akademie ein Programm für wissenschaftliche Luftfahrten auf, das den szientifischen Nutzen dieser Unternehmungen nachhaltig betonte.¹³

Freilich blieb die Fortführung dieser Versuche der Initiative einzelner überlassen. Einen Einblick in die Interessenslagen der frühen wissenschaftlichen Ballonpioniere gibt der Bericht, den der aus Boston stammende Arzt John Jeffries über seine beiden Ballonfahrten von 1784 gab, von denen die eine von London nach Dartford und die andere über den Ärmelkanal führte. Während die zweite Fahrt großes Aufsehen erregte und vor allem den Ruhm des Ballonführers Jean-Pierre Blanchard mehrte, wurden bei der ersten Barometer, Elektrometer, Hygrometer und Thermometer nebst Kompass mitgeführt. Jeffries trug seine Messungen in einen tabellarisch hergerichteten Notizblock ein und nahm auf verschiedenen Höhen Luftproben. Seine Forschungsabsichten beschrieb Jeffries folgendermaßen:

Mir schien es, dass sich in der neuen Erfindung ein gewaltiges Feld darböte, auf dem wichtige Forschungen zu machen sind, und mein Ehrgeiz verlockte mich, daran Theil zu nehmen. Mein Wunsch war dabei, 1) die Möglichkeit beliebigen Auf- und Absteigens, 2) eine Fortbewegung mit Rudern oder Flügeln zu studiren, 3) die Zustände der Atmosphäre und deren Temperatur in verschiedenen Höhen, und 4) die wechselnden Richtungen und der Luftströme in gewissen Schichten zu erforschen, um neues Licht auf die Theorie der Winde im Allgemeinen zu werfen. Obwohl ich mich scheute, zu solchen wichtigen Entdeckungen mein Scherflein beizutragen, konnte ich doch meiner mich beherrschenden Leidenschaft nicht widerstehen und opferte gern die Summe von 100 Guineas (2100 Mk.), ohne welche der eben in London anwesende französische Luftschiffer Blanchard meine Theilnahme an einer Fahrt nicht gestatten wollte.¹⁴

¹² Richard Assmann, »Geschichte der wissenschaftlichen Luftfahrten«, in: ders., Arthur Berson, Hans Gross, *Wissenschaftliche Luftfahrten*, Erster Band: *Geschichte und Beobachtungsmaterial*, Braunschweig 1899, S. 3–138.

¹³ Siehe Richard Gillespie, »Ballooning in France and Great Britain, 1783–1786. Aerostation and Adventure«, in: *Isis* 75 (1984), S. 249–268, hier insbes. S. 262.

¹⁴ Doctor John Jeffries, »A Narrative of the Two Aerial Voyages of Doctor Jeffries with Mons. Blanchard. With Meterological Observations and Remarks«, Presented to the Royal Society April 14, 1785 and read before them January 1786, London 1786, hier zitiert nach der Übersetzung in Assmann, »Geschichte«, S. 4.

Dieses Zitat wirft nicht nur ein Licht auf die markanten wirtschaftlichen Interessen der Luftschiffer, sondern dokumentiert auch die doppelten Absichten von Jeffries, die sich zugleich auf technologische Innovation und meteorologischen Erkenntnisgewinn richteten. Dass aber zu diesen beiden Wissensfeldern noch ein grundlegendes drittes trat, belegt der Bericht des in Paris durch seine illusionistischen Vorführungen bekannt gewordenen Experimentalisten und Schaustellers Etienne-Gaspard Robert, genannt Robertson. Dieser stieg 1803 mit den üblichen physikalischen Instrumenten und zahlreichen Aufträgen von mehreren Physikern versehen in Hamburg in die Höhe und machte eine Fülle von später umstrittenen bzw. widerlegten Beobachtungen und Messungen; in seinem Bericht im *Hamburger Correspondenten* vom 20. August 1803 aber wies er auch auf die unerwarteten und überraschenden physiologischen Reaktionen hin:

Unser Aufsteigen wurde so lange fortgesetzt, als es unsere Gesundheit erlaubte. Schon standen wir in den höheren Luftregionen eine Kälte wie im tiefsten Winter aus; es wandelte uns Schlafsucht an, es fing an, uns vor den Ohren zu sausen, und die Adern schwellen uns auf. In diesem Zustande und bei dieser Höhe, worin wir uns befanden, stellte ich Versuche über die Volta'sche Säule, über den Flug der Vögel u. S. w. so lange an, als es möglich war. Da sich aber mein Freund beschwerte, dass sein Kopf anschwellte und auch der meine war so geschwollen, dass ich den Hut nicht mehr aufsetzen konnte, auch das Blut anfang, aus meinen Augen zu treten, liess ich den Ballon bis zur Erde fallen [...].¹⁵

Es waren das Absinken der Temperatur, die Verringerung des Luftdrucks und die Verminderung des Sauerstoffgehalts, welche die Menschen an ihre physiologischen Grenzen brachten und die Ballonfahrt zum Menschenexperiment machten.¹⁶ Nicht nur das Wetter, dessen physikalische Komponenten und das Flugvehikel waren so Gegenstand des Forschungseifers der Ballonreisenden, sondern immer auch der Mensch und seine psychophysischen Möglichkeiten und Grenzen – und dabei griffen gerade die unbeabsichtigten Versuche der letzteren Art oft unliebsam in die Tätigkeiten der ersteren ein. Dies war auch der Fall, als, nach einem Rückgang des wissenschaftlichen Interesses an der Ballonfahrt nach 1810, die Bemühungen um die Erforschung der höheren Sphären um 1840 wieder intensiviert wurden. So stiegen 1838 der Langstreckenflieger Charles Green und sein Begleiter Rush, der ein verbessertes Barometer erproben wollte, auf ihrem 500-Meilen-Flug von London nach Weilburg/Nassau in bis dato unerreichte Höhen von über 27.146

¹⁵ Zitiert nach ebd., S. 20.

¹⁶ Im Art. »Aeronautik«, in: Gehler, *Physikalisches Wörterbuch*, Bd. I, S. 219–229, hier S. 227, werden Barometer und Thermometer als Standardinstrumente der Aeronauten genannt, die der Höhenbestimmung dienten und damit die Voraussetzung zur Indizierung menschlicher Reaktionen auf die Höhenlage bildeten.

Fuß auf. Von diesem Unternehmen wurde bekannt, dass den Balloninsassen auf Grund des niedrigen Luftdrucks Augen und Ohren geblutet hätten.¹⁷ Und noch bei den berühmten Fahrten von James Glaisher zwischen 1862 und 1866 ist von getrübttem Bewusstsein und gar von Ohnmachten die Rede, die nicht nur Anlass gaben, die Messangaben in Zweifel zu ziehen, sondern oft genug auch das Leben der Forscher aufs Spiel setzten.¹⁸ So fand etwa Gaston Tissandier bei einer Fahrt am 15. April 1875, nachdem er selbst in einer Höhe von über 7.500 Metern ohnmächtig geworden war, nach dem Erwachen seine beiden Begleiter tot unter ihren Reisedecken wieder.¹⁹

Die Ballonreise war so stets in mehrerlei Hinsicht ein experimentelles Unternehmen: Zum einen war sie ein Ort von wissenschaftlichen Messungen und Versuchen, die eine Funktion im Rahmen einer systematischen Gesamterklärung der Beschaffenheit der Atmosphäre und der Vorgänge in ihr hatten; zum anderen war sie der Ort des Vorstoßes in einen für den Menschen unbekanntem Bereich, der diesen körperlich und mental herausforderte und an seine existentiellen Grenzen trieb.

III.

In Stifters *Der Condor* steht zunächst der szientifische Aspekt der Ballonreise im Mittelpunkt. Im zweiten Teil der vierteiligen Erzählung, dem »Tagstück«, wird so geschildert, wie, während »der unscheinbare Taffet zu einer riesenhaften Kugel anschwell«, »[s]eltsame Instrumente und Vorrichtungen [...] gebracht [...] und in die Fächer des Schiffs geschnallt« werden (1.4, 23). Denn vor allem für Coloman, aber auch für den Lord ist der Ballon primär ein schwebendes Laboratorium, in dem sie unter den besonderen Bedingungen und Umständen der Höhenlage mit ihren Instrumenten, explizit genannt werden Teleskop und Barometer, arbeiten²⁰ (1.4, 26). Die beiden nehmen Messungen vor und untersuchen auf diese Weise die Qualität der Luft in verschiedenen Entfernungen von der Erdoberfläche. In diesen Zusammenhang gehört es auch, dass sie »einige Luftproben in unsere Fächer schöpfen und die Electricität prüfen« (ebd.). Gerade an diesem Vorgang lässt sich die komplexe Bezüglichkeit der Forschungssituation im Ballon exemplarisch erläutern. Denn die »Electricität prüfen« bedeutet zweierlei: Zum einen meint dies die Mes-

¹⁷ Rolt, *The Aeronauts*, S. 189: »Apart from the head swellings, the continental explorers had described other dire physical symptoms such as bleeding from the eyes and ears. Rush admitted to an attack of nausea induced by the smell of the gas and both men acknowledged suffering acutely from cold feet and hands in the sub-zero temperature [...].«

¹⁸ Jennifer Tucker, »Voyages of Discovery on Oceans of Air. Scientific Observations and the Image of Science in an Age of Ballooning«, in: *OSIRIS*, 2nd series 11 (1996), S. 144–176.

¹⁹ Assmann, »Geschichte«, S. 68 und S. 11 f.

²⁰ Speziell zum Teleskop bei Stifter siehe Ulrich Stadler, *Der technisierte Blick. Optische Instrumente und der Status von Literatur. Ein kulturhistorisches Museum*, Würzburg 2003, S. 267–277.

sung von atmosphärischer Elektrizität, um Aussagen über die Beschaffenheit der Luft in der Höhe zu machen; »Electricität« fungiert dann als »technisches Ding«, das die weitere Erforschung der Höhenlage und der menschlichen Reaktion darauf ermöglichen soll. Zum anderen aber ist »Electricität« auch um 1840 noch ein »epistemisches Ding«, also ein noch ungeklärter Gegenstand der Forschung, bei dem jede weitere »Prüfung«, also jedes weitere Auf-die-Probe-Stellen in neuen Lagen und unter neuen Bedingungen, auch Aussagen über die Eigenschaften und das Verhalten der Elektrizität selbst ermöglicht und damit beiträgt, das Rätsel des Phänomens »Elektrizität«, das die physikalische Forschung seit dem frühen 18. Jahrhundert intensiv beschäftigte, Stück um Stück zu lösen.²¹ Elektrizität erscheint damit im *Condor* als figurativer Gegenstand, der paradigmatisch die epistemologische Spannung zwischen gesichertem und erhofftem Wissen veranschaulicht und damit die zentrale, auf verschiedenen Ebenen angesiedelte experimentale Dynamik der Erzählung vor Augen führt: dass nämlich der Erprobung des Neuen immer auch die Infragestellung des Alten und die Gefahr von dessen Preisgabe und Verlust innewohnt. Und an ihr wird sich auch ein weiterer dominanter Zug der Erzählung verdeutlichen: und zwar, dass in dieser experimentelle Systeme die Tendenz haben, auf andere Bereiche überzugehen und dort neuerdings Strukturen des Versuchs und der Probe zu entfalten.

Dies geschieht zunächst noch innerhalb des Ballonkorbs. Denn dort gehen die Prüfungen und Messungen der physikalischen Gegebenheiten unversehens über in der Erprobung der physiologischen Konditionen. Denn mit dem dritten Passagier, mit Cornelia, gehen ungewohnte Dinge vor sich.²² Die Grenzerfahrungen der Höhenlage machen sich bei ihr mit Schwindel und mit dem Austritt von Blut auf den Lippen bemerkbar; das psychische Unwohlsein wird am Ausdruck der »stillen, wahnsinnigen Augen« ablesbar (1.4, 28). Es ist denn auch das Zusammenwirken seelischer und körperlicher Prozesse, die in Stifters Text besonders herausgestrichen werden. Die Perception des sich in der »Rundsicht« weitenden Raums, der mit »Urgewalt« zu wirken beginnt, löst bei Cornelia Gefühle des Verlusts aller bekannten und Halt gebenden Beziehungen aus. Der Blick in den »luftigen Abgrund« lässt ihr »alles [...] fremd« erscheinen, die Welt verliert ihre »vertraute Wohnlichkeit«. Ist diese Szenerie zunächst noch unter dem ästhetisierenden Begriff der »Erhabenheit« abzubuchen und kann sich Cornelia zunächst noch am »ruhigen Auge des Lords« erholen (1.4, 25 f.), so verliert die Szenerie mit dem Eintritt »in den höchsten Ae-

²¹ Siehe zu dieser Thematik ausführlich Michael Gamper, *Elektropoetologie. Fiktionen der Elektrizität 1740–1870*, Göttingen 2009, hier insbes. S. 13–68. Die Begriffe »technisches« bzw. »epistemisches Ding« und »Experimentalsystem« sind übernommen von Hans-Jörg Rheinberger, *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen 2001.

²² Zur historischen und literarischen Relevanz der Frau für die Ballonfahrt siehe Sabine Schmidt, »Wenn Frauen in die Luft gehen. Aspekte eines Kollektivsymbols bei Jean Paul, August Lafontaine und Adalbert Stifter«, in: Rudi Schweikert (Hg.), *Korrespondenzen. Festschrift für Joachim W. Störck aus Anlaß seines 75. Geburtstages*, St. Ingbert 1999, S. 175–200.

ther« alle Behaglichkeit.²³ Das »Himmelsgewölbe« als die »schöne blaue Glocke unserer Erde« präsentiert sich nun als »ein ganz schwarzer Abgrund«, »ohne Maß und Grenze in die Tiefe gehend«. Das Bild der Erde präsentiert sich, wie der Autor in Fußnoten zu den wissenschaftlichen Ursachen erklärt, durch die veränderten Bedingungen der Lichtreflektion in völlig neuer Gestalt, worauf Cornelia als Neuling in der Ballonfahrt nicht vorbereitet ist und wozu ihr die Apperzeptionsmuster fehlen.²⁴ Die psychische Reaktion angesichts dieser »wesenlosen Räume« schildert der Erzähler, indem er in Adjektivwahl und Metaphernbildung nicht nur nach innovativen sprachlichen Bildern für die neuen sphärischen Realitäten sucht, sondern auch einen introspektiven Einblick in die seelische Dynamik der weiblichen Hauptfigur gibt: In der Lektüre wird so beobachtbar, wie Cornelia »in unbekannte phantastische Massen« und »weiße, dünne, sich dehnende und regende Leichentücher« sieht, worüber sie erschrickt, »als hätte sie ein Ungeheuer erblickt«. Unter den extremen Umständen des unendlichen Raums erhalten die kosmischen Gegenstände Subjektcharakter und wenden sich scheinbar gegen die Protagonistin. Die Sterne werden »[w]ie zum Hohne« sichtbar, und die Sonne erscheint als »ein drohendes Gestirn«, das »mit vernichtendem Glanze aus dem Schlunde [...] glotzte« (1.4, 27). Cornelias psychische Reaktion führt so von der Angst vor einer gänzlich fremden Welt bis zum Selbstverlust, der sich in Bewusstlosigkeit äußert. Am Ende des »Tagstücks« hält der Lord so die »ohnmächtige Cornelia in den Armen«²⁵ (1.4, 29).

Die experimentelle Situation des Ballonaufstiegs in noch nie erreichte Höhen kann aber auch, so zeigt die Erzählung, ganz andere Reaktionen auslösen, die von einer Routine im Umgang mit den psychophysischen Herausforderungen des Höhenraums zeugen. Denn auch der Lord und Coloman, sein naturwissenschaftlicher Präzeptor, »pochten der Größe des Augenblicks« in gleicher Weise entgegen wie Cornelia, sie sind aber in der Lage, die »Rundsicht« als ästhetischen Eindruck zu genießen (1.4, 25). Neben dem wissenschaftlichen Umgang mit der Höhenlage, die auf eine epistemologische Vergrößerung des Wissens zielt, pflegen die beiden auch einen sinnlichen Zugang, der in einen ästhetischen Terraingewinn mündet. Der Lord ist sogar in der Lage, »dichterisch mit Gefahr und Größe« zu spielen und damit die unbekanntesten Eindrücke imaginativ zu verwandeln²⁶ (1.4, 28).

²³ Siehe dazu auch Barbara Hunfeld, *Der Blick ins All. Reflexionen des Kosmos der Zeichen bei Brockes, Jean Paul, Goethe und Stifter*, Tübingen 2004, hier insbes. S. 185–207.

²⁴ Zur poetologischen Bedeutung der wissenschaftlichen Anmerkungen siehe Ulrich Johannes Beil, »Sterne und Fußnoten. Medialität, Physik und Phantastik in Stifters *Der Condor*«, in: Michael Gamper, Karl Wagner (Hg.), *Figuren der Übertragung. Adalbert Stifter und das Wissen seiner Zeit*, Zürich 2009, S. 209–234.

²⁵ Zu diesem Aspekt siehe auch Monika Ehlers, »Das Weib erträgt den Himmel nicht – Grenzwahrnehmungen in Stifters *Condor*«, in: Michael Minden, Martin Swales, Godela Weiss-Sussex (Hg.), *History, Text, Value. Essays on Adalbert Stifter*, Londoner Symposium 2003, Linz 2006, S. 152–165.

²⁶ Die Figur des Lords erweist sich damit als eine, die prinzipiell den Raumschock der nachkopernikanischen Astronomie ebenso überwunden hat wie sie sich an den panoramatischen Blick von oben

Die Unterschiedlichkeit der Verhaltens- und Reaktionsweisen der Ballonfahrer verläuft also präzise auf der Linie der Geschlechterdifferenz, und in der Tat ist der Menschenversuch im Ballonkorb explizit als emanzipatorisches Experiment gestaltet. Denn Cornelia will mit der Ballonfahrt »den Versuch wagen, ob man nicht die Bande der Unterdrückten sprengen möge«, und sie will »ein Beispiel aufstellen«, »daß auch ein Weib sich frei erklären könne von den willkürlichen Grenzen, die der harte Mann seit Jahrtausenden um sie gezogen hatte – frei, ohne doch an Tugend und Weiblichkeit etwas zu verlieren« (1.4, 23). In Schwindel und Ohnmacht endet und scheitert jedoch dieses *experimentum crucis*, und als richtig erweist sich die Gegenhypothese von Coloman, der, mit einem »Blick voll strahlenden Zornes« und einem »tief entrüstete[n] Antlitz«, zum Lord sagt: »Ich habe es Dir gesagt, Richard, das Weib erträgt den Himmel nicht – die Unternehmung, die so viel kostete, ist nun unvollendet; eine so schöne Fahrt, die einfachste und ruhigste in meinem ganzen Leben, geht umsonst verloren.« (1.4, 28) Die enge Verknüpfung der so unterschiedlichen experimentellen Unternehmungen hat damit zur Folge, dass durch Cornelias Scheitern auch die wissenschaftlichen Versuche entscheidend beeinträchtigt werden; die Ballonfahrer müssen tiefer gehen, ihre Messungen bleiben so fragmentarisch.

Soweit die Verkopplung der experimentellen Vorhaben im »Tagstück«. Die epistemologisch-poetologische Fragestellung von Stifiers Erzählung *Der Condor* nimmt damit seinen Ausgangspunkt im Wissensfeld der Ballonreise, weitet sich von dort aber in metonymischen und metaphorischen Bewegungen in weitere Bereiche aus. Die Versuchsfolgen des »Tagstücks« sind so nicht ohne Konsequenzen für die Gestaltung der anderen Teile der Erzählung, und im Besonderen die Liebe zwischen Cornelia und dem jungen Maler, der im ersten Teil des Textes, dem »Nachtstück«, den Ballonaufstieg mit dem naturwissenschaftlich einschlägig codierten »Fernrohr« (1.4, 23) beobachtet und gleichzeitig Cornelias Zeichenlehrer ist, hat ebenfalls einen deutlich akzentuierten Versuchscharakter. Dabei ist, wie vor allem in der *Studien*-Fassung klar herausgearbeitet wird, das gescheiterte Emanzipationsexperiment des »Tagstücks« die Voraussetzung für den »Liebesversuch«. Denn der junge Maler missbilligte das »den Männern nachgebildete Leben« (1.4, 34) seiner geliebten Schülerin, und es ist deren Läuterung durch den missglückten Versuch im Ballon, der sie, so die Amme Cornelias, nun »gut und sanft« gemacht habe. Weiter schildert die Amme dem jungen Maler, dass Cornelia krank gewesen sei und ihre »Rückreise [...] drei Tage und drei Nächte« gedauert habe – dies als Hinweis auf die erschütternde Naturerfahrung im Ballon und ihre psychischen Folgen (1.4, 30). Nun aber, nach den für beide aufwühlenden Erfahrungen, ge-

gewöhnt hat. Zu diesen kulturhistorischen Aneignungsverfahren vgl. Hartmut Böhme, Gernot Böhme, *Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants*, Frankfurt a. M. 1983, S. 169–229; Albrecht Koschorke, *Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern*, Frankfurt a. M. 1990, S. 138–172. Inwiefern Stifter an diesen Prozessen Teil hatte, erläutert Begemann, *Die Welt der Zeichen*, S. 111–113.

lingt, trotz der deutlich markierten sozialen Unterschiede der beiden, eine Annäherung, die in einem Kuss ihren Höhepunkt findet.²⁷

Die Verwirrung der beiden Verliebten und die objektiven sozialen Hürden, die einer dauerhaften Verbindung entgegenstehen, führen in der Folge der Szene dazu, dass aus dem Liebesereignis des Kusses ein Liebesexperiment wird. Der junge Maler beschließt, sofort zu seiner geplanten Gebirgsreise aufzubrechen, und aus der Verlegenheit der Situation wird so eine Liebesprobe, die der Jüngling folgendermaßen formuliert:

Ich kann noch an das neue Glück nicht glauben – ist es etwa nur ein Moment, ein Blitz, in dem zwei Herzen sich begegneten, und ist es dann wieder Nacht? Laß uns nun sehen, was diese Herzen sind. Verloren kann diese Minute nie sein, aber was sie bringen wird!? Sie bringe, was sie muß und kann – und so gewiß eine Sonne draußen steht, so gewiß wird sie eines Tages die Frucht der heutigen Blume beleuchten, sie sei so oder so – (1.4, 36)

Der junge Maler erklärt die durch einen Kuss eröffnete Liebesbeziehung zu einem Versuch, der unter klar definierten gesellschaftlichen Prämissen einerseits und sinnlich-gefühlhaften Bedingungen andererseits beginnt, dessen weiterer Verlauf am Anfang durch die Trennung zwar definiert, ansonsten aber absolut ergebnisoffen angelegt ist und in der zeitlichen Folge durch nicht zu übersehende und der Macht der Protagonisten entzogene Ereignisse beeinflusst werden wird.

Es sind aber nicht nur definierte Versuchsanordnung und eine immanente, aber unvorhersehbare Zwangsläufigkeit des Geschehens, welche das Liebesverhältnis als exploratives Experiment erscheinen lassen. Ein erstes Resultat des Liebesereignisses unterstreicht überdies die Analogie zum Experimentalsystem ›Ballonfahrt‹. Denn Gustav berichtet, dass sich ihm durch den Kuss in seinem Innern ähnliche Welten eröffnet hätten wie in jener Nacht des Ballonexperiments:

O Cornelia, hilf mir's sagen, welch ein wundervoller Sternenhimmel in meinem Herzen ist, so selig, leuchtend, glänzend, als sollt ich ihn in Schöpfungen ausströmen, so groß, als das Universum selbst, – aber ach, ich kann es nicht, ich kann ja nicht einmal sagen, wie grenzenlos, wie unaussprechlich, und wie ewig ich Sie liebe, und lieben will, so lange nur eine Faser dieses Herzens halten mag. (1.4, 36)

Noch fehlen dem jungen Maler die Ausdrucksmittel, um seine inneren Erfahrungen künstlerisch adäquat nach außen setzen, ja sie nur formulieren zu können. Doch die Bestimmung seiner Aufgabe kennt er nun: nämlich diesen »Sternenhimmel [...] in Schöpfungen aus[z]uströmen, so groß als das Universum selbst«. Es ist

²⁷ Der Erzähler kommentiert dies lakonisch: »[...] und der seligste Augenblick zweier Menschenleben war gekommen, und – vorüber« (1.4, 35).

erneut eine Reise, nun eben die geplante Gebirgsreise, die den angehenden Künstler seinem Ziel näher bringen soll.

Was dem jungen Maler im Moment der Liebesaufwallung noch nicht möglich scheint, nämlich die produktive Umsetzung und Weitergabe seiner im Liebesversuch erzeugten und in eine unbestimmte Zukunft projizierten Empfindungen, gelingt erst dem gereiften Künstler Gustav Rottberg. Der nun selbst auftretende Erzähler schildert im »Fruchtstück«, im vierten und letzten Teil des Textes, der nur noch fragmentarische Bruchstücke der weiteren Entwicklung der Geschichte enthält, wie Jahre später zwei von Gustavs Mondbildern auf einer Pariser Ausstellung für Furore sorgen. Die beiden Bilder beschreibt der Erzähler folgendermaßen: »Das erste war eine große Stadt von oben gesehen, mit einem Gewimmel von Häusern, Thürmen, Kathedralen, im Mondlicht schwimmend – das zweite eine Flußpartie in einer schwülen, elektrischen, wolkigen Sommermondnacht.« (1.4, 39) Gustav ist es also gelungen, seine nächtlichen Eindrücke umzusetzen in Gemälde, die, wie der Erzähler schreibt, den Anschein von »wirkliche[n] Mondnächte[n]« machen, weil sie »dichterisch« seien, »so gehaucht, so trunken,« (1.4, 39) oder, wie es in der Journal-Fassung heißt, so »unsäglich feenhaft gedacht und zauberisch wirkend« (1.1, 30). Dabei hat der Maler aber nicht bloß die Szenerie, in die sein Liebeserlebnis eingebettet war, als Motive in Kunst übertragen, vielmehr ist es ihm gelungen, die innere Erregung des Liebesversuchs, die entscheidende Öffnung eines unendlichen seelischen Raumes, die wiederum zutiefst mit den Erfahrungen jener Nacht der Ballonfahrt verbunden ist, in die Malweise der Bilder eingehen zu lassen – und dies auch für sensible Betrachterinnen und Betrachter erfahrbar zu machen. Denn von jener »Dame«, die der Erzähler kurz vor der Schließzeit noch vor den Gemälden stehen sieht und die wohl die älter gewordene Cornelia ist, die ihre Liebesbezeugungen durch ihr Handeln nicht erfüllt hat und »tausend Herzen entzündete, und mit tausenden spielte«, wird berichtet, dass die »unschuldigen, keuschen Bilder« als »leise Vorwürfe einer Seele« in »ihrem Gehirne all das leise Flimmern und Leuchten« verursacht haben (1.4, 40). Diese Wirkung nimmt wortwörtlich einen Eindruck wieder auf, den der junge angehende Maler schon in jener Mondnacht der Ballonfahrt empfangen hatte: nämlich »ein Glänzen und ein Flimmern und ein Leuchten durch den ganzen Himmel« (1.4, 19). Die Erzählung berichtet also von einem vielgliedrigen Übertragungsprozess, der die experimentellen Situationen von Ballonfahrt und deren Beobachtung, Liebeserprobung und Kunstversuch durch äußere und innere irisierende Lichteffekte miteinander verbindet.

Dieses »Flimmern und Leuchten« unterhält über seine Effektstruktur zudem auch eine Beziehung zum »[E]lektrischen« jener »wolkigen Sommermondnacht« auf Gustavs zweitem Gemälde. Damit ist es wiederum die Elektrizität, die dem Erzähler erlaubt, das »Unsägliche« des Bildes in der Beschreibung präsent zu machen. Wie der »Electricität« als zugleich »technischem« und »epistemischem Ding« ein zentraler poetologischer und epistemologischer Status in der Schilderung des Experimentalsystems »Ballon« zukommt, so fungiert sie auch in der Kunstbeschreibung als zentrale Chiffre

für ein Unverfügbares der Malerei, das, so will es die Logik der Erzählung, genealogisch sich dem Liebesexperiment verdankt. Denn Elektrizität ist in den Mondbildern Gustavs nicht mehr Teil der dargestellten Welt, vielmehr ist sie in den Akt der Darstellung selbst eingegangen. So ist die Bändigung der inneren seelischen Welt, die dem jungen Maler im Moment des Kusses noch nicht möglich war, nun bildhaft in einer Weise gelungen, die das »[A]usströmen« ins Unendliche, jene unabdingbare Eigenschaft des Elektrischen nach Volta und der Erfindung der Ladungssäule, als rezeptionsästhetische Qualität des Kunstwerks realisiert. Es ist genau diese doppelte Qualität der Elektrizität als zugleich funktional bestimmtes, aber wesentlich unklares ›Ding‹, welche die Eigenheit der Kunst Gustavs auszudrücken vermag.

Der Zusammenhang der Ballonexperimente mit den Liebes- und Kunstversuchen Gustavs wird am Schluss der Erzählung über die bereits explizierten Verbindungen hinaus weiter motivisch erhärtet. In der Zeitschriften-Fassung heißt es dort, der Künstler weile jenseits des »atlantischen Ocean[s]«, »um in den Anden neue Stoffe für sein arbeitendes Herz zu finden« (1.1, 31), in der *Studien*-Fassung lautet die Formulierung: »[U]nd fern, fern von ihr in den Urgebirgen der Cordilleren wandelte ein unbekannter, starker, verachtender Mensch, um dort neue Himmel für sein wallendes, schaffendes, dürstendes, schuldlos gebliebenes Herz zu suchen.« (1.4, 41) Damit ist nicht nur die Trennung von Gustav und Cornelia, die der Erzähler in der »hohe[n] Frauengestalt« vermutet, der er in den Pariser Ausstellungsräumen begegnet, und damit auch das Scheitern des Liebesexperiments angedeutet, das wiederum das Gelingen der Kunstversuche bedingt; überdies wird damit implizit der Kreis der ineinandergreifenden Versuche geschlossen. Denn Gustav hat sich in die Heimat des Kondors begeben, derjenigen Raubvogelart aus der Familie der Geier also, die »sich willkürlich am weitesten von der Oberfläche unseres Erdballs entfernt«²⁸ und so dem Ballon den Namen gegeben hatte. Zugleich sind aber die Anden auch der Ort der Forschungsreisen Alexander von Humboldts, der dort unter den speziellen Bedingungen der Höhenlage zahlreiche Versuche und Messungen vorgenommen hatte.²⁹ Gustav, so wird insinuiert, wird, auch er erneut auf einer Reise, nun am selben Ort Material und Inspiration für sein eigenes künstlerisches Experimentalsystem suchen. Damit wird bereits in *Der Condor* programmatisch eine bestimmende Tendenz von Stifters Schreiben deutlich gemacht: nämlich künstlerische Verfahren an solche der Wissenschaft, hier an Experiment und Expedition, zu binden.

Die im Text inszenierte Übertragung des Versuchs vom Gegenstand der dargestellten Welt in die Form der Darstellung, wie sie am Beispiel von Gustavs ›elektrischen‹ Gemälden geschildert wird, legt es nahe, das Versuchshaft-Experimentelle bei

²⁸ Alexander von Humboldt, *Ansichten der Natur* [1808], in: ders., *Studienausgabe*, Bd. 8, hg. von Hanno Beck, Darmstadt 1987, S. 198. Humboldt gibt als gemessene Maximalflughöhe des Kondors 21.834 Fuß an und diskutiert an dieser Stelle dessen erstaunliche Fähigkeit, auch bei geringem Luftdruck zu überleben, im Kontext der bekannten Experimente der Zeit.

²⁹ Vgl. dazu insbes. die zahlreichen Anmerkungen in Humboldts *Ansichten der Natur*.

Stifter auch im *discours* seines Textes zu suchen. Explizite Hinweise auf die Bedeutung, die Poetologie und Epistemologie des Versuchs für den *Condor* und auch die anderen frühen Erzählungen Stifters haben, finden sich in Motto und Vorwort des ersten Bandes der *Studien* von 1844. Das Motto lautet: »Seiner Mutter und seinen Geschwistern widmet diese ersten Versuche der Verfasser« (1.4, 9). Und im ersten Satz der Vorrede spricht Stifter von seinen Erzählungen als »beifolgenden Versuchen« (1.4, 11). Damit wird durch den biedermeierlichen topischen Bescheidenheitsgestus hindurch, in dem die *Studien* auch als »Sammlung loser Blätter« und Stifters eigene Tätigkeit als »Lieblingsspielerei« bezeichnet werden (1.4, 11), der Text als ein literarisches Probieren markiert, das unter bestimmten Ausgangsbedingungen und mit einem kontrollierten und bewussten Vorgehen auf ein ästhetisches Neues zielt, das in den poetologischen und epistemologischen Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart eingreift. Diese Form der innovativen Textkonstitution ist dabei, wie gezeigt, in der ersten Erzählung der Sammlung, eben im *Condor*, zusätzlich in der *histoire* des Textes abgesichert, womit auch der Zusammenhang zum Wissen seiner Zeit und zu den zeitgenössischen Formen der Wissensproduktion und -repräsentation geknüpft wird.

Wissensrepräsentation wird im *Condor* überdies explizit thematisiert, indem Stifter im »Tagstück« insgesamt fünf Fußnoten aufnimmt (1.1, 19–22), die wissenschaftliche Erklärungen zur Optik und zum Luftdruck in großen Höhen geben. Stifter weist sich damit als physikalisch gebildeter Autor aus, der die Präzision seiner Schilderungen wissenschaftlich beglaubigen kann. Dabei werden die wissenschaftlichen Informationen aber deutlich vom literarischen Lauftext abgegrenzt und, durch einen Strich abgetrennt, kleingedruckt in den unteren Teil der Seite gestellt; Erzählung und Fachkenntnis sind damit als eng aufeinander bezogene, aber als Hyper- und Subtext differenzierte Diskursformen ausgewiesen. In der *Studien*-Fassung dann sind die Fußnoten stark gekürzt in nun noch drei Anmerkungen umgewandelt, die nicht mehr unten auf der entsprechenden Seite, sondern am Schluss des Textes stehen (1.4, 41). Dieser Umgang mit dem Faktischen der Wissenschaft deutet darauf hin, dass Stifter schon sehr früh ein Problembewusstsein entwickelte, das Status und Position des wissenschaftlichen Wissens im literarischen Text betraf und sich im Verlauf seines weiteren Schaffens in unterschiedlichen Konstellationen niederschlug, in denen Literatur und Wissenschaft sowie ihr Verhältnis zueinander textuell repräsentiert wurden. Dabei zeichnet sich in der Umarbeitung des *Condors* eine Tendenz ab, das wissenschaftliche Wissen zu minimieren und es an der Textoberfläche unsichtbar zu machen³⁰ – ein Verfahren, das aber die Präsenz der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht einfach tilgt, sondern sie vielmehr von einem manifesten in einen latenten Zustand versetzt.

³⁰ Siehe dazu auch Michael Gamper, »Stifters Elektrizität«, in: ders./Wagner (Hg.), *Figuren der Übertragung*, S. 209–234.

Schwierigkeiten mit Raabes *Frau Salome*

EVA GEULEN (Bonn)

Vielversprechend und verlockend schienen die Aussichten, einige der in Raabes Erzählung *Frau Salome* (1874, 1879 in den *Krähenfelder Geschichten* publiziert) eingegangenen außer-literarischen Diskurse aufzudecken und in ihrer Bedeutung für diesen Text zu entfalten. An Indizien für die Präsenz verschiedener Wissenskulturen und Erfahrungshorizonte mangelt es nicht; wie in allen Werken Raabes wimmelt es auch in seiner *Frau Salome* förmlich von ihnen. Lässt man das wie stets bei Raabe verlässlich ausufernde literarische Zitat-Material (hier vor allem Dante, Goethe und Heine) zunächst beiseite, darf man beispielsweise vermuten, dass *Frau Salome* auch etwas zur Geschichte des Bildungstourismus im Harz in der zweiten Jahrhunderthälfte beizutragen hat. In einer kulturwissenschaftlichen und wissensgeschichtlichen Perspektive muss besonderes Interesse auch die ausführlich verhandelte Frage nach Vernunft und Wahnsinn wecken, mitsamt ihrer Verwaltung durch das Recht und andere staatliche Institutionen, geht es in der *Frau Salome* doch um kontrovers diskutierte Probleme wie die Bestimmung von Unzurechnungsfähigkeit und Verfahren zur Entmündigung von Erziehungsberechtigten, die ihre Kinder verwaarloosen lassen. Überhaupt spielen »Behörden des modernen Staates«¹ wie die Polizei in der Erzählung eine wichtige Rolle. Überraschend ausführlich und lobend werden Details staatlicher Fürsorge im Zusammenhang mit der dörflichen Feuerkatastrophe ausgebreitet, wie etwa die Einrichtung eines Sicherheitsschranke für die gerettete Habe, Proviantversorgung, ärztliche Betreuung (vgl. 96 f). Wer sich für einen Abgleich von Erfahrungs- und Wissenswelten des 19. Jahrhunderts mit ihrer literarischen Verarbeitung interessiert, dürfte bei *Frau Salome* fündig werden und hätte auch einiges an Belegen für die These zur Hand, dass Raabes Realismus, im Unterschied etwa zu demjenigen Stifters, den Zeichen seiner Zeit in größerem Umfang Zugang zu seinem literarischen Kosmos gewährt hat. – Das war der Eindruck zu Beginn der Arbeit; er trog. – Dafür sind Gründe zu nennen, zunächst in kursorischer, polemisch zuspitzender Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Forschungsinteressen, sodann in textnaher Auseinandersetzung mit Raabes *Frau Salome*.²

¹ Wilhelm Raabe, *Frau Salome*, in: ders., *Sämtliche Werke*, Braunschweiger Ausgabe, Bd. 12, hg. von Karl Hoppe, S. 7–100. Alle Zitate beziehen sich auf diese Ausgabe und werden im Folgenden in runden Klammern im laufenden Text wiedergegeben, hier S. 96.

² Diese Überlegungen wurden aus Anlass der Dresdener Tagung »Magie der Geschichten« (2009) angestellt, auf die der vorliegende Band zurückgeht. Eine leicht veränderte Fassung wurde bei der Jahrestagung der Raabe-Gesellschaft in Braunschweig im Herbst 2009 vortragen. Den Organisatorinnen und Organisatoren beider Tagungen, insbesondere Ulf-Michael Schneider und Dirk Götsche einerseits

Rehabilitierung und Nobilitierung des lange stiefmütterlich behandelten Corpus der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts sind zwischenzeitlich so weit fortgeschritten, dass man fast schon wieder Lust bekommt, die Frage aufzuwerfen, ob die älteren Vorbehalte dieser Literatur gegenüber, die ästhetischen wie die politischen³, nicht doch ihre Berechtigung haben könnten. Oder anders: ob sich nicht auch die gegenwärtige, gleichsam flächendeckende kulturhistorische Erschließung der realistischen Literatur in medien- und besonders in wissenshistorischer Perspektive noch einem apologetischen Reflex verdankt, über dessen Gründe, Hintergründe und Abgründe man sich verständigen sollte. Es besteht immerhin Anlass zu der Vermutung, dass der, zwischen den auch international von jeher anders wahrgenommenen Höhenkammliteraturen der Romantik und der Moderne gewissermaßen eingeklemmte, deutsche Realismus noch immer mit einem Stigma behaftet ist – was die große Aufmerksamkeit, die den überwiegend kleinen Geschichten seit einiger Zeit zu Teil wird, eher kaschiert als kompensiert.

Jedenfalls gibt die gegenwärtige, natürlich auch von einer wissenschaftlichen Großwetterlage mitbestimmte, Realismusforschung Aufschluss darüber, was die Güte von Texten derzeit ausmacht. Dazu gehört, erstens, immer noch, der Nachweis der poetologischen Selbstreflexion: Texte, die wissen, was sie tun, oder etwas abgeschwächt, Texte, die man so lesen kann, als wüssten sie, was sie tun, sind unbedingt Literatur und damit literaturwissenschaftsfähig. Dieses Paradigma der Selbstreflexion zehrt sichtlich noch von einem älteren, in der Romantik entwickelten und im Idealismus systematisierten Literaturverständnis, das mit einem bestimmten Narrativ der Moderne und ihrer Überbietungslogik zusammenhängt. Daneben tritt seit einiger Zeit, zweitens, die medien- und wissenshistorische Dimension, mithin der Nachweis, dass und welches zeitgenössische Wissen populärer, aber auch wissenschaftlicher (juristischer, medizinischer, technischer) Art, in die Texte eingegangen ist. Da das Wissen im 19. Jahrhundert bekanntlich erstmalig ins Unübersehbare wuchert⁴, gibt es in der Tat viel Wissen zu heben – ob immer Wissenswertes, ist eine andere Frage. Sie stellt man gegenwärtig eher selten, um stattdessen immer neue, oft sehr spezifische, auch abgelegene Wissensbestände zu erschließen. Entsprechend bunt ist auch die Palette der Themen und Gegenstände, nach deren Spuren man die realistische Literatur in der Hoffnung durchforstet, das augenscheinlich Disparate doch noch auf den Nenner einer historischen Anthropologie zu bringen, die sich bei der Erforschung des 18. Jahrhunderts als so fruchtbar erwiesen hatte. Das bedeutet freilich, dass, zumal im vergangenen Darwin-Jahr,

sowie Kerstin Stüssel und Michael Neumann andererseits, danke ich für ihre Einladungen. Wegen ihres tendenziell polemischen Charakters habe ich im ersten Teil auf Belege in den Fußnoten verzichtet; aufgenommen wurde im Wesentlichen nur die Spezialliteratur zu *Frau Salome*.

³ Der locus classicus dazu findet sich bei Erich Auerbach, *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*, Bern, München ⁴1967, S. 468 f.

⁴ Vgl. Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009.

auch nicht der kleinste Nebensatz, wie beispielsweise eine winzige Darwin-Anspielung in Kellers *Sinngedicht*, vor seiner breiten, mit viel Material unterfütterten Ausleuchtung sicher sein kann. Dass die gegenwärtige wissenschaftliche Erhellung des in literarischen Texten gespeicherten Wissens den Historismus des 19. Jahrhunderts tendenziell reproduziert – und auch der sogenannte New Historicism ist ein Historismus⁵ – scheint kaum jemanden zu stören. Außerdem ist der Historismus-Vorwurf immer dann entkräftet, wenn es schließlich drittens und letztens noch gelingt, der literarischen Verarbeitung von Wissen eine kritische Perspektive abzugewinnen oder zuzusprechen. Dieses Bedürfnis darf man vielleicht als Relikt des lange herrschenden Verdachts ansehen, die deutsche Literatur des bürgerlichen Realismus zeichne sich durch einen, wie man vor einigen Jahrzehnten noch sagte, affirmativen, restaurativ-konservativen Zug aus. Wissenschaftlich prämiert werden im Umgang mit der deutschen Literatur des Realismus also die poetologische Selbstreflexion, Wissensspeicherung und kritische Tendenzen.

Sucht man einen Autor, mit dem sich das anspruchsvolle Programm spielend bewältigen lässt, so ist Wilhelm Raabe zur Stelle. An Selbstreflexivität mangelt es gerade diesem experimentierfreudigen Erzähler nicht, der es unter formalen Gesichtspunkten sogar bis vor die »Tür der Avantgarde« geschafft hat, wie Ralf Simon jüngst formuliert hat⁶, was vor allem mit Blick auf den späten Raabe von *Stopfkuhen* bis *Altershausen* kaum bestritten werden kann. Die dringlichen Plädoyers Heinrich Deterings und anderer, den verkannten Raabe doch endlich einmal als Schriftsteller ernst zu nehmen, sind längst überflüssig geworden. Detering selbst, spiritus rector der Raabe-Forschung, hat schon anlässlich der großen Jubiläumstagung der Raabe-Gesellschaft vor nunmehr bald zwei Jahrzehnten den Umschwung abgesehen, unter dessen Bedingung die erfolgreich eingeklagten ästhetischen Qualitäten der Raabe-Texte einem sich verstärkt regenden Interesse an der historischen Referentialität und den materialen Schichten seines Werks weichen.⁷ Raabe hat lange genug und so ausschließlich vom Schreiben gelebt, dass gerade seine bildungsgesättigten, gelegentlich bildungs- und zitierwütigen Texte, zur Archivierung von zeitgenössischem Wissen gleichsam prädestiniert scheinen. Die Forschung hat zwischenzeitlich auch herausgearbeitet, dass Raabe, der zum populären Vielschreiber Jensen gerne auf Distanz ging, seine Stoffe ebenfalls in Zeitungen und Zeitschriften suchte und fand. Archäologen des Wissens dürfen sich mithin reiche Ausbeute versprechen. Vom wunden Punkt des strittig diskutierten Antisemitismus abgesehen, liegt schließlich auch Raabes kritischer Einsatz offen zutage. Gerade

⁵ Vgl. Moritz Baßler (Hg.), *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Frankfurt a. M. 1995.

⁶ Ralf Simon, »Raabes poetologische Wälder (Krähenfelder Geschichten). Eine metaphorologische Analyse des Raabeschen Erzählmodells«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2006, S. 1–16, hier S. 16.

⁷ Heinrich Detering, »Einführung«, in: ders., Gerd Eversberg, *Kunstautonomie und literarischer Markt. Konstellationen des Poetischen Realismus*, Berlin 2003, S. 9–12.

hinsichtlich des Themas Ökologie dürfte er zu den wenigen Autoren des 19. Jahrhunderts gehören, die die Symptome drohender Umweltkatastrophen früh erkannt, literarisch entfaltet und ihre Ursachen kritisch reflektiert haben. Die gegenwärtige Forschungslandschaft und das Werk Wilhelm Raabes ergänzen einander kongenial. Das dürfte auch eine nur cursorische Durchsicht der Sekundärliteratur bestätigen.

Den genannten Interessen dienstbar müsste eigentlich auch ein auf den ersten Blick im Werkkanon eher abseitiger und insgesamt weniger beachteter Text wie *Frau Salome* sein. Seine letzte Einzeldeutung stammt von Joachim Kaiser, der die Motivstruktur rund um das Feuer minutiös herausgearbeitet hat, wobei man zu bemerken glaubt, dass sich die erstaunliche Dichte des Motivs umgekehrt proportional zur Dürftigkeit seiner Ausdeutungsmöglichkeiten verhält.⁸ Aber einer detaillierten ›Hebung‹ der in Raabes *Frau Salome* eingegangenen Wissensbestände stellt dieser Text gewisse Hindernisse in den Weg. In seiner eigenwilligen Logik geht es nämlich nicht um Staatssicherheit, Erziehungsfragen oder den Bildungstourismus am Brocken. Dafür sind vor allem die Interpretamente verantwortlich, die dieser Text selbst ins Spiel bringt und die sich in ihm so unübersehbar hervortun, dass sich hermeneutischer Redlichkeit ein unmittelbarer Zugriff auf diesen Wissenspeicher verbietet. Die Dominanz, nicht zu sagen Penetranz, mit der Raabe seinen eigenen Text deutungstechnisch lenkt, lässt die reizvollen Einspielungen außerliterarischer Wirklichkeiten – übrigens auch Technisches wie Telegraph und Eisenbahn (vgl. 66) – abseitig, zufällig, ja geradewegs willkürlich erscheinen. Zu diesen Interpretamenten zählt natürlich auch Raabes im vorliegenden Fall gerne an die Hauptfiguren Scholten und Salome delegierter Hang zur Verkündigung weltanschaulicher Weisheiten (besonders problematisch in der Vorstellung von Eilike als »Quall im Universo« [63]). Darunter fallen auch metaphorisch überdeterminierte Aperçus folgender Art: »Was ist Talent für Lebensbehagen?« murmelte in dem Augenblick der Justizrat Schulten. »Nichts als die Gabe, aus dem Qualm etwas zu machen, der von dem Feuer der Leidenschaften in die Luft wirbelt.« (31) Als Deutungsanweisung erweist sich in *Frau Salome* im Übrigen auch das arg strapazierte Motiv der Wege, Irrwege und Lebenswege. So heißt es von Justizrat Scholten und Frau Salome, während sie durch Wälder wandern, in denen man vor lauter Literatur keine Bäume mehr sieht: »So zogen sie weiter [...] durch Licht und Schatten, auf gebahnten Wegen und auf ungebahnten.« (29) Auch Eilike räsoniert schon pseudo-philosophisch und leider ohne erkennbare ironische Brechung: »Die Welt ist so weit, so weit [...] Die Wege sind so lang, so lang und in den Wäldern geht man in die Irre.« (63)

Zur resistenten Eigenlogik der Erzählung tragen die scharf gezeichneten Figuren bei, das Kleeblatt aus Quakenbrück. Da ist zunächst der schwermütig-weltabge-

⁸ Joachim Müller, »Interpretation von Raabes Erzählung ›Frau Salome‹«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 1970, S. 37–62.

wandte und am Meer lebende Mystiker Peter Schwanewede, der allerdings nur als erzählte Figur und Adressat eines Briefes des stets scheltenden Justizrates Scholten auftaucht, welcher die eigentliche Hauptfigur, Erzählautorität und schließlich auch den mit Orden ausgezeichneten Helden der Erzählung vorstellt. Scholtens urbane Weltläufigkeit und sein zynischer Esprit bilden den Kontrapunkt zum melancholisch vereinsamten Grübler am Pilsener Watt. Dieser liest Jakob Böhme, jener Voltaire. Dritter im Bunde ist der zwischen Genie und Wahnsinn schwankende Künstler-Querkopf mit dem ebenfalls sprechenden Namen Querian samt seiner etwas verwahrlosten Tochter Eilike, Patenkind Scholtens, die ihrem Vater nackt Modell stehen muss. Ergänzt werden die romantischen Exzentriker und der geistreiche Grobian vom, wie es in der Erzählung heißt, »Kapital« (27), repräsentiert durch die Berliner Bankierswitwe Salome von Veitor, die Scholten vor Jahren auf seinen sommerlichen Streifzügen durch den Harz kennen und schätzen gelernt hat. Somit stehen (aufgeklärter) Geist und Kapital auf der einen Seite, (romantische) Kunst und Mystik auf der anderen. Die nationalen Stereotypen sind komplett, einem »deutschen Spuk« (24) steht nichts im Wege. Dessen Ende lässt kaum Zweifel daran, wo Raabes Sympathien zu suchen sind: Querian und Schwanewede sterben; Scholten, Salome und das Kind Eilike überleben, letztere freilich unter mindestens zweifelhaften Aussichten für die Zukunft.

In Übereinstimmung mit dieser symmetrischen Zweiteilung der Figurenanordnung zerfällt auch der Text in zwei (ungleiche) Teile, einen heiter-humoresken, handlungsarmen ersten, den, abgesehen von den die Figur Scholtens amüsant, aber umständlich, einführenden Szenen am Brockenwirtshaus, vornehmlich die elegant-anspielungsreiche Unterhaltung zwischen Scholten und Salome beherrscht. Dem schließt sich ein hochdramatischer zweiter an, der zwischen dem Haus Frau Salomes und dem dörflichen Wohnort Querians spielt, in dem sich auch Scholtens Sommerdomizil befindet. Deutlich hat Raabe versucht, das atmosphärische Gefälle zwischen den beiden Teilen zu mindern. Auf Figurenebene erscheint Eilikes folgenreicher Übertritt aus der Sphäre ihres Vaters Querian in die der Frau Salome als solch ein Vermittlungsversuch (vgl. 60 f.). Auf Motivebene erfüllen Vorausdeutungen eine ähnliche Funktion.⁹ So lässt sich die stufenweise Überführung der Humoreske in die Tragödie exemplarisch am Detail des Granitblocks beobachten, den Scholten und Veitor auf ihrem Weg passieren und in dessen eigenwilliger Formung letztere die komisch verzerrten Gesichtszüge ihres Begleiters erkannt haben will. Über die Rede vom nickenden, also einsturzbereiten Gestein (vgl. 27), wird schließlich das lebendig Begrabensein evoziert und damit auf den Feuer-Suizid des Künstlers angespielt.

Der zweite Teil steht vollständig im Zeichen dieser Katastrophe. In Anwesenheit Scholtens, Salomes und seines eigenen Kindes steckt der Künstler sein Haus in Brand; während Querian in den Flammen umkommt, gelingt den anderen Figuren

⁹ Zur Motivführung im Einzelnen vgl. Müller, »Interpretation von Raabes Erzählung ›Frau Salome‹«, S. 37–62.

die Rettung. Aufgrund des außerordentlich heißen und windigen Wetters – mit dem Unglücksvogel in der Nacht von Eilikes Flucht (»der Verderber« [64] und ähnlichen Anspielungen aus dem Register genau derjenigen Mystik, die Scholten an norddeutschen Böhmelesern inkriminiert [vgl. 59]) – greift das Feuer auf das Dorf über und zerstört es fast völlig. Inmitten der verheerenden Katastrophe dürfen sich Salome und Scholten als lebensstüchtige und tatkräftige Helfer mit viel Sinn fürs Praktische erweisen, wohingegen der Tod Querians das Problematische seiner Existenz ebenso bestätigt wie der zum Schluss des Textes bekannt werdende Tod Schwanewedes. So sieht es auch Scholten, der Querians Ende indirekt mit seiner Ruhmsucht und das Schwanewedes mit dessen Feigheit verknüpft. Beide, so lautet der Vorwurf, hätten sich aus der Welt geschlichen (vgl. 100), statt sich wie Scholten und Frau Salome mit ihr zu arrangieren und im Ernstfall auch beizuspringen.

Aber hatten diese oder jene Figuren denn überhaupt je eine Wahl? Wer kann denn schon aus seiner Haut heraus? Das von Scholten und Salome vielfach beschworene und immer wieder umspielte Motiv des Gefangenseins in den Verhältnissen wie in der eigenen Haut rückt die scharfen Kontraste zwischen aufgeklärter Urbanität und düsterer Romantik in ein gewisses Zwielflicht. Für die nicht zu hintergehende Relevanz dieses Motivs der doppelten Gefangenschaft in der eigenen Haut und im Gefängnis der Welt spricht seine Einführung an privilegierter Stelle und durch niemand geringeren als Goethe. Raabe eröffnet seinen Text mit einer bei Falk überlieferten Anekdote. Sie berichtet, wie der große Goethe einst in seinem Garten eine in einem Zuckergläse gefangene kleine Schlange füttert und äußert: »Armes Ding! Wie das drinnen steckt und nicht heraus kann, so gern es auch wollte! Ich meine zwiefach, einmal im Zuckerglas und sodann in dem Hautfutteral, das ihr die Natur gab.« (8) Mit diesem im Laufe des nachfolgenden Textes immer wieder umspielten und eingespielten Zitat (vgl. 89) versiegelt der Text sich gleichsam in sich selbst. Er macht sich zum Opfer einer Gefangenschaft, aus der man ihn vergeblich zu befreien trachtet.

Raabe zitiert Falks Anekdote ausführlich und verbatim über mehr als eine Seite hinweg, um dann mit ein und derselben Geste ihre Bedeutung für die Erzählung zu behaupten und auszusetzen: »Das ist ein sonderbarer Anfang für eine Geschichte, die mit dem seligen Legationsrat Falk in seinem Buche: »Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt«, sonst nichts zu schaffen hat! Doch hören wir weiter.« (8) Um die Funktion der Anekdote für den Text zu verstehen, muss man sie zunächst davon unabhängig betrachten. Bei der Schlange im Zuckerglas geht es Falk bzw. Goethe um die Unvereinbarkeit der »herrlich verständigen Augen« mit dem »unbeholfenen Ringeln des Körpers« (7). Erklärt wird das scheinbare Missverhältnis nach Maßgabe dessen, was Goethe in seinen naturwissenschaftlichen Schriften den »Etat der Natur« nennt¹⁰, dass nämlich nur ein begrenztes Kontingent an

¹⁰ Johann Wolfgang Goethe, »Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie ausgehend von der Osteologie«, in: Dorothea Kuhn (Hg.), *Goethes Morphologie*, Frankfurt a. M. 1987, S. 225–281, hier S. 233.

Formbildung zur Verfügung steht. Bedarf es etwa großen Aufwandes für besonders lange Gliedmaßen, fallen andere Teile zwangsläufig kürzer aus. Bei der Schlange scheint es trotz ihrer an ein komplexeres Wesen erinnernden Augen zu einem entsprechend ausgebildeten Körper nicht mehr gereicht zu haben. Goethe tröstet sich damit, dass die Natur keinen Bankrott kennt. Zwar bleibt sie manchmal etwas schuldig, aber »was sie für den Augenblick fallen läßt« wird sie »späterhin doch wieder unter günstigeren Umständen aufnehmen« (7). Die hinzutretende Frau von Goethe bringt mit ihrer Erkundigung nach der Entwicklung der Raupen die Metamorphose ins Spiel. Goethe kommentiert ihren Widerwillen gegen die Schlange: »Ja, wenn die Schlange ihr nur den Gefallen erzeigte sich einzuspinnen und ein schöner Sommervogel zu werden, da würde von dem greulichen Wesen gleich nicht weiter die Rede sein. Aber, liebes Kind, wir können nicht alle Sommervögel und nicht alle mit Blüten und Früchten geschmückte Feigenbäume sein.« (7 f.)

Das scheint den ganz ungoetheschen Gedanken nahezulegen, der Metamorphose fähige Lebewesen, wie etwa der Schmetterling, seien von solchen zu unterscheiden, die ihrer nicht fähig sind. Aber die Metamorphose ist ein universales Phänomen. Goethe glaubte, dass sie in allen Lebewesen von der Pflanze über die Tiere bis zum Menschen wirksam ist, wenngleich ihm ihr schlüssiger Nachweis nur für den Fall der einjährigen Pflanzen gelang, deren Entwicklung er als Metamorphosen des Blatts darstellen konnte. Außerdem gilt Goethe die Häutung der Schlangen sehr wohl als Metamorphose. Es geht also nicht um eine Unterscheidung zwischen wandlungsfähigen Lebewesen und solchen, die dieser Gabe entraten müssten. Vielmehr zielt Goethes Bemerkung auf den Unterschied zwischen exzeptionell-auffälligen Lebewesen wie den »mit Blüten und Früchten« gleichzeitig geschmückten Feigenbaum (wobei Goethes Beispiel für die Gleichzeitigkeit von Frucht und Blüte eigentlich der Orangenbaum ist) oder die aufsehenerregende Metamorphose der schlangenähnlichen Raupen in die schönen Schmetterlinge. Goethes Bemerkung übt Kritik an einer Beobachtungskultur, die, seinem eigenen Verständnis entgegen, das Unscheinbare zugunsten des Auffälligen abwertet.

Diese Dimension wie der ganze Kontext der Anekdote spielen bei Raabe aber nun schlechterdings keine Rolle. In seinem Text, der einzelne Formulierungen (vor allem das formelhaft wiederkehrende »es kann nicht jeder«) und Elemente (zumal die überdeterminierte Schlange) variierend aufruft, geht es ausschließlich um das doppelte Gefängnis. Dabei stellt sich für seinen Text und dessen Personal eine Frage, die in der Goethe-Anekdote von der zwiefachen Gefangenschaft des Schlangleins keine wesentliche Rolle spielt: wie sich denn die eine Gefangenschaft im Zuckerglase bzw. der Welt zur anderen im Hautfutteral bzw. der eigenen Haut verhalten mag. Wie verhält sich der Determinismus einer natürlichen Veranlagung – dass einer nicht aus seiner Haut kann – zu den Umständen der Welt, die ein Gefängnis eigener Art darstellt? Dahinter könnte sich eine brisante, politische Frage des 19. Jahrhunderts verbergen; die große Frage nach Vererbung und »Milieu«.

Aber auch dieses Problem spielt in der Erzählung keine tragende Rolle und macht sich nur in einem sehr spezifischen Zusammenhang bemerkbar. Er zeigt sich, wenn Scholten seine schöne jüdische Freundin von Zeitungen umgeben in ihrer Wohnung antrifft und das mit den Worten quittiert: »O Jesus, meine Beste, und Sie haben es sogar bei dieser Witterung fertig gebracht, sich mit der Orientalischen Frage zu befassen?« (71) Spaßend fügt er zugleich hinzu, dass er sein »abgeschmackt unerträgliche[s] Futteral« bei der Hitze gerne mit einem »Eisbärenfell« tauschen möchte (ebd.).

Eine eigene Antwort auf die Frage nach der doppelten Gefangenschaft darf man sich also von Frau Salome selbst erwarten, die unter den Figuren deutlich am häufigsten auf die Anekdote rekurriert und deren Erfahrungen auf dem damit angeschnittenen Gebiet einschlägig heißen dürfen. Ihr hat Raabe denn auch die verbindlichste Formulierung des Themas in den Mund gelegt:

»Wir können nicht heraus«, sagte sie; »es ist vergeblich – wir stecken in uns, wir stecken in der Menschheit, wir sind gefangen in dem harten Gefängnis der Welt. Wir keuchen nach Freiheit, Erkenntnis, Schönheit, und im günstigsten Falle wird uns gestopft der Mund mit Erde. Morgen werd ich wieder anders denken; aber jetzt sehne ich mich nach der dunklen Ecke auf der Weiberseite der Synagoge, wo ich saß mit meiner Mutter und sang und wo ich hörte ablesen die Thora – das Gesetz.« (96)

In dieser Variation auf das Thema der Gefangenschaft entpuppt sich die suggerierte Universalität der *condition humaine* – dass keiner aus seiner Haut kann – als partikularer Fall einer besonderen Identität unter besonderen Welt-Umständen. Wie Florian Krobb in seiner Studie gezeigt hat¹¹, geht es in *Frau Salome* auch um das schwierige Schicksal der assimilierten Jüdin, die es aus ihrer Haut heraus wohl geschafft hat, aber dafür doppelten Preis hat zahlen müssen, in der Welt, der sie entkommen ist (vgl. 66 f.) und in der, in die sie eintrat (»Affrontenburg«, 67). Dass es hier um eine mit Justizrat Scholtens Lebensumständen bei aller Empathie nicht vergleichbare Erfahrung geht, verdeutlicht auch der unmittelbare Kontext. Die dem Künstler Querian in einer Art unterirdischen Gemeinschaft verbundenen Dorfbewohner drohen Rache zu nehmen an den Fremden, insbesondere aber der reichen, exotischen Jüdin:

¹¹ Florian Krobb, *Die schöne Jüdin. Jüdische Frauengestalten in der deutschsprachigen Literatur vom 17. Jahrhundert bis zum I. Weltkrieg*, Tübingen 1993. Vgl. auch ders., »Was bedeutet literarischer Antisemitismus im 19. Jahrhundert? Ein Problemaufriss«, in: Klaus-Michael Bogdal, Klaus Holz, Matthias N. Lorenz (Hg.), *Literarischer Antisemitismus nach Auschwitz*, Stuttgart 2007, S. 85–102.

denn das Volk ist jetzt so wahnsinnig wie der Alte, spinnt grimmige Phantasien und sucht nach jemand, gegen den es seiner Verzweiflung und Wut Luft machen kann. Ich habe bereits absonderliche Worte gehört [...] Sehen sie sich um – wir drei sitzen allein – sie haben einen leeren Raum um uns gelassen; aber sie sehen nach uns herüber. So war es in der Tat. Eine unsichtbare Linie hatte das Dorfvolk gezogen und stand um den Kreis stumm, aber mit schlimmen Blicken (96).

Scholten, Repräsentant des gesunden Menschenverstandes und der Norm, findet sich hier selbst als Ausnahme; die Lage ist derart kritisch, dass er sich schon besorgt fragt, »[o]b wohl die Behörde glauben wird, daß es sich so einfach zutrug, wie wir es sahen und es wohl demnächst als Augenzeugen bekräftigen werden müssen [...]« (95) Tatsächlich ist es am Ende nicht Scholten, der das Feld räumt, sondern die Jüdin und das ihr zugeordnete Kind verlassen den Schauplatz (vgl. 97).

Es gibt also einigen Grund, die Thematik vom doppelten Gefängnis vornehmlich auf die Titelfigur zu beziehen, wie es Florian Krobb getan hat, der in Übereinstimmung mit brieflichen Äußerungen Raabes, denen zufolge Frau Salome einen Gegenentwurf zur jüdischen Figur im *Hungerpastor* darstelle, Raabe zubilligt, mit *Frau Salome* eine literarische Fallstudie zur Assimilationsproblematik vorgelegt zu haben. Das scheint die Titelfigur zu bestätigen mit Bemerkungen wie der folgenden: »Ich habe gebissen [...]. Ich schillerte bunt und lieblich [...] und zeigte ein rot Zünglein wie eine Schlange in der Menagerie. Es war aber gefährlich, die Hand in den gläsernen Behälter zu senken!« (68) Freilich nimmt sie diesen Vergleich rasch wieder zurück, weil er nur eine Seite ihrer Existenz betrifft: »Das Gleichnis passt nicht ganz [...]« (ebd.) Darin komme sie sich, heißt es weiter, »nicht vor wie eine gefangene Schlangenkönigin, sondern wie ein arm keuchend Häslein« (ebd.). Diese Erfahrungen werden gespiegelt in der Figur Eilikes, deren von ihr selbst und ihrer Umgebung gewünschter Zivilisierungsprozess – Scholten will sie in ein Erziehungsinstitut stecken (vgl. 74) – kaum weniger zwiespältig ausfallen dürfte als der Assimilationsprozess von Frau Salome. Konsequenter wird denn auch Eilike mit dem Schlangensymbol in Verbindung gebracht (vgl. 39). Mit ihrer nächtlichen Flucht aus dem Vaterhaus vollzieht Eilike eine Art umgekehrten Assimilationsprozess. Das hat Frau Salome sofort erkannt, die im Unterschied zu Scholten deshalb auch sogleich wusste, warum das Mädchen ausgerechnet sie aufgesucht hat: »weil du gern möchtest heraus aus deinem Leben in ein anderes, mein Herz« (80). Eilikes Begegnung mit Salome produziert in dem Kind ein »Mit- und Nachklingen«: »So möchtest du aussehen, so möchtest du sprechen« (60).

So sinnvoll es ist, das mit der Falk-Anekdote eröffnete Motiv vornehmlich auf Frau Salome, Eilike und damit auf die Assimilationsfrage zu beziehen, so problematisch scheint dies andererseits in Anbetracht der inflationären Ubiquität des Motivs. Eher schon ist das Jüdische ein möglicher (und in dieser Funktion durchaus problematischer) Signifikant unter anderen für jene Exzeptionalität und Individualität, auf die sich »Ichor« (29), das Götterblut bezieht, das ursprünglich auch

der Erzählung den Titel leihen sollte. Das den einzelnen auszeichnende Götterblut erweist sich für Bewohner einer Erdenwelt stets zwiespältig als Geschenk und Fluch, Segen und Stigma. Diese Erfahrung hat Frau Salome auch gemacht, denn »die so weit über ganz Europa verbreitete Blutsverwandtschaft gab nichts auf das Ichor, sie ärgerte sich sogar dann und wann an dem Ichor, sie ließ es die Kusine häufig merken, daß das Ichor keinen Kurs bei ihr hatte« (67). Drastischer schlägt die Ambivalenz des Götterbluts bei Querian zu Buche, »dem Prometheus« im Dorf, dessen Blut ebenfalls Tropfen von Ichor sein mögen (vgl. 41), das ihn zu promethäischen Schöpfungsakten zwingt, deren Opfer sein Kind und er selbst werden. In der von ihm geschaffenen Statue eines Giganten mit dem toten Kind auf dem Arme ist das Paradox seiner Künstlerschaft selbst Gestalt geworden: »Das ist mein Kind, gnädigste Frau. Ich habe fünfzig Jahre gearbeitet, ein Lebendiges zu schaffen; es stirbt mir immer in den Armen; ich möchte wohl einmal die Sachverständigen fragen.« (89)

Ausgehend von Querians im Licht des Feuers zu eigentümlichem Leben erweckten Kunstwerk hat jüngst auch Dominik Müller, freilich ohne das naheliegende Ichor-Motiv einzubeziehen, den vermeintlich starren Schematismus von sympathisch weltzugewandter Lebenstüchtigkeit einerseits und weltabgewandter todesfixierter Kontemplation andererseits aufzulösen versucht.¹² Zum einen macht er darauf aufmerksam, dass es sich bei dem grotesk-monumentalen Kunstwerk um moderne Kunst, etwa im Stil des Expressionismus handeln könnte, eine Kunst also, die den durch den Musenabguss repräsentierten klassizistischen Geschmack (vgl. 46) verabschiedet. Die Möglichkeit einer tatsächlichen Verkenning des Künstlers Querian einzuräumen, ist um so wichtiger, als das außer Kontrolle geratende Autodafé des Künstlers schließlich vom aufgeklärten Scholten mitverursacht wird, der trotz der ausdrücklichen Bitte Querians, nicht zu lachen, eben dieses tut (vgl. 89). Das muss man ihm allerdings insofern nachsehen, als der geheimnisumwobene Künstler so gar nicht den Vorstellungen entspricht, die man sich von ihm gemacht hat: Welches Genie erwägt bei Misslingen schon die Konsultation von sogenannten »Sachverständigen«, wie Querian es tut und damit Scholtens Gelächter hervorruft? Wenn aber auch der geheimnisvoll-unheimliche Künstler philisterhafte Züge aufweist, dann lösen sich die schematischen Gegensätze, in welchen die Figuren angeordnet scheinen, auch von dieser Seite her auf. Dem korrespondiert, dass Scholten, der sich die Anflüge einer melancholischen Stimmung auf Seiten seiner schönen Freundin stets verboten hatte, zum Schluss eingesteht, dass er nicht weniger verstört ist als seine exzentrischen Freunde:

¹² Vgl. Dominik Müller, »Statuenbelebung – realistisch. In Wilhelm Raabes ›Frau Salome‹ sowie Gottfried Kellers ›Regine‹ und ›Herr Jaques‹«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2004, S. 16–32.

drei Wiedehopfe aus einem Neste – Schulgenossen, Jugendgenossen, Studienfreunde, wir alle drei zusammen –, aber drei geborstene Töpfe machen keinen ganzen und heilen. Jeder von uns ist seine eigenen Wege gegangen, und hier sind wir angekommen; jeder mit seinem Sprunge vom Henkel bis zum Boden, und nur ich von der alten Drahtbinderin Notwendigkeit für den ferneren notdürftigen Lebensküchengebrauch notdürftig konserviert (75).

Auch Eilike weiß über die abgründigen Seiten ihres so patent nur scheinenden Patenonkels Bescheid, der ihr so wenig wie ihrem Vater über Jahre hinweg zu helfen vermochte: »Der Herr Pate Scholten tut auch nur so, als ob er vergnügt sei [...] und sein Französisch hilft ihm auch nicht viel.« (64) Eilike ist auch nicht entgangen, dass Scholtens Zorn und Spott nicht immer nur unangenehmen Figuren gelten wie dem bornierten Wirtshauseshepaar am Brocken (vgl. 19 ff.) oder der gierigen Witwe Bebenroth (vgl. 40), sondern auch der stumme Dorftrötel August sein Opfer wird, der nicht genug sehen, hören oder sprechen kann, um den Streich verübt zu haben, dessen Scholten ihn bezichtigt (vgl. 64). Scholtens Suche nach Schuldigen ist nicht nur sein Beruf, sondern offenbar auch seine Berufung; das lässt ihn schuldig werden: an Eilike, an Querian; aber auch an Schwanewede, der stirbt, bevor Scholten seine Briefschuld beglichen hat (vgl. 100).

Bei genauerem Hinsehen relativiert sich also das starre Muster der Gegensätze, um einer freilich nicht weniger dubiosen, sozusagen allgemeinen, Fehlbarkeit Platz zu machen, deren Substrat Ichor, das Götterblut, heißen darf. Wem es in den Adern fließt, der ist zum Konflikt mit sich und der Welt prädestiniert. In der *Frau Salome* hätte Raabe also nicht die Alternativen zwischen Leben und Kunst, Praxis und Kontemplation oder Aufklärung und Mystik thematisiert, sondern so etwas wie eine Gemeinschaft, freilich eine sehr stereotyp deutsche Gemeinschaft schwieriger Sonderlinge, vorgestellt, der die reiche Jüdin und der grobe Scholten ebenso angehören wie Querian und Schwanewede. Solche Egalisierung der Exzentriker erinnert ein wenig an den Schluss von Grillparzers Drama über eine andere schöne Jüdin. Dort spricht Rahels Schwester den letzten Satz des Stücks, der Juden und Christen in einer höheren Schuldgemeinschaft vereint: »Wir stehn gleich jenen in der Sünder Reihe; Verzeihn wir denn, damit uns Gott verzeihe.«¹³ Solche Verallgemeinerung hat bei Grillparzer wie bei Raabe etwas irritierend Nivellierendes.¹⁴ Auch deshalb vermag der punktuelle Komplexitätsgewinn nicht völlig zu überzeugen. Es bleibt ein gewisses Unbehagen zurück.

Bei der Lektüre von Raabes *Frau Salome* kann man mithin die Erfahrung machen, dass manche Texte Raabes mehr versprechen als sie halten. Im vorliegenden

¹³ Franz Grillparzer, *Die Jüdin von Toledo*, in: ders., *Werke in sechs Bänden*, Bd 3: *Dramen 1828–1851*, hg. von Helmut Bachmaier, Frankfurt a. M. 1987, S. 483–555, hier V, 1974.

¹⁴ Vgl. Eva Geulen, »Das Geheimnis der Mischung: Grillparzers ›Jüdin von Toledo‹«, in: Volker Dörr, Helmut J. Schneider (Hg.), *Die deutsche Tragödie*, Bielefeld 2006, S. 156–173.

Fall blockieren wohl vor allem die forciert bemühten und sehr unspezifisch ausgebreiteten Interpretamente die Deutung. Obwohl hoffentlich deutlich geworden ist, dass es in *Frau Salome* nicht darum geht, vergrübelten Mystizismus gegen praktische Lebensgewandtheit auszuspielen, sich vielmehr alle Figuren als gleichermaßen verstört erweisen und sich darin ex negativo dann doch ein ›Zusammenhang der Dinge‹ abzeichnet, ist die wohlfeile Banalität auch dieser Einsicht kaum zu übersehen. Man erinnert sich unwillkürlich an Fritz Martinis Verdikt, dass Raabe sich häufig verliere in und an ein »bis zum Banalen oder Forcierten entleerendes Fabulieren, in ein ungestaltet reflektives Sprechen oder ins Tiefsinnig-Diffuse und Verschwommene einer nicht verfestigten Symbolik«¹⁵. Insbesondere an *Frau Salome* kritisierte Martini vor bald einem halben Jahrhundert »Verwirrungen und Gewaltigkeiten der Erzählführung, Widersprüche in der Psychologie und Sprachtönung«.¹⁶ Dieser Befund ist immer noch zustimmungsfähig. Das fordert die ästhetisch-hermeneutische Redlichkeit, aber auch die gegenwärtige Forschungslage, denn es geht nicht an, dass sich Literaturwissenschaft um ihres Interesses an Wissensgeschichte willen über die literarischen Bedingungen hinwegsetzt, denen solches Wissen untersteht.

¹⁵ Fritz Martini, *Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus 1848–1898*, Stuttgart 1962, S. 669.

¹⁶ Ebd., S. 719.

Gegen die Wand

Die Aporie des Poetischen Realismus und das Problem der Repräsentation von Wissen

MORITZ BASSLER (Münster)

I. Der Schnurrbart des Spartaners

Es hätte auch andere Optionen gegeben: In der Auseinandersetzung mit Gutzkows *Die Ritter vom Geiste* (1850/51) im sogenannten Grenzboten-Streit etwa lehnen die Poetischen Realisten um Julian Schmidt ausdrücklich den großen panoramatischen Diskursroman ab: »Gutzkow versprach eine Totalanschauung von dem Ganzen des Menschengeschlechts zu geben, oder wenigstens von den Fragen und Zerwürfnissen der Gegenwart in sämtlichen Gebieten des Denkens und des Lebens. Wir hielten eine solche Totalanschauung für einen Widerspruch gegen den Begriff der Kunst.«¹ Und dieser Einwand richtet sich keineswegs bloß gegen die Repräsentation politischer Diskurse. Wir befinden uns hier in der Mitte des 19. Jahrhunderts – das positive Wissen wächst exponentiell an, Völkerkunde, Geschichts- und Naturwissenschaften begeistern mit ihren Entdeckungen ein breites bürgerliches Publikum, europäische Zentren wie Berlin werden zu Thesauren aller Kulturen der Welt, kurz: Diskurse aller Art gären und explodieren ringsum. Was aber die deutsche Literatur betrifft, so kommt jenes enzyklopädische Wissen, das die boomenden Wissenschaften in bis dahin unbekannter Fülle produzieren, allenfalls im Trivial- und Professorenroman von Scheffels *Ekkehard* (1855) bis Dahns *Ein Kampf um Rom* (1876) zur Geltung. Wie so etwas aussehen kann, sei an einer der ersten Seiten von Georg Ebers' dreibändigem Erfolgsroman *Eine ägyptische Königstochter* (1864) demonstriert. Auf Seite 3 liest man dort etwa den Satz: »Das Fahrzeug war vor etwa einer halben Stunde aus Naukratis,²) dem einzigen hellenischen Hafensplatze im damaligen Aegypten, abgesegelt.«² Schlägt man Endnote 2 auf, so findet sich dort folgende Erläuterung:

¹ Julian Schmidt, »Die Ritter vom Geiste« [1852], in: Karl Gutzkow, *Die Ritter vom Geiste*, Materialienband, hg. von Adrian Hummel und Thomas Neumann, Frankfurt 1998, S. 323–357, hier S. 324.

² Georg Ebers, *Eine Aegyptische Königstochter*, Historischer Roman 16, neu durchgesehene Auflage, Bd. 1, Stuttgart u. a. 1896, S. 3.

Diese Stadt, die der Schauplatz eines Teiles unserer Erzählung sein wird, lag im Nordwesten des Nildeltas im saïtischen Nomos oder Bezirke, am linken Ufer der kanopischen Mündung des Nil. Nach Strabo und Eusebius ist sie von Milesiern gegründet worden, und zwar, wie Bundsen rechnet, um 749 v. Chr. In frühester Zeit scheint griechischen Schiffen die Einfahrt in die kanopische Mündung nur im Notfall gestattet gewesen zu sein. Damals beschränkte sich auch der ganze Verkehr der Aegypten mit den verhaßten Ausländern auf die kleine, der Stadt Thonis gegenüberliegende Insel Pharos. Homer, *Odys.* IV. 36. Herod. II. 113 und 114. E. Curtius versucht in seinem geistreichen Schriftchen über die Ionier eine weit frühere Verbindung namentlich der Ionier mit den Aegyptern nachzuweisen. Eine solche hat stattgefunden, aber kaum unmittelbar durch den genannten Stamm; vielmehr war die Nordküste von Unterägypten schon sehr früh von Phöniziern kolonisiert worden, die sich den ägyptischen Sitten anschlossen und Aegypto-Phönizier genannt werden können. Näheres in unserem: *Aegypten und die Bücher Moses*, S. 195. später hat H. Brugsch und in jüngster Zeit Sayce einige neue Beiträge für die Begründung der hier ausgesprochenen Ansicht geliefert. *Aegyptische Geschichte und Völker des alten Testaments*. Die auf Kosten der Egypt. exploration fund unternommenen Grabungen haben die Reste von Naukratis ans Licht gezogen. S. Naukratis u.a. Publikationen des Egypt. exploration fund. das Verdienst dieser Entdeckung gehört den Engländern Gardener und Flinders Petrie. Sobald sich die Griechen in Naukratis niedergelassen hatten, befestigten sie es und erbauten ihren Göttern Tempel: die Aegineten dem Zeus, die Milesier dem Apollo, die Samier der Hera. – Außerdem wurde daselbst ein großer, vielen Städten und Stämmen gemeinsamer Tempel und eine Art von Hansa, das Hellenion, gegründet.³

All diese ausführlichen Informationen sind für Verständnis und Fortgang der Romanhandlung denkbar überflüssig. Zwei Sätze weiter im Haupttext folgt die nächste Fußnote, die eine ähnliche ausführliche und quellenreiche Auskunft zur Nil-Infundation bringt. Noch deutlicher wird das Prinzip dieser Prosa in der darauf folgenden hübschen Anmerkung (immer noch auf derselben Seite). Im Haupttext steht: »Der Alte richtete sich auf, warf einen flüchtigen Blick auf das Gebäude, ordnete mit der Hand den dichten grauen Bart, der Kinn und Wangen, aber nicht die Lippen umgab, und fragte [...]«⁴

In Endnote 4 liest der staunende Leser dazu dann die lakonische Information, um derentwillen die ganze Passage offenbar geschrieben wurde: »Die Spartaner pflegten keine Schnurrbärte zu tragen.«⁵ – Hier wird offensichtlich für die Fußnoten erzählt. Ebers ist Ägyptologe, und dem historischen Wissen kommt gegenüber seiner litera-

³ Ebd., S. 196 f.

⁴ Ebd., S. 3.

⁵ Ebd., S. 197. Auf die 194 locker gedruckten Seiten des ersten Bandes kommen 215 Endnoten auf 56 enggedruckten Seiten, ähnliches gilt für Bd. 2 und 3.

rischen Funktionalisierung der Primat zu. Wer erhabener Beispiele sucht, denke etwa an die enzyklopädische Diskursfülle, die in den Romanen Flauberts repräsentiert ist.⁶ Nichts davon findet sich in den Werken des Poetischen Realismus!

Weiterhin lehnen dessen frühe Programmatiker bekanntlich jede Art von spezifischen Milieustudien ab, die nicht im bürgerlichen Zentrum der Gesellschaft angesiedelt ist. Unter dem Label ›Naturalismus‹ weisen sie eine Tradition zurück, die von Schillers *Verbrecher aus verlorener Ehre* über das junge Deutschland und den Vormärz bis hin zu Droste-Hülshoffs *Judenbuche* führt. Zumeist hat man politisch-ideologische Gründe dafür ins Feld geführt, weshalb für Fontane die »Darstellung eines sterbenden Proletariers, den hungernde Kinder umstehen«,⁷ nicht kunstfähig ist. Vielleicht ist es aber auch hier bloß die positive Spezifik des Milieus, die sich dem realistischen Programm sperrt. Die »sogenannten Tendenzbilder (schlesische Weber, das Jagdrecht u. dgl. m.)«⁸ hätten dann einen ähnlichen Status wie der Schnurrbart des Spartaners.

Jedenfalls bleibt in Julian Schmidts Argumentation die Unmöglichkeit einer Totalanschauung an genau diese Ausdifferenzierung »in sämtlichen Gebieten des Denkens und des Lebens« gekoppelt, der man nicht Herr werden könne oder nur um den Preis, »daß man die Individualitäten nach symbolischen Gesichtspunkten auseinanderreißt, und die Ideen in unvollkommenen Trägern, in schlechten Individualitäten untergehen läßt«.⁹

Idee und Individualität, Allgemeines und Besonderes fallen auseinander, weil im historistischen Dispositiv kein Gesetz mehr ihren integralen Bezug regelt. Die romantische Ganzheitsidee hat verspielt, selbst Gutzkow markiert den Einheitsgedanken seines geheimen Ordens der Ritter vom Geiste ausdrücklich als semantische Leerstelle, die von zukünftigen Generationen zu füllen wäre (und die seit dem späten 19. Jahrhundert ja dann in der Tat von Monismen und Esoterikern aller Art gefüllt worden ist).

II. Ein Strukturmodell des Poetischen Realismus

Und was fällt den Poetischen Realisten um 1850 ein, um dieses Problem zu lösen? Goethe! Goethe als Realist – Julian Schmidt beschwört noch einmal die berühmte Begegnung mit Schiller und den Streit um die Urpflanze,¹⁰ und bereits in der Kritik

⁶ Vgl. zu diesem Komplex Moritz Baßler et al. (Hg.), *Historismus und literarische Moderne*, Tübingen 1996.

⁷ Theodor Fontane, »Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848« [1853], in: ders., *Literarische Essays und Studien*, Teil 1, hg. von Kurt Schreinert, München 1963, S. 7–33, hier S. 12.

⁸ Ebd.

⁹ Schmidt, »Die Ritter vom Geiste«, S. 324.

¹⁰ Julian Schmidt, »Schiller und der Idealismus«, in: *Die Grenzboten* 17/II Bd. 4 (1858), S. 401–410, hier S. 403.

an Gutzkow ist die organologische Symbolik der Klassik immer gegenwärtig, so wenn Schmidt klagt: »Er giebt niemals eine organisch gegliederte Individualität, sondern immer nur Aggregate aus empirisch aufgenommenen, anekdotischen Portraits und willkürlichen Einfällen.«¹¹

Gutzkow fehle eben »jene versöhnende Humanität, mit der Goethe auch das Unbedeutende vor dem Auge Gottes verklärt.«¹² Bloße Aggregate des Empirischen, sprich: Repräsentation empirischer und diskursiver Wirklichkeit – das will man nicht. Den Grenzboten-Kritikern ging schon die Darstellung positiver Details aus dem Dachdeckerhandwerk in Otto Ludwigs *Zwischen Himmel und Erde* (1856) zu weit. Goethe dagegen, so Schmidt, sei der wahre Realist gewesen, »weil ihm seine Ideen Realität haben«, was dann umgekehrt die Anleitung zur poetischen Verklärung ergibt, nämlich »daß man bei jeder Individualität der Natur, der Geschichte und im wirklichen Leben schnell die charakteristischen Züge herausfindet, mit andern Worten, daß man Sinn für Realität hat, für den wahren Inhalt der Dinge.«¹³

In Goethes Symbolik ist also jede individuelle Erscheinung der realen Welt (Ü) transparent auf die ihr innewohnende, sie regulierende und sinnhaft machende Gesetzmäßigkeit () hin – dies ist in Abbildung 1 auf der vertikalen Achse der Symbolisierung notiert. Zugleich ist aber jedes Gesetz immer nur in den konkreten Erscheinungen gegeben – dies ist auf der horizontalen Achse der Metonymisierung notiert. Beide Achsen sind untrennbar miteinander verbunden, das Modell zeigt sie als arretiert.

Nun hat Goethe seine symbolische Lektüre bekanntlich auf ein großes Spektrum von Phänomenen der Natur, Kultur und Kunst angewandt. Über den Metacode ›Natur‹ war dabei das Gesetz im Individuellen und die Realität des Gesetzes in, nicht »hinter den Phänomenen«¹⁴ stets garantiert. Die Poetischen Realisten dagegen formulieren ihren Begriff der Kunst zwar als Goethe'sche Symbolik, sehen ihn jedoch gefährdet, sobald spezifisches Wissen, spezifische Diskurse oder Milieus in den Blick geraten. »Das Aparte ist selten wahr, und nur das Wahre wirkt«,¹⁵ erklären sie und schotten ihre Texte gegen solche Zumutungen ab.

Und dennoch will den Poetischen Realisten ihr Unterfangen selbst in der Labor-situation der speziell dafür komponierten fiktionalen Welten, in denen, nach Otto

¹¹ Schmidt, »Die Ritter vom Geist«, S. 344.

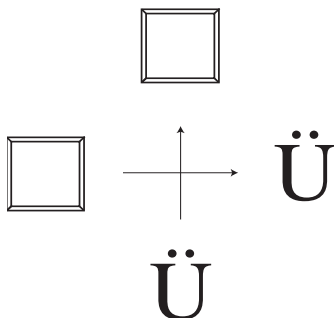
¹² Ebd., S. 345.

¹³ Schmidt, »Schiller und der Idealismus«, S. 404.

¹⁴ »Das Höchste wäre: zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre.« Johann Wolfgang von Goethe, »Maximen und Reflexionen«, in: ders., *Goethes Werke*, Hamburger Ausgabe, Bd. 12, München 1981, S. 365–547, hier S. 432.

¹⁵ Theodor Fontane, »Gustav Freytag Soll und Haben« [1855], in: ders., *Literarische Essays und Studien I*, S. 214–230, hier S. 225.

Abb. 1: Goethes Symbolik



Ludwig, »der Zusammenhang sichtbarer [...] als in der wirklichen« sein soll,¹⁶ nicht recht gelingen. Auf ganz andere Weise als bei Gutzkow zeigt die Realität ihrer Texte genau jene Ent-Arretierung des Goethe'schen Symbols, die Julian Schmidt bei den *Rittern des Geistes* beklagt hatte: Die Individualitäten sperren sich ihrer Symbolisch-Werdung, und die Ideen werden immer gleich wieder in »schlechten Individualitäten« metonymisiert, die mit ihnen nicht kongruieren wollen. Hans Vilmar Geppert hat das als ein »Verbrauchen von Codes«¹⁷ beschrieben, von denen keiner im fortlaufenden Zusammenhang realistischer Dichtung eine stabile Deutungshoheit erlangt. Und Claus-Michael Ort hat anhand von Bildnisdarstellungen gezeigt, wie von allzu bedeutsamen Figurationen, etwa dem Porträt des Meretlein im *Grünen Heinrich*, geradezu eine Gefährdung des realistischen Textes ausgeht, die nur durch narrative Metonymisierung behoben werden kann.¹⁸ Umgekehrt muss das Individuell-Metonymische aber ja wie gesagt immer auf seine Wahrheit, ein Wesensgesetz hin verklärt werden – aus diesem Grund wehrt man sich ja so vehement gegen die Diskursfülle des historistischen Jahrhunderts. So tritt im Poetischen Realismus mangels eines funktionierenden Meta-Codes auseinander, was programmatisch zusammenfallen sollte.

Wir sehen also in der literarischen Praxis die vertikale Achse der Symbolisierung (Bedeutungsaufladung, Verklärung) ebenso in Funktion wie die Achse der Metonymisierung. Nur gelingt es mangels eines verpflichtenden Meta-Codes, wie er Goethe im Begriff der Natur zur Verfügung stand, eben nicht mehr, diese beiden semiotischen Vorgänge in eins zu setzen. Anders als bei Goethe und später wieder im Naturalismus Zolas spricht sich im realistischen Erzähltext eben nicht »ein vor-

¹⁶ Otto Ludwig, »Der poetische Realismus« [1858–1860], in: ders., *Shakespeare-Studien. Aus dem Nachlasse des Dichters*, Bd. 1, hg. von Moritz Heydrich, Leipzig 1872, S. 264–269, hier S. 264.

¹⁷ Hans Vilmar Geppert, *Der realistische Weg. Formen pragmatischen Erzählens bei Balzac, Dickens, Hardy, Keller, Raabe und anderen Autoren des 19. Jahrhunderts*, Tübingen 1994, S. 126.

¹⁸ Claus-Michael Ort, *Zeichen und Zeit. Probleme des literarischen Realismus*, Tübingen 1998, S. 49–53.

gegebenes Gesetz in seinen einzelnen Realisierungen aus, ein strukturiertes Feld, das unter einem System steht«. ¹⁹ Die beiden Achsen der Goethe'schen Symbolik, auf die sich die Realisten berufen, werden sozusagen ent-arretiert. Das geschlossene und stabile Modell wird zur Kippfigur: Sobald sich ein individuelles Phänomen der Diegese (Ü) zu sehr mit Bedeutung () auflädt (Abb. 2 links), ist der realistische Charakter des Textes gefährdet und die semiotische Bewegung des Textes kippt zurück auf die Achse der Metonymisierung (Abb. 2 rechts). Auf diese Weise kann die realistische Semiose »similaren Zeichenüberschuß tilgen, ohne auf seine Thematisierung verzichten zu müssen«. ²⁰ Sobald sich aber umgekehrt die Diegese nur noch historisch, faktual oder alltäglich präsentiert, »weist sich eine begrenzte similare Zeichenbildung als unverzichtbar«, ²¹ d. h. die Bewegung kippt zurück und es setzen wieder Prozesse der verklärenden Bedeutungsaufladung ein.

Diese Kippfigur bezeichnet, mit Ort gesprochen, den »aporetische[n] Strukturkern« ²² des Poetischen Realismus. ²³ Ort sieht hier ein »historisches Dispositiv« am Werke, dem er Aporie wie »Problem- und Lösungsrepertoire« zuschreibt; Geppert bezieht seine Thesen generell auf den europäischen realistischen Roman. Es handelt sich jedoch im engeren Sinne um das Problem eines programmatisch »Poetischen Realismus«, wie er spezifisch in Deutschland formuliert wird, und überdies um ein Problem, das sich in den im engeren Sinne historistischen Professorenromanen der Zeit so gerade nicht stellt.

Eine Folgerung aus diesem Strukturmodell lautet, dass poetisch-realistische Texte eigentlich nicht enden können. Die Hochzeit und der Tod, als die typischen Entparadoxierungsstrategien von Erzählprosa, sind im Realismus in der Tat wenig verbreitet. Seine Lösung für dieses Problem lautet: Entsagung. Die überwältigende Menge poetisch-realistischer Erzähltexte endet diegetisch in einem Zustand, der für die Protagonisten zwar lebbar ist, aber doch gleichzeitig deutlich als defizitär markiert bleibt. Die großen Projekte in Liebe, Kunst und Lebensglück bleiben unerfüllt. Diese Entsagung findet sich im Gegensatz zur Verklärung zwar nicht in den Programmschriften der Epoche, dafür ist sie, wie gesagt, als Textbefund allgegenwärtig. Struktural betrachtet, dient sie dazu, die Kippfigur auf Dauer zu stellen in einem metonymisch möglichen Rahmen, dessen Bezug auf einen Sinncode als un-

¹⁹ Geppert, *Der realistische Weg*, S. 134.

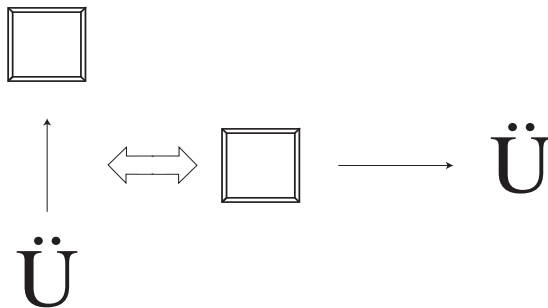
²⁰ Ort, *Zeichen und Zeit*, S. 220.

²¹ Ebd.

²² Ebd.

²³ Das Strukturmodell wurde auf der Grundlage der bislang avanciertesten semiotischen Arbeiten zum Realismus, vor allem von Geppert und Ort, und eigener Arbeiten in meiner Münsteraner Forschungsgruppe zum Poetischen Realismus entwickelt. Ingo Meyers etwas polemische Kritik holt Geppert und Ort nicht auf der Höhe ihrer Argumentation ab, er rubriziert beide abwertend als »postmoderne Ansätze« und verkennt ihren strukturanalytischen Kern. Siehe Ingo Meyer, *Im »Banne der Wirklichkeit«? Studien zum Problem des deutschen Realismus und seiner narrativ-symbolistischen Strategien*, Würzburg 2009.

Abb. 2: Poetischer Realismus



erfülltes Desiderat negativ bestimmt ist – und eben dieser prekäre Zustand wird dann verklärt.²⁴

So können Texte des Poetischen Realismus enden, und so enden sie denn auch, oft genug zur Verblüffung des Lesers. Denn nicht immer gelingt es, die Entsagung innerhalb der Diegese schlüssig zu motivieren. Was hindert Judith und den grünen Heinrich schließlich daran, mehr als eine platonisch-entsagende Beziehung einzugehen? Warum macht Reinhard seiner Elisabeth in *Immensee* nicht den ersehnten Antrag, warum heiratet Apollonius in *Zwischen Himmel und Erde* die geliebte Witwe seines Bruders nicht, obwohl alle, Leser, Vater, Dorfgemeinschaft und sie selbst, das erwarten? Nein – am Ende steht immer eine einigermaßen dubiose ›geschwisterliche‹ Beziehung, ein unfruchtbarer Zustand, der bereits in Otto Ludwigs Roman von 1856 im Grenzbereich des Neurotischen angesiedelt wird.

Das äußert sich diegetisch in der übertriebenen ›analen‹ Sauberkeit und Ordnung des Gärtchens der beiden Entsagenden, von der es heißt, sie sei ›fast zu ängstlich um lächeln zu können«, und wenig später von Apollonius selbst: »Die Regelmäßigkeit der einzelnen Teile seiner hohen Gestalt scheint so ängstlich abgezirkelt worden zu sein wie die Beete des Gärtchens.«²⁵ Erzähltechnisch entsprechen dem die erstaunlich modern anmutenden langen Passagen in personaler Erzählweise und erlebter Rede, die die oft unfruchtbaren und eben tendenziell neurotischen Gedankengänge auch des Helden repräsentieren – eine Technik, die der Roman selbst, wie Brinkmann beklagt, am Ende zugunsten einer auktorial-verklärenden »Sauce« zurückdrängt²⁶ und die im Poetischen Realismus dann auch keine Nachfolge findet.

Auch hier muss man ja nur an Flaubert denken, um eine mögliche Verbindung von personaler Psycho-Textur und der Repräsentation von Diskursen zu erkennen.

²⁴ Zum Aspekt der Entsagung vgl. ausführlich Moritz Baßler, »Figurationen der Entsagung. Zur Verfahrenslogik des Spätrealismus bei Wilhelm Raabe«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2010 S. 63–80. Dort wird auch der Unterschied zu Hegels Entsagungs-begriff im Bildungsroman thematisiert.

²⁵ Otto Ludwig, *Zwischen Himmel und Erde*, Stuttgart 2001, S. 4 f.

²⁶ Vgl. Richard Brinkmann, *Wirklichkeit und Illusion. Studien über Gehalt und Grenzen des Begriffs Realismus für die erzählende Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts*, Tübingen 1957, S. 207.

Der Verdacht liegt nahe, dass die Entsagung innerhalb der realistischen Diegese irgendwie zusammenhängt mit der Entsagung des Poetischen Realismus gegenüber der Diskursfülle seiner Zeit. Darüber hinaus stellt sich aber die Frage, wie dieses Erzählmodell in Deutschland ein halbes Jahrhundert hindurch dominant bleiben konnte – die Aporie, die in der poetisch-realistischen Erzählanlage steckt, war schließlich schon Ende der 1850er Jahre nicht mehr zu übersehen und in ihren Möglichkeiten, so sollte man denken, einigermaßen ausgereizt. Zumindest konnte niemand länger glauben, hier werde Goethe'sche Symbolik praktiziert und die Mannigfaltigkeit des Wirklichen auf Wesengesetze zurückgeführt. Der spätere Realismus, so die These, ist sich dieser Lage vollständig bewusst – und was macht er? Er fährt sein eigenes Modell immer wieder sehenden Auges gegen die Wand, und zwar ohne es dabei je zu überschreiten.

III. Unerzählte Fremde

»Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen.«²⁷ Immer wieder gestalten Erzählungen des Poetischen Realismus die Rückkehr aus Übersee. Während aber diese Rückkehrer in Spätromantik und frühem Realismus gelegentlich noch willkommene Hilfe bringen (so in Tiecks *Des Lebens Überfluß* und Freytags *Soll und Haben*), handelt es sich später stets um prekäre Gestalten, die entweder stark hilfebedürftig an ihrer Re-Integration scheitern, wie Leonhard Hagebucher in *Abu Telfan*, Paul Ferrari in *Deutscher Adel*, Storms Heinz Kirch, Klaus Beyer in Paul Lindaus *Herr und Frau Beyer* und Velten Andres in den *Akten des Vogelsangs*, oder geradezu das Böse verkörpern, wie Dom Agonista in Raabes *Zum wilden Mann*. Nachgerade verblüffend ist aber, wie wenig diese Heimkehrer von ihren Abenteuern in der Fremde zu erzählen wissen bzw. wie wenig die Texte sich dafür interessieren.

Programmatisch wird das in Raabes *Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge* (1867) vorgeführt. »Was alles hätten wir« – so gleich zu Beginn der ausgesprochen auktorial sich gebärdende Erzähler – »Was alles hätten wir mit unserer bekannten Gefälligkeit über den Gorilla, die Tsetsefliege, den Tsadsee, den Sambesi und dergleichen Kuriositäten sagen können!«²⁸

Damit wandern immerhin einige Lexeme des neueren Afrika-Wissens in Raabes Text, erzählt wird über »dergleichen Kuriositäten« darüber hinaus aber, wie der Irrealis schon andeutet, nichts – das allerdings mit einigem Genuss. Immerhin tritt

²⁷ Johann Wolfgang von Goethe, *Die Wahlverwandschaften*, in: ders., *Goethes Werke*, Hamburger Ausgabe, Bd. 6, München ¹¹1982, S. 242–490, hier S. 432. Der Satz wird auch in Fontanes *L'Adultera* zitiert.

²⁸ Wilhelm Raabe, *Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge* [1867], in: ders., *Sämtliche Werke*, Braunschweiger Ausgabe, Bd. 7, Freiburg, Braunschweig 1951, S. 11. Seitenzahlen in runden Klammern im Haupttext beziehen sich im Folgenden auf diese Ausgabe.

Leonhard Hagebucher nach seiner Rückkehr in der Residenzstadt als Afrika-Experte auf und hilft mit seinem dort erworbenen Spezialwissen sogar dem Koptologieprofessor Reihenschlager – er bewegt sich also exakt in jener Sphäre, aus der die vorhin genannten Professorenromane hervorgehen. Auch an der populärwissenschaftlichen Bildung beteiligt er sich aktiv: Er hält vor großem Publikum einen Vortrag, dem der Roman immerhin etwa zehn Seiten widmet, die angeblich sein Zentrum darstellen.²⁹ »Es war nicht zu leugnen, Leonhard Hagebucher zeigte sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen; er entwickelte ein beträchtliches Talent der Schilderung, und das Land vom Mittelmeer bis zum Mondgebirge lebte vor den Augen seiner Zuhörer« (188).

Allerdings eben nicht vor den Augen von Raabes Lesern – der Redebericht des Erzählers enthält uns alle Details konkreter Schilderung vor, und wo die direkte Rede Hagebuchers einsetzt, da tut sie es perfiderweise mit den Worten »Ich habe Ihnen manches erzählt, meine Herrschaften« (190), um dann zu äußerst allgemeinen Ausführungen überzugehen. Das Zentrum ist leer. Süffisant bemerkt der Erzähler dazu: »Es kann natürlich auch von uns nicht verlangt werden, daß wir den ganzen Vortrag hier abdrucken, sowenig als wir eine Photographie des Vortragenden beilegen werden« (190).

Im Vergleich mit dem neuen Medium wird die Schilderung exotischer Realien mit jenem ›schlechten‹ Realismus des Faktischen identifiziert, den man bei den Franzosen und Turgeniew findet und ablehnt, weil er »so grenzenlos prosaisch, so ganz unverklärt die Dinge wiedergibt.«³⁰ Es handelt sich also um eine bewusste, programmatisch ausgestellte Verweigerung von positiver Schilderung – eine Haltung, die in einer weiteren Äquivalenzbeziehung noch eine Pointe hinzugewinnt. Hagebucher nämlich macht in seinem Vortrag, wie es heißt, »in der Tat Vergleichen« (186): »Er erlaubte sich von den Verhältnissen des Tumurkiandes wie von denen der eigenen süßen Heimat zu reden und Politik und Religion, Staats- und bürgerliche Gesetzgebung, Gerechtigkeitspflege, Abgaben, Handel und Wandel, Überlieferungen und Dogmen, Unwissenheit und Vorurteile auf eine Art und Weise in seinem Vortrage zu verarbeiten« (187), die beinahe zu einem Skandal und jedenfalls zu einem polizeilichen Verbot der angekündigten Folgevorträge führt. In diesem Katalog sind all die kulturellen und politischen Diskurse genannt, über die der Poetische Realismus eben nicht spricht, deren Repräsentation in irgendeiner nennenswerten Konkretheit er aus seinen Texten ausschließt – und zwar nicht nur, was exotische Länder, sondern eben auch, was die eigene ›süße Heimat‹ betrifft.

Raabes Roman verfährt auch dabei also gerade nicht wie sein Protagonist, der in der ausführlichen Schilderung des einen das andere kritisiert. Der doppelten Re-

²⁹ »Es [Kapitel 18, M.B.] bildet sowohl formell wie dem Inhalte nach den Mittelpunkt der wahrhaften und merkwürdigen Geschichte, die Spitze der Pyramide«, wie es im Text heißt (183 f.).

³⁰ Aus einem Brief Theodor Fontanes an Emilie Fontane vom 24. Juni 1881, zitiert nach Gerhard Plumpe (Hg.), *Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung*, Stuttgart 1997, S. 183.

präsentation in Hagebachers Vortrag entspricht vielmehr das doppelte Repräsentationsverbot des poetisch-realistischen Verfahrens. Im Roman treten übrigens noch zwei weitere Fernreisende auf, von denen der eine, Viktor von Fehleysen, den Typus des ewig Unbehausten gibt, der lange verschollen ist und am Ende wieder nach Übersee verschwindet, während der andere, der Schneider Täubrich-Pascha, auch nach seiner Rückkehr die meiste Zeit halluzinierend unter den Palmen des gelobten Landes weilt. Hagebucher nimmt zwischen diesen beiden Möglichkeiten eine Art Mittelposition ein. Das Erlebnis der Fremde konstituiert in seiner Gestalt vor allem die unüberbrückbare Differenz zu den bürgerlichen und adligen Lebensnormen in Provinz und Hauptstadt.

Wovon also, statt von der Welt, tatsächlich positiv auf den immerhin etwa 400 Romanseiten von *Abu Telfan* erzählt wird, das ist die allgemeinmenschliche Kompetenz von Trost und Nächstenliebe, die aber eben nur den Sonderlingen, das heißt: den Entsagenden zukommt – zunächst der Frau Claudine in der Katzenmühle, schließlich aber auch Hagebucher selbst, der, nachdem er seine eigentliche Seelenverwandte, das adlige Fräulein von Glimmern, ohnehin nicht bekommen kann, auch mit einem halbherzigen Antrag bei der Tochter des Koptologieprofessors scheitert. Erst nachdem klar ist, dass aus ihm nach bürgerlichen Maßstäben nichts mehr wird, kann auch sein Dienst an »den Lebendigen« (382) poetisch verklärt werden.³¹

Jede Entsagung im poetisch-realistischen Text verweist noch im Negativen, wie vage auch immer, auf ein Allgemeines, ein irgendwie generalisierbares Humanum, während jede tatsächlich und aktiv realisierte Option eines guten oder auch eines schlechten Lebens individuelle Züge tragen und konkrete Positionen beziehen müsste. Die aber wären dann offenbar mangels eines verpflichtenden Meta-Codes so wenig erklärbar wie die mannigfachen Fakten und Diskurse des historistischen Jahrhunderts.

IV. *Gegen die Wand*

Wo poetisch-realistische Texte bereits mit den Zustand der Entsagung einsetzen, der eigentlich an ihrem Ende stehen müsste, lässt sich füglich eine neue Stufe der Selbstreflexion, eine neue Testreihe für das realistische Erzählmodell ausmachen. Carsten Curator in Storms gleichnamiger Novelle (1878) führt einen Haushalt mit seiner Schwester »Brigitte, die als alte Jungfer von etwas seufzender Gemütsart

³¹ Auch die Umkehrung gilt: Im *Horacker* bemerkt ein Lehrerkollege, er habe sich die in diversen Kriegen gefallenen Schüler bis dato in seinen Träumen vom Leibe halten können, worauf der alte Konrektor und Held des Textes entgegnet: »Ja, Sie haben auch eine junge Frau, Kollege!« Wilhelm Raabe, *Horacker* [1874], in: ders., *Sämtliche Werke*, Braunschweiger Ausgabe, Bd. 12, Freiburg, Braunschweig 1955, S. 291–454, hier S. 297.

war«,³² und in Raabes Novelle *Zum wilden Mann* (1874) lebt der Apotheker Kristeller sogar schon dreißig Jahre mit seiner Schwester Dorothea zusammen, die dem Leser mit einem »Altjungferngesicht« und »einem über jeden höflichen Zweifel erhabenen Buckel« vorgestellt wird.³³ Auch sonst lassen die Texte kaum Zweifel am Defizitären dieses Zustandes: Die Familien sterben aus, sind in jeder Hinsicht langweilig und auch ökonomisch unproduktiv. Carstens gibt den ehrlichen Curator, während das familieneigene Wollgeschäft kränkelt; und Kristeller hält seine Apotheke so eben über Wasser. Dennoch führt der Einbruch des Anderen, der bewegten großen Welt, in beiden Fällen nicht in eine bessere Zukunft, sondern in die Katastrophe. Carstens verfällt der Erotik einer verwaisten Spekulantentochter und zeugt mit ihr ein Kind, während Kristeller von einem Südamerikaheimkehrer heimgesucht wird, der ihm vor dreißig Jahren eine größere Geldsumme übereignet hatte. In Storms Novelle führt das neue Blut, das in die Familie fließt, zwar zu erhöhter Lebensintensität und zu einem Stammhalter, aber auch zur vollständigen wirtschaftlichen, geistigen und körperlichen Verelendung der Protagonisten. Deren Scheitern und komplette Entsagung wird von ihnen selbst und dem Erzähler am Ende beinahe gewaltsam verklärt, wozu der atheistische Autor das religiöse Register bemüht:

Sie war völlig verblüht, [...] aber eine geistige Schönheit leuchtete jetzt von ihrem Antlitz, die sie früher nicht besessen hatte; und wer sie damals in ihrer hohen Gestalt zwischen dem Kinde und dem [durch einen Schlaganfall, M.B.] zum Kinde gewordenen Manne erblickt hat, dem mußten die Worte der Bibel ins Gedächtnis kommen: Stirbt auch der Leib, doch wird die Seele leben!³⁴

In der Apotheke »Zum wilden Mann« ist die große weite Welt zunächst allein in der Bildersammlung der guten Stube präsent:

unzählige Szenen aus dem Leben Friedrichs des Zweiten und Napoleons des ersten, die drei alliierten Monarchen in drei verschiedenen Auffassungen auf dem Leipziger Schlachtfelde, die am Palmbaum hängende Riesenschlange, an welcher der bekannte Neger hinaufklettert, um ihr die Haut abzuziehen, Szenen aus dem Corsar, »ein Gedicht von Lord Byron«, Modebilder, ein Porträt von Washington, ein Porträt der Königin Mathilde von Dänemark und des Grafen Struensee und, verloren unter all der

³² Theodor Storm, *Carsten Curator* [1878], in: ders., *Sämtliche Werke in 4 Bdn.*, Bd. 3, hg. von Peter Goldammer, Berlin, Weimar 1986, S. 7–72, hier S. 22.

³³ Wilhelm Raabe, *Zum wilden Mann* [1874], in: ders., *Sämtliche Werke*, Braunschweiger Ausgabe, Bd. 11, Freiburg, Braunschweig 1956, S. 159–256, hier S. 168.

³⁴ Storm, *Carsten Curator*, S. 72. Es handelt sich hier, entgegen der Behauptung des Textes, nicht um ein Bibelzitat. »Stirbt auch der Leib, so lebt doch die Seel« findet sich hingegen in Friedrich Leopold Graf zu Stolbergs *Geschichte der Religion Jesu Christi* (14. Theil, Wien 1818, S. 136) und wird hier dem Johannes Chrysostomos zugeschrieben.

bunten, kuriosen Nichtsnutzigkeit, zwischen zwei Straßenszenen aus dem Jahre 1848, ein echter alter Dürerscher Kupferstich: Melancholia! – Wir beendigen die Katalogisierung.³⁵

In den Diskurs- und Professorenromanen der Zeit ist »die Katalogisierung« ein häufiges Stilmittel, der Poetische Realismus kennt dieses Textverfahren dagegen kaum. In der Nebenordnung der Lexeme dienen Kataloge in der Regel dazu, das Faktenwissen des Positivismus geballt in die Texte hereinzuholen. In Raabes »Katalogisierung« dagegen erscheint die politische Historie, 1848 eingeschlossen, nur mehr als ein Sammelsurium kurioser Genrebilder, zu denen auch der Exotismus (»der bekannte Neger«) und der Ehebruch (Mathilde und Struensee) gehören. ›Echt‹ ist allein die Melancholie.

Indem nun mit dem unheimlichen Dom Agonista die Exotik im Verbund mit unternehmerischer Aktivität in dieses Spießbürgeridyll einbricht, wird es seiner ohnehin auf schwachen Füßen stehenden ökonomischen Grundlage endgültig beraubt. Der mit reichlich Teufelsattributen versehene Agonista verschwindet dann wieder unmittelbar vor Weihnachten, dem Lieblingsfest des Poetischen Realismus, und die beiden Geschwister feiern – von den Freunden verlassen, ohne Tannenbaum und Kerzen – »eine betrubte Weihnacht«.³⁶ Erwartbarerweise wird auch hier versucht, diesen sinistren Zustand als Ergebnis des eigenen moralisch integren Handelns noch zu erklären, und zwar von Kristeller selbst. Allein, anders als bei Storm, unterstützt Raabes Text dieses intradiegetische Begehren nicht mehr, man könnte sagen: Der Protagonist wird am Ende sogar noch von seinem Text verlassen. So entsteht der Leseindruck des vielleicht finstersten, aussichtslosesten Endes, das sich im Poetischen Realismus finden lässt.

Während Storm die Möglichkeit der verkärten Entsagung am Ende von *Carsten Curator* noch einmal gewaltsam aufrechterhält, fährt also spätestens Raabes Text das eigene Modell ungebremst gegen die Wand, ohne dabei allerdings irgendwo eine Alternative anzubieten. Kristellers braves, unproduktiv-melancholisches Abwarten im spießbürgerlich vertrauten Kreise ist ebenso wenig eine positive Option wie der wilde, amoralische Aktionismus des Dom Agonista. Raabes Freund Wilhelm Jensen beklagt denn auch, »daß der Leser am Schluß ohne jegliche ethische und poetische Erhebungsmöglichkeit platt zu Boden geworfen, sich von einem Widerwillen gegen das ganze Menschengeschlecht angepackt fühlt, das solche Beispiele aus seiner Mitte hervorbringt«.³⁷ Nirgends, auch bei Storm nicht, ist ein Meta-Code in Sicht, der einen Ausweg aus der Aporie des Spätrealismus weisen könnte. Raabes Spätwerk wiederholt immer und immer wieder diese Versuchsordnung, die das genügsame bürgerliche Leben radikal in Frage stellt; und die be-

³⁵ Raabe, *Zum wilden Mann*, S. 165 f.

³⁶ Ebd., S. 253.

³⁷ Wilhelm Jensen [1879], zitiert nach Hermann Helmers, *Wilhelm Raabe*, Stuttgart 1978, S. 42.

stürzende Melancholie, die einen bei Texten wie *Die Akten des Vogelsangs* (1896) oder *Altershausen* (1902/11) befallen kann, rührt genau daher, dass diese Infragestellung gelingt, ohne auch nur den Hauch einer positiven Alternative anzudeuten. Vom abenteuerlichen Leben des antibürgerlichen Velten Andres als »Gelehrter, Kaufmann, Luftschiffer, Soldat, Schiffmann, Zeitungsschreiber«³⁸ wird uns so wenig erzählt wie von der bewegten Karriere des großbürgerlichen weltberühmten Arztes Dr. Feyerabend, der sogar den Schah von Persien zu seinen Patienten zählt. Deutlich vermittelt wird uns lediglich, dass beides im Horizont des Poetischen Realismus letztlich keinen Bestand hat, ebenso wie das friedliche Beamten- und Familiendasein des Oberregierungsrat Dr. jur. K. Krumhardt.

V. Fazit

Was ist nun von all dem zu halten? Verdrängung jedenfalls kann man dem Poetischen Realismus nicht vorwerfen. Ganz bewusst und in Kenntnis der Alternativen verbannt er von Beginn an das Diskursuniversum der Zeit aus seinen Texten. Dieser Befund lässt sich auch nicht auf politische Resignation reduzieren: Dürers *Melancholia* zwischen zwei Straßenszenen von 48 spricht zwar eine deutliche Sprache, steht aber nur doch für einen kleinen Teil der Repräsentationsverbote ein, die die Texte prägen; und 1871, als zumindest die deutsche Einheit hergestellt ist, feiert der Poetische Realismus ja gerade mal sein Bergfest.

Das oben entwickelte Strukturmodell zeigt das realistische Schreibprogramm als aporetisches. Mangels eines Meta-Codes, der das Ineinsfallen von Phänomen und Wesen verbürgen könnte, wird Goethes Modell ent-arretiert zu einer Kippfigur, die nur labile Zustände kennt. Die programmatisch gar nicht vorgesehene Entsagung wird so zum strukturimmanenten Zwang. All dies ist um 1860 bereits vollständig ausbuchstabiert, und man kann eigentlich nur darüber staunen, dass die Realisten ihr Modell noch vier weitere Dekaden lang unermüdlich, sehenden Auges und offenbar beim Lesepublikum durchaus erfolgreich in ihren Texten gegen die Wand fahren. Es ist dasselbe bürgerliche Lesepublikum, das sich – zum Teil in denselben Publikationsorganen – rasend für die Fortschritte in den Wissenschaften und der Entdeckung der Welt interessiert und begeistert. Es wäre also nicht zulässig, die doppelte Entsagung, das doppelte Repräsentationsverbot einfach dem Bürgertum der Zeit als Disposition zuzurechnen; es handelt sich um eine spezifisch literarische Strategie. Der Poetische Realismus immunisiert sich offenbar gegen diese Diskurse, um etwas erzählen zu können, das von jeder Art von spezifischem Diskurs nicht mehr oder, mit Gutzkow, noch nicht erfasst wird – Magie der unerzählten Geschichten. Wir vermuten in diesem Etwas den Platzhalter für den einheitlichen Meta- und Sinncode, auf den hin man die Wirklichkeit so gern verklärt sähe, an

³⁸ Wilhelm Raabe, *Die Akten des Vogelsangs*, Stuttgart 1988, S. 111.

dem theoretisch nicht gezweifelt wird, der den Autoren des Poetischen Realismus jedoch in der Praxis, in ihrem Schreiben immer schon abhanden gekommen ist. Dieses Begehren ist so stark, dass es ein halbes Jahrhundert hindurch eine durchaus marktgängige deutsche Hochliteratur prägt, obwohl es in jedem Einzelfall enttäuscht wird.

Zwischen den Texten dieser Epoche und denen der literarischen Moderne steht eine Wand, durch die die Realisten keine Tür gefunden haben – sie bleiben ihrem Modell treu bis in den Tod. Erst als sie ausgestorben sind, explodieren die Diskurse auch in den neuen Routinen und Ismen der Literatur auf dem Weg in die emphatische Moderne. Dass wir aber heute, wenn wir in den Buchladen gehen und eine erfolgreiche Neuerscheinung kaufen, wieder einen realistischen Text nach Hause tragen, mag uns mindestens zu denken geben.

Anpassungsdruck Zur Familiarisierung des Fremden in Wilhelm Jensens Erzählung *Die braune Erica* (1868)

SUSANNE ILLMER (Dresden)

Wilhelm Jensen (1837–1911) gehört zu jenen heute fast vergessenen Autoren der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die seinerzeit unter den öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen sehr erfolgreich auf dem literarischen Markt agierten.¹

Als Redakteur verschiedener Zeitschriften,² später als Berufsschriftsteller und durch die enge personelle Vernetzung mit literarisch und publizistisch einflussreichen Unternehmungen,³ sah sich Jensen in jenen Medienverbund gestellt, innerhalb dessen zwischen literarischen, publizistischen und wissenschaftlichen ›Schreibweisen‹ Darstellungsregeln verhandelt und erprobt wurden, die über die Sichtbarkeit von Welt, deren Wahrnehmung und Deutung entschieden.⁴ Dass sich dabei gerade in den

¹ Jensens kommerzieller Erfolg wurde durch Uwe Ketelsen in einer sozialgeschichtlichen Studie zur Situation der Berufsschriftsteller exemplarisch untersucht: Uwe Ketelsen, »Wilhelm Jensen – oder der Typus des Berufsschriftstellers in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 1996, S. 28–42. Zum Effekt der Produktionsbedingungen auf Stil und Themenwahl vgl. Horst Denkler, »Die Verwandlung des Marktgängigen ins Marktwidrige: Raabe schreibt Jensen um«, in: Heinrich Detering, Gerd Eversberg (Hg.), *Kunstaunomie und literarischer Markt. Konstellationen des poetischen Realismus*, Berlin 2003, S. 97–109. Zu den öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen von Literatur allgemein vgl. Manuela Günter, *Im Vorhof der Kunst. Mediengeschichten der Literatur im 19. Jahrhundert*, Bielefeld 2008.

² In Stuttgart bei der *Schwäbischen Volkszeitung*, dann in Flensburg beim *Flensburger Tageblatt*.

³ So fühlte sich Jensen besonders dem 1877 von Paul Lindau als Konkurrenzunternehmen zur *Deutschen Rundschau* Julius Rodenbergs gegründeten Zeitschriftenprojekt *Nord und Süd. Monatsschrift für internationale Zusammenarbeit* verbunden. Vgl. dazu Roland Berbig, Josefine Kitzbichler (Hg.), *Die Rundschau-Debatte 1877. Paul Lindaus Zeitschrift »Nord und Süd« und Julius Rodenbergs »Deutsche Rundschau«. Dokumentation*, Bern 1998. Neben zahlreichen eigenen literarischen Beiträgen versuchte Jensen auch durch persönliche Beziehungen namhafte Beiträger zu gewinnen, vor allem Theodor Storm, der aber der *Rundschau* treu blieb. Vgl. dazu die bei Berbig/Kitzbichler abgedruckten Briefe S. 83 f., S. 188 f. und S. 394–397. Wie Saul in seinen Arbeiten zu Jensen nach Einsicht in den handschriftlichen Nachlass des Autors in der Kieler Bibliothek deutlich machte, unterhielt Jensen darüber hinaus auch Kontakte zu »Meinungsmachern« wie Max Nordau und Ernst Haeckel (der Nachlass enthält Karten und Briefe aus der Zeit von 1882–1894). Vgl. Nicholas Saul, »Gypsies, Race, Culture and Hybridity in Wilhelm Jensen«, in: ders., *Gypsies and Orientalism in German Literature and Anthropology of the Long Nineteenth Century*, London 2007, S. 106–120, hier S. 107.

⁴ Gerhart von Graevenitz: »Memoria und Realismus. Erzählende Literatur in der deutschen ›Bildungspresse‹ des 19. Jahrhunderts«, in: Anselm Haverkamp (Hg.), *Poetik und Hermeneutik*, München 1993, S. 283–304.

Publikumszeitschriften Repräsentationsroutinen ausbildeten, erwartbare Kontiguitätsbeziehungen zwischen bestimmten Motiven, Werturteilen, wissenschaftlichen Theorien, die die Literatur einerseits mit erzeugte, andererseits als »Anspielungshorizont« voraussetzte,⁵ soll in diesem Beitrag exemplarisch für Jensens frühe Erzählung *Die braune Erica* von 1868 gezeigt werden. Was uns heute als trivialromantische Happy-End-Geschichte über die Beziehung eines Professors zu einem »Zigeunermädchen« erscheint, kann vor dem Publikationskontext der Erscheinungszeit reproblematisiert und als Verhandlungsort ganz konkreter Konflikte kenntlich gemacht werden.

Jensen überprüft in seiner 1868 erschienen Erzählung, so die These, vor dem Hintergrund der deutschen Nationalstaatsbildung die Integrationsfähigkeit gesellschaftlicher Außenseiter in räumliche Konstrukte wie Nationen und soziale Kategorien wie die bürgerliche Gesellschaft. Dabei entwirft der Text im Motiv der »Zigeuner«⁶ nicht nur politische, soziale und moralische Reflexionsfiguren, sondern in seinem Protagonisten, dem Botanikprofessor Raimund, auch eine auktoriale Reflexionsfigur, die er über ein erzählerisches System verborgener Ähnlichkeiten und Annäherungen an die Zigeunerfamilie auch als Außenseiter zeigt. Dennoch erzeugt der Text räumliche und soziale Abgrenzungen oder schreibt bestehende fort. Er schwankt mit seiner Entgegensetzung von Mobilität und Sesshaftigkeit, Wildheit und Zivilisation, Primitivität und Modernität zwischen Zivilisationskritik und einer normalistischen Rückversicherung in bestehenden bürgerlichen und sozialen Kategorien; seiner Zivilisationskritik antwortet eine konservative literarische Familien- und Sozialpolitik. In einer doppelten Referenz des Begriffes »Anpassung« als sozialer Assimilationsleistung und evolutionsbiologischem Imperativ, besteht Jensens Text schließlich auf dem Paradox, in der »Ehe« eine Inklusionsformel für die beiden Außenseiter gefunden zu haben, die als »Einheit des/der Verschiedenen« die Bewahrung der Eigenständigkeit (der Besonderheit, der Wildheit) verspricht und doch zugleich Teilhabe an einer Gemeinschaft auf einem höheren Zivilisationsniveau, das die Auslöschung der niedrigeren Zivilisationsstufe als vermeintliches Naturgesetz anerkennt. Die bürgerliche Ehe aber ist ein Instrument der Herrschaft, wie es die konservative Familienideologie entwirft; aus dem ledigen Naturforscher ist ein

⁵ Methodisch schließt der Aufsatz damit an Moritz Baßlers Konzept des kulturellen »Archivs« einer Epoche als Gesamtheit der textuellen Überlieferungsträger an, deren Analyse »Wirklichkeit« als Effekt von bestimmten semantischen und textuellen Verknüpfungsmustern zeigt: Moritz Baßler, *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*, Tübingen 2005, hierfür insbes. S. 54–64.

⁶ »Zigeuner« ist eine stigmatisierende Fremdbezeichnung, die vom Zentralrat der Sinti und Roma als diskriminierend abgelehnt wird, im Folgenden aber als zeitgenössische Terminologie unverzichtbar ist. Vgl. zur Problematisierung des Begriffs, zu den historisch wechselnden Zuschreibungen, Repräsentationsweisen und Konfigurationen des »Zigeunerischen« ausführlich Iulia-Katrin Patrut, Herbert Uerlings, »Zigeuner, Europa und Nation. Einleitung«, in: dies. (Hg.), *Zigeuner und Nation. Repräsentation – Inklusion – Exklusion*, Frankfurt a. M. 2008, S. 9–63, hier insbes. S. 11 f.

»Familienmann«⁷ geworden. Am Ende kann daher der Widerspruch zwischen dem Versprechen des Professors an die zukünftige Frau, er werde »dem Rebhuhn [d. i. Erica, S.I.] die Flügel nicht beschneiden«,⁸ sie also in ihrer Wildheit belassen und der Gewissheit des Zigeunervaters: »Unser Stamm paßt nicht mehr für diese Welt, weder fürs Land noch für die Stadt, es ist am besten, wenn er ausstirbt«,⁹ nicht aufgelöst werden. Diese Lesart soll im Folgenden plausibilisiert werden.

Die braune Erica

Jensens Erzählung handelt von dem ledigen Botanikprofessor Raimund, der an einem Pfingstsonntag aus seinem Studierzimmer einer norddeutschen Stadt in die zweieinhalb Eisenbahnstunden entfernte Timasper Heide aufbricht, um zunächst nicht eine Frau, sondern eine äußerst seltene Art des Heidekrauts (*Erica janthina*) zu finden. Die Eisenbahn bringt ihn zwar räumlich nur wenige Kilometer von seinem Wohnort weg, tatsächlich aber wird die Fahrt zur »Passage« zivilisatorisch und zeitlich zurückliegender Kulturstufen: Sie führt den Professor zunächst in ein Dorf am Rande der Heide, das ihm »wie ein anderer Weltteil [erscheint]. Nicht einmal so, denn er war in Australien und Guinea sicher besser zu Hause, als in der abgelegenen Dorfwelt«. ¹⁰ Schließlich gelangt er von dort auf die Heide, auf der er neben der gesuchten Pflanze auch ein Zigeunermädchen gleichen Namens (*Erica*) findet, die eben da mit ihren vom Dorf ausgeschlossenen Eltern lebt. Ein Wortspiel um den botanischen und weiblichen Namen Erica gleich zu Beginn der Erzählung macht deutlich, dass Raimunds »Sammlungseifer«¹¹ und Wissenstrieb nicht nur auf die Pflanzensuche, sondern auch auf die Brautschau gerichtet ist. Die Begegnung mit dem Zigeunermädchen bringt das wissenschaftliche und erotische Interesse als vordergründiges und unbewusstes Motiv der Reise zur Deckung: Nach einer in leidenschaftlichen Küssen verbrachten Nacht im Heulager in der Nähe der Zigeunerbehausung nimmt Raimund das Heidekraut und das Mädchen mit in die Stadt, wo er beides in familiäre Ordnungen – die Pflanze in die »Lücke« der Pflanzenfamilie seines Herbariums und das Mädchen in den freien Platz an seiner Seite

⁷ Walter Ehrhart, *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit*, München 2001. Auch an Jensens Text könnte man, der These Ehrharts folgend, zeigen, wie das Rollenmodell des Familienmannes narrativ erzeugt wird und aus der Geschichte eine Legitimationsrhetorik entwickelt, bei der sich ausgehend vom prekären Junggesellenstatus am Anfang der Erzählung über die Destabilisierungserfahrung durch die Bewegung in die (erotische) Wildnis die patriarchale Familienstruktur und Männlichkeit am Ende gegenseitig als Stabilisierungsfaktoren sozialer Ordnung und bürgerlicher Identität rechtfertigen und bedingen.

⁸ Wilhelm Jensen, *Die braune Erica. Novelle*, Berlin ⁴1886, S. 98.

⁹ Ebd., S. 71.

¹⁰ Ebd., S. 19.

¹¹ Ebd., S. 30.

– überführt. Zugleich füllt das Mädchen auch eine Lücke ihrer eigenen Familiengeschichte, denn Raimunds Haushälterin Margret erweist sich als die Base ihrer Mutter. Diese soll der neuen »Frau Professorin« nun die »Haushaltung führen lernen«.¹²

Annäherungen und Abgrenzungen

Dass unter dem Begriff »Zigeuner« eine Gruppe durch stigmatisierende Fremdzuschreibungen einer Mehrheitsgesellschaft ausgegrenzt und zur Projektionsfläche von fremden kulturellen, religiösen und sozialen Verhaltensweisen, juristischen und ökonomischen Praktiken und Vorstellungen wird, mit dem Ziel, darüber die eigene Identität zu konstruieren, haben im historischen Querschnitt die zahlreichen Publikationen des Trierer SFB 600 »Fremdheit und Armut« nachhaltig deutlich gemacht.¹³

Für die Interpretation von Jensens Novelle, die sich historisch und durch seinen Handlungsschauplatz auch räumlich präzise in einem bestimmten Prozess der deutschen Nationalstaatsbildung situiert,¹⁴ sollen im Folgenden die eine Provokation darstellenden Typisierungen aus dem publizistischen Material der Entstehungszeit rekonstruiert werden, um die Behauptung zu begründen, Jensen aktiviere mit seiner Verwendung des Zigeunermotivs die stärksten antizivilisatorischen und antibürgerlichen Ressentiments. Nur vor diesem Hintergrund kann sich die vermeintliche zivilisatorische Leistung, die Jensens Erzählung zum Thema machen will, profilieren:¹⁵

Nicht-Zivilisierbarkeit: Im Jahre 1864, vier Jahre vor Veröffentlichung von Jensens Erzählung, erscheint im *Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde* ein Artikel über »Leben und Treiben der Zigeuner in Deutschland«,¹⁶ in dem der Verfasser die Jahrhunderte währende Politik der Zivilisierung, Sesshaftma-

¹² Ebd., S. 111.

¹³ Vgl. dazu insbesondere die aus dem Teilprojekt »Fremde im eigenen Land. Zur Repräsentation von Zigeunern vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart« hervorgegangenen Publikationen: Patrut/Uerlings, »Einleitung«, S. 9 f.; dies., »Zigeuner«, Europa und Nation. Einleitung«, in: dies. (Hg.), »Zigeuner und Nation«, S. 9–63.

¹⁴ Dass in diesem Zusammenhang besonders intensiv soziale und territoriale Inklusions- und Exklusionskriterien verhandelt wurden, betonen auch Uerling/Patrut, »Zigeuner, Europa und Nation«, S. 14–17.

¹⁵ Zu einer Lektüre des Textes unter Einbeziehung kurrenter rassetheoretischer und entwicklungsbiologischer Paradigmen vgl. auch Saul, »Gypsies, Race, Culture and Hybridity«, S. 106–120.

¹⁶ A., »Leben und Treiben der Zigeuner in Deutschland«, in: *Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde* 5 (1864), S. 110–114; der Artikel erscheint ohne Verfasserangabe, die Majuskel »A« darunter lässt aber vermuten, dass der Herausgeber Karl Andree selber der Verfasser war.

chung und Akkulturation der Zigeuner für gescheitert erklärt: es gilt als ausgemacht,

daß sie [die Zigeuner, S.I.] 1417 zuerst in Deutschland erschienen und im Wesentlichen geblieben sind, wie sie damals waren. So werden sie auch sein, solange sie überhaupt existiren; unsere ›Civilisation‹ vermag ihnen nichts anzuhaben; sie prallte, trotz alles Köpfens, Räderns und Verbrennens, trotz aller Bibeln und Gesangbücher und Kerker an ihnen ab; sie eignet sich platterdings nicht für diese Leute. [...] Der Zigeuner ist ein vollständiger Gegensatz dieser Civilisation.¹⁷

Unbürgerliche Besitz- und Arbeitsweisen: Auch wenn die staatliche Politik einige Erfolge im Versuch, die Zigeuner sesshaft zu machen, für sich verbuchen möchte,¹⁸ resümiert der Autor im gleichen Artikel: »Zum eigentlichen sesshaften Handwerk bequemt er [der Zigeuner, S.I.] sich nie, weil er es nicht ertragen kann, an einem Ort festgebannt zu sein, er ist auch als Arbeiter Nomade [...]«, und »mit dem Eigenthume anderer Leute haben sie es nie genau genommen«.¹⁹

Diese als abweichend markierten Erwerbs- und Lebensformen werden in der zeitgenössischen Publizistik dann auch im Rahmen von Armutsdebatten argumentativ instrumentalisiert, um auch darüber eine Form des sozialen Ausschlusses zu befestigen. So erscheint 1866 in der *Gartenlaube* ein Artikel mit dem Titel »Die Ordensbrüder der Klopfer« über Hausierer, 1879 über »Almosenschleuderei und verständige Armenpflege« und 1883 eine zweiteilige Artikelfolge mit dem Titel »Der arme Reisende. Beiträge zur Geschichte des Vagabondenthums und Mittel zu seiner Abwehr«. In allen genannten Artikeln werden Zigeuner ganz selbstverständlich als sozialpolitische Herausforderung neben Bettler, Hausierer und Wanderarbeiter gesetzt und als solche behandelt. Die Zunahme an Armut und der notwendigen Armenfürsorge führt in Folge zu einem Problem, das in der *Gartenlaube* ebenfalls umgehend thematisiert wird: Unter der Überschrift »Vorzeitliche und moderne sociale Probleme. Ueberbevölkerung und Auswanderung« diskutierte Felix Dahn 1881 die Konsequenzen aus der Tatsache, dass zahlreiche Arbeitskräfte nach Amerika abwandern und lediglich Arbeitsunfähige (oder im Falle der Zigeuner Arbeitsunwillige) zur Versorgung im Deutschen Reich blieben.²⁰

¹⁷ Ebd., S. 110.

¹⁸ Vgl. zur Politik der Sesshaftmachung inländischer Zigeuner und der Ausweisung der vom Balkan eingewanderten Zigeuner Katrin Reemtsma, *Sinti und Roma. Geschichte, Kultur, Gegenwart*, München 1996, S. 38–47.

¹⁹ A., »Leben und Treiben der Zigeuner«, S. 112 (der Autor führt dann einige der nomadisierenden Tätigkeiten auf: Schlosser, Schmied, mobiler Händler, Seiltänzer, Puppenspieler, Pferdehändler, Musikanter, Wahrsager und Traumdeuter).

²⁰ Felix Dahn, »Vorzeitliche und moderne sociale Probleme: Ueberbevölkerung und Auswanderung«, in: *Die Gartenlaube* 12 (1881), S. 195–198. Zur Ambivalenz bei den Bestimmungen des ›Zigeuners‹ nach ethnisch-rassistischen Kriterien oder eben, wie in diesem Fall, nach soziographischen Kri-

Moralische Unzulänglichkeit/Unzuverlässigkeit: Im zitierten *Globus*-Artikel, der sich dabei vor allem auf die ein Jahr zuvor (1863) erschienene Monographie des preußischen Kriminalrates Richard Liebich, »Zigeuner, ihr Wesen und ihre Sprache, nach eigenen Beobachtungen dargestellt«,²¹ beruft, wird der gesellschaftliche Verkehr mit Zigeunern für unmöglich erklärt, weil die Voraussetzung von Kommunikation, nämlich die nicht zu explizierende Gewissheit gemeinsam geteilter Werte und Normen, nicht gegeben ist:

[d]er Zigeuner ist zugleich zerstreut und unachtsam, aber auch klug und verschmitzt [...] Als ein unstäter, vielfach verfolgter und gehetzter Mensch, ohne irgend einen inneren Zusammenhang mit den Völkern, unter denen er sich umhertreibt, ist er scheu, mißtrauisch, versteckt, furchtsam oder feig [...] er ist zudringlich, bettelhaft, eigennützig; üppig und doch genügsam; verschwenderisch und gleichzeitig geizig; mit einem Wort ein Barbar [...].²²

Sexuelle Promiskuität: Diese Vorstellung gehört zum topischen Repertoire diffamierender Zuschreibungen, wird aber vor allem seit dem 18. Jahrhundert in der Konfigurationsphase bürgerlicher Identität der Affektdämpfung und Triebabwehr²³ zum Skandalon, so dass bereits Grellmanns ebenfalls vom *Globus*-Artikel zitiertes Standardwerk aus dem Jahre 1783 zusammenfasst: »Nichts übersteigt ferner die Zügellosigkeit wollüstiger Sitten, die unter diesem Volke Herkommens ist. Und besonders trifft dieser Vorwurf das andere Geschlecht. Unbekannt mit irgendeiner Empfindung von Scham geben sie sich jeder Begierde preis [...]«. ²⁴

Religiöser Irrglaube: »Der Religion ist der Zigeuner völlig abgekehrt; es ist als ob ihm jede Empfänglichkeit dafür fehle [...]«. ²⁵ Mit diesem Argument wird die moralische Unzulänglichkeit der Zigeuner begründet.

Der für die Zivilisation bedrohlichste Effekt besteht allerdings in der Gefahr, im Umgang mit den Zigeunern, in einer Einlassung auf sie, selbst wieder zu verwil-

terien vgl. Juliane Hanschkow, »Etikettierung, Kriminalisierung und Verfolgung von ›Zigeunern‹ in der südlichen Rheinprovinz zur Zeit des Kaiserreichs und der Weimarer Republik«, in: Uerling/Patrut (Hg.): *›Zigeuner. und Nation*, S. 249–271, hier insbes. S. 252–254.

²¹ Richard Liebich, *Die Zigeuner in ihrem Wesen und ihrer Sprache. Nach eigenen Beobachtungen dargestellt*, unveränderter Neudruck der Ausg. von 1863, Vaduz 1990, S. 22–29 (Kap. 3: »Moralische Eigenschaften der Zigeuner«).

²² A., »Leben und Treiben der Zigeuner«, S. 110.

²³ Vgl. dazu Wolfgang Lukas, »Gezähmte Wildheit«. Zur Rekonstruktion der literarischen Anthropologie des ›Bürgers‹ um die Jahrhundertmitte (ca. 1840–1860)«, in: Achim Barsch, Peter M. Hejl (Hg.), *Menschenbilder. Zur Pluralisierung der Vorstellung von der menschlichen Natur (1850–1914)*, Frankfurt a. M. 2000, S. 335–375.

²⁴ H.M.G. Grellmann, *Die Zigeuner: Ein historischer Versuch über die Lebensart und Verfassung, Sitten und Schicksale dieses Volks in Europa, nebst ihrem Ursprunge*, Dessau, Leipzig 1783, S. 122.

²⁵ A., »Leben und Treiben der Zigeuner«, S. 111.

dern.²⁶ Dies legt die eben zitierte Monographie Richard Liebichs nahe. Da es Liebich als Kriminalrat vor allem um ordnungspolitische Effekte im Umgang mit diesem Volksstamm geht und er insbesondere den Betrug bei der Erschleichung von Reisedokumenten für die Ausführung ihrer fahrenden Gewerbe aufdecken will, empfiehlt er eine bemerkenswerte Strategie im Kontakt mit ihnen – man solle auf keinen Fall als Repräsentant einer staatlichen Ordnung oder mit zivilisatorischem Hochmut auftreten, sondern sich so weit wie möglich auf die Stufe dieser »von der Cultur noch nicht beleckten Naturmenschen«²⁷ zurückbegeben. Zu diesem Zweck habe Liebich die Zigeunersprache eigens gelernt (seit Grellmanns Werk ist jeder Monographie über Zigeuner auch ein umfängliches Glossar der Zigeunersprache beigegeben), um sich ihnen »als ein Freund, vor dem er [der Zigeuner, S.I.] kein Geheimnis mehr verbirgt« zu nähern. Was hier als »civilisierte, an Hinterhalt, Simulation und Dissimulation gewöhnte«²⁸ Verhörtaktik bewusst eingesetzt wird, ist damit aber zugleich als Gefahr markiert – nicht nur der Zigeuner soll zivilisiert werden, ohne die entsprechenden Schutzmaßnahmen kann der zivilisierte Bürger sich auch wieder auf die Stufe der Wildheit zubewegen.²⁹

Nachdem der Artikel im *Globus* in der Betrachtung von äußerer Erscheinungsweise, Lebensweise, Religiosität noch ein paar der gängigen Vorstellungen kollektiven Wissens wiederholt hatte – braune Haut, schwarze Haare, sehr weiße Zähne, ärmliche Kleidung, Verzehr von Igel und Aas, das Hausen in Zelten oder Erdhöhlen, die starke Familienbezogenheit, Irr- und Aberglaube – stellt er schließlich die Frage, »was der Staat mit solchen Menschen machen solle? Die Antwort ist eigentlich leicht; er muß suchen, sie so viel als möglich unschädlich zu machen«.³⁰

Einen solchen Versuch des ›Unschädlichmachens‹ unternimmt die Handlung von Jensens Erzählung, in deren Verlauf nicht nur die Behauptung der Nichtzivilisierbarkeit widerlegt, sondern in der Verbindung der beiden Außenseiter gesellschaftliche Fehlentwicklungen als korrigierbar vorgeführt werden sollen. Dass ihm dabei das oben zitierte Wissen als Anspielungshorizont diene, macht er im Text explizit, denn sein Protagonist Raimund hat besagtes Vorwissen über »die Ge-

²⁶ Vgl. dazu die überzeugende Interpretation Herbert Uerlings' von Gottfried Kellers *Romeo und Julia auf dem Dorfe*. Herbert Uerlings, »Fremde Blicke. Zur Repräsentation von ›Zigeunern‹ in der Schweiz seit dem 19. Jahrhundert (Gottfried Keller, Carl Durheim, Mariella Mehr)«, in: Iulia Patrut, George Guu, Herbert Uerlings (Hg.), *Fremde Arme – Arme Fremde. ›Zigeuner‹ in Literaturen Mittel- und Osteuropas*, Frankfurt u. a. 2007, S. 143–202.

²⁷ Liebich, *Zigeuner*, S. 112.

²⁸ Ebd.

²⁹ Dieses Argument einer ›degenerativen‹ gesellschaftlichen Bedrohung, die von der Unzivilisiertheit der Zigeuner ausgehe, wird vor allem ab 1900 in den Diskussionen verstärkt vorgebracht. Vgl. Anna-Lena Sälzer, »Arme, Asoziale, Außenseiter. Künstler- und ›Zigeuner‹-Diskurse von 1900 bis zum Nationalsozialismus«, in: Patrut/Uerling (Hg.), *›Zigeuner‹ und Nation*, S. 203–230.

³⁰ A., »Leben und Treiben der Zigeuner«, S. 113.

schichte und die ethnologische Racenverschiedenheit der Zigeuner [...] aus gelehrten Werken genugsam« verfügbar.³¹

Schließlich verhandelt Jensen in dem Motiv von Mobilität und Sesshaftigkeit, Grenzziehung und -auflösung konkret die Integrität und Belastbarkeit von räumlichen Grenzen eines entstehenden Nationalstaates, denn die Timasper Heide, die Jensens Professor aufsucht, befindet sich auf dem Gebiet Schleswig-Holsteins, das vom Deutschen Bund erst 1864 der dänischen Oberhoheit in einem Krieg abgerungen worden war und im Erscheinungsjahr des Textes die nördliche Grenze eines seit 1866 dem Norddeutschen Bund zugehörigen Territoriums bildete, das als Vorläufer des wenig später gegründeten Deutschen Reiches die Kriterien nationaler Abschließung erfüllen soll – eine durch Verkehrswege und telegraphische Medien integrierte räumliche, politische, wirtschaftliche und rechtliche Einheit zu werden.³²

Jensens Novelle entwirft den eben skizzierten Vorbehalten gemäß in der Eheanbahnung des Professors und des Zigeunermädchens zunächst sowohl klare soziale und räumliche *Abgrenzungen* als auch verborgene *Ähnlichkeiten*:

Die deutlichste räumliche Trennung, die zugleich die soziale Ausgrenzung der Zigeunerfamilie markiert, ist die zwischen zivilisiertem Raum und Heide. Die Grenze zwischen beiden wird durch die Eisenbahnschiene, dem Symbol zivilisatorischer Technisierung und Raumerschließung, gezogen, entlang deren Linienführung die Dörfer am Rande der Natur liegen. Die norddeutsche Heide wird dadurch zu einer Art enklavierter Wildnis inmitten der Zivilisation mit ähnlichen funktionalen Zuschreibungen als »weißer Fleck« wie die Wüste in den Texten der Afrikareisenden oder der Dschungel in den Erzählungen aus den Tropen:³³ Es sind die unbekanntes Randzonen der bekannten Welt, in denen die affektiven Intensitäten ebenso zunehmen wie die Gefahren³⁴ und darin eine an den Forschergeist adressierten Appell zu ihrer Erschließung richten. Beiden Seiten der Unterscheidung korrespondieren in Jensens Text unterschiedliche Wahrnehmungen der jeweils anderen Seite: Erscheint dem Naturforscher Raimund noch von der Bahn-

³¹ Jensen, *Erica*, S. 66.

³² Jensens Protagonist fährt mit der Eisenbahn bis an den Rand der Heide und beobachtet aus dem Wagen die Telegraphendrähte im Vorbeifahren: »Einen Augenblick wollte der Telegraphendraht, der sich bald hob, bald blitzgeschwind wieder an den Rand des Bahnkörpers hinab senkte, sich der Gedanken des Professors bemeistern«, Jensen, *Erica*, S. 18.

³³ Zum Tropenwald vgl. Wolfgang Struck, »Erzählter Traum. Der Tropenwald in der deutschen Kolonialliteratur«, in: Michael Flitner (Hg.), *Der deutsche Tropenwald. Bilder, Mythen, Politik*, Frankfurt a. M. 2000, S. 61–78. Zu poetologischen Effekten des kartographisch nicht erfassten Waldes bei Raabe vgl. Ralf Simon, »Raabes poetologische Wälder (Krähenfelder Geschichten). Eine metaphorologische Analyse des Raabeschen Erzählmodells«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2006, S. 1–16.

³⁴ Jürgen Link, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Göttingen 2009, hier S. 40–45: als »Randzonen« in diesem Sinne bezeichnet Link all jene Bereiche, die noch nicht »verdattet« sind, also weder kartographisch noch statistisch erfasst, und sich deshalb einer normalisierenden Justierung entziehen.

station aus die Heide als »braune, trostlose Oede bis an den Horizont hinauf«,³⁵ so stellt sich diese nach dem Übertritt auf die andere Seite als Ort des »tausendfach verborgenen Lebens, das man nur aus der Ferne nicht sah«,³⁶ heraus. Umgekehrt werden die Wahrnehmungen der Zivilisation von Seiten der Heide in eben den dieser Zivilisationsstufe verfügbaren Medien des Aberglaubens formuliert: Dem Zigeunermädchen Erica erscheint das »dumpfe Rollen aus dem Boden«,³⁷ das die Ankunft des Nachtzuges anzeigt, als das bedrohliche Herannahen der Heidefrau, die den schlafenden Professor holen will. Während der Aberglaube auf Seiten der Heide, wie ihn das Zigeunermädchen zeigt, eine akzeptierte Form des Wissens von einer beseelten Natur ist, wird er auf Seiten der Zivilisation als gefährliches Halbwissen markiert: Das aus dem Berührungstabu und der Exklusion der Zigeuner entspringende Unwissen der Dorfjugendlichen, deren Unterhaltung über die »braune Rike« Raimund im Zug mithört, führt zu abergläubischen Zuschreibungen von der bösen Zauberkraft der »Hexe« Erica, die die Distanzierung und Ausschließung wiederum rechtfertigen sollen.

Vor allem in der Annäherung des Professors an die Heidelandschaft und die Zigeunerfamilie zeigen sich Distinktionsbegehren und Ähnlichkeitsverhältnisse:

Sowohl Vermögens- als auch Bildungsstand des Professors werden als besonders hervorragend vorgestellt, so »reich und kostbar«³⁸ nämlich seine Reisegarderobe ist, so wertvoll und erlesen sind auch die Bücher und Folianten in seinem Studierzimmer. Diese Selbsteinordnung zum Bürgertum vollzieht der Professor mit dem Kauf eines Bahntickets »zweiter Klasse« auch selbst, weil er eben die Tugend der Mäßigung zeigt, Raimund ist weder verschwenderisch noch arm. Zugleich ist aber auch eine grenzverwischende Ähnlichkeit zu der armen Zigeunertochter in ihrem Erdbau auf der Heide markiert. Auch der Professor ist ein Außenseiter, wie die von der Dorfbewölkerung ausgeschlossene Zigeunerfamilie, denn wie viele der Hauptfiguren in Jensens Erzählungen verweigert auch dieser reiche Privatgelehrte jedes gesellschaftliche Engagement, insbesondere in finanzieller oder politischer Hinsicht.³⁹ Seine Garderobe wird nicht nur als »reich und kostbar«, sondern auch als »wunderlich, curios und altmodisch« beschrieben,⁴⁰ eine Charakteristik, die der alte Zigeunervater später für sein eigenes Volk in Anspruch nehmen wird: »Unser Stamm paßt nicht mehr für diese Welt, weder fürs Land noch für die Stadt...«⁴¹. Beide sind

³⁵ Jensen, *Erica*, S. 29.

³⁶ Ebd., S. 30.

³⁷ Ebd., S. 43.

³⁸ Ebd., S. 14.

³⁹ Beispiele dafür sind der Entomologe Hermes in *Lycaena Silene* oder Rudolf Allenstein in *Metamorphosen*. Auch in Jensens Novelle *Jenseits des Wassers* finden sich zahlreiche Invektiven gegen die Finanzbourgeoisie, gegen Bankiers und Karrieristen. Jensens Briefe an Storm und Raabe sind voll von kritischen Bemerkungen über die in dieser Hinsicht verwerfliche Zeit.

⁴⁰ Jensen, *Erica*, S. 12.

⁴¹ Ebd., S. 71.

also gleichermaßen unzeitgemäß. Auch das, was der Professor mit dem Zigeunermädchen Erica als »Wildheit« erst am Ende über die Grenze der Zivilisation zu holen scheint, ist in Gestalt seiner Haushälterin Margret bereits von Anfang an unerkannt darin enthalten. So sehr sich Raimund auch von der illiteraten Frau durch Bildung abgrenzt, wird er sich am Ende über Erica doch als mit ihr verwandt erweisen.

Der Botanikprofessor Raimund ist eine jener auktorialen Reflexionsfiguren Jensens, die Marie Jensen in einem Brief an Wilhelm Raabe unter explizitem Verweis auch auf die *Braune Erica* einmal als Typus des »poetischen Professors« charakterisiert hat⁴². Über die Ähnlichkeiten mit dem ausgegrenzten Volk der »Zigeuner« entwirft sich auch diese Figur als ein Außenseiter, als den Jensen sich selbst trotz des finanziellen Erfolgs seiner schriftstellerischen Tätigkeit gesehen hat. Seine Briefe an Theodor Storm und Wilhelm Raabe sind voll von Tiraden gegen die »heutige schreiende, zankende, sich von heut' auf morgen vergessende Welt [...], die nur Unmaß und Umtrieb, keine Befriedigung, kein Glück, kein Leben kennt« und in der alle »aus dem großen Suppentopfe von Parteihader, Reclame, Verlogenheit und ekler Selbstsucht essen müßte[n]«. ⁴³ Als Naturforscher – Entomologen, Botaniker, Mediziner, Archäologen – anerkennen die Protagonisten Jensens die Naturgesetze, versuchen sie aber doch meist nach Vorgaben des abendländischen Kanons großer Literatur – viel zitiert sind Homer und Goethe – zu überformen.⁴⁴ Durch die Verbindung mit dem Zigeunermotiv setzt Jensen diese auktoriale Selbstreflexion in die Tradition der »Zigeunerromantik«, für die bereits Ingrid und Günter Oesterle überzeugend gezeigt haben, dass das Motiv des unbehausten Zigeuners seit Friedrich Schlegels einflussreicher Interpretation von Goethes Mignon-Figur aus *Wilhelm Meisters Lehrjahren* auch als Chiffre für den prekären Status der (romantischen) Poesie und des (romantischen) Dichters steht, die sich der »Prosa der Verhältnisse« nicht einfügen lassen.⁴⁵

⁴² [Marie Jensen an Raabe, 19. Februar 1869], in: *Wilhelm Raabe: Sämtliche Werke*, Erg.-Bd. 3: *Briefwechsel Raabe-Jensen*, bearb. von Else Hoppe, Göttingen 1970, S. 47.

⁴³ [Wilhelm Jensen an Theodor Storm, Freiburg i. Br., 29. Dezember 1881], S. 80; die Beispiele könnten zahlreich vermehrt werden.

⁴⁴ Die Ergänzung der naturwissenschaftlichen genauen Beobachtung durch sinnliche Eindrücke und Empfindungen erklärt Jensen in seinem Essay über Raabe zur Voraussetzung dichterischer Produktion: Es reiche eben nicht, »die Blumen nur nach ihren Staubfäden oder höchstens nach ihren Farben zu schätzen. Das mag ausreichen, ihn [den Dichter, S.I.] zum systematischen Botaniker zu qualifizieren«, sondern der Dichter müsse auch den »Geruchssinn« aktivieren, um die »Regungen und Empfindungen des menschlichen Hauptes und Herzens« zu veranlassen. Wilhelm Jensen, »Wilhelm Raabe. Ein Beitrag zur Würdigung des Dichters«, in: *Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte* 47 (1879/80), S. 106–123, hier S. 108 und S. 112.

⁴⁵ Ingrid und Günter Oesterle, »Die Affinität des Romantischen zum Zigeunerischen oder die verfolgten Zigeuner als Metapher für die gefährdete romantische Poesie«, in: Gunnar Och, Bettina Knauer (Hg.), *Hermeneutik-Hermenautik. Festschrift für Peter-Horst Neumann*, Erlangen 1996, S. 96–108; auch Stefani Kugler, *Kunst-Zigeuner. Konstruktionen des ›Zigeuners‹ in der deutschen Literatur der ersten Hälfte des*

Passagen und Übertritte

Michael Titzmann hat das Literatursystem des Realismus einmal durch seine »Ausgrenzungen« charakterisiert.⁴⁶ Vor allem würden in der Literatur klare Grenzen nach »unten« und zwar räumlich, sozial und psychisch, gezogen, deren Überschreitung vermieden werde.⁴⁷ Die Annäherung Raimunds an die Heide und die Zigeunerfamilie ist nun allerdings durch die Gleichsetzung von Zigeunerwesen und Armut eine Bewegung sozial »nach unten«, durch die Gleichsetzung mit sexueller Triebhaftigkeit eine Bewegung psychisch »nach unten« und schließlich durch die Verbindung mit Wildheit ein Weg zivilisatorisch »nach unten« zu vorhergehenden Kulturstufen. Um die in Liebichs Verhörtaktiken der Zigeuner geschilderte Gefahr der kontinuierlich annähernden Mimikry als atavistisches Rückfallrisiko auszuschließen, beschreibt Jensen beim Weg in die Heide und von der Heide zwei durch (symbolischen) Tod und Wiederbelebung strukturierte, diskontinuierliche Passagen.

Durch seine verspätete Ankunft am Bahnhof wird es Raimund nicht möglich, seine soziale Klasse mit dem gelösten Eisenbahnticket für die zweite Klasse zu behaupten, er schafft nur noch den Aufsprung auf den schon anfahrenden Zug in einen Wagen dritter Klasse. Dort kommt er neben einer Gruppe männlicher Dorfjugendlicher zu sitzen, die den Pfingsttag in der Stadt verbracht haben. Ihre Unterhaltung beginnt sich um die »Hexe« auf der Heide, die braune Rike, zu drehen, die ihren manipulativen Einfluss bereits an der Braut des einen jungen Mannes geltend gemacht habe, die sich infolge dessen zunehmend von ihrem Verehrer distanzierte. Diese Klage über die absehbar misslingende Brautwerbung wird offenbar zum Auslöser für eine Gedankenverknüpfung des in Dämmer Schlaf verfallenen Professors, der auf dieser Stufe herabgesetzter Verstandestätigkeit Einsichten in die verborgenen Motive seiner Reise erhält, wobei Jensen den zeitgenössischen theoretischen Vorannahmen über die Poetik des Traums, seine Verknüpfungsregeln und

19. Jahrhunderts, Trier 2004. Zur Musikalität der Zigeuner als Abgrenzungs- und Vereinnahmungskriterium in die deutsche Kulturgeschichte vgl. Iulia-Katrin Patrut, Andrea Geier: »Deutsche Kunst«. Zur Wissensproduktion über ›Zigeuner‹ und Juden in Kunstdiskursen des 19. Jahrhunderts«, in: Patrut/Uerlings (Hg.): ›Zigeuner‹ und Nation, S. 151–168.

⁴⁶ »Der Realismus ist nun bekanntlich durch seine Ausgrenzungen charakterisiert, durch das, was er von der Darstellung ausschließt, so etwa weitestgehend, mit Ausnahmen etwa bei Spielhagen, die seinerzeit ökonomischen Innovationsprozesse, Industrialisierung und Kapitalismus, und die damit verknüpften neuen sozialen Gruppen, Bankiers und Industrielle einerseits, mehr noch das Proletariat andererseits, so etwa im Bereich eines ihm durchaus bekannten ›Unbewussten‹ [...] so etwa auch die Sexualität [...] so schließlich weitestgehend alle pathologischen Phänomene, seien sie nun psychischer oder somatischer Natur«, Michael Titzmann, »Grenzziehung vs. Grenztilgung. Zu einer fundamentalen Differenz der Literatursysteme ›Realismus‹ und ›Frühe Moderne‹, in: Hans Kraß, Klaus Michael Ort (Hg.), *Weltentwürfe in Literatur und Medien. Phantastische Wirklichkeiten – Realistische Imaginationen*, Kiel 2002, S. 181–209, hier S. 183. Titzmann selbst versucht diese Thesen auch an einigen Texten Jensens zu verifizieren.

⁴⁷ Ebd., S. 186.

deren Gleichsetzung mit zivilisatorisch vorangegangenen Zuständen »wilden Denkens« entspricht: Die Assoziationsketten, die der Träumende bildet, sind inspiriert durch das zuvor im Halbschlaf Gehörte – die Gleichsetzung der braunen Rike mit einem Rebhuhn und ihres Vaters mit einer Ringelnatter, ihre Behausung im Maulwurfshügel –, wobei die syntagmatischen und paradigmatischen Ersetzungen auf der Basis logisch nicht nachvollziehbarer Ähnlichkeitsbeziehungen erfolgen. So träumt Raimund, dass sich die gesuchte Pflanze auf einem von einer Ringelnatter umwundenen Maulwurfshügel findet und sich im angstvoll verzögerten Zugriff in ein ihm entfliegenes, sprechendes Rebhuhn verwandelt.⁴⁸ Diese Assoziationskette hat Moritz Lazarus in einem Aufsatz »Über die Sinnestäuschungen« als Verknüpfungsregel im wilden und im irren Denken beschrieben: Es häufen sich »Associationen auf Associationen [...] Diese Associationen sind gleich in ihrem Entstehen und noch mehr im weiteren Verlauf ohne die Energie eines klaren Vorstellens, ohne die Kraft eines wirklichen Denkens [...]«. ⁴⁹ Auf diese Weise wird der bis dato unbewusste Wunsch nach einer Frau und der nach einer seltenen Pflanze als Gegenstand des gleichen Begehrens sagbar.

Während hier ein Kontinuum verschiedener Bewusstseinszustände beschrieben wurde, wird der Übertritt des Professors auf die Heide/zu den Objekten seines erotischen und wissenschaftlichen Begehrens und der Weg mit dem Mädchen zurück in die Zivilisation diskontinuierlich gestaltet: Nachdem der Professor wild sammelnd und von seltenen Pflanzen und Tieren immer weiter auf die nicht durch Wege erschlossene Heide gelockt wird und damit die Orientierung verliert, ist er gezwungen, nach Dunkelwerden auf dieser die Nacht zu verbringen. Schlafend findet ihn die braune Rike die seine zunehmende Unterkühlung als tödliche Bedrohung durch die »Heidefrau« identifiziert, vor deren vermeintlicher Macht und dem beinahe drohenden Kältetod sie den Schlafenden durch einen Kuss schützt, so dass eine märchenhafte Wiederbelebung gelingt.

Die Rückkehr des Zigeunermädchens in die Zivilisation wird noch stärker als Übertrittsritual von reinigender Entgiftung (= Abstreifen der Wildheit) und Wie-

⁴⁸ Jensen, *Erica*, S. 25 f.

⁴⁹ Moritz Lazarus, »Zur Lehre von den Sinnestäuschungen. Nach einem Vortrag in der medicinisch-psychologischen Gesellschaft zu Berlin«, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 5 (1868), H. 2, S. 113–152 hier S. 152; Nietzsche hat später die explizite Bezugnahme auf die Logik des Traumes vollzogen: »Die Gehirnfunktion wird im Schlaf auf einen Zustand der Unvollkommenheit zurückgebracht, wie es in Urzeiten der Menschheit bei Jedermann am Tage und im Wachen gewesen. Willkürlich und verworren, wie es ist, verwechselt es fortwährend die Dinge auf Grund der flüchtigen Ähnlichkeiten. [...] Aber wir alle gleichen im Traum diesem Wilden [...] Im Schlaf machen wir das Pensum des früheren Menschseins noch einmal durch.« Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister*, Bd. 1 [1878], in: ders., *Menschliches, Allzumenschliches I und II*, Kritische Studienausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin 1999, S. 31 f. Zum »wilden Denken« als methodischem Verfahren bekanntlich Claude Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*, Frankfurt 1968.

dergeburt in der Zivilisation gestaltet. Das von einem giftigen Insekt gebissene Mädchen verhindert trotz zunehmender Vergiftungserscheinungen den rettenden medizinischen Eingriff des Professors. Stattdessen besteht sie auf dem therapeutischen Ritual eines ekstatischen Tanzes, der als »Tarantismus« bekannt ist und in einem 1866 im *Globus* erschienenen Artikel über »Psychische Seuchen und Tanzwuth bei verschiedenen Völkern«⁵⁰ erneut besprochen wurde. Die infolge eines Tarantelbisses »Tarantismus« genannte, ursprünglich aus Italien bekannte Krankheit, die sich in muskulösen Zuckungen und tanzähnlichen Bewegungen äußert, zeige sich als »Veitstanz«, »Tigretier«, »Astaragaza« auch bei anderen Völkern, wobei die Symptome der Krankheit (der Tanz unter Fieber in Wahn und Delirium) zugleich Mittel der Therapie sind. Insbesondere anhand des in Abessinien in der Landschaft Tigre verbreiteten Tigretier zeige sich die Bedeutung des Tanzes als gestuftes Ritual von symbolischem Tod und sozialer Widergeburt. Denn die (vermutlich aufgrund der Nähe der Symptome zur Hysterie) stets weiblich gedachte Kranke muss den ganzen Tag tanzen, während dieser Zeit ist sie aufgrund ihres Zustandes der geistigen Verwirrung infolge des Giftes sozial tot, denn sie weiß ihren Taufnamen nicht mehr, den sie nach erfolgreicher Therapie indessen wieder nennen kann. Jetzt, so der Artikel weiter, würde sie nach Hause gebracht, wo schon ein Priester bereit stehe, um sie zu taufen, »denn sie ist gleichsam neugeboren und muß erst wieder in die Kirche aufgenommen werden«.⁵¹ Ähnlich wird auch bei Jensen der Übertritt in die Zivilisation als Reinigungsritual gedacht, das den »dämonischen Zauber« und die »ungestüme Leidenschaft«⁵² des Mädchens exorziert, so dass nach einer durchtanzten Nacht der »irre Glanz in ihrem Blick« schwindet und sie »wie aus einem langen Traume erwachend [...] stammelt: Ich lebe und liebe dich«.⁵³

Jensen folgt damit der pädagogischen Resignation, die schließlich auch Grellmanns zunächst emphatisches Zivilisations- und Erziehungsprogramm aus dem Geiste der Aufklärung befällt,⁵⁴ und gestaltet daher keinen kontinuierlichen Pro-

⁵⁰ O.V., »Psychische Seuchen und Tanzwuth bei verschiedenen Völkern«, in: *Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde* 10 (1866), S. 264–267.

⁵¹ Ebd., S. 266.

⁵² Jensen, *Erica*, S. 93.

⁵³ Ebd., S. 95.

⁵⁴ Grellmanns Werk versteht sich ganz aus dem Geist der Aufklärung als Programm der »Erziehung des Menschengeschlechts«: »Vielleicht ist es unsern Zeiten, wo so vieles zum Heil des Staates und Menschheit geschieht, auch vorbehalten, ein Volk zu Menschen zu machen, das seit Jahrhunderten in der Irre und Wildnis herumgelaufen ist. Wenigstens hat nun der große Joseph [d. i. Joseph II., S.I.] Hand angelegt, dessen Befehle nicht gewohnt sind, im Schlummer der Vergessenheit sich begraben zu lassen, ehe sie ausgerichtet haben, wozu sie gesandt sind. So läßt sich die Menge der Zigeuner in Siebenbürgen und Ungarn nebst dem Banat nur nach einem flüchtigen Ueberschlag auf 100000 und wohl noch drueber berechnen. Was für ein Unterschied würde es für diese Länder seyn, wenn aus 100000 größtentheils Müßiggängern, Bettlern, Betrügnern und Dieben, die jetzt ernten, wo sie nicht gesäet haben, und verzahren, was der Fleiß eines andern hervorgebracht hat, arbeitsame und nützliche Unterthanen gemacht würden. Es hält zwar mit ihrer Besserung schwer, wie die Versuche zeigen, die man schon auf

zess der ›Entwilderung‹. Stattdessen wird er im Moment der Partnerwahl dem evolutionsbiologischen Imperativ der »Anpassung«, der im »Kampf ums Dasein« nur die Wahl lässt zwischen Weiterentwicklung oder Untergang, folgen.

Familienbande: Anpassungen und Integrationsprojekte

Anhand der Zigeunerfamilie auf der Heide, am Zielpunkt der Forschungsreise des Professors,⁵⁵ entwickelt Jensen ein Integrationsprojekt, das in Anerkennung eines naturgesetzlichen Anpassungsdrucks zugleich modellhaft eine korrigierte Variante bürgerlich-zivilisierter Fehlentwicklungen enthält. Was in den Charakteristiken des Zigeuners seit der Aufklärung als mehr oder weniger korrigierbare Disposition des Verhaltens und der Gewohnheit erschien und nicht als substantielles Unterscheidungsmerkmal einer anderen Art oder Rasse – »Daß der Zigeuner seine schwarze Farbe mehr durch Erziehung und Lebensart, als durch Geburt von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanze, beweist auch die Erfahrung«, heißt es bei Grellmann⁵⁶ – wird zunehmend biologisierend zu seiner kulturellen Zugriffen gegenüber unverfügbaren Natur erklärt.⁵⁷ In Anerkennung dessen zeigt Jensen aus dem Geist einer darwinistischen Epoche heraus den Widerstand gegen oder die Einlassung auf Versuche der Zivilisierung und Sesshaftmachung nicht mehr als eine freie Entscheidung, die über gesellschaftliche Inklusion oder Exklusion entscheidet, sondern, wie erwähnt, als einen Anpassungsdruck auf Leben und Tod. Eben diesen ohne Waffen

Befehl der Kaiserin Theresie wirklich gemacht hat. Oft schien ein Knabe, (denn am Kinde muß man anfangen, nicht an dem alten Stamme an dem keine Mühe mehr anschlägt) auf dem besten Weg zur Menschwerdung zu seyn, und plötzlich brach die rohe Natur wieder hervor, er gerieth in den Rückfall und wurde mit Haut und Haar wieder Zigeuner. Aber darum ist die Sache nicht ganz unmöglich [...] Der Staat setze nur seyne Bemühungen fort; so wird er mit dem zweyten Geschlecht schon weiter, mit dem dritten oder vierten aber gewiß ganz am Ziel seiner Wünsche seyn«, Grellmann, *Die Zigeuner*, S. 11. Dennoch erklärt er gleich einleitend das ambitionierte Programm der Politik, das er im Buch vorstellt, für gescheitert: »Weder Zeit, noch Klima, noch Beispiel haben bisher auf diese irrenden Fremdlinge merklichen Einfluß gehabt. Seit vierthalb hundert Jahren wandern sie als Pilger und Fremdlinge auf ausländischem Boden umher [...] und bleiben doch immer und überall, was ihre Väter waren – Zigeuner«, ebd., S. 1.

⁵⁵ Der sich ihm durch die Identifikation des Mädchens mit der Blume anhand der violett-braunen Augenfarbe Ericas offenbart, die ihn zum klassifizierenden Ausruf »Erica Janthina!« hinreißt. Jensen, *Erica*, S. 68.

⁵⁶ Grellmann, *Die Zigeuner*, S. 31.

⁵⁷ Siehe zum historischen Wandel der Natur-Kultur-Asymmetrie Albrecht Koschorke: »Zur Epistemologie der Natur/Kultur-Grenze und zu ihren disziplinären Folgen«, in: *DVjs* 83 (2009), H. 1, S. 9–25. Dabei kann das, was die Kultur als naturhaft unverfügbar ausgrenzt und worauf es dennoch symbolischen Zugriff sucht, entweder der umfassendere Term der Asymmetrie sein – dann wird die kulturelle Autonomie als weitgehend durch natürliche Vorgänge bedingt und beschränkt gesehen – oder eben als der kleinere Term, dann wird betont, dass die Grenzziehung zwischen Natur/Kultur kulturbedingt und Natur nur in kulturellen Repräsentationen zugänglich sei. Ebd., S. 18.

und ohne körperliche Brutalität geführten »Kampf ums Dasein« beschreibt Karl Andree 1867, ein Jahr vor Erscheinen der *Braunen Erica*, in einem *Globus*-Artikel mit dem Titel »Wie die europäische Civilisation wilde Völkerstämme vernichtet« als besonders »tragische[s], dunkle[s], noch nicht geklärt[e] Verhängnis, welches über so viele Stämme hereinbricht, auch wenn sie nicht mit der barbarischen und brutalen Seite unserer christlich-europäischen Civilisation in Berührung kommen, sondern wenn das ehrliche redliche Wohlmeinen, die edel gedachte und väterlich gemeinte Fürsorge, die wahre Humanität, die echte Menschenfreundlichkeit an sie herantritt«:⁵⁸ »[...] es ist ein Gesetz des Fortschritts, daß die ›wilden Völker‹ zu Grunde gehen müssen, um den ›civilisirten‹ Platz zu machen. Wir wenden dagegen nichts ein, der Gang der Geschichte spricht von Anfang an dafür«.⁵⁹

So findet Jensens Professor im ›Herzen der Wildnis‹ denn auch nicht den Inbegriff moralisch-sittlicher Verwilderung, wie es die zeitgenössischen Vorurteile gegen die Zigeuner konstruieren, sondern eine sich dem Anpassungsdruck bereits gebeugte Familie, die in der Mischehe zwischen dem Zigeunervater und der deutschen Mutter Jensens utopisches Konstrukt der Bewahrung des Erhaltenswerten von der »niedereren« Kulturstufe im nächst höheren Zivilisationsniveau bereits präfiguriert und die in der Ehe des Professors mit Erica kritisch gegen die bürgerliche Selbstgefälligkeit der zivilisierten Gegenwartsgesellschaft gewendet wird. Jensen macht aus dem scheinbar größten zivilisatorischen Defizit – dem Nomadentum der Zigeuner als Ursache ihrer Armut, Unstetheit und staatsbürgerlicher Unzuverlässigkeit – ein Moment der zivilisatorischen Überlegenheit, denn das Nomadentum wird bei ihm positiv als *Weltläufigkeit* gegen die intellektuelle Dumpfheit und Selbstgefälligkeit der sesshaften Dorfbevölkerung ausgespielt, die sich zwar in der Eisenbahn entlang der Demarkationslinie zur Heide bewegt, diese Grenze ihrerseits aber nicht überschreitet. In Jensens Text ist das ›deutsche Dorf‹ denn auch nicht der von Herder über die Grimms bis zu Riehl verklärte Ort des »natürlich rohen Volkstums«,⁶⁰ sondern – wie der Autor an den geschmacklosen Mitbringseln der Dorfjugendlichen aus der Stadt zeigt⁶¹ –, Topos selbstgefälliger Provinzialität. Deshalb wird die Ausgrenzung durch die Dorfbewohner zum freiwilligen Rückzug und Abgrenzungsbedürfnis der Zigeuner umgedeutet.⁶² Im Gegensatz zum be-

⁵⁸ [Karl Andree], »Wie die europäische Civilisation wilde Völkerstämme zu Grund richtet«, in: *Globus. Illustrierte Zeitschrift für Erd- und Völkerkunde* 11 (1867), S. 214–217, hier S. 214.

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Wilhelm Heinrich Riehl, *Land und Leute*, in: ders., *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik*, Bd. 1, Stuttgart, Augsburg⁴ 1857, S. 48.

⁶¹ So reflektiert Raimund angesichts des gelben Tuches, das der mitfahrende Landarbeiter Stoffel seiner Geliebten mitbringt: »Es mochte der geschmackloseste Ladenhüter gewesen sein, den ein Commis der ländlichen Einfalt unter den preiswürdigsten Lobsprüchen angehängt hatte, aber seine Augen und die seines Gefährten ruhten leuchtend darauf«, Jensen, *Erica*, S. 20.

⁶² Damit folgt er freilich den Ausgrenzungsrhetoriken seiner Zeit, die die Exklusion als von den Ausgeschlossenen ausgehend darstellt und sich vor allem durch die endogame Partnerwahl perpetuiert. So

schränkten Horizont der Dorfbevölkerung hat der Zigeunervater in der Erzählung ein Wissen, das so vielfältig wie unsystematisch ist und den Professor verblüfft: »Die Art, die Sprache seines Wirthes war nicht mit der eines Bauern der Gegend zu vergleichen, dem die Genügsamkeit seiner Lebensweise ihn gleichstellte, ja eher unterordnete. Dinge, die dem Gesichtskreis des Landbewohners weit ablagen, schienen ihm geläufig [...]. In dem Gespräch, das sich entwickelte, offenbarte der Zigeuner immer seltsamere Kenntnisse und zeigte sich dem Professor auf dessen eigenem Gebiet in manchen Dingen überlegen. Er hatte Vieles beobachtet und darüber nachgedacht, ja, sogar die lateinischen Namen waren ihm geläufig. Allein sein Interesse schien gleich weit von praktischen wie systematischen Zwecken entfernt zu sein. Er hatte Freude daran [...].⁶³ Dieses durch das Nomadentum erworbene *weltläufige* Wissen – so hat der Vater sein Wissen über Pflanzen seinerzeit von einem spanischen Gärtner gelernt – wird von Jensen als bewahrenswert anerkannt: »Unsere Wissenschaft möchte vielleicht noch manches aus dem schlichten Instinct dieses Volkes zu erlernen.«⁶⁴ Gleichwohl ist es aber an die jeweils neu zu aktualisierende Erfahrung jeder Generation gebunden. Auf sein Gedächtnis als den einzigen Speicher dieses Wissens verweist der Vater denn auch und gesteht sich altersbedingte Lücken und das drohende Vergessen ein, dem er durch mündliche Weitergabe an die Tochter zu entgehen sucht. Denn für die Bewahrung und Tradierung fehlen dieser Kultur die entsprechenden Medien, weil sie selbst – trotz der sprachlichen Aufzeichnungsversuche, die den Werken über Zigeuner beigegeben sind – über keine systematische Schriftsprache verfügen. Jensens darauf gefundene Antwort scheint so paradox wie konform zu entwicklungsbiologischen und naturgesetzlichen Imperativen: Um die fremde Kultur, das mobile, flexible und eben darum flüchtige, unhaltbare Wissen der »wilden Völker« zu bewahren, muss sich diese Kultur selbst aufgeben. Damit die Disposition vererbbar werden kann, braucht es eine fundierende Sesshaftigkeit und zivilisatorische Archivierung und Konservierung. Diese Notwendigkeit bekennt der Vater auch selbst: »...aber wenn wir uns vererben wollen, müssen wir in das Land zurück, woher unsere Väter gekommen, und dort würden wir uns mit dem, was hier an uns hängen geblieben, auch nicht ertragen. Wir sind Amphibien und nirgends in unserm Element mehr.«⁶⁵ Durch die Ehe des Professors mit Erica vollzieht Jensen einerseits die vom Vater hypostasierte Auslöschung des »Stammes« der Zigeuner – »Unser Stamm paßt nicht mehr für die Welt [...] es ist am besten, wenn er ausstirbt«⁶⁶ – und folgt andererseits doch einer Lesart Ernst

heißt es im oben zitierten *Globus*-Artikel: »Schon weiter oben deuteten wir an, daß der Zigeuner großen Werth auf Reinhaltung des Blutes legt, er will unvermischt bleiben und dadurch fremde zersetzende Elemente von sich fernhalten«, A., »Leben und Treiben der Zigeuner«, S. 112.

⁶³ Jensen, *Erica*, S. 65 f., 69.

⁶⁴ Ebd., S. 96.

⁶⁵ Ebd., S. 72.

⁶⁶ Ebd., S. 71.

Haeckels, die das kontingente nicht-teleologische Wirken der Natur im Akt der »natürlichen Zuchtwahl« zu einem Prinzip höherer Vernunft erklärt:

So traurig an sich auch der Kampf der verschiedenen Menschen-Arten ist, und so sehr man die Thatsache beklagen mag, daß auch hier überall »Macht vor Recht« geht, so liegt doch andererseits ein höherer Trost in dem Gedanken, daß es durchschnittlich der vollkommeneren und veredelteren Mensch ist, welcher den Sieg über die anderen erringt, und daß das Endergebniß dieses Kampfes der Fortschritt zur allgemeinsten Vervollkommnung und Befreiung des Menschengeschlechts, zur freien Selbstbestimmung des menschlichen Individuums unter der Herrschaft der Vernunft ist.⁶⁷

Sinnbild der Hoffnung Jensens, das Wilde auch in der nächst höheren Kulturstufe noch bewahren zu können und die in der Zigeunerfamilie vorgefundene Variante »zivilisierter Wildheit« in der eigenen Verbindung mit Erica gar zu einer moralisch weniger korruptierten bürgerlichen Existenz weiter zu entwickeln, ist der Hund Schwarzkopf, der der Zigeunerfamilie zugelaufen ist: Mit seinem wilden, wolffähnlichen Aussehen,⁶⁸ verweigert er jeden blinden Gehorsam, bewahrt aber doch sorgfältig das, was man als die Kerngebiete der Zigeuneridentität betrachten könnte – er lässt niemanden in den Erdbau der Familie und er bewahrt durch seine Intervention die sexuelle Unberührtheit Ericas, als diese sie durch das nächtlich entfesselte Begehren des Professors zu verlieren droht. Als »Wächter« dieser Eigenheiten nehmen ihn Erica und der Professor mit in die Stadt.

Im Zeichen naturgesetzlicher Unausweichlichkeit werden dann aber auch kulturelle Konstrukte, wie die bürgerliche Familie, naturalisiert. So entspricht Jensens Familienmodell am Ende der konservativen Theorie der Familie als zentraler zivilisatorischer, disziplinierender und erzieherischer Instanz, wie sie etwa Wilhelm Heinrich Riehl im gleichnamigen dritten Teilband seiner *Naturgeschichte des Volkes*, Heinrich von Treitschke in seiner *Gesellschaftswissenschaft* oder auch Friedrich Ratzel in verschiedenen Publikationen als das evolutionär erfolgreichste, zivilisatorisch überlegene Konzept entworfen hatten. Das patriarchalische Familienmodell mag zwar, wie Treitschke gegen Riehl betont, selbst nicht »naturwüchsig« sein,⁶⁹ hat sich aber durch quasi natürliche Selektionsprozesse »im Kampf ums Dasein« be-

⁶⁷ Ernst Haeckel, *Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts. Zwei Vorträge*, Berlin 1868, S. 75. Auch Nicolas Saul sieht in der Äußerung des Vaters »one of the first Social Darwinist interpretations of the place of the Gypsy in Germany, one which [...] is fatally accepting of the notion that it is right for the Gypsies to die out [...]«, Saul, »Gypsies, Race, Culture and Hybridity«, S. 118.

⁶⁸ So ruft noch die Haushälterin Raimunds beim Anblick des Tieres entsetzt: »Jemine, ein Wolf, ein Wolf«, Jensen, *Erica*, S. 106.

⁶⁹ »Sicher ist sie [die Behauptung, der Staat sei die »erweiterte Familie«, S.I.] weit minder irrig als Riehls Behauptung, die Familie sei das natürliche Vorgebilde der bürgerlichen Gesellschaft; beide seien gleichsam als Naturprodukte unserer geschichtlichen Entwicklung durch die Idee der Sitte bestimmt,

währt und zeigt jetzt, indem in ihm »das dem Staate unentbehrliche Moment der Herrschaft schon vorhanden« ist, seine zivilisatorische Potenz: »Erst neuerdings wurden wir wieder daran erinnert, daß das gelockerte Familienleben eine Ursache und ein Symptom zugleich ist des Mangels an Festigkeit, des raschen Reifens und Vergehens der meisten Kolonien«,⁷⁰ so dass die Intaktheit der patriarchalen Familie für das Überleben von Staaten und Kolonien existentiell ist, wie Friedrich Ratzel betont: »Der Verleitung zur Zügellosigkeit, den wirthschaftlichen Schwierigkeiten, der Reue des Heimwehs, denen die meisten jungen Colonien verfallen, widersteht der Einzelne selten, die Familie in der Regel«, weshalb eben »in überseeischen Ländern blühende und dauerhafte Colonien nur solche Völker anlegen [...], welche ein inniges Familienleben pflegen«.⁷¹

In eben diesem Sinne wird Raimund bei seiner Rückkehr zum »Familienmann« und Erica fällt die korrespondierende Funktion der Hausfrau zu, von ihrer Tante soll sie »tüchtig die Haushaltung führen lernen«.⁷²

Wenn unter diesem Anpassungsdruck Jensens Korrekturversuch bürgerlich-gesellschaftlicher Fehlentwicklungen aus dem Geiste des Außenseitertums doch in einer extrem normenkonformen Variante der bürgerlichen Ehe mündet, in der die Frau die Haushaltung von der Haushälterin übernimmt, dann kann die Verbindung zwischen einer Mignon-Figur und einem »poetischen Professor« auch nicht die endlich gelungene Versöhnung der Poesie mit der »Prosa der Verhältnisse« sein. So wie die Muse hier zur Hausfrau domestiziert wird und das Exotische in der Normalität verschwindet, kann auch der »poetische Professor« als Reflexionsfigur einer künstlerischen Außenseiterexistenz keinen Anspruch auf eine Sonderstellung machen. Unter Anpassungsdruck nämlich, der über Bestehen und Vergehen entschei-

während der Staat auf der Idee des Rechts ruhe [...], Heinrich von Treitschke, *Die Gesellschaftswissenschaft* [1858], Halle a. d. Saale 1927, S. 49 f.

⁷⁰ Ebd., S. 49. Hier übt die Ethnologie einen relativierenden Einfluss auf die Theorie der Naturwüchsigkeit patriarchaler Herrschaftsstrukturen in der »Familie« aus, so betont Thomas Achelis in seiner Monographie *Entwicklung der Ehe*, dass das mit »religiösem Nimbus umgebene Patriarchat« erschüttert wurde durch das »im Laufe der Zeit aus allen Winkeln des Erdballs [zusammengetragene] so wichtige und sich in den Einzelheiten derartig ergänzende Material über das diametral entgegengesetzte Mutterrecht [...], daß selbst die hartnäckigsten Vertreter der älteren Anschauung die entgegenstehende Hypothese nicht mehr zu ignorieren wagen«, Thomas Achelis, *Die Entwicklung der Ehe*, Weimar 1893, S. 1 f.

⁷¹ »Das Innenleben des Volkes wurzelt in der Familie, in welcher dem größten Theil jeder Bevölkerung, den Frauen und den Kindern, ihre natürlich Stellung angewiesen wird. Die Familie ist die letzte Einheit des inneren Lebens der Völker. Man hat sie jenen lebendigen Elementarorganismen der Zellen verglichen, aus denen unser Körper und überhaupt der aller organischen Zellen besteht. [...] Aber die weitest hinausgreifende und gleichzeitig augenfälligste Wirkung übt das Familienleben auf die Coloniegründung. [...] Ursache und Wirkung liegen da näher beisammen als es vielleicht den Anschein hat. [...]« Friedrich Ratzel, »Die Beurtheilung der Völker«, in: *Nord und Süd* 6 (1878), H. 17, S. 177–200, hier S. 180 und S. 184.

⁷² Jensen, *Erica*, S. 111.

det, gerät auch der Dichter Jensen. Seine Einlassung auf das Mittelmäßige, das Durchschnittlich-Erwartbare ist seine Strategie im Kampf ums Dasein als Schriftsteller, dessen Zwänge er offenbar schon zu Beginn seiner Karriere resigniert analysiert und in einem Brief an Theodor Storm 1881 expliziert:

Ich weiß oft, daß etwas besser sein könnte und werden könnte, aber ich mag mich nicht mehr damit beschäftigen. Neues drängt, und das Alte hat sich mir überlebt, es fällt ab. Und ich bin leider dahin gekommen, keinem irdischen Dinge, auch der Kunst nicht, eine wirkliche Wichtigkeit mehr beimessen zu können. Ich sehe überall nur ein Kommen, Vorüberflattern und Verschwinden; der große, gefräßige Schlund lauert auf jegliches Menschenthum. So werfe ich hin, was mir auf die Lippen kommt – zu den Uebrigen. Mag es sein, wie es will, nach hundert Jahren ist doch nichts von Allem übrig. Im vorigen Jahrhundert wäre auch ich ein Anderer gewesen.⁷³

⁷³ [Wilhelm Jensen an Theodor Storm; Freiburg i. Br. 29. Dezember 1881], in: Helmut Richter (Hg.), »Aus dem Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Wilhelm Jensen«, in: *Storm-Blätter aus Heiligenstadt* 2005, S. 72–96, hier S. 81.

Von der *Völkerpsychologie* zur *Stellung der Semiten in der Weltgeschichte* Heymann Steinthal und der Beruf des Menschen

ULRICH VAN LOYEN (Siegen)

1.

Der nachfolgende Beitrag möchte Steinthals und Lazarus' Völkerpsychologie unter besonderer Berücksichtigung des jüdischen Anteils darstellen. Das meint nicht so sehr jüdische Themen, die in der 1859 gegründeten und 1890 aufgegebenen Zeitschrift immer wieder eine Rolle spielen, als vielmehr Argumentationsfiguren, über die die Grundlegung der Völkerpsychologie innerhalb der Geschichte des Zionismus verortet werden kann. Die These ist, dass die Völkerpsychologie in jenen Strang einer brüchigen Kontinuität gehört, der von Fichte zum Kulturzionismus führt, in dem also das jüdische Geschichtsdenken sich aus der Interpretation in die Tat verwandelte und dadurch der Marginalisierung, in die es seitens eines säkularen Geschichtsverständnisses geriet, entgehen konnte.¹

Yosef Hayim Yerushalmi hat auf die quasi im Zeitraffer geschehene Umstellung von einer traditionellen auf eine säkulare jüdische Geschichtsschreibung hingewiesen, die sich in Deutschland mit der Haskala herausbildete, kausal aber als Reaktion des Emanzipationskampfes, im Ringen um die äußere Assimilation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, betrachtet werden muss. »Jetzt muß erstmals nicht mehr die Geschichte ihren Wert für das Judentum beweisen, sondern das Judentum muß seinen Wert vor der Geschichte beweisen, indem es sich historisch offenbart und legitimiert« und dabei seine Fähigkeit offenlegt, »gleich geachtet und gleich gestellt zu werden.«² Diesem Agon verdankte sich beispielsweise der 1819 von Leopold Zunz gegründete ›Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden‹ und damit auch das, was bis heute unter dem Rubrum der ›Wissenschaft vom Judentum‹ firmiert.³ Dort sollte der jüdische Anteil an der Zivilisationsgeschichte sichtbar ge-

¹ Zu diesem epochemachenden Übergang von der Reflexion zur Tat, der zur Tat der Reflexion wird, vgl. Manfred Voigts, *Wir sollen alle kleine Fichtes werden*, Berlin, Wien 2004, sowie Philipp Theisohn, *Die Urbarkeit der Zeichen. Zionismus und Literatur – eine andere Poetik der Moderne*, Stuttgart 2005.

² Yosef Hayim Yerushalmi, *Zachor: Erinnere Dich! Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis*, Berlin 1988, S. 90.

³ Als Gründungsdokument gilt gemeinhin Immanuel Wolfs Manifest *Über den Begriff einer Geschichte des Judenthums* (1822); die erste zusammenhängende nachbiblische jüdische Geschichte verfasste zwischen 1716 und 1721 der Hugenotte Jacques Basagne.

macht werden, was allerdings sogleich zu einem Problem führte. Wenn nämlich, nach der seinerzeit dominanten hegelschen Geschichtsphilosophie, der Weltgeist sich in Nationen diversifiziert, die über einen langen Umweg und geläutert wieder zusammen zu treffen bestimmt sind, wie nimmt sich darin das Judentum aus, dass als ein Sonderfall einer ›religiösen Nationalität‹ diese Umwegbildung vor einiger Zeit verlassen musste?

Gemeinhin wird das Aufklärungsjudentum als jenes Milieu beschrieben, in dem eine deutsch-jüdische Symbiose bis zu ihrer einseitigen Aufkündigung gelebt worden sei. Man muss sich allerdings stets vergegenwärtigen, was das Aufklärungsjudentum bereits zuvor aufgegeben hatte, indem es seine eigene Herkunft historisierte: Eine ›Wissenschaft vom Judentum‹ im genannten Sinn stellte sich ihrem eigenen Gegenstand entgegen, sie zerriss das Band einer Überzeugung, wonach die göttliche Vorsehung den Lauf der Geschichte bestimmte und damit die *einzigartige* Geschichte eines Volkes ermöglicht hatte. Der Verlust an qualitativer Einzigartigkeit, den die Säkularisierung bedeutete, mochte quantitativ – durch kulturelle Leistungen – nur bedingt ausgeglichen werden. Seine eigentümliche Rechtfertigung erhielt er durch eine Re-Theologisierung der Voraussetzungen einer säkularen Geschichte.

2.

»Ich habe heute morgen noch einen Gedanken gefaßt«, schreibt Heymann Steinthal am Vormittag des 8. April 1852 an den Mann, der bald sein Schwager werden soll, »Wie wärs, wenn wir eine Zeitschrift für psychische Ethnologie gründeten? Um die Sprachforscher anzulocken, die doch einen bedeutenden Leserkreis bilden würden, könnten wir einen Zusatz auf dem Titel machen, etwa: mit besonderer Berücksichtigung der Sprachen. [...] Viele Mitarbeiter finden wir nicht, brauchen wir auch nicht. [...] Das meiste müssen wir selbst tun.«⁴ Von diesem Morgen im anhaltinischen Gröbzig bis zum Druck der ersten Nummer der *Zeitschrift für Völkerpsychologie* vergehen über sieben Jahre. Der enthusiastierte Brieffschreiber ahnte das voraus, ermahnte er doch seinen Adressaten, »vorher noch erst einen Grundriß der Psychologie oder sonst etwas, was Ihre Grundsätze enthält, veröffentlicht [zu] haben.«⁵ Nach Lazarus' Programmschrift *Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie* (1852), der zu großen Teilen in der *Einleitung in die Völkerpsychologie* aufgehen wird, dürfte hier dessen *Leben der Seele* (1855) gemeint sein. Steinthal selbst zieht es nach Paris, wo er nur über den Büchern glücklich ist.⁶ Die Laune aus

⁴ Ingrid Belke (Hg.), *Moritz Lazarus und Heymann Steinthal. Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen*, Tübingen 1971, S. 255.

⁵ Ebd.

⁶ Vgl. den Brief vom 12.9.1852, in: ebd., S. 266 f.

dem Frühling 1852 springt über ins Kalkül, das fast vierzig Jahre lang trägt. Sie bescheidet sich nicht mit dem frisch geöffneten Fenster, wodurch die Zugluft der weiten Welt in die bescheidene Wohnung eines anhaltinischen Gelehrten fährt, der sich »nel mezzo del cammin« wiederfindet – denn sie hat durchaus ihre Vorbilder: Am Vortag hatte Steinthal enthusiastisch im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe gelesen, die Übereinstimmung in ihrer Verschiedenheit gelobt, »zwei so edle Charaktere, die sich gegenseitig so gut beurteilen, sich gegenseitig so neidlos mitteilen«. Würden er und Lazarus mithalten können? Goethe und Schiller sind von Beginn an das Referenzpaar der völkerpsychologischen Bestrebungen; ihre »empirische Ästhetik, welche in der Totalität der Empirie und gelegentlichen Bemerkungen eine totale Theorie enthält«,⁷ wird im Projekt einer »psychischen Ethnologie« dahingehend wiederkehren, als dass diese nicht bloß erforschen, sondern ein erst im Herausbilden begriffenes Volk erziehen soll. Auch die Völkerpsychologie tritt an, dereinst eine »totale Theorie« vorweisen zu können.

Der Hinweis auf Goethe und Schiller koloriert den Horizont, dem die neue Wissenschaft zustrebt. Zugleich verdeutlicht er ihre Grenzen: Ein neuer Anfang soll gemacht werden, und doch soll dieser in einer Tradition stehen. Wieder geht es, auch vor dem Hintergrund der missglückten 1848er Revolution, in der Lazarus als liberaler Redakteur gewirkt hatte, um die Erfindung Deutschlands (und wieder soll das Gute aus der Provinz kommen). Wie sein Freund war Heymann Steinthal ein Jude, aufgewachsen in einer zweigeteilten Kleinstadt, die in den letzten Jahren zu Hoffnungen veranlasst hatte: »In keiner Stadt Anhalt-Dessaus konnten die jüdischen Kinder die christlichen Schulen besuchen, auch als Soldaten wurden sie nicht genommen, bis das Revolutionsjahr 1848 in allen diesen Punkten Änderung brachte.«⁸ Steinthal hatte es besser gehabt als manch anderer, indem er, dessen Begabung rasch aufgefallen war, das nahegelegene Gymnasium und die Jüdische Religionsschule besuchen durfte. Die ab 1848 von oben verfügte Judenemanzipation fand seine Zustimmung, wobei er die Juden nicht lediglich als passives Objekt der Erlasse betrachtete, sondern als Subjekte, die in ihrer jahrhundertelangen Marginalisierung humane Eigenschaften konserviert hatten, welche nach dem Wegfall gesetzlicher Hemmnisse umgehend als bürgerliche Tugenden in den sozialen Verkehr eingespeist werden konnten. Sowohl Steinthals Erinnerungen an die Anhalter Volksschule als auch die an die Gröbziger Synagoge zeigen eine jüdische Bevölkerung, deren späte Anerkennung die Anerkennenden beschämen musste, weil sie nämlich das Bild, das die Deutschen von sich haben wollten, für diese gerettet hatten. Steinthal erinnerte sich an den Chason von Gröbzig, der 1847 eine im Zuge der angehobenen Beamtenbesoldung auch von der Jüdischen Gemeinde offerierte Gehaltserhöhung ausschlug; desgleichen an den Lehrer Baruch Herzfeld, der in

⁷ Ebd., S. 254.

⁸ »Aus den Jugenderinnerungen Steinthals. Mit einer Vorbemerkung von Leo Baeck«, in: *Der Morgen*, Juni 1942, S. 144, erneut in: Belke (Hg.), *Moritz Lazarus und Heymann Steinthal*, S. 375.

diesem Jahr seine Schultätigkeit beendete, das »schönste und gebildetste Mädchen« heiratete und sich »durch seine höhere Bildung und strenge Gewissenhaftigkeit« die Achtung aller, einschließlich der christlichen Mitbürger, verdiente.⁹ Steinthal demonstriert den Stolz des Provinzlers, der seine Herkunft transzendiert, indem er sie bewahrt. Das ist wiederum ein sehr deutsches und romantisches Motiv – und deshalb eines der jüdischen Sozialgeschichte in Deutschland. Am Tag, bevor er Lazarus die Zeitschriftenidee erläutert, schildert er sein Unbehagen an einem bloß emanzipierten Judentum, an den Jüngeren, die weder »naive Religiosität« noch »Bildung« besitzen, »aber eingebildet, aufgeklärt, ohne Begeisterung für Höheres« seien. Die rein funktionale Intelligenz, die kosmopolitische Smartheit, werden in wenigen Jahrzehnten zum Standardvorwurf antisemitischer Propaganda; sie gehören im April 1852 für Steinthal zu den verachtenswerten Eigenschaften jener, die weder deutsch noch jüdisch sind.

Der assimilatorische Charakter der Völkerpsychologie wird in der Regel mit Moritz Lazarus assoziiert. Lazarus entstammte einer Rabbinenfamilie und hatte in früher Kindheit etliche Benachteiligung aufgrund seiner Herkunft erleiden müssen, erst mit zwanzig Jahren durfte er aufs Gymnasium und begeisterte sich später als Student in Berlin für Herbart und Hegel. Sein Bildungsweg hatte ihn aus einer polnischen Kleinstadt ins Herz Preußens geführt, hatte Abnabelungen notwendig gemacht und sein schlechtes Gewissen anschwellen lassen. Ingrid Belke sieht in der nachdrücklichen Verunsicherung eine Hauptursache für seine Orientierung am Zuspruch der Anderen, mit denen er es sich nicht verderben wollte:

Lazarus hatte sein Leben lang – auch auf wissenschaftlichem Gebiet – die gefährliche Neigung zu harmonisieren, auszugleichen, damit zu nivellieren und zu generalisieren. [...] Dieses Bedürfnis nach Harmonie und zu harmonisieren entsprang wohl einer inneren Unsicherheit, die durch den latenten oder offenen Antisemitismus seiner nächsten Umgebung noch vergrößert wurde, selbst oder gerade dann, wenn man ihn, Lazarus, ausdrücklich davon ausnahm.¹⁰

Das führte zu Krisen, dem Ringen um den jüdischen Geist, den er, obwohl vom griechisch-abendländischen Denken weit entfernt, dennoch mit diesem und später mit dem preußischen Ideal vereint sehen wollte: »Ihre Gegensätze, ihre zum Teil himmelweite Entfernung voneinander war meine Qual!« Lazarus wuchs nicht aus einer Quelle, sondern in der Spannung. Den Sinn der Tradition fand er in Hegels Geschichtsphilosophie, dessen sich durch mehrere Instanzen vermittelnder absoluter Geist historische und persönliche Theodizeefragen beantwortete. Eine Vermittlungsstufe ist der »objektive Geist«, der bei Lazarus früh zum Inbegriff aller über-

⁹ Vgl. die den Band abschließende Erinnerung Steinthals, »Aus der Synagoge«, in: ders., *Über Juden und Judentum*, Berlin 1925, S. 296–305.

¹⁰ Ebd., S. XVII.

individuellen Manifestationen des Geistigen in einer Gemeinschaft wurde, und den er »Gesamtgeist« taufte.¹¹ In ihm verankerte er die Bestimmung des Individuums, sah er dessen Widersprüche »harmonisiert« und »aufgehoben«.¹² Die Vorordnung des Ganzen vor seinen Teilen vertrat Lazarus auch in politischer Hinsicht.

Im Gegensatz dazu erscheint Steinthal nüchterner, als ein am Partikularen interessierter Gelehrter. Die Idee der *Völkerpsychologie*, wie der Freund sie ihm vorstellte, war ihm vermutlich willkommen, um eine vereinigende Form für die Vielfalt seiner Interessen zu finden. So wurde er zum maßgeblichen Redakteur und Redigierender des Journals. Im April 1852 war er vor allem Sprachwissenschaftler und Sprachphilosoph, der wie sein Lehrer August Boeckh die Philologie als Geschichtswissenschaft ansah,¹³ was sich besonders Humboldts Ausführungen *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* verdankte. Von hier aus bezog er gegen Hegel Stellung, da er dessen behauptete Identität von Denken und Sein gerade ob der empirischen Materialität der Sprache als Form des Gedankens nicht teilen konnte. Die Sprache sei das bildende Organ des Gedankens, heißt es dazu in Steinthals *Der Ursprung der Sprache* von 1858, nicht zuletzt verdanke sich ihre Gestalt der Wechselbeziehung mit der sozialen Umgebung. Bereits in der Gröbzigener Kindheit war ihm der Zusammenhang von Sprache und sozialer Identität augenscheinlich geworden: »Wir jüdischen Kinder sprachen weder wie unsere Väter und Mütter, noch auch wie die christlichen Kinder, die natürlich genau so wie ihre Eltern sprachen. Es war ein gemäßigtes Judendeutsch.«¹⁴ War das Echo der Muttersprache mit seinen längst ausgebleichten hebräischen Worten ein historischer Abgesang oder schon Übergang zu etwas Neuem?

¹¹ Vgl. Moritz Lazarus, *Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie*, in: *Deutsches Museum: Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben* 1 (1851).

¹² »Ehre! was ist Ehre«, fragt schon der zweite, »Ehre und Ruhm« überschriebene Teil des *Lebens der Seele*, »ist sie nicht die stärkste magnetische Kraft im Bereiche des inneren Lebens [...]?« (Berlin ³1883, S. 127) Der Ehrbegriff umfasst gegenwärtige, zukünftige und vergangene soziale Anerkennung und scheint damit genau das für eine umfassende Selbstversicherung nötige Konzept zu sein. Den daraus sprechenden Vorrang der Relationalität vor substantialistischen Kategorien erkennt eine mehr biographische Perspektive als jene Flucht nach vorn, in dem das deutsche Judentum mit Versatzstücken vor- und nachmals deutschnationaler Diskurse seine eigene und damit die Modernisierung der anderen ermöglichte.

¹³ Vgl. August Böckh, *Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*, Leipzig 1877, S. 68.

¹⁴ Belke (Hg.), *Moritz Lazarus und Heymann Steinthal*, S. 375.

3.

Die im April 1852 angekündigte Vereinigung von Spekulation und Empirie hielten die Leser im Frühjahr 1860 in Händen. Vorangestellt war eine umfangreiche Einleitung der Herausgeber, eine Art Wissenschaftslehre. Der erste Teil, davon ist auszugehen, stammte überwiegend aus Lazarus' Feder und wurde von Steinthal nur gelegentlich ergänzt. Die Völkerpsychologie wird grundsätzlich als »völkergeschichtliche (ethnologische und politische) Psychologie« begriffen,¹⁵ mit anderen Worten als Wissenschaft der kollektivprägenden Wechselbeziehungen von historischen, ökologischen und ›geistigen‹ Faktoren. Die neue Wissenschaft will zwei ihrer Vorläufer ergänzen: zum einen die Psychologie, die einseitig bleibe, solange sie den Menschen als allein stehend betrachtet, zum anderen die Geschichte als – hegelianisch gesprochen – »Naturgeschichte des Geistes«, die über die physiologischen Gesetzmäßigkeiten ihres Gegenstandes aufgeklärt werden soll.¹⁶ Unterschiede zur Individualpsychologie werden durchaus thematisiert, jedoch ohne, dass dadurch wesentliche methodische Grundannahmen in Frage gestellt würden. Der Mensch »als gesellschaftliches Wesen« sei zwar ein »ganz anderer Gegenstand als der einzelne Mensch«, denn »innerhalb des Menschen-Vereines« handele es sich nicht mehr um »Verhältnisse im Menschen, als zwischen Menschen«,¹⁷ doch werden strukturelle Entsprechungen zwischen Mikro- wie Makroebene vorausgesetzt.¹⁸

Dichotomien sah man zunächst anderswo. Mit dem Verhältnis Geist – Natur hat die Völkerpsychologie nicht zuletzt das von Freiheit zu Notwendigkeit zum Gegenstand. Nach der Herbartianischen Psychologie, die Lazarus im wesentlichen Modell stand, unterschied sich »Geist« von »Natur« nicht so sehr durch den in beiden Fällen gleichbleibenden Charakter der wirksamen Gesetze, als vielmehr durch Entwicklung und Fortschritt.¹⁹ Steinthal mochte es ähnlich sehen, hatte er doch zwischen 1852 und 1856 in Paris bei Auguste Comte die »positive Philosophie« gehört, und obgleich er dessen Reden von »Gesetzen der Geschichte oder der socialen Dy-

¹⁵ Lazarus, *Völkerpsychologie*, S. 154. In ihrer konkreten Durchführung, der »die wirklich existierenden Volksgeister und ihre besonderen Entwicklungsformen« behandeln soll, wird die »Völkerpsychologie« zur »psychischen Ethnologie«.

¹⁶ Wilhelm Wundt bezweifelte, »daß die Vertreter der Geschichte und der verschiedenen andern Geisteswissenschaften mit der hier ihnen zugedachten Rolle zufrieden sein werden. Im Grunde ist all ihr Tun doch nur dazu bestimmt, einer künftigen Völkerpsychologie Handlangerdienste zu leisten.« Wilhelm Wundt, *Probleme der Völkerpsychologie*, Leipzig 1911, S. 4 f.

¹⁷ *Einleitung in die Völkerpsychologie*, in: Georg Eckardt (Hg.), *Völkerpsychologie. Versuch einer Neuentdeckung. Texte von Lazarus, Steinthal und Wundt*, Weinheim 1997, S. 131.

¹⁸ Für eine system- und differenztheoretische Erörterung der epistemologischen Voraussetzungen der Völkerpsychologie vgl. Gerhard von Graevenitz, »Verdichtung. Das Kulturmodell der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft«, in: Aleida Assmann, Ulrich Gaier, Gisela Trommsdorff (Hg.), *Positionen der Kulturanthropologie*, Frankfurt a. M. 2004, S. 148–171, insbes. S. 153–158.

¹⁹ Vgl. Johann Friedrich Herbart, *Sämtliche Werke*, Bd. 6: *Psychologie als Wissenschaft*, Leipzig 1850.

namik« als »breit und präventiös« empfand, in einer zur »rationalen Geschichte und Gesellschaftslehre« strebenden Psychologie viel Lobenswertes entdeckt.²⁰ Comte war zwar »langweilig«, mit Herbart verglichen ein Wicht, aber das nicht weniger enzyklopädische als wohl proportionierte Theoriedesign wusste zu betören.²¹ Freiheit von Natur aus – das war der von der Geschichte gebotene Weg, letztlich nichts anderes als die Befreiung der Natur – und nicht einfach die aufgeklärte »Emanzipation ins Leere«, die Steinthal beim Blick aus seinem Gröbzig Fenster abgestoßen hatte.

Dennoch besteht das theoretische Problem der Völkerpsychologie in der kausalen Vermittlung einer emergenten Ebene mit der ihr zugrunde liegenden Basis. In dieser Problemstellung konvergiert sie mit der Sprachwissenschaft und offenbart ein passantes, wie die Paradoxien, mit denen die Romantiker noch lustvoll um sich geworfen hatten, in einem Zeitalter umfangreicher empirischer Forschung abgetragen werden mussten. In der *Einleitung in die Völkerpsychologie* wird die Komplexität durch Analogien abgeschwächt: »Wie die Biographie der einzelnen Persönlichkeit auf den Gesetzen der individuellen Psychologie beruht: so hat die Geschichte, d.h. die Biographie der Menschheit, in der Völkerpsychologie ihre rationale Begründung zu erhalten.«²² Im Sinne der Herbart'schen Psychologie²³ konzipieren die Autoren das Subjekt ihrer Forschungen, den »Volksgeist«, wobei es zunächst zu zeigen gelte, »wie sich die einfacheren, elementaren Kräfte des menschlichen Bewußtseins combinieren zu complicirten Gesamtkräften und Gebilden des Volksgeistes; so daß wir allmählich alle wesentlichen Formen und Erzeugnisse des Zusammenlebens der Menschheit [...] sich gegenseitig hemmen und auch fördern sehen.«²⁴ Die für die Empirie nicht unwesentliche, allerdings mit Herbart nicht zu beantwortende Frage lautet, *wie* aus Individuen eine kollektive Einheit entsteht, die wiederum den individuellen Geist erst hervorbringt.²⁵ Es geht um eine Theorie der Verschränkung, die – anders als eine mechanistische Theorie – Kausalität nicht mit einer nacheinander ablaufenden Folge von Ereignissen gleichsetzt. Im Volksgeist begegnet ja kein Zusatzeffekt, keine Gloriole des Individuellen, sondern er bestimmt maßgeblich den Menschen, der immer schon mit anderen spricht, von ihnen hört und liest, vergangenen Traditionen folgt und sich mit ihnen über die Zukunft austauscht. Der Volksgeist ist »was die bloße Vielheit der Individuen erst zu einem Volke macht, das Band, das Princip, die Idee des Volkes«. Er schlägt sich nieder in

²⁰ Zur Bedeutung der französischen Jahre vgl. ausführlich Céline Trautmann-Waller, *Aux origines d'une science allemande de la culture*, Paris 2006.

²¹ Vgl. Belke (Hg.), *Moritz Lazarus und Heymann Steinthal*, S. 266 f.

²² Eckardt (Hg.), *Völkerpsychologie*, S. 146.

²³ Vgl. Herbart, *Psychologie als Wissenschaft*, S. 33.

²⁴ Eckardt (Hg.), *Völkerpsychologie*, S. 148.

²⁵ Die Gleichursprünglichkeit von Individuum und Gesellschaft stand auch für Herbart außer Zweifel. Dessen Überlegungen zur Psychologie des Kollektiven verwenden indes das egologische Modell des Bewusstseins, wodurch der Individualgeist als Erklärungsmodell des »Gesamtgeistes« verbindlich bleibt.

dem, »was an dem verschiedenen geistigen Thun der Einzelnen mit dem aller Andern übereinstimmt.« Doch redet die *Einleitung* um ihr Subjekt herum, solange offen bleibt, wie die »Idee des Volkes« dieses oder jenes Volk schafft, wie eine qualitative Einheit aus einer quantitativen Vielheit hervorgeht. »Es entsteht hier also die Frage: Was ist ein Volk? Was macht dasselbe zu diesem bestimmten Volke?« Wenn der Text »Idee« und »Prinzip« quasi im selben Atemzug nennt, suggeriert er eine Gleichursprünglichkeit von mentaler Repräsentation und Formursache. Er stellt sie in den Kontext eines Sollens und verhindert dadurch eine substantialistische Fassung des Volkes, die es beispielsweise auf die Abstammung zurückführen würde – vielmehr wird gefordert, dass das jeweilige Volk-Sein eine geistige Durchdringung der im lebensweltlichen Zusammenhang vor- und aufgegebenen Gemeinschaftlichkeit darstelle: »Das, was ein Volk zu eben diesem macht, liegt wesentlich nicht sowohl in gewissen objektiven Verhältnissen wie Abstammung, Sprache u.s.w. an sich als solchen, als vielmehr bloß in der subjektiven Ansicht der Glieder des Volkes, welche sich alle zusammen als ein Volk ansehen.«²⁶ Rasse und Stamm sind natürliche Kategorien, die für die Lebenswelt kontingent sind. Und genau weil es um Gesetze der Entwicklung und des Fortschritts zu tun ist, also um das Hinausgehen der Natur über sich selbst, muss der Begriff des Volkes ein intellektueller sein. »Volk ist ein geistiges Erzeugnis des Einzelnen, welche zu ihm gehören [...] sie sind nicht ein Volk, sie *schaffen* es nur unaufhörlich. Genauer ausgedrückt ist das Volk das erste Erzeugniß des Volksgeistes«, heißt es weiter im Text.²⁷ Dieses Erzeugnis entspringt der räumlichen und sachlichen Nähe, die »geistig anerkannt« zur »subjectiven Macht« aufsteigt.²⁸ Modern gesprochen handelt es sich also um institutionalisierte Interaktion. Sie rekrutiert (und initiiert) die Menschen, die im Laufe der Zeit das Volk als »unaufhörlich« dichterem Verweisungszusammenhang erweitern und modifizieren. Die Institutionalisierung erfolgt als Ausbildung eines symbolischen Systems, und genau in diesem Sinne darf man anführen, dass die Sprache »als solche« eben doch ihre Macht entfaltet.²⁹ Die Möglichkeit, über die Lazarus und Steinthal nicht verhandeln, ist die Ablehnung: Wenn das Volk die explizite Affirmation des Unhinterfragbaren, schlechthin Gegebenen bedeutet, so

²⁶ »Volk« und »Völker« gibt es nur als ein »System kultureller Konstrukte«, von Graevenitz, »Verdichtung«, S. 152. Voraussetzung des völkerpsychologischen Volksbegriffs ist eine Modernisierung, in der die Relationalität und Perspektivität menschlichen Verhaltens allgemein anerkannt worden ist und in der niemand an irgendeiner Stelle die Interdependenzketten aufzukündigen vermag. Deshalb ist eine der Pointen der Völkerpsychologie die rückwärtige Erfüllung der 1848er Hoffnungen, genau in dem Sinn, wie bei Hegel der Geist »wirklich« wird.

²⁷ Eckardt (Hg.), *Völkerpsychologie*, S. 164.

²⁸ Ebd., S. 165.

²⁹ Steinthal und Lazarus beschreiben somit durchaus, was bei Berger und Luckmann als »Verdinglichung« wiederkehrt (vgl. *Die soziale Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt 1976), und die Konsequenz, die man aus ihren Ansätzen ziehen muss, führen auch zu einer »Theorie des kommunikativen Handelns« *avant la lettre*.

setzt auch dessen Negation eine Bejahung voraus, die den, der die Zugehörigkeit zum Volk leugnet, zu dessen Glied macht. Lauert hier eine Aporie?

Ein Konzept, gerade am Anfang eines Periodikums, das die Stichhaltigkeit erst noch belegen soll, ist stets korrigierbar. Darin wird es dem Gegenstand gerecht. Der Dreh- und Angelpunkt der »Völkerpsychologie« besteht schließlich in der Begründung seines Subjekts durch die eigene Tat. Das Volk wird durch den Volksgeist erzeugt, zugleich drückt sich im Volksgeist das Volk aus. Soll der Volksgeist mehr sein als ein bloßer dem Einzelnen einwohnender Trieb, sich einem Volk hinzuzugesellen – gleichsam »Geist zum Volk-Sein« –, der doch den individualpsychologischen Bereich nie zu verlassen bräuchte, so muss hier an jene Autopoesis gedacht werden, wie sie Fichte in seiner »Tathandlung« präfiguriert hat. Das Forschungsdesiderat ist nicht unbeträchtlich.³⁰ Für den Philosophen galt, dass als Subjekt einzig anzuerkennen sei, was sich selbst begründe, seine eigene Basis erschaffe. In der *Wissenschaftslehre* ist es das Ich, das »ursprünglich schlechthin sein eigenes Sein« setzt, sich »schlechterdings« ein Nicht-Ich entgegensetzt und in einem dritten Schritt beide als je teilbare Momente seiner selbst einklammert.³¹ Die transzendente Geschichte des Ich besteht in der permanenten Erzeugung seiner eigenen Voraussetzungen. Dieser Begriff des Ich ist zirkulär, und Fichte erfuhr einige Kritik auch durch den von den Völkerpsychologen verehrten Herbart.³² Andererseits verfügte man über kein vergleichbares Modell, das Autonomie, Gesetzmäßigkeit und Fortschritt plausibilisierte. Mit ihm wurde nicht bloß Geschichte erklärt, sondern vor allem »gemacht«, was zumal dem historischen Hintergrund der Völkerpsychologie und dem Operationalitätsanspruch zugute kam, in dem die Autoren, die sich europaweit nach dem Stand der Wissenschaften umsahen, ein nicht ganz unwesentliches Kriterium zur Beförderung ihrer Bemühungen erblickten. Durch die Übernahme der Fichte'schen Selbstbegründung kann die Völkerpsychologie über-

³⁰ Auf Fichte wird sowohl in Ingrid Belkes großen Einleitungen als auch in späteren Arbeiten zur Völkerpsychologie oder zum Judentum Steinthals und Lazarus' lediglich im Zusammenhang mit der generellen Rezeption der idealistischen Philosophie eingegangen. Dabei zeigen die Briefe Fichte als eine Autorität, an der man sich abzarbeiten hatte (Lazarus in seinen Ausführungen zum Problem der Determination, in der er die Rückgewinnung der Metaphysik durch die Ethik ins Auge fasst – »Ich will eine Ordnung der Vorstellungen nach meinem Willen« – und zur Überbietung ansetzt – »Fichte war hier auf gutem Wege, aber er hat vergessen, was ich nachholen will« [31. Juli 1853]). Bei Steinthal gibt es die halb spöttisch, halb ehrerbietig gemeinte Charakterisierung eines besonders geistreichen Nachmittags: »In einer Stimmung, wie meine jetzige ist, hat Fichte sein Ich entwickelt.« [10. Juni 1851]).

³¹ Vgl. die »Grundsätze der gesamten Wissenschaftslehre«, in: Johann Gottlieb Fichte, *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* [1794], Hamburg 1997, S. 63 ff.

³² Herbart kritisierte, dass das Ich letztlich erst im Selbstbewusstsein existiere, wie Fichte eingestanden hatte. Das reine Selbstbewusstsein aber sei die Vorstellung des sich vorstellenden Ich, ad infinitum, und somit sei kein Fortschritt möglich. Vgl. Johanna Hopfer, *Das Subjekt im neuzeitlichen Erziehungdenken. Ansätze zur Überwindung grundlegender Dichotomien bei Herbart und Schleiermacher*, Weinheim, München 1999, S. 50 f.

haupt erst jene Wissenschaft goetheschen Zuschnitts werden. Heißt es nicht in *Faust I*: »Im Anfang war die Tat«?

Nach dem Grundsätzlichen kommen die Arbeitsaufträge für die empirische Forschung. Sogleich bekommt es der Volksgeist mit dem Wechselverhältnis von Ideal und Faktizität zu tun. Hier findet das, was autonom hergeleitet wurde, seine Grenzen. »Kein Volksgeist ist Erzeugniß der Natur; und keiner ist so, wie er ist, ohne Mitwirkung der Natur. Es ist nicht gleichgültig für den Volksgeist, ob das hauptsächlichste Nahrungsmittel des Volkes in Fleisch oder Kartoffeln besteht; aber daß dieses oder jenes der Fall ist, hängt schon selbst wieder von dem, noch durch ganz andere Verhältnisse bestimmten, Volksgeist ab.« Demnach verstärkt die Natur die Anlagen des jeweiligen Volksgeistes, lässt ihn unter Umständen neue Bedürfnisse entwickeln, aber dies in einer einmal eingeschlagenen Richtung. In welcher Weise an eine – zurückwirkende – Umgestaltung der natürlichen Umgebung gedacht ist, kann nur vermutet werden.³³

Etwas anders verhält es sich dort, wo der Geist sich selbst ins Angesicht blicken darf, in der Sprache. Die Sprache gilt ohnehin als »das erste geistige Erzeugniß, das Erwachen des Volksgeistes«. Sie ist Medium des Mediums, Energie, nicht Werk, wie es schon bei Humboldt hieß, der gleichfalls geschrieben hatte, durch die Sprache erst werde der Mensch zum Menschen, um sie aber zu entwickeln, habe er in gewisser Weise schon Mensch sein müssen.³⁴ Was Humboldt als göttliche Mitgift verehrte, ist nunmehr Ergebnis von Interaktion und Gemeinschaftsbildung. Sprechen bedeutet für Steinthal Vorstellen, wie Ingrid Belke sehr schön pointiert hat.³⁵ Genetisch gesprochen: Aus den Reflexlauten des unter gleichartigen Genossen lebenden Wesens werden Mittel, durch die Anschauungen gesondert werden. Sprechen bedeutet sich selbst zu verstehen, aber nicht isoliert, sondern »[i]ndem man sich durch den anderen verstanden sieht«, »das ist der Anfang der Sprache«.³⁶ Die Sprache verkörpert das soziale Apriori, eben weil die durch sie möglichen Auslegungsprozesse als Selbstausslegung erfolgen. Die kultivierte Sprache schließlich gilt als der »vollkommenste Ausdruck des Volksgeistes«, verbreitet sie ihn doch nicht lediglich auf der planen Erde, sondern vertieft ihn von Generation zu Generation. Sie ist veränderlich und wirkt in ihren Veränderungen zurück. Vor allem aber be-

³³ Zwar klingen schon in der *Einleitung* einzelne Momente der naturwissenschaftlichen Evolutionstheorien an, Auftrieb erhalten sie indes erst in Wilhelm Wundts »zweiter« *Völkerpsychologie*, nachdem beispielsweise Spencers *System der synthetischen Philosophie* (1858) lamarckistisch die Determination der sozialen Lebensformen durch die Umwelt behauptet hatte. Darwins Theorie der natürlichen Zuchtwahl erblickt erst 1859 das Licht der Öffentlichkeit, zu spät, als dass sie noch Eingang in die *Einleitung* hätte finden können.

³⁴ Wilhelm von Humboldt, *Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung* [1820], in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. IV, Berlin 1968 [Leitzmann-Nachdruck], S. 15.

³⁵ Belke (Hg.), *Moritz Lazarus und Heymann Steinthal*, S. 54.

³⁶ Heymann Steinthal, *Abriß der Sprachwissenschaft*, Berlin 1871, S. 388.

wirkt sie Gleichheitsvorstellungen, denen, als eher sekundärer Effekt, Vorstellungen gemeinsamer Abstammung entsprossen, die man in der Mythologie besichtigen kann. Der Volksgeist wird zeitlich etwas später durch die Schrift, die geronnene Sprache befestigt, die als das »wirkliche Selbstbewusstsein des Volkes« gelten darf – und daraus zurückschaut wie aus einem Spiegel, der gleich zerbricht: Denn mit der Schrift wird der Volksgeist partikularisiert, wie man schon an der normativen Fixierung der Sittlichkeit sehen könne. »Eine zu kräftige Entwicklung der Eigenhümligkeiten des Einzelnen muß dem Gesamtgeist schaden«, warnen die beiden Gelehrten.³⁷ An diesem Vorbehalt wird am deutlichsten, wie sehr sie den »Volksgeist« als Symbol (und als Vertreter) für die sonstige Sprachlosigkeit und Unhinterfragbarkeit der Lebenswelt und ihrer Sinnhorizonte konzipiert haben, das heißt, als ein recht besehen selbstwidersprüchliches Gebilde: Denn was soll ein »Geist«, der zugrunde geht, wenn er tut, was ein Geist eben tun muss: trennen, unterscheiden, synthetisieren, Stellung beziehen? Als Geist bleibt der »Volksgeist« ein Phantasma.

4.

Wirkung und Bedeutung der *Zeitschrift für Völkerpsychologie* stehen durchaus im Kontrast zur Stringenz ihrer programmatischen Vorrede. Die wissenschaftliche Völkerkunde, zu der Lazarus und Steinthal in Deutschland einen Anstoß gaben, behandelt die *Einleitung* trotzdem nicht allein mit der üblichen Mischung aus Nachsicht und Vergessen, sondern auch mit ideologischen Vorbehalten. Das gesamte Unterfangen, seine Zentrierung zwischen 1852 und 1860, steht nämlich wenigstens in Teilen als politisches Projekt vor Augen, das der äußeren Einheit Deutschlands, um die sich Preußen verdient machen sollte, eine innere Form liefern sollte. Ihre beiden Pole sind das Scheitern der Revolution von 1848 und die Reichsgründung im Januar 1871. Als die Zeitschrift 1860 zum ersten Mal erschien, geschah dies just, als der Hohenzollernkönig seine Hegemonialansprüche auf das gesamte Reich nach längerer Pause wieder explizierte. Steinthal und Lazarus hatten der politischen Integration zugearbeitet, zugleich hatten sie diese an wichtigen Stellen korrigiert. Ihr weitgehend mentalistischer, beinahe konstruktivistischer und Genealogien nicht länger als Argument, sondern vielmehr als Konstruktionen eigener Art wertender Volksbegriff schien ganz den Emanzipationsbestrebungen des aufgeklärten Judentums zu entsprechen;³⁸ der daraus hervorgehende Begriff des Deutschen, der die eigene Absorptionsfähigkeit in den Mittelpunkt stellt, wurde

³⁷ Eckardt (Hg.), *Völkerpsychologie*, S. 197.

³⁸ Kulturelles Gedächtnis ist für die Völkerpsychologie eben kommunikatives Gedächtnis, während ein umfassenderer Zeithorizont von Eliten bereitgestellt wird, deren Konzepte sich zwar vom »Gesamtgeist« nähren, aber letztlich keine überindividuelle Relevanz beanspruchen können. Das ver-

allerdings nur von der jüdischen Intelligenz in Besitz genommen. »Wir Deutsche sind bekanntlich am meisten geeignet und geneigt, das Fremde aufzunehmen«, heißt es nicht ohne Stolz, und man kann den ähnlichen Satz fünfzig Jahre später bei Georg Simmel vernehmen,³⁹ dem Juden aus Berlin, dem ersten deutschen Soziologen. Zum völkerpsychologischen Gemeingut gehörte der Volksgeist als eine Einheit von Einheit und Verschiedenartigkeit, in der die Abkömmlinge der unterschiedlichen Stämme und Mundarten zusammenfanden, weil sie alle den Entschluss getroffen hatten, ihrer faktischen Gemeinschaft eine objektive geistige Form anzudienen. Bei Lazarus und Steinthal kann man die Idee eines Kontinuums von Nahdistanzen erkennen, und es fällt schwer, irgendwo einen Schnitt zu setzen und zu sagen: Bis hierhin und nicht weiter. Vielleicht ist das schwerwiegendste Versäumnis, dass die Völkerpsychologie keine Theorie der Abgrenzung und folglich keine »politische Theorie« enthält.⁴⁰

Dafür sorgten andere. Die Herausforderung gipfelte im Berliner Antisemitismusstreit 1879–1881, zeichnete sich aber bereits vorher ab. Besonders Lazarus erfuhr schmerzhaft, dass staatliche Autorität und bürgerliche Freiheit umso weniger gemeinsam hatten, je näher sie ihrem Ziel zu kommen schienen, während Steinthal in dieser Hinsicht schon zuvor realistischer gedacht hatte. Der innerdeutsche Kampf um eine Leitkultur – dem Antisemitismusstreit ging der »Kulturkampf« gegen den Katholizismus voraus –, der ideologisch durchaus als Bekenntnis zur unbedingten Autonomie gestaltet werden konnte (nämlich gegen die Heteronomien des »Papismus« und des »Gesetzes«), machte einmal klarer, dass den Völkerpsychologen die Eigengesetzlichkeit des Politischen entgangen war. Folgendes Zitat von Moritz Lazarus aus dem Jahr 1879 lässt in diesem Zusammenhang den heutigen Leser fast betreten zu Boden blicken: »Wir dürfen nicht blos, wir müssen, um vollkommene, im höchsten Maße leistungsfähige Deutsche zu sein, Juden sein und bleiben. Nicht nur berechtigt, verpflichtet sind wir, was wir als Stamm an geistiger Eigenart, als Religion oder Erbtugend oder Erbweisheit besitzen, auch zu erhalten, um es in den Dienst des deutschen Nationalgeistes als einen Theil seiner Kraft zu stellen.«⁴¹ Die Integration in eine höhere Einheit bedarf einer tradierbaren Herkunft, aus der der Integrationsdruck selbst begründet werden kann – ein Gedanke, der letztlich die Differenz schärfen muss, wo er die Einheit betonen soll. Das Be-

gleichsweise pluralistische und demokratische Medium der Zeitschrift spiegelt diesen Ansatz nicht zuletzt darin, dass es Vielheit als Systemeffekt hervorbringt.

³⁹ Eckardt (Hg.), *Völkerpsychologie*, S. 196. Vgl. auch Georg Simmel, *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen*, Berlin 1917, S. 33 f.

⁴⁰ Das bedeutet selbstverständlich nicht, sie sei unpolitisch gewesen. Wer eine Relation einnimmt, schließt automatisch andere Relationen aus, Einheit gibt es nicht ohne Differenz. Eine Theorie der Abgrenzung war jedoch verzichtbar, weil wenigstens im ersten Schritt die Teilhabe am nationalen Diskurs legitimiert werden sollte.

⁴¹ Moritz Lazarus, »Was heißt ›national‹?«, in: ders., *Treu und frei. Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judenthum*, Leipzig 1887, S. 90 f.

wusstsein, dass die deutsche Mehrheit seinen Volksbegriff nicht teilte und nicht teilen wollte, war Lazarus noch nicht gegenständig genug geworden. Stattdessen depotenzierte er ideologisch das Judentum auch derer, die es uneingeschränkt verfochten. Vereinnahmung wird zur Selbstverleugnung.⁴² Und genau an dieser Stelle werden einige Jahrzehnte darauf die Kulturzionisten alles daran setzen, eine diametral entgegengesetzte Bewegung ins Leben zu rufen, indem sie auf ganz ähnliche Instrumente zurückgreifen.

Auffällig ist, dass bereits die *Einleitung* von 1859/60 das Judentum als einen klassifikatorischen Sonderfall aufführt, der so seltsam ist, dass er als Ausnahme vor allem die Regel bestätigt. An zwei Stellen kommt im Text das Judentum als völkergeschichtliche Anomalie zur Sprache – einmal im Kontext von Sittlichkeit und Gesetz, ein andermal im Paragraphen zum »Untergang des Volksgeistes«. Diesem, heißt es dort, entschwänden seine Ideale, wenn die Einzelnen sie »am glänzendsten empfangen. Ganz im Gegenteil wurden im jüdischen Volk zur Zeit seines Unterganges die Ideale lebendig, welche früher nur das Eigenthum der wenigen waren. Daher die völlig abweichende Geschichte dieses Volkes.«⁴³ An einer historisch signifikanten Stelle wurden demnach Volk und Ideal entkoppelt, eine Voraussetzung für jene Universalisierung und Zerstreung, in der die welthistorische Mission des Noch-Nicht oder Eben-Noch-Volkes besteht, das nach der Tempelzerstörung als ›Imagined Community‹ fortwirkte. Die »völlig abweichende Geschichte« liegt darin, dass das Judentum sich nicht überlebt hat, sondern das nach der Volksgeist-(oder Weltgeist-)Logik in seiner Geschichte Ausstehende und Unabgegoldene in anderen Kontinuen von Nahdistanzen erst einmal realisiert werden muss.⁴⁴ Denn auf lange Sicht bleibt in der Geschichte nichts unerfüllt: »Es ist hier nicht unsre Absicht, den Fortschritt in der Weltgeschichte zu beweisen; vielmehr wollen wir nur, ihn als anerkannt voraussetzend, darauf hinweisen, daß er sowohl bei der Betrachtung der Geschichte nur eines Volkes, als auch bei der Vergleichung der neuen Völker mit den alten, noch in tieferer Weise vorhanden ist, als man wohl meinen mag«, ebenso wie sich im Verfall eines Volkes stets »die Vorbereitung zu einer neuen Erhebung, die Entstehung neuer Keime« ankündige.⁴⁵

⁴² Zu den Aporien der Assimilation äußerte sich am luzidesten der Prager Lyriker und Oxforder Sozialanthropologe Franz Baermann Steiner. Vgl. ders., *Feststellungen und Versuche. Aufzeichnungen 1943–1952*, Göttingen 2010.

⁴³ Eckardt (Hg.), *Völkerpsychologie*, S. 197.

⁴⁴ Der Interpretationsvorschlag deckt sich mit Lazarus' Äußerung, u. a. der zitierten von 1879. Fast überflüssig zu kommentieren, dass die jüdische Paradoxie, mit der Lazarus seinen Anteil am Deutschtum vertiefen wollte, dem Antisemitismus weiteren Vorschub leistete. Der deutsche Ethnologe Wilhelm Mühlmann etikettierte die Juden als »Scheinvolk«, administrierte sie fort, wo Steinthal und Lazarus einen Übergang ins Auge fassten. Vgl. auch Thomas Hauschild, »Jews and the Other in German Anthropology«, in: *American Anthropologist* 99/4 (1997), S. 749 f.

⁴⁵ Eckardt (Hg.), *Völkerpsychologie*, S. 192 f.

Dass es mit dem je schon asynchronen Judentum nicht ›normal‹ zugeht, prädestiniert es für die utopischen Narrative Benjamins oder Blochs – man denke nur an dessen Rede vom ›Vorschein‹ in der Geschichte. Zugleich ist die Überlegung im Kontext der ›Völkerpsychologie‹ gefährdet, denn die Anomalie ist nur dann gerechtfertigt, wenn ›Höherentwicklung‹ nicht automatisch mit ›Späterentwicklung‹ verrechnet wird. Dazu bedarf es rekursiver Abläufe, wie sie die sich wiederholende Natur bereitstellt. Es ist nicht einfach Dekoration, sondern rhetorisches Argument, wenn Lazarus und Steinthal Geschichte vegetabilisch veranschaulichen (›Keim‹, ›Blüte‹). Ändern sich die auf die Natur bezogenen Überzeugungen, werden Bilder wider besseres Wissen verwendet, so zeitigt dies Auswirkungen auf die Glaubwürdigkeit der Völkerkonzeption. In dieser wurde die Querverbindung zwischen Natur- und ›Geisteswissenschaften‹ als ein objektives Faktum stark geschrieben, während andere Autoren dazu übergingen, die apriorischen Bedingungen des synthetisierenden Bewusstseins, das diese Querverbindungen zog, zu thematisieren und somit positivistischen Versuchen auszuweichen. Das geschah in Diltheys Kritik, in seinem Bemühen, das *Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat* von naturalistischen Einflüssen frei zu halten, das in einem »kleinen Buch[...] contra Lazarum, Lazaristas, Millium etc.« gipfelte.⁴⁶

Auch deshalb war der Effekt, den die Lektüre von Charles Darwins *On the Origin of Species* (1859) und der für sozialevolutionistische Deutungen expliziteren Schrift *The Descent of Man* auf Heymann Steinthal ausübten, ebenso erhebend wie niederschmetternd. Seine 1875, nach jahrelangem Hin- und Hererwägen dokumentierte Absage an die »drei Ideen Gott, Unsterblichkeit und Freiheit« muss vor dem Hintergrund einer in sich erschütterten Gesamtkonzeption interpretiert werden. Nachdem Darwin mit der Erklärung der natürlichen Zuchtwahl der Idealität der Entwicklung eine Absage erteilt hatte, fasste Steinthal die Alternative ins Auge: entweder vorwärts ins »positive Nichts« oder »zu dem als Mythologie und Metaphysik verschrienen Idealismus« zurück,⁴⁷ dessen Sprache nur die »unermessliche Leere nach der Zerstörung der anthropozentrischen Weltanschauung« (Belke) verschleierte.

⁴⁶ Belke (Hg.), *Moritz Lazarus und Heymann Steinthal*, S. LVI. Vgl. auch Hans-Ulrich Lessing, »Dilthey und Lazarus«, in: *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften* 3 (1985), S. 57–82.

⁴⁷ Heymann Steinthal, *Allgemeine Ethik*, Berlin 1885, S. 17.

5.

Die naturwissenschaftliche wie die ethnographische Herausforderung⁴⁸ brachten im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts eine ganze Reihe neuer Ethiken hervor, so auch neben Herbert Spencers *Principles of Ethics* (1879) Steinthals *Allgemeine Ethik* (1885). Mit diesem Werk erholte er sich von Darwin und verabschiedete sich von den Hoffnungen einer »ethnologischen Psychologie«. Die *Ethik* greift Lazarus' Einlassungen über Determinismus von 1851 unter nunmehr anderen Auspizien auf und will »in voller Anerkennung der mechanischen Welt dennoch den Idealismus unserer Gesinnung« erhalten.⁴⁹ Es handelt sich nicht einfach um eine analog zum Kulturprotestantismus verfahrenende ›kulturjüdische‹ Als-Ob-Philosophie, sondern Steinthal versuchte, die kulturelle Evolution (den »Idealismus«) von den Gesetzmäßigkeiten der ihr genetisch zuvorkommenden naturalen weitgehend zu entkoppeln. Darin hat auch die »Idee« der »Vereinigung der Völker zur Herstellung der Gesellschaft der Menschheit« ihren Platz.⁵⁰ Die Höherentwicklung der Menschheit ist danach zwar kein Faktum, aber immerhin ein Postulat.

Mit Darwin endet die Geschichte einer teleologisch geordneten Natur und wird »Sinn« unweigerlich jene Funktion (und ›Fiktion‹), die aus der menschlichen Interaktion hervorgeht, für die gilt, dass ihr höchstes Ziel in der Selbsterhaltung besteht. Damit wird Geschichte zuvörderst zum Konkurrenzkampf von Geschichtsbildern. Ein solches Verständnis von »Wahrheit« müsste auch Steinthal zubilligen, wer seine späteren judaistischen Schriften, die häufig apologetisch ausfallen, in ein kohärentes Bild zu den vorgenannten Äußerungen setzen will. Bislang krankte die Diskussion kaum daran, dass Steinthal wörtlich genommen wurde,⁵¹ umso mehr gilt, ihn als Schriftsteller wiederzuentdecken. Veltri hat die Widersprüche dokumentiert, die Schüler und Editoren offenkundig verunsicherten⁵²: Nachdem Steinthal 1872 an die Berliner ›Hochschule für die Wissenschaft des Judentums‹ als Dozent für Bibelkritik und Religionsphilosophie berufen worden war, hörte man »in manchen Kreisen halb verwundernd, halb missbilligend die Klage [...], dass ein solcher Freidenker wie Steinthal in einem Institut mitwirken konnte, dessen Hauptzweck auch schon damals die Ausbildung von Rabbinern war.«⁵³ Die ein Jahr darauf an seinen frühe-

⁴⁸ Beides ist schwer zu trennen, bedenkt man die zeitgenössischen Forschungsreisen. Der Umfang des Menschlichen vergrößerte sich ebenso sehr wie der des Natürlichen und die Grenzziehung zwischen diesen Bereichen wurde stets neu in Frage gestellt.

⁴⁹ Steinthal, *Allgemeine Ethik*, S. 18.

⁵⁰ Ebd., S. 134.

⁵¹ Vgl. Cornelia Kunze, »Steinthals ›Über Juden und Judentum‹, in: Hartwig Wiedebach, Annette Winkelmann (Hg.), *Chajim H. Steinthal. Sprachwissenschaftler und Philosoph im 19. Jahrhundert*, Leiden u. a. 2002, S. 153–170.

⁵² Vgl. Giuseppe Veltri, »Ethischer Monotheismus und Prophetie. Zu Steinthals dynamischer Deutung der Schöpfung«, in: Wiedebach/Winkelmann (Hg.), *Chajim H. Steinthal*, S. 172 ff.

⁵³ Gustav Karpeles in der Einleitung zu Steinthal, *Über Juden und Judentum*, S. VIII.

ren Schüler Gustav Glogau gerichtete Mitteilung, private Schicksalsschläge hätten ihn von der Sprachwissenschaft zu Ethik und Religionsphilosophie zurückgeführt, belegt zwar das Interesse für die letzten Fragen, aber sicher keine Annäherung an eine – wenngleich verhandelbare – religiöse Orthodoxie.⁵⁴ Wenn Steinthal an der Hochschule willkommen war, so wohl gerade als säkularer Denker sowie als einer derjenigen, der die Vereinbarkeit des Judentums mit der deutschen Nation plausibilisierte und sich mancher Hochschätzung bei den national Gesinnten erfreute (Glogau, sogar Bismarck).

Mindestens einen Aufsatz gibt es, der die Frage nach der Wirklichkeit einer ethischen Idee (auch einer ›fixen‹) mit der nach dem Volk verschränkt und das Modell eines eigentümlich deutsch-jüdischen Viktorianismus vorführt⁵⁵ – aber nur zu dem Zweck, es aufzuheben. 1901 erstmals gedruckt, wendet sich *Die Stellung der Semiten in der Weltgeschichte* an jüdische Leser, an ein gebildetes, aber kein Fachpublikum. Veltri hat anhand einer einfachen grammatischen Beobachtung dargelegt, dass Steinthal sich nicht mit seinen Hörern identifizierte.⁵⁶ Der Text hebt an mit der Schöpfungsgeschichte, deren vielfältige Varianten Steinthal in den letzten Lebensjahren beschäftigten, aber hier mit der des Neuen, zwischen Gott und Noahs Nachkommen geschlossenen Bundes. Dieser Bund ist der Anfang der irreversiblen Geschichte, damit des letzten Mythos.⁵⁷ Sem, Japhet und Cham heißen die drei Söhne Noahs, aus denen die Völker der Welt hervorgehen; von ihnen wird in der Bibel gesagt: »Gelobt sei Gott, der Gott Sems« und: »Gott mache weiten Raum dem Japhet, und er wohne in den Zelten Sems.«⁵⁸ Zu Sem und den Semiten gehören nach Steinthal: Babylonier, Assyrer, Syrer, Lyder, Phönizier, Israeliten und Araber; die Söhne Japhets sind die Indogermanen.⁵⁹ Die semitischen Völker haben ihnen einen zeitlichen Vorsprung voraus, den sie nutzten, um aus ihrem angeborenen religiösen Ernst, »gesteigertem Enthusiasmus und lebhafterer Erregung des Inneren«, den »geistigen Gott Israels« als höchste Blüte hervorzubringen, gab doch »das Streben nach Einheit den semitischen Religionen einen von der indogermani-

⁵⁴ Am 8. Juli 1873 schreibt Steinthal überdies: »Übrigens ist der Inhalt meiner Vorlesungen der: alle Religion ist klein und für einen Geist, der auf der Höhe der heutigen geistigen Entwicklung steht, ungeeignet.« Von orthodoxen Rabbinern wurde die Hochschule und ihr Leiter Abraham Geiger misstrauisch beobachtet.

⁵⁵ Viktorianisch ist das Modell hinsichtlich seiner bürgerlichen Finalisierung – und seines intellektuellen Kolonialismus.

⁵⁶ Veltri, »Ethischer Monotheismus und Prophetie«, S. 181 f.

⁵⁷ »Bund« ist im Hebräischen »Berith« und in lateinischer Denktradition das, was als »Religion« aufgefasst wird. In 1 Mose 9 schließt Jahwe den Bund mit Noah als dem Menschengeschlecht überhaupt, später verdichtet er sich zum Bund mit den Volk Israel, dem der Prophet Jesaja (66, 18) verkündet, der Bund werde sich auf alle Völker und Sprachen ausdehnen.

⁵⁸ Steinthal, *Über Juden und Judentum*, S. 108.

⁵⁹ Vgl. ebd., S. 107. Im Bemühen um eine »ethnologische Geographie« werden die zeitgenössischen Völkertheorien mit biblischen und talmudischen Motiven verschaltet, so mit der Vorstellung von der kulturellen Minderwertigkeit der nordafrikanischen Hamiten.

schen auffallend verschiedenen Zug, und zwar einen erhabenen.«⁶⁰ Der indogermanischen Zerstreung entspricht bei Steinthal eine Konzentration der Wüstenvölker, deren Reizschwellen niedriger angelegt seien und bei denen »das Gefühl die Anschauung« überwiege. Überall seien die Semiten bemüht, »das Innere, das Wesenhafte« zu erfassen, »empfänglich für allgemeine Gedanken«, begeisterungsfähig für »Prinzipien«, die das »Innere der Natur« enthüllen.⁶¹ Steinthal begibt sich in einen deutlichen Kontrast zu den pejorativen Orientalismen vornehmlich französischer Provenienz (Ernest Renan), indem er ein betont einträchtiges Panorama von Vernunft und Gefühl ausmalt.⁶² Empfindung und Spekulation, kosmisches und moralisches Gefühl reichen sich die Hände. Steinthal greift dabei ein tatsächlich orientalisches und nicht lediglich »orientalistisches« Motiv auf, indem er nämlich auf den Komplex von Maß und Verschwendung rekurriert. Maß ist das Denken, Verschwendung das Gefühl, das der Leere antwortet, in der Steinthal den Semiten leben sieht. Der Text bietet keine Antwort auf die Frage, wie sich Reizbarkeit und Hang zum Prinzipiellen in der Praxis bedingen; vielleicht wird auf Nomadensippen angespielt, die ihr Zentrum im erwähnten Zelt besitzen, die ein gefährdetes Leben führen und keinen Raum dauerhaft erobern, weil sie keinen festen Ort haben, von dessen Mitte aus sie ein Reich errichten könnten. Wenn Gott in den Zelten Sems wohnt, so wohnt er dort eben auch in der Bundeslade, als Gesetz, das heißt als unveräußerbares, nicht zu isolierendes, sondern zu verinnerlichendes Prinzip der Gemeinschaft.

Die Israeliten, schreibt Steinthal, seien von ihren »heidnischen Brüdern« nur dem »Inhalte ihres Geistes« nach verschieden; an Inbrunst dürfen es selbst »unsere Väter und Mütter« mit ihnen aufnehmen. »In den Israeliten hat der semitische Stamm seine Bestimmung vollständig erfüllt, und hier wird es am klarsten, dass diese Bestimmung wesentlich nur in Richtung der Religion lag.«⁶³ Diese zu erfüllen oblag dem »einzigem freiheitlichen Element«, das »Israel von allen asiatischen Völkern, Semiten und Indogermanen« unterscheidet: der Prophetie.⁶⁴ Denn während

⁶⁰ Ebd., S. 113.

⁶¹ Ebd., S. 114.

⁶² Vgl. auch Steinthals in *Über Juden und Judentum* wiederholt abgedruckten Aufsatz »Zur Charakteristik der semitischen Völker« (1860), der auf Renans *Considérations sur le caractère des peuples sémitiques* (1859) eingeht, in denen der zu Lasten des spekulativen Denkens gehende »semitische Instinkt« betont wird. Vgl. ebenso Ivan Kalmar, »Steinthal, The Jewish Orientalist«, in: Wiedebach/Winkelmann (Hg.), *Chajim H. Steinthal*. Der englische Orientalismus versuchte, Araber und Juden, über die das Empire politische Kontrolle ausübte, als privilegierte Schaustücke des Menschheitsursprungs darzustellen. Dazu gehörte beispielsweise Benjamin Disraelis Roman *Tancredi or The Last Crusade*. Zu Renans Konstruktion des Semitischen vgl. Edward Said, *Orientalism*, New York 2009, S. 140 ff.

⁶³ Sämtlich: Steinthal, *Über Juden und Judentum*, S. 116. Zu großer Kunst habe eine in der Begegnung mit einer sinnlich vielgestaltigen Außenwelt gereifte Anschauung gefehlt, anders als bei den Griechen, deren Intellekt durch die Begegnung mit den Semiten geläutert worden sei.

⁶⁴ Ebd., S. 117.

beispielsweise die Griechen die Zukunft noch aus Naturvorgängen vorherzusagen versuchten, habe der Prophet die Stimme des »allwaltenden Geistes« unmittelbar aus seinem Inneren vernommen. Diese Stimme ist die des Einen, des Prinzips oder des Gesetzes – und mit Blick auf die räumlichen Näheverhältnisse von nomadischer Gemeinschaft und Gottheit darf man vielleicht ergänzen: des Einen, der eifersüchtig über die Befolgung der Opfer wacht und keinerlei Unaufmerksamkeit duldet. Für Steinthal ist der Monotheismus die bedeutendste semitische Gabe an die Welt, die im Christentum genauso nachhallt wie in der Bekehrung der Perser, eines indogermanischen Volkes, durch die Muslime. Obgleich er die Juden als Volk verschwinden sieht, sie als »eine bloße Religionsgemeinschaft, wenn sie nicht auch durch die Gemeinsamkeit des Blutes verbunden wäre« bezeichnet,⁶⁵ so reicht für den Verfasser bis in die Schreibszenen ihre »Bestimmung« hinein, die »gar keine spezielle, sondern durchaus die [eines] jeden Menschen« ist.⁶⁶ Aus dem Biologismus von »Rasse« oder »Stamm« macht Steinthal weder einen Hehl noch schlägt er daraus Profit; die »Gemeinsamkeit des Blutes« steht hier für eine Überlieferungskette, die auf vielen Wegen – biologisch, charakterologisch, rituell – bindet, sie hat kaum eine andere Funktion, als die Gedächtnisgemeinschaft des Judentums nach außen zu beglaubigen.⁶⁷ Dadurch lässt sich besser würdigen, welche Rolle Steinthal den jüdischen Studien zusprach: Sie ist eine Erinnerungsdisziplin, von umso universalerer Relevanz, je mehr sie sich auf den eigentümlichen Inhalt ihrer eigenen Überlieferung konzentriert.

Das »freiheitliche Element«, das »unmittelbar« aus dem Innern herauspricht, ist nicht so sehr der Gott Abraham, Isaaks und Jakobs – oder nur insofern, als er auch der »Gott der Philosophen« (B. Pascal) ist. Die unmittelbar aus dem Inneren sprechende Freiheit darf als Anrufungserlebnis oder im Horizont von Steinthals Ethik als Gewissen interpretiert werden, das die Einzigartigkeit des Subjekts und seiner Existenz kundgibt und ihn seine Autonomie erahnen lässt.⁶⁸ In diesem Sinn enthielt der semitische Monotheismus den Vorschein einer Wahrheit, die sich noch geschichtlich läutern muss. Steinthal hat davon gesprochen, Judentum sei gleichbedeutend mit Humanität; und aus diesem Grund, müsste man fortführen, war das

⁶⁵ Ebd., S. 120.

⁶⁶ Ebd., S. 124.

⁶⁷ Lazarus äußerte sich emphatischer: »Soll denn aber einmal vom Blute die Rede sein – ich meinerseits erkläre aber freilich: das Blut bedeutet mir blutwenig, der Geist und geschichtliche Ausbildung bedeutet mir fast Alles, wenn es sich um den Werth und die Würde des Menschen, der Einzelnen oder eines Stammes handelt! – soll denn aber einmal vom Blute die Rede sein, dann behaupte ich, daß das semitische Blut vom edelsten ist, das in Menschenadern rinnt.« Lazarus, »Was heißt »national«?, S. 74.

⁶⁸ An Gesinnungsfolgen nennt Steinthal: »Rechtlichkeit, wohlthätige Liebe und demutsvolle Bescheidenheit« (S. 124). An Glogau präzisiert er zum Jahresende 1892: »Mir ist Religion Heiligkeit des Gemüths, Vertilgung des Profanen im Menschen.« Belke (Hg.), *Moritz Lazarus und Heymann Steinthal*, S. 339. Die Verbindung von Ethik und biblischer Überlieferung ist der Grund, warum Leo Baeck in seinem im KZ Theresienstadt auf Papierschnipseln vollendeten Buch *Dieses Volk: Jüdische Existenz* Heymann Steinthal unter die großen religiösen Lehrer einreihet.

Judentum dazu berufen, sein frühes Volk-Sein auf die Menschheit als Ganzes und als Einheit hin zu überschreiten;⁶⁹ denn nichts anderes als die Vereinigung von »Ichheit« und »Allheit« teilen die Propheten mit, die damit die 1859 bemerkte Umkehr ins Recht setzen.⁷⁰

Scheinbar im Sinne Hegels bemerkt Steinthal, die Weltvölker signifizierten die »Ideen einer idealen Entwicklung«. Den Fluchtpunkt dieser Entwicklung markiert die sich über den Naturzwang hinwegsetzende Freiheit, die sich selber will. In einer »mechanischen Welt« hat die »Idee einer idealen Entwicklung« den gleichen regulativen Status, wie die »Idee der Vollkommenheit« in der *Allgemeinen Ethik* in dem Grade liegt, »in welchem die ethische Persönlichkeit die ethischen Ideen zur herrschenden Macht über ihr Wollen gestaltet.«⁷¹ Daraus folgen das Betrachten und Lehren der Weltgeschichte als nicht minder moralische Angelegenheit; der Mensch ist quasi um der »Idealität der Gesinnung« willen zu einer teleologischen Haltung aufgerufen. Auch so begründet sich, warum es keine Geschichtswissenschaft gibt, die nicht Geschichtsphilosophie wäre.⁷² Die teleologische Struktur, die das Bewusstsein der Historie aufprägt, übersetzt Steinthal in die zarte Andeutung einer naturhaften Entwicklung, gleichsam in einen Schnappschuss, der etwas bannt, dessen weiteres Leben sich jeglicher Kenntnis entzogen hat. Wie sonst könnte eine Natur ästhetisch werden, die Steinthal nach Lektüre der Evolutionstheorie – und als Epochenerfahrung, die Friedrich Theodor Vischer ausdeutete – wenig anderes darbietet als ein »Gegeneinander der Kräfte«, Zwang und Unterwerfung:⁷³ »So bieten uns die Völker ein Bild, wie es der Frühling zeigt. Nicht an demselben Tage bekommen alle Baum- und Pflanzenarten Blätter und Blüten, sondern die eine Art hat ihre Blüte schon verloren, wenn die andre dieselbe noch in der Knospe birgt.« Die Völkerschau erinnert an Frazers Bild des *Golden Bough*, zugleich an die kabbalistische Entfaltung der göttlichen Emanationen, die ebenfalls durch Baum- und Pflanzenmotive versinnbildlicht wird, und deren Idee des aus sich heraus- und zu sich

⁶⁹ »Der Gedanke von der Einheit des Menschengeschlechts ist unmittelbar die sittliche Folge des Monotheismus [...].« Heymann Steinthal, *Zu Bibel und Religionsphilosophie*, in: ders., *Über Juden und Judentum*, S. 108.

⁷⁰ Graevenitz schreibt von den »schwachen Stunden« der Völkerpsychologen, die die »Engstirnigkeit des nationalen Liberalismus, der die Einheit zunehmend als Ersatz für die Freiheit akzeptierte, teilen«, von Graevenitz, »Verdichtung«, S. 151. Dies trifft streckenweise zu, vor allem für Lazarus. Jedoch geht das Anliegen der Völkerpsychologie weniger in Richtung zunehmender Differenz, sondern auf allgemeinere Integrations Ebenen, die mit dem methodologischen Rüstzeug einer eben noch nicht von der Individualpsychologie emanzipierten Wissenschaft bearbeitet werden müssen. Dadurch ist der Gedanke einer letztlich obsiegenden Einheit vorgezeichnet. Die jeweilige Nation ist insofern stets historisch, was auch Vorschläge zur Verbesserung nationaler Eigentümlichkeiten einschloss.

⁷¹ Steinthal, *Allgemeine Ethik*, S. 95.

⁷² Vgl. Heinz Dieter Kittsteiner, »Gedächtniskultur« und Geschichtsschreibung«, in: ders., *Out of Control. Über die Unverfügbarkeit des historischen Prozesses*, Berlin, Wien 2004, S. 252–273.

⁷³ Vgl. auch Steinthal, *Allgemeine Ethik*, S. 14.

zurückkehrenden Einen stets eine Kippfigur zwischen Atheismus und Religiosität, Säkularismus und Theologie dargestellt hat.⁷⁴ Da der Entwicklungsmoment in diesem Bild eingefroren ist, bleibt seine Wahrheit der Handlungsbereitschaft des Lesers anheimgestellt.

6.

Der von Leopold Zunz erhobenen Forderung, den jüdischen Beitrag an der Geschichte der Verbesserung des Menschengeschlechts herauszuarbeiten, kam Steinthal nach, indem er nicht lediglich den jüdischen Beitrag innerhalb der Humanitätsentwicklung darstellte, sondern die Entdeckung der Humanität selbst an einem historisch, geographisch und sozial halbwegs bestimmbar Abschnitt der semitischen resp. jüdischen Geschichte verortete und die anschließende Diffusion als Effekt des Humanitätsgedankens rechtfertigte. Auf die früheren völkerpsychologischen Schriften bezogen heißt das: die »völlig abweichende Geschichte dieses Volkes« hilft einen Strang der Humanitätsentwicklung zu tradieren, der durch die räumliche Ausdehnung der indogermanischen Völker und der daraus entstehenden Kulturen und Nationen über alle Welt verbreitet wurde. Die Geschichte des Judentums und des europäischen Abendlands ist demnach eine Verflechtungsgeschichte, die anhand der übrigen »Kinder Sems«, zuvörderst den vor Ort zurückgebliebenen Arabern, studiert werden kann. Indem Steinthal die Bedingungen für die eigentliche Kulturleistung des Judentums im Nahen Osten lokalisiert – es ändert nichts, dass sich die Bedingungen hauptsächlich in Mangelerscheinungen äußern –, partizipiert er an jener Variante des »Ex Oriente Lux«, die als jüdischer Orientalismus und als Teil einer jüdischen Kulturkritik am Westen innerhalb des Zionismus aufblühte.⁷⁵

Freilich besitzt eine solche Auslegung der *Weltgeschichtlichen Stellung der Semiten* nur eingeschränkte Gültigkeit, handelt es sich doch um eine Lehrerzählung, die aus dem biblischen Faden eine Allegorie in jenen Gebetsteppich stickt, auf dem der »Bestimmung eines jeden Menschen« gehuldigt wird. Diese meint jedoch eine besondere Allgemeinheit, einen Aufruf zur Konkretion, den man historisch anhand des Gegenstands der Jüdischen Studien ergründen kann, der aber zugleich die Sehnsucht nach einem exemplarischen Leben hervorbrachte. Die jüdische Renaissance ab der Jahrhundertwende vollzog sich als den ganzen Menschen umfassende Reformbewegung; sie identifizierte Judentum mit Humanität, indem sie die Humani-

⁷⁴ Vgl. bspw. Spinoza, G. Scholem, Hannah Arendt (in ihrer Rezension von Scholems *Major Trends in Jewish Mysticism*, »Jewish History, Revised«, in: *Jewish Frontier* [März 1948]); Hannah Arendt, *Jewish Writings*, New York 2007, S. 303–311.

⁷⁵ Besonders in Prag, u. a. bei H. Bergmann, Rabbi A. Deutsch, Eugen Hoeflich. Der Topos freilich geht auf die Frühromantik (v. a. Friedrich Schlegel) zurück, meinte damals indes den indischen Orient.

tät des Judentums zu beweisen suchte. Dabei meinten Kulturzionisten wie der Prager Hugo Bergmann, das Jüdischwerden des Einzelnen sei eine progressive Aufgabe, die solange nicht erfüllt sei, wie es die Gemeinschaft der Juden nicht gebe. Mit anderen Worten: Das Allgemeine muss Ereignis werden. Darin kehrte das Modell der paradoxen Selbsterzeugung wieder, wonach man den Grund, von dem man ausgehen kann, erst hervorbringen muss. Das war das Konzept des *Volksgeistes* gewesen (»sie sind nicht ein Volk, sie *schaffen* es nur unaufhörlich«), das als Integrations- und Assimilationskonzept versagte hatte, aber für die unter weitgehend gleichen Bedingungen, mit dem gleichen Zeit- und Raumhorizont, nach Palästina Strömenden funktionieren mochte. Den Stammvater des Gedankens nannte Bergmann in einem Brief an Martin Buber: »Nur weil wir Fichte hatten, fanden wir die entsprechenden Strömungen der jüdischen Kultur, verstanden wir erst das Judentum.«⁷⁶

Heymann Steinthal hatte sich vorgenommen, an die Wirklichkeit des Judentums nicht länger glauben zu müssen. Sie war einer der besonderen Wege zu einer allgemein gültigen Wahrheit, die schließlich in einem allgemeinen Subjekt kulminieren würde: der Menschheit. »Das Menschengeschlecht *soll* aber eine solche reale geistige Einheit bilden«, heißt es in der *Allgemeinen Ethik* (S. 427). Dass man die Seite, von der aus man diese Forderung erhebt, nicht wählen könne, war ihm bewusst wie wohl nur einem jüdischen Gelehrten aus Gröbzig. »Welcher *Race* ich angehöre, und ob es Racen gibt, das möchte[n] Virchow, Jo[hannes] Ranke u.s.w. entscheiden, welcher Nation ich angehöre, das ist ganz und gar meine Sache. Und was mir leid tut, wenn man mich nicht als Deutschen anerkennen will, das ist bloß, daß sich darin völlig undeutsche Gesinnung kund gibt.«⁷⁷ Die Nonchalance dieses »bloß« – bestimmt, aber keine Selbstverteidigung – rührt aus einer Kultur, der vor ihrer Selbstüberschreitung nicht bange war und für die das Deutschtum diese Überschreitung benannte. War das naiv? Die idealistische Situation der »ethischen Anrufung« hatte freilich auch ihr nationaldeutsches Pendant (Luthers: »Hier stehe ich und kann nicht anders«); sie führte nicht notwendig zu jenem Universalismus, der Steinthal vorschwebte, sondern bereitete schon die Allianz aus Heroismus und Verbrechen vor, einer der Hauptbeiträge der Deutschen zur Weltgeschichte.

⁷⁶ Martin Buber, *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*, Bd. 1, Heidelberg 1972, S. 388. Der Rekurs auf Fichte aktualisiert indes Strategien der Abgrenzung, die zuvor gegenüber Frankreich eingesetzt wurden und nun gegenüber einer feindlich gesonnenen Umwelt helfen sollen. Vielleicht kann man schematisieren, dass die Völkerpsychologie die assimilatorische Dynamik des Selbstbewusstseins, der Kulturzionismus dessen Abgrenzung gegenüber dem Nicht-Ich stärker betonte.

⁷⁷ Steinthal an Glogau, 3. Oktober 1890, in: Belke (Hg.), *Moritz Lazarus und Heymann Steinthal*, Bd. 2/1, S. 303 f.

Geborene Führer?

Zur Natur- und Kulturgeschichte ›charismatischer Führung‹ im 19. Jahrhundert

ULRICH FRÖSCHLE (Dresden)

Angesichts der Lage, so verkündete Max Weber kurz nach dem Ersten Weltkrieg in einer späterhin bekannten Rede, gebe es »nur die Wahl: Führerdemokratie mit ›Maschine‹ oder führerlose Demokratie, das heißt: die Herrschaft der ›Berufspolitiker‹ ohne Beruf, ohne die inneren, charismatischen Qualitäten, die eben zum Führer machen. Und das bedeutet dann das, was die jeweilige Parteifronte gewöhnlich als Herrschaft des ›Klüngels‹ bezeichnet. Vorläufig haben wir nur dies letztere in Deutschland«. ¹ Als Weber diese Rede am 28. Januar 1919 in München vor dem Freistudentischen Bund zum Thema ›Politik als Beruf‹ hielt, lag die erste bayerische Landtagswahl nach der ›Novemberrevolution‹ mit schärfster Agitation von Links und Rechts gerade etwas mehr als zwei Wochen zurück, und sie hatte zu einer verheerenden Niederlage der USPD, der Partei des ersten bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner, geführt. Die Lage war also tatsächlich instabil und über die Maßen aufgeheizt – einen knappen Monat nach Webers Rede fiel Eisner am Vorabend seines Rücktritts einem Attentat zum Opfer. Freilich zielte der Nationalökonom und Soziologe nicht auf die Zustände speziell in München, wo Eisner, »wie Weber abschätzig bemerkte, mit einem linken Literatenvölkchen regierte«; ² er sorgte sich vielmehr um den Zustand und die Zukunft des Deutschen Reiches als ganzes, und dies nicht erst seit der Kriegsniederlage 1918. Aus religionssoziologischen Studien heraus und dabei stets mit Blick auf die Gegenwart hatte Weber allmählich jene Herrschaftssoziologie entwickelt, deren Kern seine berühmten drei Idealtypen legitimer Herrschaft bilden: die legale, vor allem bürokratisch-rational organisierte sowie regelgeleitete Herrschaft; die traditionale, patriarchal-ständische Herrschaft; und die charismatische Herrschaft schließlich, ein Terminus, der zu seiner wohl berühmtesten Begriffsprägung avancierte. Seine Einführung des Charis-

¹ Max Weber, »Politik als Beruf«, in: ders., *Wissenschaft als Beruf 1917/1919 – Politik als Beruf 1919*, hg. von Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Birgitt Morgenbrod, Tübingen 1992 (= Max Weber Gesamtausgabe [im Folgenden: MWG], Bd. 17), S. 157–252, hier S. 224.

² Zum Gesamtzusammenhang, aus dem Weber hier argumentiert, vgl. ebd. »Einleitung«, S. 1–46, Zitat S. 15. Zum dortigen »Literatenvölkchen« vgl. Kurt Kreiler, *Die Schriftstellerrepublik. Zum Verhältnis von Literatur und Politik in der Münchner Räterepublik. Ein systematisches Kapitel politischer Literaturgeschichte*, Berlin 1978.

mas »in die Thematik der Sozialwissenschaft« ist, folgt man etwa Wilhelm Hennis, »Webers großartigster Beitrag zu seiner allerdings schon durch und durch ›unzeitgemäßen‹, gegen die Zeit gerichteten ›Wissenschaft vom Menschen‹«. ³

Die Weber-Forschung hat gezeigt, dass sich der Soziologe zur Konturierung dieses Charisma-Konzepts religionsgeschichtlicher Literatur bediente, allen voran Rudolph Sohms Studie über das Kirchenrecht von 1892 mit Rückgang bis auf die ›altrchristlichen Gemeinden‹ im Urchristentum, aber auch Freuds psychoanalytische und kulturphilosophische Abhandlungen sowie diverse althistorische Literatur und ethnographisches Wissen seiner Zeit verarbeitet hat. ⁴ Der Begriff selbst taucht bei Weber erstmals in einem Brief an Dora Jellinek vom 9. Juni 1910 auf, worin er bemerkt, der George-Kreis besitze das »spezifische Charisma« einer Sekte; ⁵ ausgearbeitet erschien er 1915 in seiner ›Einleitung‹ zur *Wirtschaftsethik der Weltreligionen*. Dort lautet die Definition: »Es soll [...] unter dem Ausdruck: ›Charisma‹ eine (ganz einerlei: ob wirkliche oder angebliche oder vermeintliche) *außeralltägliche* Qualität eines Menschen verstanden werden.« ⁶ In seinem aus dem Nachlass publizierten Werk *Wirtschaft und Gesellschaft* spricht Weber dann davon, dass die »natürlichen‹ Leiter in psychischer, physischer, ökonomischer, ethischer, religiöser, politischer *Not* [...] weder angestellte Amtspersonen noch Inhaber eines als Fachwissen erlernten und gegen Entgelt geübten ›Berufs‹ im heutigen Sinne« seien, sondern »Träger spezifischer, als übernatürlich (im Sinne von: nicht jedermann zugänglich) gedachter Gaben des Körpers und Geistes«. ⁷ Weber nennt dafür als Beispieltypen Zauberer, Heiler und Ärzte, Propheten und Fürsten, Richter, Kriegshelden und Jagdführer. Ob deren Führungseigenschaften nun etwa auf einer schieren Vorspiegelung solcher ›Gottesgaben‹, also gleichsam auf einem »Schwindel« beruhen, »darnach

³ Wilhelm Hennis, *Max Webers Wissenschaft vom Menschen*, Tübingen 1996, S. 83. Vgl. dazu im übrigen Edith Hanke, »Max Webers ›Herrschaftssoziologie‹. Eine werkgeschichtliche Studie«, in: dies., Wolfgang J. Mommsen (Hg.), *Max Webers Herrschaftssoziologie. Studien zu Entstehung und Wirkung*, Tübingen 2001, S. 19–46, insbes. S. 32; Stefan Breuer, *Max Webers Herrschaftssoziologie*, Frankfurt a. M., New York 1991.

⁴ Vgl. insbes. zu Sohms: Thomas Kroll, »Max Webers Idealtypus der charismatischen Herrschaft und die zeitgenössische Charisma-Debatte«, in: Hanke/Mommsen (Hg.), *Max Webers Herrschaftssoziologie*, S. 47–72. Hennis, *Max Webers Wissenschaft vom Menschen*, S. 20, verweist u. a. auf die »23-seitige Bibliographie des ›Grundrisses‹ von 1898, die Auskunft gibt über Webers Rezeption der geradezu Mode gewordenen Anthropologie der Zeit.«

⁵ Zitiert nach Joachim Radkau, *Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens*, München 2005, S. 603; dort zum ›Charisma‹ S. 539–613.

⁶ Max Weber, »Einleitung«, in: ders., *Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. Konfuzianismus und Taoismus. Schriften 1915–1920*, hg. von Helwig Schmidt-Glintzer in Zusammenarbeit mit Petra Kolonko, Tübingen 1989 (MWG, Bd. I/19), S. 83–127, hier S. 120.

⁷ Max Weber, »Charismatismus«, in: ders., *Wirtschaft und Gesellschaft. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte*, Nachlaß, Teilband 4: *Herrschaft*, hg. von Edith Hanke in Zusammenarbeit mit Thomas Kroll, Tübingen 2005 (MWG, Bd. I/22–4), S. 460–472, hier S. 460; vgl. ebd. auch die Abschnitte ›Umbildung des Charismas‹ und ›Erhaltung des Charismas‹, S. 473–563.

fragt die Soziologie nicht«, so Weber, denn »jene ›Helden‹ und ›Zauberer‹ bewährten sich in dem Glauben ihrer Anhänger als charismatisch Begabte«. ⁸ Diese gela-sene Klarstellung scheint charismatische Wirkung zunächst weniger aus dem Charismatiker selbst heraus begründen zu wollen, als vielmehr den Schwerpunkt auf den »Glauben ihrer Anhänger«, deren Projektion einschlägiger Eigenschaften auf eine Person zu verschieben. Ähnliches klingt in Webers Münchner Rede an. Für seine Gegenwart favorisiert er dort klar eine »Führerdemokratie mit ›Maschine‹«, die er vor allem in den politischen Systemen Großbritanniens und der U.S.A. mit ihren profilierten Parteistrukturen und den effizient organisierten Wahlkampagnen erkannte; sie besteht ihm zufolge aus einem »Menschenapparat« und denen, die ihn leiten: »Führer wird nur derjenige, dem die Maschine folgt, auch über den Kopf des Parlaments.« ⁹ Genau das aber ist für die »Auslese der *Führung* der Partei« von besonderer Bedeutung, denn der »Menschenapparat« folgt eben nicht jedem. Neben persönlichem »Entgelt: Ämter oder andere Vorteile« erwartet die Parteige-folgschaft Weber zufolge nämlich zudem eine ideelle Genugtuung, die darin bestehe, »für einen Menschen in gläubiger persönlicher Hingabe und nicht nur für ein abstraktes Pogramm einer aus Mittelmäßigkeiten bestehenden Partei zu arbeiten: – dies ›charismatische‹ Element allen Führertums, – eine der Triebfedern.« ¹⁰ Von jenen »inneren, charismatischen Qualitäten, die eben zum Führer machen«, ist also auch hier im Grunde vor allem als Projektion die Rede: Über das Charisma des »Leiters« oder »Führers« scheint Weber gleichsam nur mit Blick auf dessen Aner-kennung bei der Gefolgschaft zu sprechen. Andererseits hatte er im Frühjahr 1917 in der *Frankfurter Zeitung* auch betont, es gebe »geborene Führernaturen auch heu-te in Deutschland, und zwar in großer Zahl«. Man finde diese mit Machtinstinkt begabten Leute aber nicht in politischen Ämtern, denn »die sämtlichen Führertalente der Nation« würden von dort abgedrängt »im Wege jener ›negativen Auslese‹, welche unsere sogenannte ›monarchische Regierung‹ praktisch, von allem Phrasenwerk entblößt, bedeutet«. Sie begäben sich »in den Dienst privatkapitalistischer Inter-essen«, weil »nur auf jenem Gebiete [...] heute so etwas wie eine Auslese von Führerqualitäten überhaupt statt[findet]«. ¹¹ Webers Biograph Joachim Radkau ist sich daher sicher, dass das Charisma in der Sicht des Soziologen »naturhaften Anlagen des Menschen entspringt«, und zwar »auf Seiten des charismatischen Führers wie seiner Gefolgsleute«. ¹²

⁸ Ebd., S. 461.

⁹ Weber, *Politik als Beruf*, S. 203 f.

¹⁰ Ebd., S. 204.

¹¹ Weber, »Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland. Zur politischen Kritik des Be-amtentums und Parteiwesens«, in: ders., *Zur Politik im Weltkrieg. Schriften und Reden 1914–1918*, hg. von Wolfgang Mommsen in Zusammenarbeit mit Gangolf Hübinger, Tübingen 1984 (MWG, Bd. I/15), S. 432–596, hier S. 480 f.

¹² Radkau, *Max Weber*, S. 609. Schon bei Georg Simmel hieß es im übrigen, dass »Über- und Unter-ordnung [...] einerseits eine Form der objektiven Organisation der Gesellschaft« bilde, anderer-

Mit der Annahme, es gebe angeborene Dispositionen zur Führungsfähigkeit und zum Bedürfnis, geführt zu werden, verbindet sich bei Weber vor allem die Frage nach einem rational funktionierenden System der Selektion geeigneten Führungspersonals. Doch lässt sich damit ohne Zweifel auch jene messianische Erwartung eines Führers verknüpfen, wie sie schließlich von 1933 an in Deutschland katastrophale Folgen zeitigte.¹³ Max Webers Rede über »Politik als Beruf« von 1919, die in explizit politischem Zusammenhang mit dem Konzept der charismatischen Persönlichkeit operiert, gilt als ein bedenklicher Markstein des enorm aufgeladenen und äußerst lebhaften Diskurses über Führung und Führer, der in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg über alle politischen Lagergrenzen hinweg statthatte. Und doch soll, folgt man dem Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler, »Führung« vor 1914 ein »unschuldiger Begriff« gewesen sein. Dessen öffentliche und problematische Karriere habe nämlich erst zu Webers Zeit eingesetzt: »Führer« war kein Begriff, der zum klassischen politischen Vokabular des 18. und 19. Jahrhunderts gehörte.«¹⁴ Ungeachtet der Frage, inwiefern Begriffe überhaupt »schuldig« werden können, ist diese Hypothese im Folgenden zu überprüfen und nach älteren diskursiven Fundamenten der Rede insbesondere von »charismatischer« Führung zu suchen. Die auch in Webers Konzeption Anfang des 20. Jahrhunderts mitschwingende Vorstellung, dass eine Leitungsfunktion eher einer Berufung denn einem Beruf entsprechen sollte, die dazu nötigen Eigenschaften also nicht jedermann gegeben und daher nicht einfach zu erwerben wären, soll nun zum einen in der »welthaltigen Literatur« des Realismus aufgespürt werden, zum anderen im wissenschaftlichen Feld dieser Zeit. In einem ersten Schritt geht es darum, eine literarische Problematisierung charismatischer Führungskonstellationen exemplarisch zu diskutieren: Dieses in der Literatur als Medium gesellschaftlicher Selbstbeobachtung entfaltete Szenario stammt nicht aus der deutschen Literatur, sondern aus den U.S.A.; es soll als Ausgangspunkt und Kontrastfolie dienen für die Analyse ähnlicher Szenarien im deutschsprachigen literarischen Realismus. Von dort aus wiederum fällt der Blick auf zwei grobe Entwicklungslinien ethnographisch, natur- und kulturhistorisch abgestützter Vorstellungsbündel von Führung im 19. Jahrhundert, wie sie sich dann auch in Max Webers Überlegungen niedergeschlagen haben.

seits aber auch »der Ausdruck der persönlichen Qualitätsunterschiede zwischen den Menschen« seien, Georg Simmel, »Zur Philosophie der Herrschaft. Bruchstück aus einer Soziologie«, zitiert nach Hanke, »Max Webers »Herrschaftssoziologie«, S. 25.

¹³ Vgl. Ulrich Fröschle, »Dichter als Führer« und »Ingenieure der menschlichen Seele«. Zur literarischen Verhandlung von Führung in der Zwischenkriegszeit«, in: Ute Daniel et al. (Hg.), *Politische Kultur und Medienwirklichkeiten in den 1920er Jahren*, München 2010, S. 205–231. Zum »charismatischen Diskurs« in deutschen Romanen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vgl. Robert Stockhammer, *Zaubertexte. Die Wiederkehr der Magier in der Literatur 1880–1945*, Berlin 2000, S. 225–258.

¹⁴ Radkau, *Max Weber*, S. 610 und S. 958.

I. ›Democratic Leadership‹ – Ahab als literarisches Modell charismatischer Führerschaft

Ein amerikanischer Rezensent hat Max Weber einmal intuitiv und etwas flapsig als »Herman Melville of social sciences« charakterisiert,¹⁵ was sich in Bezug auf die Leistungen in der Analyse von Herrschaftsfunktionen mit gleicher Berechtigung umkehren ließe zur Kennzeichnung Herman Melvilles als Max Weber der realistischen oder wenigstens der nordamerikanischen Literatur. Eine literarische Musterinszenierung charismatischer Ermächtigung zum ›Führer‹ finden wir nämlich in seinem berühmtesten ›Seeroman‹, in *Moby-Dick: or, the Whale* (1851), eingebettet in cetologische Ausführungen unter Einbezug von Linné und anderen naturkundlichen Autoritäten, gekleidet in die Lebens- und Staatsmetapher schlechthin, inmitten des uferlos tiefen Meers isoliert zur sozialen Versuchsanordnung auf dem Schiff: »[B]efrachtet mit Wilden, beladen mit Feuer [...] – da stürmte die Pequod dahin wie das stoffliche Abbild der Seele ihres besessenen Führers.«¹⁶

Melvilles fast manische Problematisierung von Herrschaft und Autorität ist in der Amerikanistik recht gut erforscht; die in diesem Zusammenhang entscheidenden Kapitel in *Moby-Dick* werden hier, mit Max Webers Termini, als Transformationsgeschichte einer legal-institutionellen Herrschaftsform in charismatische Führerschaft auf dem Walfänger gelesen, »the transformation of Ahab's authority from legitimate and institutional to charismatic« – Ahabs Geschichte markiere nichts weniger als »the danger of democratic leadership.«¹⁷ Im 33. und 34. Kapitel des Romans wird anhand der ritualisierten Speiseordnung in der Kapitänskajüte noch einmal das legal-institutionelle System des Schiffs mit seiner Hierarchie an Bord plastisch vor Augen geführt; doch schon im 35. Kapitel sinnt der Ich-Erzähler Ish-

¹⁵ John Patrick Diggins, »Max Weber, Politics and the Spirit of Tragedy«, in: *The History Teacher* 30/4 (1997), S. 511.

¹⁶ Herman Melville, *Moby-Dick oder Der Wal*, Deutsch von Matthias Jendis, hg. von Daniel Göske, München 2008 [zuerst 2001], S. 656 (96. Kapitel). »[T]hen the rushing Pequod, freighted with savages, and laden with fire [...] seemed the material counterpart of her monomaniac commander's soul«, Herman Melville *Moby-Dick*, ed. with an introduction and notes by Tony Tanner, Oxford 2008 [zuerst 1988], S. 379. Zur Schiffsmetaphorik vgl. Hans Blumenberg, *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*, Frankfurt a. M. 1997; Eckart Schäfer, »Das Staatsschiff. Zur Präzision eines Topos«, in: Peter Jehn (Hg.), *Toposforschung. Eine Dokumentation*, Frankfurt a. M. 1972, S. 259–292.

¹⁷ Mark R. Patterson, »Democratic Leadership and Narrative Authority in Moby-Dick«, in: *Studies in the Novel* 16/3 (1984), S. 288–303, hier S. 292 und S. 290; in größerem Rahmen ders., *Democratic Leadership and Literary Authority: American Literature, 1776–1865*, Ann Arbor (MI) 1981; neuerdings dazu auch Dennis Berthold, »Democracy and its Discontents«, in: Wyn Kelly (Hg.), *A Companion to Herman Melville*, Malden (MA) u. a. 2006, S. 149–164; Nicholas Canday, *Melville and Authority*, Gainesville 1968. Zu den literarischen Einflüssen und zeitgenössischen politischen Kontexten vgl. auch Andrew Delbanco, *Melville. Biography. Aus dem Amerikanischen von Werner Schmitt*, München 2007 [zuerst New York 2005], insbes. S. 167 f. und S. 205–211.

mael im »Masttopp« über die »cartesianischen Wirbel« im Meer nach,¹⁸ deren menschliche Abgründe sich im 36. Kapitel auf dem Achterdeck an Bord auf tun: Hier schwört Ahab, der Kapitän mit der Prothese, seine Mannschaft ein auf die verhängnisvolle Jagd nach jenem unheimlichen weißen Wal Moby-Dick, an den er einst sein Bein verloren hatte. Ahab lässt ein Sechzehndollarstück Gold an den Mast nageln und bannt in einem Szenario von Call and Response mit rasant zunehmender Intensität, schließlich auch im Umtrunk mit Grog, die zusammengewürfelten Seeleute zur finster entschlossenen Crew unter seine Führung. Das professionelle Unternehmensziel der Pequod, der möglichst profitable Walfang, wird allenfalls formal weiter verfolgt, doch die visionäre Verpflichtung der Mannschaft darauf, jenen *einen* weißen Wal endlich zu erlegen, ist irrational und ökonomisch objektiv unsinnig. In der Tat also erscheint »Ahab's strategy on the quarter deck« als »a masterful fusion of democratic demagoguery and religious ritual.«¹⁹ Dass der Kapitän eine solche rituelle Ermächtigung zum charismatischen ›Führer‹ im weberschen Sinn durchaus mit Kalkül betreibt, erweist sich in seinem Versuch, den zögernden und sich entziehenden Steuermann Starbuck durch persönliche Überzeugung einzubinden, bis Ahab »Beiseite« sagen kann: »Starbuck ist nun mein; er kann sich mir nicht länger widersetzen, will er nicht einen Aufstand wagen.«²⁰

Auch in Melvilles Seeromanen *Redburn* und *White-Jacket*, 1849 und 1850 erschienen, geht es um Herrschaftsverhältnisse an Bord, dort insbesondere um Führungskrisen und Konflikte zwischen einer zur Despotie entartenden Herrschaft der Kapitäne und den aus der Mannschaft hervortretenden informell-charismatischen Führern; weitere Beispiele ließen sich hinzufügen. Melvilles Durchspielen solcher Szenarien wurde, wie angedeutet, von der Forschung schon früh unter anderem als literarische Gestaltung der Gefahren depravierter Führung vor dem Hintergrund des sich ausbildenden Kapitalismus und des politischen Systems in den Vereinigten Staaten gelesen.²¹ Letzteres hatte in dieser frühen Zeit gewiss noch nicht jene ein-

¹⁸ Melville, *Moby-Dick oder Der Wal*, S. 267 (»Over Cartesian vortices you hover«, S. 141).

¹⁹ Patterson, *Democratic leadership*, S. 293.

²⁰ Melville, *Moby-Dick oder Der Wal*, S. 274 (»Starbuck now is mine; cannot oppose me now, without rebellion«, S. 146).

²¹ Siehe oben Anm. 17. Zu Aspekten der Führung in Melvilles diversen Texten vgl. weiter Alan Shima, »Orders of Power. The Authority of Babo in Herman Melville's *Benito Cereno*«, in: *Nordic Journal of English Studies* 3 (2004), S. 301–317; Richard E. Ray, »Benito Cereno: Babo as Leader«, in: Dan McCall (Hg.), *Melville's Short Novels: Authoritative Texts, Contexts, Criticisms*, New York 2002 [zuerst 1970], S. 329–340; Catherine H. Zuckert, »Leadership – Natural and Conventional – in Melville's *Benito Cereno*«, in: *Interpretation. A Journal of Political Philosophy* 26/2 (1998), S. 239–255; Darryl Hattenhauer, »Follow your Leader. Knowing One's Place in Melvilles *Benito Cereno*«, in: *Rocky Mountain Review of Language and Literature* 45 (1991), S. 7–17; Stanley T. Williams, »Follow your Leader. Melville's *Benito Cereno*«, in: *Virginia Quarterly Review* 23 (1947), S. 61–76; John K. Clemens, »Leaders Versus Managers. The Case of Captain Vere«, in: *Journal of Leadership and Organizational Studies* 1/3 (1994), S. 117–128; Byron J. Calhoun, »Captain Vere as Outsider and Insider. Military Leadership in *Billy Budd, Sailor*«, in: *War, Literature, and the Arts. An*

deutige Ausprägung mit ›Parteimaschine‹ und charismatischem Präsidenten gewonnen, wie sie Max Weber nach 1900 insbesondere in Theodore Roosevelt vor Augen stand, als er von der »Führerdemokratie mit ›Maschine« sprach.²² Es lässt sich hier auch keineswegs eine direkte Linie verfolgen, die etwa von Melvilles Seeromanen zu einer Debatte über Führung in Deutschland verwiese: Dort waren zwar *White-Jacket* und *Redburn* ebenso wie *Omoo* schon Mitte des 19. Jahrhunderts bekannt, übersetzt und in verbreiteten Zeitschriften u. a. aus dem Hause Cotta besprochen, paraphrasiert und abgedruckt worden;²³ *Moby-Dick* aber, auch *Billy Budd* und *Benito Cereno* stießen erst von den 1930er Jahren an auf ein breiteres Interesse in Deutschland – prominent etwa bei Carl Schmitt²⁴ –, als dann Melvilles eigentliche Entdeckung eingesetzt hatte.

Immerhin aber wurde Melville bereits 1850 in einer Besprechung des alteuropäischen *Magazins für die Literatur des Auslands* bescheinigt, seine »Seeromane« verhielten sich »überhaupt zu den zahlreich vorhandenen Arbeiten dieses Genre wie ein Lichtbild zu einem Phantasiegemälde«.²⁵ Mit einer solchen ästhetisch gemeinten Metapher, die auf die technische Differenz mimetischer Perfektion abhebt, ließe sich leicht die bekannte These der ›Verspätung‹ Deutschlands verknüpfen,²⁶ im Lichte derer es dann kaum als Zufall erschiene, dass dort eine breitere Melville-Re-

International Journal of the Humanities 21 (2009), S. 1–10; Harold T. McCarthy, »Melville's *Redburn* and the City«, in: *Midwest Quarterly. A Journal of Contemporary Thought* 12 (1971), S. 395–410; Michael Davitt Bell, »Melville's *Redburn*, Initiation and Authority«, in: *New England Quarterly. A Historical Review of New England Life and Letters* 46/4 (1973), S. 558–562.

²² Siehe Radkau, *Max Weber*, S. 609.

²³ Vgl. Daniel Göske, »Melville's Early Reception in German Translation and Criticism«, in: *Amerikastudien/American Studies (Amst)* 36 (1991), S. 209–226. Er verweist auf Auszüge aus diversen Werken Melvilles in Zeitschriften wie den Cotta-Blättern *Das Ausland* und *Allgemeine Zeitung*: »With respect to the authority and circulation of Cotta's journal, it can be assumed that Melville must have been known to a fairly large number of German readers from early on«, S. 211. Vgl. auch Susan Schneibel, *The Reception of Herman Melville in German Criticism, 1847–1933*, Diss., Erlangen 1981, S. 6: Melville »played an important role as an authority on the South Seas for those two groups interested in this topic, namely the German ethnologists and those readers of the popular South Sea genre«. Betreffs der Rezeption *Moby-Dicks* aber konstatiert Göske: »It seems safe to conclude that apart from the items cited *Moby-Dick* left no wake in German literature or criticism of the time«, S. 225.

²⁴ Siehe dazu Thomas O. Beebe, »Carl Schmitt's Myth of Benito Cereno«, in: *Seminar. A Journal of Germanic Studies* 42/2 (2006), S. 114–134.

²⁵ »Amerikanische Daguerrotypen«, in: *Magazin für die Literatur des Auslandes* 2 (1850), S. 76 (Paraphrase einer Rezension von *Redburn* aus *Revue de deux mondes* 20 [Jan. 1850], S. 381), zitiert nach Göske, »Melville's Early Reception«.

²⁶ Diese Verspätungs-These, die einem normativen, ökonomisch an der angelsächsischen Entwicklung, politisch an Frankreich ausgerichteten Modernisierungsmodell verpflichtet ist, erschien am prominentesten mit Helmuth Plessner, *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*, Stuttgart 1959. Zum Topos der Deutschen als »langsameres Volk« im 19. Jahrhundert vgl. Joachim Radkau, *Technik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Frankfurt a. M. 1989, S. 18 f.

zeption erst in der Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts einsetzte, wie eben auch Max Webers ›Entdeckung‹ der charismatischen Führung erst nach der Jahrhundertwende datierte. Unter den ganz anderen sozialgeschichtlichen und politischen Bedingungen in Deutschland, so könnte man meinen, sind keine derart realistisch-prägnanten literarischen Experimentalanordnungen mit charismatischen Führungskonstellationen denkbar, wie sie in Melvilles Seeromanen vorliegen. Die unter dem Stichwort ›Realismus‹ klassifizierte deutsche Literatur bietet Mitte des 19. Jahrhunderts auf den ersten Blick vor allem »Phantasiegemälde« dar, etwa in den breit angelegten Romanen der Erfolgsschriftsteller Gustav Freytag oder Friedrich Spielhagen, doch finden sich gerade hierzulande schon um 1800, bei Schiller etwa und Kleist, Beispiele literarischer Verhandlungen von Führungskonstellationen, die Melvilles ›Lichtbildern‹ an Tiefenschärfe nicht nachstehen.²⁷ Auch Texte wie Georg Büchners Drama *Dantons Tod* (1835) oder Grabbes *Napoleon oder die hundert Tage* (1830/31) wären in diesem Zusammenhang zu nennen: Vor dem Hintergrund ihres aktuellen Lagebezugs ließen sie sich im Weber'schen Sinn als recht nüchterne Variationen auf den Verfall charismatischer Herrschaft lesen.²⁸ Die populäre realistische Literatur der Jahrhundertmitte scheint indes normativ und oft pathetisch vorwiegend auf eine Etablierung entsprechender Führungsstrukturen zu setzen: Es wird im Folgenden zu zeigen sein, welche Aufschlüsse sie über die Entwicklung und Ausformung jenes Diskurses über Führung in Deutschland bietet, der erst später explizit als solcher wahrgenommen wurde. Dass diesem Diskurs in historischer Hinsicht weniger eine systematische als vielmehr eine zutiefst lageverwobene und damit auch okkasionelle Dimension eignet, liegt damit freilich auf der Hand.

II. »Hammer und Amboß« – Gefängnis und Charisma

Es ist Sturmflut an der Ostsee. Ein Gefängnisdirektor namens Ernst von Zehren führt 400 Häftlinge aus seiner Anstalt in die Stadt an der Küste, um gegen den drohenden Bruch des Hafendamms zu kämpfen. Die Lage ist ernst, doch der Kampf gegen die Naturgewalt der Flut endet siegreich. Ein Dabeigewesener berichtet 20 Jahre später im Rückblick, merklich affiziert:

²⁷ Zu Schiller vgl. hier bislang vor allem Peter Philipp Riedl, »Legitimität und Charisma in Zeiten des Krieges. Überlegungen zu Schillers Wallenstein-Trilogie«, in: ders. (Hg.), *Schiller neu denken. Beiträge zur Literatur-, Kultur- und Kunstgeschichte*, Regensburg 2006, S. 91–109. Zu Kleist vgl. Michael Neumann, »Und sehn, ob uns der Zufall etwas beut.« Kleists Kasuistik der Ermächtigung im Drama ›Die Hermannsschlacht‹, in: *Kleist Jahrbuch* 2006, S. 137–156.

²⁸ Siehe dazu Gunther Nickel, »Erkenne die Lage«. Das Geschichtsdrama im frühen 19. Jahrhundert: Kleist – Grabbe – Büchner«, in: Franz Norbert Mennemeier, Bernhard Reitz (Hg.), *Amusement und Schrecken. Studien zum Drama und Theater des 19. Jahrhunderts*, Tübingen 2006, S. 97–118.

Ich sehe sie noch dastehen, die vierhundert, wie sie auf den Wall heraufgestürmt waren, mit bleichen Gesichtern, die starren Augen bald auf das heulende Chaos, bald auf den Nachbar gerichtet, und dann auf den Mann, der sie hierhergeführt, und der allein imstande war, zu sagen, was hier geschehen solle, was hier geschehen könne. Und niemals hat eine ratlose Schar einen besseren Führer gehabt.

Der herrliche Mann! Ich sehe ihn mit dem treuen Auge der Liebe, das sinnend in die Vergangenheit blickt, so oft, in so vielen Situationen, und immer sehe ich ihn schön und groß; aber in keinem Augenblicke schöner und größer als in diesem, wie er dastand auf dem höchsten Punkte des Walles, sich festhaltend an der Flaggenstange, die er dort hatte aufrichten lassen; – schöner und größer und heldenhafter! Ja! Heldenhaft war seine Haltung und heldenhaft war sein Auge [...] und heldenhaft war war die Stimme.²⁹

Die Szene spielt in dem 1868/69 publizierten Roman *Hammer und Amboß* von Friedrich Spielhagen und wird berichtet von Georg Hartwig, dem durch allerlei Müh und Sünden hindurch aus dem Kleinbürgertum emporgestiegenen Helden und Ich-Erzähler des Romans, den sein anfänglicher Irrweg auch ins Gefängnis geführt hatte. Die geschilderte Episode entwirft ein ikonographisches Tableau, das zahlreiche Topoi aus unterschiedlichen Bildbereichen verwebt zu einem recht kitschigen »Phantasiegemälde« charismatischer Führung. Es bildet den Höhepunkt eines im Roman ausführlich vorbereiteten Ausnahmezustandes, in dem ähnliche Elemente einer außeralltäglichen Selbstermächtigung von einer legal-gesetzten Autorität zum charismatischen Führer wie bei Melvilles Kapitän auf der Pequod zum Tragen kommen. Aufgebaut wird die heroische Figur des Direktors unter anderem in einer Passage, worin der kränkelnde, körperlich angeschlagene Ernst von Zehren mit patriarchalischer Geste – in Begleitung des von ihm privilegierten Insassen Georg Hartwig – zu den im tobenden Orkan verängstigten Gefangenen in einen dunklen Gefängnissaal hinabsteigt und sich mit diesen einschließen lässt: Demonstrativ teilt er mit ihnen ihr hartes Lager, wenn auch nur für eine kurze Zeit, eben bis sein Vorbild unter den »ungefähr fünfzig Zuchthäuslern, zum größten Teil den schlimmsten und verwegenen Gesellen«, genügend gewirkt hat – »denn in mehr als einem dieser Augenpaare«, so versichert der Erzähler am Ende dieser Demonstration, »glänzten die hellen Tränen«.³⁰ Als es dann gilt, den Deich in der Stadt zu retten, tritt Ernst von Zehren wie Melvilles Ahab vor die Gefangenen hin, die »von ihren Aufsehern [...] in militärischem Schritt und Tritt« herangeführt worden waren und nun vor ihm stehen, »stramm und fest, wie eine Kompagnie unter dem Gewehr«. Der Direktor gibt sich zunächst »sinnend«, bis er aufschaut – »sein Blick leuchtete

²⁹ Friedrich Spielhagen, *Hammer und Amboß*, Volksausgabe, Leipzig 23.-27.1910 [zuerst 1869], S. 389 (36. Kapitel). Zum weiteren Kontext im Roman vgl. Henrike Lamers, *Held oder Welt? Zum Romanwerk Friedrich Spielhagens*, Bonn 1991, S. 38–94.

³⁰ Spielhagen, *Hammer und Amboß*, S. 375–378, Zitate S. 376 und S. 378.

über den Kreis« – und »mit tönender Stimme« ruft: »Zu mir, Männer«. Mit einer Stimme, »die man dieser kranken Brust nimmer zugetraut hätte«, stellt er den vor ihm angetretenen Insassen in der allgemeinen Not angesichts der Naturgewalt eine ehrenvolle Aufgabe in Aussicht, ohne ihnen etwa Vergünstigungen oder gar die Freiheit als Lohn zu versprechen. Kraft seines Vorbilds und seiner Rede gelingt es ihm, die Gefangenen zur Einheit zusammenschweißen, die sich sodann, weiterhin militärisch formiert, zum Einsatz bewegt: »Wollt ihr unter diesen Bedingungen zu eurem Direktor stehen? Wer es will, der hebe seine Rechte empor und rufe aus voller Brust: Ja! Und vierhundert Arme flogen in die Höhe und aus vierhundert Männerkehlen donnerte ein Ja, das den Sturm übertönte.«³¹ Dieser dramatische Abschluss und Höhepunkt des ersten Romanteils soll im Ausnahmezustand des Orkans die Bewährung jenes stark personalisierten patriarchalisch-pädagogischen Führungsstils darstellen, den Ernst von Zehren als reformwilliger, der eigenen Schicht kritisch gegenüberstehender Repräsentant der alten Adelswelt zuvor entwickelt hat. Es ist keine erzählerische Laune, dass sich die patriarchalische Ordnung dieses alten Adels allein noch in Zehrens persönlicher Bewährung »charismatisch« ereignet, damit außeralltäglich bleibt, wie auch dieser eine Held bald sterben muss; all das fungiert nämlich nur als Vorausschein auf einen kooperativen »bürgerlichen« Führungsstil, den im zweiten Romanteil Georg Hartwig verwirklichen wird.

Dass in diesem deutschen Erfolgsroman der 1860er Jahre ein Gefängnis zur Zentralmetapher erkoren wird, ist damit ebenso wenig ein beliebiger Einfall: »Die Wut, zu befehlen, die sklavische Gier, sich befehlen zu lassen – das sind die beiden Schlangen, die den deutschen Herkules umstrickt halten«, führt Ernst von Zehren selbst mit symptomatisch gemischten Sprachbildern gegenüber jenem Vorzugsgefangenen Hartwig aus; »sie sind es, die, indem sie ihr Gift in die Adern des Volkes spritzen, das Blut und das Mark des Volkes vergiften und die Rasse selbst deteriorieren.« Die »letzte Konsequenz unserer Zustände« sei dann eben das »Arbeitshaus«, meint dieser Gefängnisdirektor:³² Es ist die Verdichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland zur Anstalt mit ihrer strikt hierarchischen Kommando- und Gehorsamsstruktur. In Spielhagens Roman wird die alte Basis der traditionellen Herrschaft destruiert, die Anerkennung des Geburtsadels aufgrund der Tradition und einer vermeintlich angeborenen Superiorität entkräftet, ähnlich wie in Freytags *Soll und Haben*.³³ Der vormalige Kleinbürger und zeitweilig auf die schiefe Ebene geratene Ich-Erzähler Georg Hartwig wiederum wird im

³¹ Ebd., S. 387.

³² Ebd., S. 293 f.

³³ In Gustav Freytags dreibändigem Roman *Soll und Haben* (Leipzig 1855) stehen die von Rothsattel für den Adel im Untergang, wobei die Tochter Lenore durch die Heirat mit dem tatkräftigen nobilitierten Bürgerlichen von Fink am Ende »eine Schar kraftvoller Knaben [...] und ein neues deutsches Geschlecht« verspricht, Gustav Freytag, *Soll und Haben*, München 1977, S. 830. Die Heiratspolitik in Spielhagens Roman verläuft ähnlich – am Ende bekommen sich der Aufsteiger Hartwig und die Tochter des reformadligen Ernst von Zehren. Zu Freytag vgl. in diesem Zusam-

Zuge seiner persönlicher Bewährung als Arbeiter mit den »Kameraden vom Hammer und von der Feile stets brüderlich« verkehren, aus ihrer Mitte durch Fleiß, Selbst-Bildung und Leistung heraus- und emporwachsen, damit aber dennoch im Grunde ›einer von ihnen‹ bleiben. Für ein in diesem Sinne kooperatives Element eines ›neuen‹ bürgerlichen Führungsstils steht im Roman Hartwig auch insofern, als er – und nicht etwa die bestallten Ingenieure – in der Funktion eines einfachen Arbeiters an einer defekten neuen Maschine den entscheidenden Konstruktionsfehler erkennt: An dieser Figur zeigt der Roman jenes Potential im Mitarbeiter auf, das erst zum Tragen kommt, wenn seine Eigeninitiative jenseits der Hierarchien gefördert und belohnt wird – bis heute zählt dies zu den Kernsätzen mitarbeiterorientierter betriebswirtschaftlicher Führungsmodelle.³⁴

In Spielhagens Roman steckt eine Mischung aus 1813er- und 1848er-Geist, aus frühsozialistischem Fortschrittsglauben und deutschem Idealismus. Die Moral nimmt eine zentrale Stellung im Verfalls- oder Aufstiegsprozess ein, weshalb die Erziehung in den Mittelpunkt rücken muss, und zwar hier als Erziehung durch ›Vorbild in Haltung und Pflichterfüllung‹, wie es besonders Spielhagens Ideenträger Ernst von Zehren verkörpern soll. Dieser formuliert auch ein gezielt ›antinaturalistisches‹ Programm mit Rekurs auf ›naturalistische‹ Argumente, wenn er in pathetischer Rede ausführt, man habe immer nur und »überall die bange Wahl, ob wir Hammer sein wollen oder Amboß«, wo es doch ein Drittes, und »nicht nur ein Drittes« gebe; vielmehr sei »dieses scheinbar Dritte [...] das wirklich Einzige, das Urverhältnis sowohl in der Natur als im Menschendasein, das ja auch nur ein Stück Natur ist. Nicht Hammer oder Amboß – Hammer und Amboß muss es heißen, denn jedwedes Ding und jeder Mensch in jedem Augenblicke ist beides zu gleicher Zeit.« Die Natur befolge »unbewußt dieses große Gesetz der Wechselwirkung«, weswegen eben »ein Kosmos und kein Chaos ist«. Der Mensch aber, »dessen Dasein unter genau demselben Gesetze steht«, solle diesem »mit Bewußtsein« nachleben, denn nur wenn man »die Unzerreißbarkeit, die Solidarität der menschlichen Interessen, die Unabwendbarkeit von Wirkung und Gegenwirkung« erkannt habe, blühten »Freiheit, Billigkeit, Gerechtigkeit« statt »Sklaverei und Tyrannei, Aberglaube und Pfäfferei, Haß und Verachtung in giftiger Fülle«. Gegen die Tendenz des »natürliche[n] Menschen«, »lieber Hammer als Amboß« zu sein, »so lange er glaubt, die freie Wahl zwischen ihnen zu haben«, propagiert er den »vernünftige[n] Menschen«, der darauf verzichtet, nur »Hammer« sein zu wollen, wenn er erkannt

menhang Alyssa A. Lonner, *Mediating the Past. Gustav Freytag, Progress, and German Historical Identity, 1848–1871*, Oxford, Bern u. a. 2005, S. 185, insbes. S. 195–235.

³⁴ Spielhagen, *Hammer und Amboß*, S. 638. In der Episode mit dem Konstruktionsfehler (S. 513–521: 2. Teil, 11. Kapitel) wird Hartwig auch schon vom amtierenden Direktor, einem »bescheidenen Mann«, entsprechend gefördert. Zur heutigen Mitarbeiterorientierung vgl. Ulrich Fröschele, Werner Geiger, Leonhard Weck, *Die KVP-Studie. Eine Studie der Agamus Consult Unternehmensberatung im Auftrag von Otto Wolf von Amerongen*, Starnberg 1996.

hat, »daß ihm das Amboß-Sein nicht erspart wird und erspart werden kann, daß jeder Streich, den er gibt, auch seine Backe trifft.«³⁵

Einerseits werden hier aufklärerisch-idealistische Ansätze im Sinne etwa Schillers in das industriell-bürgerliche Leistungsprinzip via Arbeit und Bildung als Qualifikation transformiert, andererseits transportiert der Text durchaus darwinistische Metaphern sowie Elemente der dem 18. Jahrhundert entstammenden Physiognomik, die mit naturalen Unverfügbarkeiten verknüpft sind,³⁶ d. h. auch die Deutung liegt nahe, dass der Aufstieg in Führungsfunktionen nicht jedem gelingen mag, sondern Anlage und Gelegenheit sich ergänzen. Deutlich wird dies besonders im Falle eines Gefängnisinsassen, der »Katzen-Kaspar« genannt wird, mit der üblichen ›Verbrecherphysiognomie‹ ausgestattet ist und für die einzigen wirklich gefährlichen Szenen im Gefängnis sorgt. Dieser Insasse wird nicht etwa wie der ›gut veranlagte‹ Georg Hartwig vom Direktor qua Integration und therapeutischem Gespräch emporgehoben, sondern nach dem Versuch eines gewaltsamen Ausbruchs in eine andere, offenbar härtere Anstalt verlegt und somit schlicht aus dem Text hinausgeskamotiert.³⁷ Das ist allerdings der ›unrealistische‹ Preis, den der Roman für seine Propagierung eines im Ansatz kooperativen Führungsstils bezahlt, weil er damit eben primär auf kulturelle Formbarkeit und eine adäquate Erziehung gerade des Leitungspersonals setzt.

Der in der erzählerischen Formulierung dieser Botschaften evidente »Mangel an Realismus« und die »seichte Idealistik«, die bereits einige Zeitgenossen Spielhagen vorhielten, störten das Lesepublikum offenbar wenig, denn seine Romane waren »in den sechziger und siebziger Jahren, sowohl was Auflagenhöhe als auch Kritik betrifft, ein enormer Erfolg«:³⁸ Schon Spielhagens Debütroman *Die Problematischen* erreichte 78 Auflagen, *Hammer und Amboß* verbuchte 1929 seine 34.–38. Auflage, und mit den sechs Auflagen der *Sturmflut* verdiente er in acht Jahren 80.000 Reichsmark.³⁹ Axel Drews und Ute Gerhard haben in einer scharfsinnigen Analyse der Kollektivsymbolik in *Sturmflut*, dem »letzten großen Erfolgsroman Spielhagens«, dessen romantheoretische Überlegungen herangezogen und auf den programmati-

³⁵ Spielhagen, *Hammer und Amboß*, S. 292 f.

³⁶ Johannes Salzwedel, *Das Gesicht der Welt. Physiognomisches Denken der Goethezeit*, München 1993; Michael Hagner, *Geniale Gehirne. Zur Geschichte der Elitegehirnforschung*, Göttingen 2004, S. 35–118.

³⁷ Spielhagen, *Hammer und Amboß*, S. 237–241, S. 247–249 und S. 274: Der Ich-Erzähler gesteht »ein geheimes Grauen vor dem Kerl [...], den freilich das tief in die niedrige Stirn gewachsene Haar, ein Paar böse, giftige Augen und ein großer, tierischer Mund deutlich genug zeichnen«, S. 238.

³⁸ Kritik der Brüder Hart von 1884, zitiert nach Axel Drews, Ute Gerhard, »Wissen, Kollektivsymbolik und Literatur am Beispiel von Friedrich Spielhagens ›Sturmflut‹«, in: Edward McInnes, Gerhard Plumpe (Hg.), *Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848–1890*, München, Wien 1996, S. 708–728, hier S. 709. Der Erfolg verblasste aber schon in den Folgejahrzehnten schnell.

³⁹ Jeffrey L. Sammons, *Friedrich Spielhagen. Novelist of Germany's False Dawn*, Tübingen 2004, S. 10.

schen Satz abgehoben, Romanfiguren müssten als »Menschen immer festen Boden unter den Füßen und die Hand am Steuer und die Augen auf bestimmte Sternbilder gerichtet haben«. ⁴⁰ Eine solche »Katachrese von ›festem Boden‹ und ›Hand am Steuer‹, von »Land und Schiff« stehe dabei beispielhaft für Spielhagens erfolgreiche narrative Praxis, so Drews und Gerhard: Verschiedene Bildbereiche werden zu einem ›ikonischen Komplex‹ verbunden, der auf »kulturell hochgradig automatisierte und insofern auch kollektive Bildlichkeit« rekurriert und dem zeitgenössischen Lesepublikum damit in der Verschränkung der Symbolkomplexe mehrere plausible Deutungsebenen anbietet. ⁴¹ Als Gegenwartsroman verhandelt *Sturmflut* die Zeit unmittelbar nach der Gründung des kleindeutschen Nationalstaats; erzählstrategisch zentral ist dafür die »symbolische Verbindung zwischen drohender Sturmflut und drohendem Börsenkrach« ⁴² – das breit entfaltete Drama der ›guten Gesellschaft‹ kulminiert am Ende in der Naturkatastrophe der realen Sturmflut von 1872 an der Ostsee. In dem Kauffahrerkapitän Reinhold Schmidt, einem »stattliche[n] Seemann« mit einem »helleuchtenden Blick«, ⁴³ offeriert Spielhagens Roman wieder eine bürgerliche Vorbildfigur angesichts einer Welt problematischer alter und neuer Eliten: Auf der einen Seite der ethisch-prinzipienbewusste adelige General bzw. sein verfeindetes Pendant, der republikanisch-demokratische Großbürger, auf der anderen der dekadente und verschuldete Adel bzw. der mit ihm kooperierende, skrupellos spekulierende Bourgeois bilden die Pole von Erstarrung und Dekadenz dieser Eliten. Erst als die Börsenspekulation platzt und die Sturmflut an der Ostsee die Romanfiguren vollends in den Ausnahmezustand versetzt, eröffnet sich schließlich eine neue Perspektive: Jener den ganzen Roman hindurch äußerst zuverlässige Kapitän Schmidt aus der Familie des republikanischen Großbürgers vereinigt sich nämlich mit der durchwegs lauterer Tochter des adeligen Generals zur Ehe, so dass »die liebe deutsche Sonne« am Ende »einen neuen hellen Tag« verheißen kann, »voll ehrlicher Arbeit und echter goldner Saat!« ⁴⁴

Schon die berufliche Funktion des zentralen Sympathieträgers, der vom Kapitän zum Lotsenkommandeur für einen ganzen Küstenabschnitt avanciert, indiziert erneut die Einbindung eines Führungsdiskurses, dem die bewährte Schiffstopik weitreichende semantische Anschlussmöglichkeiten bietet. So wird etwa das Thema von Befehl und Gehorsam bei Tisch zwischen dem Kapitän und seinem in Berlin lebenden Onkel, einem Marmorfabrikanten und überzeugten Alt-1848er, intensiv diskutiert: Reinhold Schmidt, dem aus Hamburg stammenden Kapitän, imponiert die preußische Disziplin, die er auf der »Campagne« 1870/71 in Frankreich kennenge-

⁴⁰ Spielhagen, *Beiträge zur Theorie und Technik des Romans* [1883], zitiert nach Drews/Gerhard, »Wissen, Kollektivsymbolik und Literatur«, S. 713.

⁴¹ Drews/Gerhard, »Wissen, Kollektivsymbolik und Literatur«, S. 711 f.

⁴² Ebd., S. 713.

⁴³ Friedrich Spielhagen, *Sturmflut*, Roman, 2 Bde., Bd. 1, Leipzig ⁵1883, S. 15.

⁴⁴ Ebd., Bd. 2, S. 459.

lernt hat. In Hamburg, wo es »ein wenig lässig« zugehe, verstehe niemand »die Kunst zu commandiren, und Niemand will sich commandiren lassen. Dann kommen wir auf das Schiff, wo nur Einer befehlen darf, die Anderen gehorchen müssen. Aber keiner hat gelernt, was er nun üben soll«. Doch funktioniere etwa der »ungeheure, wunderbar complicirte Mechanismus, den man Armee nennt«, ja nur, weil jeder Ungehorsam nicht »blos ein Verbrechen, sondern ein Unsinn sein würde, der, wenn man ihn auch nur im kleinsten Falle zuließe, das Ganze zerstören müßte«. ⁴⁵ Die Führungssystematik auf dem Schiff wird im Roman nun konsequent generalisiert, wenn beispielsweise etwas später der Kapitän seinem Onkel einen Streik in der Fabrik wie eine Meuterei auf offener See zu behandeln empfiehlt, bei der Kompromisse mit der Mannschaft einzugehen sind, um die Existenz von Schiff und Besatzung nicht zu gefährden; selbst der »große Bismarck«, den der Fabrikant im übrigen hasst, wisse die Segel zu stellen und zu lavieren, wenn nötig. ⁴⁶ Folgerichtig kann Reinhold Schmidt nach seinem Aufstieg zum Lotsenkommandeur des Küstenabschnitts, der durch die von ihm vorausgesagte Sturmflut besonders bedroht ist, nicht nur das Schlimmste in großem Maßstab verhindern, sondern er rettet überdies wichtige Romanfiguren höchstselbst mit seemännischem Können und Tapferkeit: »Mochte das Boot im Dunkel verschwinden! sie wussten: der am Steuer verstand seine Sache, und die Sechs an den Rudern verstanden ihre Sache auch.« ⁴⁷ Damit geht es in diesem Roman, so kann man mit Drews und Gerhard bilanzieren, über das vorher entwickelte kooperative Führungsmodell hinaus an zentraler Stelle auch um die Position »einer gesteuerten, kontrollierten Bewegung innerhalb dynamischer Prozesse – also ›die Hand am Steuer‹«, und zwar in jenem die Gegenwart prägenden, im gesamten Text über die Kollektivsymbolik der Flut entwickelten »Komplex moderner Wissensbereiche [...], der insgesamt durch anonyme und tendenziell bedrohliche Dynamiken bestimmt ist.« ⁴⁸ In der Figur des ›modernen‹ Kapitäns Schmidt, der sich fachlich weitgehend auf exakte Beobachtung, wissenschaftliche Methodik und technische Instrumente stützt, scheinen einerseits wichtige Aspekte einer Führung als Steuerung auf, als Expertenführung, die sich durch technisch-wissenschaftliche Kompetenz und exakte Datenerhebung absichert. ⁴⁹ Andererseits lässt auch dieser Roman im Hinblick auf ›Menschenführung‹ im engeren Sinne erkennen, dass hierarchisch institutionalisierte Führungspositionen und Fachwissen zwar in der Routine funktionieren, in der Krise aber weitere persönliche Qualitäten dazutreten müssen: Der bescheidene Kapitän Schmidt scheint außer seiner »Sicherheit der Bewegung« anfangs »nicht viel« zu haben, »was ihn besonders ausgezeichnet hätte«, doch weist ihm der Roman systematisch und Zug um Zug

⁴⁵ Ebd., Bd. 1, S. 116.

⁴⁶ Ebd., Bd. 1, S. 251 f.

⁴⁷ Ebd., Bd. 2, S. 440.

⁴⁸ Drews/Gerhard, »Wissen, Kollektivsymbolik und Literatur«, S. 719 f.

⁴⁹ Ebd., S. 723–727.

eine eigene Ausstrahlung im Umgang mit den Leuten zu, die sich sodann im Ausnahmezustand bewährt. Wie stark Schmidts stilles Charisma durch Fachwissen und Erfahrung oder durch ›Anlagen‹ bestimmt wird, bleibt indes auch hier offen.⁵⁰

III. »Abhängigkeit von den Bedingungen der Kultur« – die »Leitung der Werkmeister«

Friedrich Spielhagen versuchte in den beiden besprochenen Romanen, seine schon 1864 angestellten romantheoretischen Überlegungen umzusetzen, in denen er die »epische Phantasie« zu »den Wissenschaften« in ein enges Verwandtschaftsverhältnis gestellt hatte. Beide Wissenssysteme sollten Spielhagen zufolge »immer auf dem Hintergrund der Natur« einerseits, in der »Abhängigkeit von den Bedingungen der Kultur« andererseits gesehen werden.⁵¹ Dem Roman wuchs dabei eine vermittelnde Stellung zu, die den »modernen mikroskopischen Augen« mit ihrer wissenschaftlich-technischen Wahrnehmungsformierung gerecht würde, ohne darüber die philosophischen und erzieherischen Vorgaben des deutschen Idealismus aufzugeben. Damit entsprach Spielhagens Ansatz im System der Literatur einer Entwicklungsrichtung im Bereich der Wissenschaften, und zwar insbesondere der Kulturwissenschaften, die, ausgehend von den damals grassierenden ›Naturgeschichten des Menschen‹, eine dezidiert kulturhistorische Wendung nahm, während sie im methodischen Gestus und der Metaphorik auf die immer mächtiger werdenden Naturwissenschaften bezogen blieb. Im Bemühen, den Menschen in seinen Zusammenhängen zu entschlüsseln, hatte sich aus dem 18. Jahrhundert heraus das Paradigma einer forcierten Vergeschichtlichung etabliert, das sich zum einen als Verzeitlichung des vormals zeitlosen ›Ebenbildes Gottes‹ in der Entstehung der Geschichtswissenschaft vollzog, zum andern aus der Systematisierung der Natur heraus wiederum in deren Vergeschichtlichung mündete. Wirkungsträchtig seit Carl von Linnés Naturgeschichte,⁵² die auch

⁵⁰ Spielhagen, *Sturmflut*, Bd. 1, S. 5. Vgl. auch die Debatte über die Bedeutung der »überwältigenden Persönlichkeit« in Bd. 2, S. 31: »als ob die Verhältnisse eine Maschine wären, die ihr Pensum abarbeitet, mag der Meister oder ein Tagelöhner sie in Bewegung setzen.« Zum Kult der ›großen Männer‹ und dem ›Problem der heroischen Führerschaft‹ bei Spielhagen vgl. Bettina Plett, *Problematische Naturen? Held und Heroismus im realistischen Erzählen*, Paderborn u. a. 2002, S. 131–178, hier S. 169. Sie verweist auf Spielhagens kritische Auseinandersetzung mit Thomas Carlyle, dessen Londoner Vorlesungen »On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History« vom Frühjahr 1840 schon 1853 in einer deutschen Übersetzung vorlagen, und Ralph Waldo Emersons *English Traits* mit seinen ›Representative Men‹, S. 171 f.

⁵¹ Spielhagen, *Beiträge zur Theorie und Technik des Romans*, zitiert nach Drews/Gerhard, »Wissen, Kollektivsymbolik und Literatur«, S. 709.

⁵² Vgl. Wulf Lepenies, *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*, München, Wien 1979, insbes. S. 9–130; dazu kritisch Dirk Blasius, »Wissenschaft, Alltag und Geschichte. Zu Wulf Lepenies' ›Das Ende der Naturgeschichte‹«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 7/1 (1981), S. 134–141. Siehe schon Johann Melchior

schon den Menschen einbezogen hatte, war bald eine Vielzahl jener erwähnten ›Naturgeschichten des Menschen‹ aufgekommen. Sie gingen einerseits ›anthropologisch‹ im Sinne einer naturwissenschaftlich orientierten Zoologie des Menschen vor, mit Schädelmessung, anatomischer Beschreibung der Körperfunktionen usw.; andererseits wurde dies meist sogleich mit einer ethnographischen und ethnologischen Perspektive verkoppelt: Man nahm also einen Vergleich verschiedener Menschenarten oder ›Racen‹ vor.⁵³ Ein solcher ethnographisch-ethnologischer Ansatz wiederum registrierte und verglich sowohl anatomische als auch ›kulturelle‹ bzw. soziale Gegebenheiten, um sodann die ›Culturgeschichte‹ als Teil einer gesetzmäßig ablaufenden ›Naturgeschichte‹ des Menschen auszuweisen und auch deren Sitten und Gebräuche entsprechend zu analysieren.⁵⁴ Im 19. Jahrhundert emanzipierte sich im Zuge fortschreitender Spezialisierung die ›Culturgeschichte‹ allmählich von der ›Naturgeschichte‹, doch blieben ihr nicht nur die ethnographisch-ethnologischen Ansätze, sondern auch einige Grundannahmen erhalten. Interessant hierbei ist, dass man sich schon bei den Versuchen einer umfassenden ›Naturgeschichte des Menschen‹ ganz selbstverständlich keineswegs auf die Berichte von Reisenden aus exotischen Landstrichen beschränkte, sondern mit der sich in der Folge ebenfalls ausdifferenzierenden ›Völkskunde‹ auch die eigenen Breiten entsprechend inspizierte. Außerdem bedingte die Historisierung des Menschen und der Natur zuvörderst ja eine zeitliche Ausweitung der Perspektive, der sich die räumliche Extension beigesellte: Man nahm unter der Prämisse einer möglichst lückenlos nachzuweisenden Kontinuität die ›Urgeschichte‹ des Menschen ebenso in den Blick, wie man die antiken Kulturen als Stufen dem kulturhistorisch-vergleichenden Tableau einfügte.

In diesem Zusammenhang nimmt Moritz Lazarus' Ansatz einer Völkerpsychologie und das sich daraus entwickelnde Programm einer »Culturwissenschaft« eine bedeutsame Stellung ein. Lazarus steht für eine kulturhistorische Richtung, die im Konkurrenzverhältnis mit den naturwissenschaftlichen Methoden auf eine Systematisierung setzt und sich damit vom primär historisch-genetisch ausgerichteten Paradigma der Natur- und Kulturgeschichte abzulösen beginnt. Sein Schwerpunkt in der ›Völkerpsychologie‹ liegt dementsprechend auch nicht auf Abstammungsfragen, sondern auf einer sozialpsychologischen Fragestellung *avant la lettre*, etwa nach »der subjektiven Ansicht der Glieder eines Volks«, die in den symbolischen Ordnungen der Kultur ermittelt werden soll. Mit Blick auf einen Führungsdiskurs ist daran besonders interessant, dass Lazarus im Rahmen seiner Betrachtungen »Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit« explizit auch das Verhältnis von

Gottlieb Beeke, *Versuch einer Geschichte der Naturgeschichte*, Mitau 1802, S. 1 f., der seine Kategorien mit Blick auf das Kontinuitätsgebot der zeitgenössischen Historiographie entwarf.

⁵³ Vgl. dazu Werner Petermann, *Die Geschichte der Ethnologie*, Wuppertal 2004, S. 278–334.

⁵⁴ Dazu nun Christian Mehr, *Kultur als Naturgeschichte. Opposition oder Komplementarität zur politischen Geschichtsschreibung 1850–1890?*, Berlin 2009.

Volk bzw. Masse und Führung zu bedenken sucht.⁵⁵ Dass hier Kongruenzen zwischen Spielhagens literarischer Verhandlung und Lazarus' Versuch einer wissenschaftlichen Analyse zu konstatieren sind, liegt schon deswegen nahe, weil sich in Lazarus' Nachlass eine Würdigung der besonderen »Feinheit, Schärfe und Vielseitigkeit der psychologischen Beobachtung« Spielhagens erhalten hat: »Ich selbst habe«, schreibt Lazarus dort, »in meinen Vorlesungen keinen Dichter so oft wie den Spielhagen zitiert als Gewährsmann für psychologische Beobachtungen, aber auch als Urheber psychologischer Fragen und Probleme.«⁵⁶

Wenn Lazarus also Anfang der 1860er Jahre ausführt, dass »die Massen niemals im engeren Sinne des Wortes schöpferisch (productiv) sind, sondern nur aufnehmen, nachachtend und nachahmend handeln, immer einer Fahne folgen, die ein Hervorragender voranträgt«, so erinnert dies ikonographisch kaum zufällig an Spielhagens zitiertes Bild des heroischen Gefängnisdirektors, der die Masse der Gefangenen kraft seines persönlichen Vorbilds zur Tat emporriss. Es sind nämlich, so Lazarus, stets »die Wenigen, mit einem Worte die Genies, welche, nicht willkürlich, sondern aus der gegebenen Geschichte, objective Ideen schöpfen, sie in der Masse – abgestuft – verbreiten, und das Ganze so in handelnde Bewegung versetzen.« Bemerkenswert erscheine, »daß selbst die Wünsche und Hoffnungen der Massen immer zuerst von Wenigen, wenn auch nicht erzeugt, so doch zur Klarheit und zum Ausdruck gebracht werden.« Nicht alle historischen Bewegungen indes erfolgten »in dieser gleichsam idealen Art, unter der Leitung nämlich von genialen Führern auf dem Grunde objectiver Ideen«, denn, so Lazarus, die

Massen gerathen zuweilen in eine ungezügelte Bewegung, überrennen ihre Führer, entwickeln eine gedankenlose Gewalt; das Allerleichteste im Reiche des Geistes ist es, irgend einen gegebenen Gedanken einfach zu verneinen; am Niederreißen und Zertrümmern kann Jeder mithelfen ohne sonderliche Anleitung; – auch am Aufbau könnte Jeder helfen, aber nur unter Leitung der Werkmeister [...] Aber nicht bloß ohne, zuweilen auch durch Führer geräth die Masse in vergebliche oder ver-

⁵⁵ Moritz Lazarus, »Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gesamtheit«, in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 2/4 (1862), S. 393–453, abgedruckt in: ders., *Grundzüge der Völkerpsychologie und Kulturwissenschaft*, hg. mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von Klaus Christian Köhnke, Hamburg 2003, S. 39–129. Zu Lazarus und seiner ›Culturwissenschaft‹ vgl. ebd. S. IX–XXXVII die Einleitung, Zitat S. X (Lazarus); außerdem Gerhart von Graevenitz, »Verdichtung. Das Kulturmodell der ›Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft‹«, in: Aleida Assmann, Ulrich Gaier, Gisela Trommsdorff (Hg.), *Positionen der Kulturanthropologie*, Frankfurt a. M. 2004, S. 148–171; Thomas Hauschild, »Kultureller Relativismus und anthropologische Nationen. Der Fall der deutschen Völkerkunde«, in: ebd., S. 121–147, insbes. S. 132 f.; Mehr, *Kultur als Naturgeschichte*, S. 88–97.

⁵⁶ Zitiert nach *Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen*, bearb. von Nahida Lazarus und Alfred Leicht, Berlin 1906, S. 429.

derbliche Bewegung, durch Führer, die zwar der Ideen entbehren oder ihnen widerstehen, aber Schwärmerei oder Klugheit genug besitzen, die Masse mit sich fortzureißen.⁵⁷

Hier ist gut zu sehen, wie auch Lazarus an das bereits vor 1800 ausformulierte Geniekonzept und eine entsprechend ausgeprägte Metaphorik anknüpfen konnte.⁵⁸ Was das Verständnis von Führung betrifft, griff er auf die spätestens seit der Französischen Revolution topische Entgegensetzung von unproduktiver, wankelmütiger Masse und herausragendem Einzelnen zurück, die vor allem durch Bonapartes Karriere befeuert worden war. In nationalerzieherischem Kontext modellhaft formuliert fand sich dies 1800 in Schillers schultauglichem *Lied von der Glocke*, auf das Lazarus indirekt verweist, denn mit diesem Text lässt sich der Begriff seines »Werkmeisters« assoziieren, der allein die Masse zu konstruktiver Tätigkeit anleiten könne.⁵⁹ Dieses auf das alte »zünftige« System rekurrierende, die Ausbildung zur Bildung überhöhende Konzept des »Werkmeisters« prägt auch Spielhagens *Hammer und Amboß*, worin das Lernen »von der Pike auf« als wesentliche Voraussetzung für die fachliche und persönliche Autorität ausgewiesen wird, aber nicht zwingend an entsprechende Bildungspatente geknüpft ist – das zeigt das angeführte Beispiel von Georg Hartwigs Entdeckung des Konstruktionsfehlers bei einer Maschine, womit er die bestellten Ingenieure des Planungsbüros in den Schatten gestellt hatte. Lazarus geht von gegebenen »großen Persönlichkeiten« oder »Genies« aus, deren Herkunft nicht weiter hinterfragt wird, denn sein Interesse gilt vor allem dem Aspekt der richtigen, konstruktiven Führung bzw. deren Gewährleistung durch die »Idee« und damit die Erziehung. Indem Lazarus den Begriff des Volks als einen zuvörderst »geistigen« dezidiert gegen den der Rasse abgrenzt, es also im Anschluss an romantische Theoreme als »zweite Natur« im Medium der Kultur begreift, verpflichtet er auch die Untersuchung des Verhältnisses von Führung und Masse vorrangig auf den Bereich der symbolischen Formen.⁶⁰

⁵⁷ Lazarus, »Verhältniß«, S. 101 f.

⁵⁸ Vgl. dazu Jochen Schmidt, *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945*, Heidelberg³2004. Zum Kult der »großen Männer« in der realistischen Literatur, der sich hier in der »modernen« Wissenschaft widerspiegelt, siehe auch oben Fn. 50.

⁵⁹ Zu Schillers *Glocke* vgl. noch immer Jürgen Link, Ursula Link-Heer, *Literatursoziologisches Propädeutikum*, München 1980, S. 93–97, S. 166–168, 189 f., S. 201–207, S. 216 f., S. 295–297, S. 314–316, S. 397 f. und S. 440–448.

⁶⁰ Vgl. dazu knapp Mehr, *Kultur als Naturgeschichte*, S. 92–94.

IV. Die »Affenherde zum Gegenstand der Vergleichung«: Geborene Führer

Einer naturgeschichtlichen Versuchung, um nun auf eine zweite Entwicklungsrichtung in diesem Feld zu kommen, schien dagegen einer der einflussreichen Popularisierer naturwissenschaftlicher Erkenntnisse im 19. Jahrhundert zu erliegen, der Heidelberger Privatdozent, spätere Extraordinarius und Privatgelehrte Otto Caspari. Er war Redakteur und Mitherausgeber der Zeitschrift *Kosmos*, die sich im Untertitel als *Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung aufgrund der Entwicklungslehre* auswies und programmatisch der Verbreitung der darwinistischen Lehre widmete.⁶¹ Caspari gab sie, wie anfangs ausdrücklich etikettiert, »in Verbindung mit Charles Darwin/Ernst Haeckel« heraus. Seine in zwei Bänden 1873 bei Brockhaus in Leipzig erschienene *Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens* führt exemplarisch vor, wie Führungsprozesse und Herrschaftsverhältnisse mit Darwins Entwicklungslehre ›naturalisiert‹ werden konnten. In einer Rezension dieses Werks im *Archiv für Anthropologie* schrieb Friedrich von Hellwald, selbst u. a. ausgewiesen durch eine *Naturgeschichte des Menschen* und eine *Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung*, »[s]ehr glücklich« belege Caspari

seine Ansicht durch mannigfache Beispiele aus der Thierwelt, welche die Grundzüge dieses ursprünglichen menschlichen Staatsgebildes erkennen lassen, während umgekehrt noch manche wilde Völkerschaft der Gegenwart sich zwar wenig oder gar nicht über die Form des thierischen Schwarms, der Herde erheben, der seinerseits bei seiner vielfach willkürlich handelnden Zahl von Gliedern einer ganz bestimmten, gemeinsamen Führung bedarf, die in dem *Leitthiere* auch tatsächlich vorhanden ist. [...] Als besonders treffend möchten wir die Bemerkungen bezeichnen, welche in jenen Urzuständen die Aristokratie der physischen Macht betonen, wie sie bei den leitenden Führern der staatlichen Gemeinschaft sich kund giebt.⁶²

Für Caspari ist der Übergang vom Tierstaat zum menschlichen »Urstaat« fließend, was sich auch auf seine rhetorische Praxis niederschlägt, die Tiere, etwa »die feigeren Affen«, zu vermenschlichen und den Menschen an das Tier anzugleichen. In der Antwort auf die Frage, wie Verbände, Hierarchien und Führungsstrukturen entstanden, mischen sich althistorische, ethnographische bzw. ethnologische und biologische Sedimente. »Was wir in einer ähnlichen Weise noch heute erleben, das

⁶¹ Otto Caspari (geb. 1841 in Berlin, gest. 1917 in Heidelberg), Studium in Berlin, München, Greifswald und Göttingen, dort Promotion, 1869 Habilitation in Heidelberg, bis 1877 noch Dozent in Heidelberg, 1883 a.o. Professor (Philosoph), seit 1895 Privatgelehrter. Zu Caspari vgl. auch Mehr, *Kultur als Naturgeschichte*, S. 123–130; zum Kontext Andreas W. Daum, *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert: Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848–1914*, München 2002.

⁶² *Archiv für Anthropologie* 6 (1873), S. 224–229, hier S. 226.

war in rohern und stärkern Farben aufgetragen bereits der Grundzug des frühesten urzeitlichen Staatslebens.« Der Wettkampf, die Konkurrenz, ist für ihn allgegenwärtig: Immer sei es so gewesen, dass »ein einzelnes hervorragendes Individuum, das mit besondern physischen Talenten ausgerüstet war«, sich durchsetzte und »die leitende und führende Spitze der staatlich-geselligen Gemeinschaft behauptete.«⁶³ Es sei hier, so Caspari,

psychologisch nicht unwichtig, auch in diesem Punkte vorzugsweise die Affenheerde zum Gegenstande der Vergleichung zu machen, um zugleich die Unterschiede zu beachten, die sich bezüglich der Leitung und Führung im Heerdenleben gegenüber der vom Staatsleben herauszustellen. / Auch die Affenheerde läßt ja bekanntlich deutlich einen Führer, einen Leitaffen erkennen, der mit großer Wachsamkeit voraufschleicht, sobald es sich etwa darum handelt, einen Plünderungszug vorzunehmen. Wer eine solche diebische Affenheerde dahinschleichen sieht, von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, wer die Aufmerksamkeit aller einzelnen beobachtet, mit der dieselben ängstlich und besonnen den Bewegungen ihres Führers folgen, [...] der erkennt deutlich den merkwürdig großen Einfluß, den auf solchen Raubzügen der wachsame Führer beansprucht, und der ihm unwillkürlich gewährt wird.

Ist dann die Beute da, sei es mit der Autorität des Führers »merkwürdigerweise« aus, »ein allgemeines Zanken, Schreien und Balgen« beginne, »alle Fesseln der Ordnung zerreißen, und das Bild der Heerde gewährt den Anblick roher, feiger Gesellen«. Anders dagegen der Urmensch in der »Urgesellschaft«: »Denn der einmal anerkannte und durch Talente hervorragende, an die Spitze geschobene ›Führer‹, als natürlicher und berechtigter Gewalthaber, duldete bei seinem Selbstgeföhle keinen zweiten ebenbürtig neben sich, er übernahm dauernd und allein die Verantwortung, kraft eines Geföhls, das kein Affe in dieser charakteristischen Weise zu entwickeln im Stande ist, nämlich des ›Ehrgeizes‹.« Konkurrenz führe zur Unterordnung oder zum Ausweichen und Gründen eigener »staatlich sich organisirenden Gemeinden«. Dies unterfüttert Caspari mit dem Blick auf Verhältnisse, wie wir sie »noch heute unter unsern tiefern Naturvölkern« als gesellschaftlichen Verbände vorfänden.

In einer Fußnote kippt seine Analyse in eine »naturgeschichtliche« Rechtfertigung des bestehenden Staatswesens: »Werfen wir einen Blick in das moderne Staatsleben.« Vorteilhaft könne zwar in jedem System regiert werden, ob Monarchie oder Republik, »sobald die Fähigkeiten der leitenden Glieder selbst genug Talent und Anlagen mitbringen, um jede entstehende Einseitigkeit durch Ueberzeugung und Handlung auszugleichen«, doch sei dem Staat mit einer »überwiegend *constanten charakterfesten Richtung*« am besten gedient:

⁶³ Otto Caspari, *Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens* [1872], Leipzig ²1877, S. 133.

Wir können es daher vom naturhistorischen Gesichtspunkte erklärlich finden, daß das gesunde Staatsleben im vollkommenen Einzelorganismus ein System repräsentirt, das entschieden monarchisch angelegt ist. Nur die tiefer stehenden, niedriger organisierten Thierkörper bilden republikanische Staatssysteme, und das wahrscheinlich auch nur, weil ihnen die schwierige Seite des Kampfes ums Dasein mehr erspart ist wie den höhern Organismen.⁶⁴

Casparis Werke, auch diese *Urgeschichte*, fanden sich in der Bibliothek Friedrich Nietzsches, der den Heidelberger Philosophieprofessor hart attackierte, wie er auch Darwin explizit und recht häufig kritisierte, jedoch zentrale Einsichten stillschweigend übernahm.⁶⁵ Schon in seiner zweiten unzeitgemäßen Betrachtung hatte sich Nietzsche 1874 der Vergeschichtlichung des Menschen zugewandt, die er dezidiert »immer nur« auf ihre Funktion für ›das Leben‹ befragt »und also auch unter der Herrschaft und obersten Führung dieses Zweckes« analysiert: Jeder Mensch und jedes Volk brauche, »je nach seinen Zielen, Kräften und Nöthen eine gewisse Kenntniss der Vergangenheit, bald als monumentalische, bald als antiquarische, bald als kritische Historie«. ⁶⁶ Bei allen Gefahren hinsichtlich einer Erstarrung, die Nietzsche für jede Form der Geschichtsbehandlung nicht zu skizzieren vergisst, wird seine Vorliebe für die ›monumentalische‹ Form deutlich, in der »die grossen Momente im Kampfe der Einzelnen eine Kette bilden, dass in ihnen ein Höhenzug der Menschheit durch Jahrtausende hin sich verbinde«. ⁶⁷ Als Vertreter einer solchen Art des Umgangs mit Geschichte benennt Nietzsche im positiven Sinne den Historiker und Dramatiker Friedrich Schiller, und letztlich ist es eine Variation von dessen Geschichtsdenken, die Nietzsche knapp siebzig Jahre nach Schillers Tod propagiert: Nicht am Ende eines historischen Prozesses könne »das Ziel der Menschheit« liegen, »sondern nur in ihren höchsten Exemplaren«, in einer »Genialen-Republik«, in der ein Riese »zeitlos-gleichzeitig« dem anderen »durch die öden Zwischenräume der Zeiten« zurufe. Aufgabe der Geschichte sei es, Mittlerin zwischen den Großen zu sein »und so immer wieder zur Erzeugung des Großen Anlaß zu geben und Kräfte

⁶⁴ Ebd., S. 134 f. Vgl. dagegen schon Wilhelm Wundts generelle, auf derlei Argumentationen zielende Kritik an »schlechten Analogien«, also hemmungslosem Metaphertransfer: »Ueber den gegenwärtigen Zustand der Thierpsychologie«, in: *Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie* 2 (1878), S. 137–149, hier S. 144: »Auf diese Weise wandert der bildliche Ausdruck herüber und hinüber, und heute wird es uns fast schwer, zu sagen, welches Bild wir als das angemessenere empfinden.« Zur zeitgenössischen Diskussion des Verhältnisses von Darwinismus und Kulturgeschichte vgl. Mehr, *Kultur als Naturgeschichte*, S. 134–143.

⁶⁵ Vgl. Giuliano Campioni et al. (Hg.), *Nietzsches persönliche Bibliothek*, Berlin 2003, S. 168; zu seiner Darwin-Rezeption siehe John Richardson, *Nietzsches New Darwinism*, Oxford 2004.

⁶⁶ Friedrich Nietzsche, *Unzeitgemässe Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben*, in: ders., *Sämtliche Werke, Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden*, Bd. 1, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinaro, München, u. a. 1988, S. 243–344, hier S. 271.

⁶⁷ Ebd., S. 259.

zu verleihen«. ⁶⁸ Hier ist wieder, auch im Bezug auf Schiller, der alte Genie-Diskurs präsent, den Nietzsche mit seiner Bestimmung des Menschen als sich erinnerndes Tier zeitgemäß anthropologisch zu unterfüttern wusste. Der zeitgenössische biologische Strang schlägt in *Jenseits von Gut und Böse* 1886 vollends durch, wo sich Nietzsche dem Verhältnis von Masse und Führung mit einer anderen Stoßrichtung zuwandte als etwa der ›Völkerpsychologe‹ Lazarus:

Insofern es zu allen Zeiten, so lange es Menschen giebt, auch Menschenheerden gegeben hat (Geschlechts-Verbände, Gemeinden, Stämme, Völker, Staaten, Kirchen) und immer sehr viel Gehorchende im Verhältniss zu der kleinen Zahl Befehlender, – in Anbetracht also, dass Gehorsam bisher am besten und längsten unter Menschen geübt und gezüchtet worden ist, darf man billig voraussetzen, daß durchschnittlich jetzt einem Jeden das Bedürfniss darnach angeboren ist. ⁶⁹

Dies Bedürfnis an Befehlen, der »Heerden-Instinkt des Gehorsams«, nehme an, »was ihm nur von irgend welchen Befehlenden – Eltern, Lehrern, Gesetzen, Standesvorurteilen, öffentlichen Meinungen – in's Ohr gerufen wird«, und er werde bevorzugt vererbt »auf Kosten der Kunst des Befehlens«. Das führt Nietzsche zu dem Problem, dass »endlich geradezu die Befehlshaber und Unabhängigen« fehlten oder »innerlich am schlechten Gewissen« litten und sich vormachen müssten, auch sie gehorchten nur – das Prinzip der gesetzten, legalen Herrschaft also, mit Weber zu sprechen. Mit Blick auf den von ihm für ganz Europa konstatierten Zustand gilt für Nietzsche das Verdikt einer »moralische[n] Heuchelei der Befehlenden«: Aus schlechtem Gewissen heraus gebärde man sich »als Ausführer älterer oder höherer Befehle«, berufe sich auf Vorgaben »der Vorfahren, der Verfassung des Rechts, der Gesetze oder gar Gottes«, oder borge sich gar »Heerden-Maximen«, die in Bezeichnungen wie »erste Diener ihres Volks« oder »Werkzeuge des gemeinen Wohls« greifbar würden.

Auf der anderen Seite giebt sich heute der Heerdenmensch in Europa das Ansehn, als sei er die einzig erlaubte Art Mensch, und verherrlicht seine Eigenschaften, vermöge deren er zahm, verträglich und der Heerde nützlich ist, als die eigentlich menschlichen Tugenden [...]. Für die Fälle aber, wo man der Führer und Leithammel nicht entrathen zu können glaubt, macht man heute Versuche über Versuche, durch Zusammen-Addieren kluger Heerdenmensch die Befehlshaber zu ersetzen. ⁷⁰

Es verwundert nicht, dass Nietzsche angesichts des von ihm dergestalt beklagten und begründeten Mangels an geborenen Führern Goethes »Kraftgenie« Napoleon

⁶⁸ Ebd., S. 317.

⁶⁹ Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft*, in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 5, S. 9–243, hier S. 119.

⁷⁰ Ebd., S. 119 f.

feierte und nunmehr gegen den ›mittleren Menschen‹ des protonormalistischen 19. Jahrhunderts zum ›atavistischen Anti-Bürger‹ und ›Künstler-Tyrannen‹ stilisierte.⁷¹ Die zitierten Passagen zeigen, dass er Francis Galton gelesen hatte, den Vetter Darwins, der damals zu einer wichtigen diskursiven Schnittstelle wurde: Mit Galton ist, wie Jürgen Link in seinem Klassiker zur Diskursgeschichte des Normalismus ausgeführt hat, die wirkungsreiche Verkoppelung dreier symbolischer Kurven – bildgebender Verfahren für statistisch erhobene Datenmengen – verbunden, der Gaußkurve der Normalverteilung, der »dynamischen Leistungskonkurrenz-Kurve« und der »Regressionskurve (*Entropie*)«.⁷² Galton hatte sich schon 1869 in seinem Buch *Hereditary Genius* auf statistischer Basis mit der Frage nach der Vererblichkeit von Begabungen und eben auch von Führungseigenschaften befasst. Mit Blick auf Feldherrn und vor allem Politiker war Galton zu der Ansicht gekommen, dass »die Kombination von hohen intellektuellen Gaben, Takt im Umgang mit Menschen, Kraft des Ausdrucks im Debattieren und die Fähigkeit, außerordentlich harte Arbeit zu verrichten«, erblich sei.⁷³ Von hier aus konzipierte er sein eugenisches Programm, das Nietzsche auf eigene Weise rezipierte. »Die Quintessenz« von Galtons Ideen besteht Link zufolge in der normalistischen Vision, »daß der versichernde ›dicke Bauch‹ der Gaußverteilung die Spitzenleistungen ›einholen‹ soll, so daß ›morgen‹ die Ausnahmen zur Regel werden« und die stets drohende Regression ausbleibt – die Exzellenz-Cluster sollen mithin »durch Manipulation des Erbweges zu stabilisierten Mittelwerten von morgen hochgezüchtet werden«. Nietzsche indes griff zwar auf Galtons Argumentation zurück, entwickelte daraus aber in seinem »radikalen Antinormalismus« die aporetische Vision eines »solitären Typs«, die sich Galtons normalistischem Züchtungsprogramm sperrt, weil sie auf einer grundlegenden Differenz zwischen den – auch durch Krankheit oder Dekadenz stimulierten – ›Genialen‹ aus schmalen statistischen Anormalitätszonen und den ›mittleren Menschen‹ in der »Normalität des *Bauches* der Gaußkurve« beharrt.⁷⁴

⁷¹ Zur literarischen Napoleon-Rezeption vgl. Barbara Bëflich, *Der deutsche Napoleon-Mythos. Literatur und Erinnerung 1800–1945*, Darmstadt 2007, S. 158 und S. 39; zu Nietzsche dort insbes. S. 283–298.

⁷² Jürgen Link, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen, Wiesbaden ²1999, insbes. S. 237–246, hier S. 240. Vgl. Marie-Luise Haase, »Friedrich Nietzsche liest Francis Galton«, in: *Nietzsche-Studien* 18 (1989), S. 633–658.

⁷³ Francis Galton, *Genie und Vererbung, autorisierte Übersetzung von Dr. Otto Neurath und Dr. Anna Schapire-Neurath* [1865], Leipzig 1910, S. 115 (Kapitel über Politiker).

⁷⁴ Zu Nietzsches spezifischer Verarbeitung von Galton vgl. Link, *Normalismus*, S. 253–258, Zitate S. 238, S. 241, S. 258 und S. 255. Aufschlussreich hier auch Hagner, *Geniale Gehirne*, zur »notorisch umstrittene[n]« Frage nach der »Kontinuität oder Diskontinuität zwischen Talent und Genie« in der Hirnforschung, der Differenz zwischen »Elite« und »Genie« (S. 244 f.), die ebenfalls dem von Link dargelegten Dispositiv folgt.

Ob nun die Lektüre Nietzsches auch für Max Weber zu einer ›Drehscheibe‹ geworden ist oder nicht:⁷⁵ Nietzsches antinormalistische Fixierung auf solitäre »Risikoindividuen« findet bei Weber nur insofern eine Entsprechung, als etwa den »altisrealistischen Propheten in seiner Darstellung etwas psychisch Abnormes« eignete und er in Bezug auf die Entstehung von Neuerungen meinte, »nach allen Erfahrungen der Ethnologie« scheine die »wichtigste Quelle der Neuordnung der Einfluß von Individuen zu sein, welche bestimmt gearteter ›abnormer‹ [...] Erlebnisse und durch diese bedingter Einflüsse auf andere fähig sind«. ⁷⁶ Noch weniger aber entspräche es seinen eingangs skizzierten Charisma-Vorstellungen, im Sinne Galtons durch Züchtung und Erziehung eine Eliten-›Normalität‹ gleichsam als Reservoir von ›charismatischen‹ Führern erzeugen zu wollen. Webers Hoffnung auf den Politiker aus Berufung und den charismatischen Führer implizierte vielmehr die Frage, wie es zu gewährleisten sei, zweifelsfrei *gegebene* Führungstalente auch in der Politik zur Wirkung, also an die richtigen Stellen zu bringen. Mag sein Charisma-Konzept also insgesamt relativ unscharf und hinsichtlich der Erbllichkeit von Führungseigenschaften uneindeutig bleiben, sollte jedenfalls deutlich geworden sein, dass sich darin jene ›naturalistischen‹ und ›kulturalistischen‹ Sedimente niedergeschlagen haben, deren Spektrum vom »Werkmeister« über »manche wilde Völkerschaft der Gegenwart« bis hin zur »Affenherde« als Gegenstand der Vergleichen im 19. Jahrhundert breit aufgefächert wurde.⁷⁷

⁷⁵ Vgl. Edith Weiller, *Max Weber und die literarische Moderne. Ambivalente Begegnungen zweier Kulturen*, Stuttgart 1994, S. 41–60; dagegen Radkau, *Max Weber*, S. 291 f.

⁷⁶ Link, *Normalismus*, S. 257; Radkau, *Max Weber*, S. 613; Weber zitiert nach ebd., S. 606.

⁷⁷ Die Frage, wie es die Kulturwissenschaften mit ›naturalistischen‹ Ansätzen generell zu halten haben, zog sich durch viele Schriften Webers, vgl. Radkau, *Max Weber*, S. 399–441. Die Texte zur Wissenschaftslehre bieten gar »das seltsame Schauspiel eines leidenschaftlichen Angriffs auf den Naturalismus von naturalistischen Positionen aus« (Friedrich Tenbruck), zitiert nach ebd., S. 402.

Die lokale Zirkulation des ethnologischen Wissens Raabes Verwandlungsgeschichte *Vom alten Proteus*

RALF SIMON (Basel)

I. Zirkulationen

In Wilhelm Raabes Verwandlungsgeschichte *Vom alten Proteus*¹ werden kurze Wege gegangen. Der Großteil der Handlung spielt sich zwischen den Gebäudekomplexen der Piepenschnieder'schen Villa am Rande der Stadt (214) und dem zentral gelegenen Püterichshof ab. Ein Friedhof und ein Kaffeehaus kommen später als städtische Handlungsorte hinzu, ohne eine allzu große Rolle zu spielen. Die Stadt wird für einen Gang in den Wald einmal verlassen. Dieser Wald, welcher auf derselben Textseite (201) als großer Wald und dann als ein solcher, von dem die letzten Stämme gerade noch übrig sind, bezeichnet wird, erscheint als Ort der widersprüchlichen Attributionen, als ein Produkt der Imagination, das von Geistern, Touristen, einem Einsiedler sowie einem alkoholisierten Oberförster bevölkert wird. Da alle diese Orte in wenigen Stunden gegenseitig erreichbar sind, kann der Leser von einer Lokaltopographie ausgehen, deren Extension selbst die Großstadt auf eine Dimension schrumpfen lässt, die einer kleineren Kreisstadt eher angemessen ist.

Aber dieser engen, lokalen Topographie steht ein Motivsystem gegenüber, das nicht allein darin aufgeht, den Konnex von textuell inszenierter Widersprüchlichkeit und daraus abgeleiteter erzähltechnischer Selbstreferenz attestiert zu bekommen.² Gegenüber der in jeder Hinsicht beschränkten Lokalität öffnet sich der Text einer Reihe von Zirkulationen und Austauschhandlungen, welche die weitesten Dimensionen umfassen. Denn die Erzählung, welche die *Krähenfelder Geschichten* und ihre Poetologie des Entzuges im unanschaulichen Bild des Waldes³ beschließt, verhandelt eine komplexe wissenspoetologische Reflexion, die freilich gegen den Wi-

¹ Die Zitate folgen mit bloßer Seitennennung der Ausgabe: Wilhelm Raabe, *Vom alten Proteus*, in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 12, hg. von Karl Hoppe, Hans Butzmann und Hans Oppermann, Freiburg i. Br., Braunschweig 1955, S. 197–289.

² Vgl. die Studie Koschorke, die in der Analyse der Erzählvermittlung die Aporien und Selbstreferenzen herausarbeitet, dabei aber zugleich in der formalistischen Betrachtung stecken bleibt, ohne dem semantischen Repertoire des Textes gerecht zu werden. Albrecht Koschorke, »Kreisbewegung und semantische Zirkel bei Wilhelm Raabe«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 1990, S. 36–49.

³ Vgl. dazu meine Studie: »Raabes poetologische Wälder (*Krähenfelder Geschichten*). Eine metaphoro-logische Analyse des Raabeschen Erzählmodells«, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2006, S. 1–16.

derstand einer vollkommen desinteressiert berichteten Handlung gewonnen werden muss.

In dieser Handlung stört der alternde Magerstedt mit Hilfe seines von seinen Krediten abhängigen Freundes Püterich die Liebe von Hilarion und Ernesta. Die anfängliche Komödienhandlung lässt den heiratswilligen Alten auftreten, dessen Vermögen und gesellschaftliche Stellung die Eltern der vermeintlichen Braut in erpresserische Abhängigkeiten zwingt. Die Komödie jedoch übersteigend, wird die Auflösung durch zwei Gespenster vorbereitet und begleitet. Dem Liebespaar gibt das eine Gespenst den Ratschlag, einen im Wald lebenden Einsiedler zu besuchen. Dieser hilft den Liebenden, indem er in die Stadt zurückkehrt und vermöge seiner pekuniären Potenz diejenige von Magerstedt und Püterich vernichtet – wahrscheinlich kauft er deren Kredite auf⁴ und lässt so deren Fiktion eines erpresserischen Reichtums platzen.

Die Gespenster sind die Personifikationen einer Generation, eines Lebensalters.⁵ Die Liebesgeschichte dient in dieser narrativen Sequenz als Transportvehikel für eine Reflexion über die schuldhafte Wiederkehr derjenigen Verstrickungen, die die abtretende Generation in dem Moment auf sich geladen hat, in dem sie sich ihren Platz in der Welt erkämpfen musste. Die beiden lebenswürdigen Geister, Rosa von Krippen und Innocentia, sind beide die Opfer einer Liebeshandlung, die 30 Jahre zurückliegend Püterich und den Einsiedler in einen Schuldzustand versetzt hat. Während der eine im gesellschaftlichen Leben verbleibt und eine Warenhandlung betreibt, wird der andere zum seine Buße abtragenden Waldbruder. Dass er nun wieder in die Stadt geht, um eine gefährdete Liebe im nahen Umkreis der vergangenen Ereignisse zu retten, lässt sich als doppelte Wiedergutmachung lesen. Das Gelingen der aktuellen Liebe soll das Misslingen der vergangenen kompensieren, und zugleich wird das Unrecht, das sich in dem lebensverneinenden Begehren der Alten nach der jungen Frau zeigt, durch eine Korrekturhandlung bewältigt. Indem die Alten ein Gespensterproblem bekommen, werden sie an den Platz verwiesen, der ihnen in der Generationenabfolge zukommt. Anstatt gegenwärtige Romantik

⁴ Der Text motiviert keinen seiner Handlungsstränge aus. De facto erfährt man nur, dass der Einsiedler Konstantius – eigentlich ein Baron – seinen Reichtum von dem wichtigsten Bankier der Stadt verwalten lässt (261), so dass er über die Macht verfügt, die Kreditnehmer Magerstedt und Püterich ihrer vermeintlichen Macht zu berauben.

⁵ »Dreißig lange Jahre« (221) musste Rosa von Krippen, durch einen eingeschlagenen Nagel zwischen Tapete und Wand fixiert, just hinter dem Bild des zweiten Gespenstes – Innocentia – ausharren, bevor sie ihrerseits als Gespenst tätig werden kann. Diese dreißig Jahre sind in Raabes Werk die Zeitspanne, die als die eines Lebens- oder Menschenalters (231) bezeichnet wird. Gemeint ist hier natürlich nicht die biologische Lebenszeit, sondern die Zeit, die eine Generation zur Verfügung hat, um ihre Semantik, ihre Macht, ihren Habitus durchzusetzen. Hinsichtlich der Männer ist es die aktive Berufszeit (von dreißig bis sechzig), die Zeit der Familiengründung und Kindererziehung; die Zeit, die verstreicht, bis die Kinder den Platz begehren, den die Eltern innehaben. Auch in *Vom alten Proteus* werden diese dreißig Jahre mehrfach genannt (vgl. 223, 224, 230, 231, 233, 258 u. ö.).

zu treiben, haben sie die Opfer der vergangenen Romantik zu reflektieren; die Gründung neuer Lebensmächte kommt den Jungen zu.

Zur Semantik der Generation gesellt sich eine zweite Zirkulation: die des Geldes. Es ist der behauptete, aber de facto auf überzogenem Kredit basierende Reichtum, der die Alten befähigt, sich ins Heiratsgeschäft der Jungen einzumischen. Wiederum ist es aber das Geld, welches das Problem löst: Konstantius kauft durch sein Vermögen offenkundig die Kredite der alten Heiratsschwindler auf, so dass der jungen Liebe nichts mehr im Wege steht. Diese Zirkulation handelt also vom Geldumlauf und seinem sozialen Tauschwert.

Blickt man auf die Zirkulation des sozialen Wissens, dann zeigt sich drittens eine sehr präzise Kenntnis der behördlichen und polizeiamtlichen Aufschreibesysteme. Der Einsiedler Konstantius wird schon im ersten Kapitel dadurch zu einer sozialen Tatsache, dass er vom Forstaufseher Oppermann entdeckt und zum Gegenstand behördlicher Berichterstattung wird. Die Behörde erzeugt einen ziemlich großen Aktenstoß (208), um diesen aber, nachdem die Ungefährlichkeit des Waldbruders erwiesen ist, verstauben (ebd.) zu lassen. Es ist freilich diese behördliche Protokollierung, die es Konstantius ermöglicht, später die Polizeikontrolle auf dem Weg zur Stadt zu passieren (267). Während nämlich der Waldbruder seinem äußeren Ansehen nach alle Zeichen der Infamie aufweist, befindet er sich zugleich in der Sicherheit, durch die behördliche Erfassung als der, der er ist – ein vermögender Baron (270) –, erkannt werden zu können. Die Heimkehr aus der Fremde, ein Motiv des Märchens ebenso wie der ethnographischen Exkursion, gestaltet sich also denkbar einfach. Es zeigt sich, dass Verschriftlichung und Berichterstattung als Verfahren zu begreifen sind, eine singuläre Existenz in die Allgemeinheit der Kategorien aufzuheben und sie dadurch sozial integrieren zu können.⁶ Man könnte diese Beobachtung als eine Medienreflexion des ethnographischen Diskurses deuten. Erst die Schrift und die in ihr vollzogenen kategorialen Operationen machen das Fremde für die eigenen Kategorien erfahrbar. So ist die Schrift die Figur der Hereinholung, und natürlich wird man die ebenfalls der Schrift verdankte permanente Selbstreflexivität des Textes mit dieser Medienreflexion der Ethnographie zusammenbringen müssen, so dass sich in der Poetologie des Textes eine Koppelung von immanenter Ethnographie und literarischer Selbstreflexivität ergibt.

Eine vierte Zirkulation etabliert neben der Synchronie des Geldes und der kurzen Diachronie der Generationenabfolge die Dimension einer *longue durée*. Denn der Gang der Liebeshandlung hat sich nicht nur bei den Eltern und bei den ökonomischen Bedingungen eine Rückversicherung zu holen. Dies wäre noch innerhalb des vom Text immerhin begonnenen Komödieschemas zu leisten gewesen.

⁶ Analog wird auch die Geistererscheinung Rosa von Krippens bewahrheitet: Hilarion, der zunächst an seiner Wahrnehmung zweifelt, vergewissert sich in den Archiven des »Zentralpolizeigebäud[es]« (233), ob vor dreißig Jahren eine Rosa von Krippen gelebt habe. Es ist dieses verbürgte Aktenwissen, welches Hilarion von der Realität des Gespenstes überzeugt.

Es geht um mehr. Zwei Geister treten auf – beides Gestalten einer in der Vergangenheit liegenden tragischen Liebesschuld – und kümmern sich schützend um die junge Liebe. Der eine Geist, Rosa von Krippen, hat seinen Ort in der Stadt und ist eher ein Rachegeist, der andere, Innocentia, platziert sich als Natur- und Elementarwesen, eher nixenhaft und zu Scherzen aufgelegt, im Wald. Während Rosa von Krippen den Weg in den Wald weist, befördert Innocentia dort mit guten Ratsschlägen das Werk der Versöhnung. Es zeigt sich, dass das Liebespaar in der realen Topographie zwar nur einen kurzen Weg zu gehen hat, jedoch in der symbolischen Verortung bis auf die Ebene der elementaren Beseeltheit der Natur zurückgehen muss. Von daher erlangen die Liebenden eine Handlungsmacht, die der Verschwörung, die die alte Generation gegen die neue hegt, in den Rücken zu kommen in der Lage ist. Reformuliert man diesen Gang in eine vorbürgerliche und elementare Welt mit den Mitteln der für Raabe zeitgenössischen Ethnologie, dann zeigt er sich als ein solcher, der die ganze Kulturentwicklung idealtypisch wiederholt. Raabe inszeniert ethnologisches Wissen, aber er tut dies auf eine verstörende Art und Weise. Denn der Soziotop einer Kleinstadt mit angrenzendem Wäldchen wird zum Ort einer grotesken Binnenexotisierung, als läge das innere Afrika direkt hinter Braunschweig, dort wo der Wald an das Krähenfeld angrenzt. Diese Beobachtung macht freilich einen Exkurs in die zeitgenössische Ethnologie notwendig, um die ganze Tragweite von Raabes lokaler Einfaltung jener Doppelbindung erkennen zu können, die Ethnologie und anthropologische Mythopoesie verbindet.

II. Ethnologie

Raabes Erzählung *Vom alten Proteus* erschien 1875 in unmittelbarer zeitlicher Nähe zu wichtigen Standardwerken der sich entwickelnden Ethnologie. Man kann nicht davon ausgehen, dass Raabe diese Werke ausführlich zur Kenntnis genommen und studiert hätte. Aber zweifelsohne sind die grundlegenden Schemata, die die neue Anthropologie und Ethnologie behauptet, zu dem Fundus des zeitgenössischen stummen Wissens zu rechnen, den man in der Allgemeinheit, in der er in Raabes Text namhaft zu machen ist, als geteiltes Wissen unterstellen kann.

Edward B. Tylor (1832–1917) entwickelte 1871 in seinem Buch *Primitive Culture*⁷ eine Stufenlehre der menschlichen Entwicklung auf der Basis religiöser Systeme. Von der Urform der Religion, dem einfachen Animismus bis hin zur Endform des Monotheismus postulierte Tylor vier Entwicklungsstufen: Animismus, Totemismus, Polytheismus und schließlich den Monotheismus. Konform mit den Vererbungslehren der Zeit ging er davon aus, dass früher angeeignete kulturelle Eigenschaften nicht verloren gehen, sondern sich als sogenannte »Survivals«, als archaische Reste in den Kulturen der Gegenwart finden. Dieses latente Vorhandensein der ver-

⁷ Edward B. Tylor, *Primitive Culture*, London 1871 (dt.: Leipzig 1873).

schiedenen stammesgeschichtlichen Entwicklungsstufen in der individualgeschichtlichen Instanz der Ichgenese ermöglicht es, auch vom aufgeklärten Monotheismus aus an der Erfahrungssubstanz früherer kultureller Dispositive teilhaben zu können.

Ein ähnlich gelagertes Theoriemodell findet sich bei Lewis Henry Morgan (1818–1881), dessen Hauptwerk *Ancient Society*⁸ 1877 die Menschheitsentwicklung über die drei Stufen des Jäger- und Sammlerdaseins, dann der Nomaden und Bauern und schließlich der Staatsgesellschaften einteilt. Auch hier findet sich ein Übergang von Wildheit über Barbarei zur Zivilisation, also eine unilineare Master-narration mit einem klaren Ziel, wobei die Dreiteiligkeit des Modells auf das für das 19. Jahrhundert wichtige Drei-Stadien-Gesetz von Auguste Comte zurückgeht.⁹

Blickt man in weitere ethnologische Werke dieser Zeit, so stößt man immer wieder auf vergleichbare Schematisierungen. James Frazer (1854–1941) gliedert die Menschheitsentwicklung in *The Golden Bough*¹⁰ (1890) in die Stadien Magie, Religion und Wissenschaft, eine Abfolge, die man selbst noch in Cassirers *Philosophie der symbolischen Formen* aus den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts finden kann.

Man sieht schnell, dass es sich hier um die Denkform des Evolutionismus handelt, die im 19. Jahrhundert auf viele Felder der Theoriebildung ausstrahlte und durch Darwin eine zentrale Bedeutung erlangte. In den dreißiger Jahren führten Archäologen (Christian Jürgensen Thomsen¹¹) die Drei-Zeitalter-Theorie ein (Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter) und gewannen so eine historische Tiefenschicht, die weit über das hinausging, was in der Geschichtsphilosophie des 18. Jahrhunderts, die sich erst mühsam dem biblischen Weltalter von 6.000 Jahren zu entwinden hatte, gedacht werden konnte. Die archäologischen Recherchen, von denen Raabes *Stopfkuchen* berichtet und die mit Ereignissen der jüngeren Realgeschichte überkreuzt werden, legen ein beredtes Zeugnis davon ab, dass Raabe diese Diskurse kannte und in seine Werke einarbeitete.

Raabe konnte sich sein ethnographisches Einteilungswissen aus vielen Quellen besorgen. Gewiss wurden die Grundbegriffe der einschlägigen Diskurse in den Journalen und Magazinen der Zeit verbreitet. In die unmittelbare Nähe zur *Proteus*-Geschichte fällt etwa die Gründung des Berliner Museums für Völkerkunde (1873).¹²

⁸ Lewis Henry Morgan, *Ancient Society*, London 1877 (dt.: Stuttgart 1891).

⁹ Vgl. zusammenfassend Auguste Comte, *Das Gesetz der Geistesentwicklung der Menschheit oder das Dreistadiengesetz*, in: ders., *Rede über den Geist des Positivismus* [1844], Hamburg 21966, S. 5–41. Vgl. zum Einfluss von Comte auf die Ethnologie auch Horst Nachtigall, *Völkerkunde. Eine Einführung*, Frankfurt a. M. 1979, S. 29 f.

¹⁰ James Frazer, *The Golden Bough. A Study of Magic and Religion*, London 1890 ff.

¹¹ Christian Jürgensen Thomsen gilt als Begründer des sogenannten Dreiperiodensystems. Sein *Leitfaden zur nordischen Altertumskunde* (Kopenhagen 1837, zuerst: *Ledtraad til nordisk Oldkyndighed*, Kopenhagen, Kongelige Nordiske Oldskriftselskab 1836) etablierte sich schnell als Standardwerk.

¹² Die folgenden historischen Hinweise sind einem Aufsatz von Martin Rössler entnommen: »Die deutschsprachige Ethnologie bis circa 1960. Ein historischer Abriss«, in: *Kölner Arbeitspapiere zur*

Die ›Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte‹ wurde 1869 gegründet und gibt seitdem die *Zeitschrift für Ethnologie* heraus. Entsprechende Museumsgründungen fanden in Leipzig (1869), Dresden (1875), Hamburg (1879) und weiteren Städten statt. Es waren diese völkerkundlichen Museen, welche die vielerorts bestehenden ethnographischen Sammlungen aus den Kontexten der Raritäten- und Kuriositätenkabinette beziehungsweise der universitären Sammlungen befreiten und sie einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machten.

In der deutschen Debatte ragen in der Gründungsphase der akademischen Etablierung des Faches die Werke von Theodor Waitz (1831–1864) und Johann Jakob Bachofen (1815–1887) heraus. Waitz diskutiert in seiner mehrbändigen *Anthropologie der Naturvölker*¹³ die These vom monogenetischen Ursprung der Menschen und differenziert die folgende Menschheitsentwicklung durch eine Reihe von biologischen, gesellschaftlichen und kulturellen Prozessen aus. Bachofen folgt einer ähnlichen Denkfigur, wandelt sie aber durch seine These, dass dem Vaterrecht eine Evolutionsstufe des Matriarchats vorangeht, ab.¹⁴

III. Raabes *Binnenethnologie: Vom Wald in die Stadt*

Ein ganzes Kapitel der Raabe'schen Proteusgeschichte widmet sich der Verwandlung des Waldbruders in einen Baron. Die Etappen dieses Gangs vom Wald in die Stadt sind der Rekapitulation wert. Konstantius lässt zunächst das Gekicher, die Stimmen, den Spuk, die ihn lockenden Rufe, die ihm die Geisterwelt aus dem Wald zukommen lässt, hinter sich (265 f.). Der Schritt aus dem bergenden Wald hinaus in die Sichtbarkeit der Individuation ist ein Akt der Loslösung, der Losreißung: »Er rannte zu« (266). Man kann bis zur ersten Schrift der aufklärerischen Ethnologie zurückgehen, zu Vicos *Scienza Nuova*,¹⁵ um diese Szene zu deuten. Der Wald figuriert als Urheimat, als Ort der Ungeschiedenheit, als Topos ohne strukturelle Orientierungsmöglichkeit. Im Wald kann man den Wald nicht sehen und eine kartographische Orientierung versagt, wenn man die gebahnten Wege verlässt – sofern sie überhaupt vorhanden sind.¹⁶ Nach den Schematisierungen des ethnologischen Wissens befand sich der Waldbruder in dem menschheitsgeschichtlichen Stadium des Jäger- und Sammlerdaseins, er war umgeben von einem System animistischer Instanzen, einer zu ihm sprechenden Welt der Magie.

Ethnologie 1, Köln 2007 (auch online unter: <http://kups.ub.uni-koeln.de/volltexte/2007/1998/pdf/kae0001.pdf>, letzter Zugriff: 23. Mai 2011).

¹³ Theodor Waitz, *Anthropologie der Naturvölker*, Leipzig 1859–1862.

¹⁴ Johann Jakob Bachofen, *Das Mutterrecht*, Stuttgart 1861.

¹⁵ Giovanni Battista Vico, *Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker*, 2 Bde., Bd. 2, hg. von Vittorio Hösle und Christoph Jermann, Hamburg 1990, S. 159 ff.

¹⁶ Zu einer Phänomenologie des Waldes vgl. Robert Pogue Harrison, *Wälder. Ursprung und Spiegel der Kultur*, München, Wien 1992.

Auf den Animismus folgt nach Tylor der Totemismus (s.o.), und dazu passend ist die erste Instanz, welcher der Waldbruder begegnet, eine Vogelscheuche, die er fälschlich für einen Menschen hält (266), während der erste Mensch, der ihn sieht, ein altes Weiblein, ihn als Vogelscheuche deutet (266 f.). Das Totem als die verwandtschaftliche Instanz, von der jemand abstammt und das als Schutzgeist die Lebenssubstanz gibt, wird von Raabe als Vogelscheuche, Raben abwehrend beim Schritt ins Offene, ins Feld gestellt. Man kann nicht umhin, die Szene symbolisch zu lesen: Raabe begleitet den Waldbruder, der zugleich die Personifikation des tropologischen Systems der *Krähenfelder Geschichten* ist,¹⁷ mit der depotenzierten Totemfigur einer räuberische Raben vertreibenden Vogelscheuche ins bürgerliche Leben, aber so, dass die Vogelscheuche auf beiden Seiten der Unterscheidung vorkommt, animiert durch den Waldbruder und gedeutet durch die alte Frau.

Auch der nächste Akteur ist bei näherem Zusehen eine Figur Raabes. Der Wachtmeister (267) lässt Konstantius nur passieren, weil er aktenkundig und also auch ohne Ausweispapiere identifizierbar ist. Raabes Faible für Akten, Chroniken, Archive, Listen und Aufschreibedispositive des Realen ist als Faible für die Aktenmacht zugleich ein wesentlicher energetischer Vektor seines literarischen Systems. Dass das Schreiben ordnet und durch Ordnung die negativen Mächte zu besiegen vermag, ist das zentrale Phantasma jener Metaphysik des Schreibens, für das der Wissenschaftler Feyerabend (*Altershausen*), der Jurist Krumhardt (*Die Akten des Vogelsangs*), der historistische Archivverwalter Stopfkuchen (*Stopfkuchen*) und viele andere Figuren der Schriftgelehrsamkeit bei Raabe stehen. Man kann diese Metaphysik des Schreibens in der Tat als eine theologische Tätigkeit, als Religion der Schrift zu beschreiben versuchen. Denn es ist auf dem Feld vor der Stadt die Polizeimacht, deren Aktenwissen aus einer Individuation, die noch unter der Prämisse des Animismus und Totemismus steht, ein Subjekt kenntlich macht, dem der Eintritt in die Stadt – konkret: das Passieren der Stadtgrenze – möglich wird.

In der Stadt kann Konstantius dann die Reihe der zivilisatorischen Akte nacheinander vollziehen: er speist »seit langen Jahren zum erstenmal warm« (268), wechselt also vom Rohen zum Gekochten (um es ethnologisch auszudrücken); er schaut sich die Auslagen eines Buchhändlers an, nimmt also die Schrift in sich auf (269); er erblickt sich seit langer Zeit zum ersten Mal wieder im Spiegel (269 f.), tritt also in ein betrachtendes und besonnenes Selbstverhältnis; und er kleidet sich neu ein (270), um mit dem Gebrauch seines Handgeldes nun auch vom Habitus her den Raum der Zivilisation zu betreten.

Das Französisch, mit dem der Waldbruder den Schneider des Bekleidungs geschäftes zu seinem gehorsamen Diener macht, markiert eine Zivilisationsstufe, die man als Ziel des zehnten Kapitels bezeichnen kann. Es fällt hier der in jeder Hinsicht irritierende Satz: »Der Vater Konstantius explizierte sich auf eine Weise, die den Gentleman-taylor mit offenem Munde lauschen ließ und ihn ungemein höf-

¹⁷ Vgl. dazu Simon, »Raabes poetologische Wälder«.

lich machte« (270). Ist es zu viel interpretiert, hier eine ironische Nennung des Autors von *Primitive Culture*, Edward B. Tylor, finden zu wollen? Die Braunschweiger Ausgabe kommentiert den »Gentleman-taylor« als »Engl., Herrenschneider« (538), eine Übersetzung, die richtig wäre, wenn im Text »gentleman's tailor« stünde. Möglich ist, dass Raabe den auf derselben Seite gebrauchten Terminus »maitre tailleur« ironisch ins Englische übersetzt, um den Namen des Ethnologen ebenso falsch nennen zu können, wie seine verballhornte Übersetzung es ist.

Raabes Text inszeniert ethnologisches Wissen. Er faltet es in eine Lokalhistorie ein und lässt die menscheitsgeschichtlichen Stadien in der Nachfolge von Comte zwischen Kleinstadt und Stadtwaldchen zirkulieren. Die Frage, warum er dies tut, wird zu beantworten sein, wenn der umgekehrte Weg in den Wald hinein betrachtet worden ist.

IV. Raabes Binnenmythologie: Von der Stadt in den Wald

Das Liebespaar Ernesta und Hilarion bewegt sich, aufgefordert vom Geist Rosa von Krippens, ratsuchend in eine mehrfache Grenzüberschreitung hinein. Ein Kutscher bringt sie an den Waldesrand (240), um dort zu warten; im Wald treffen sie den betrunkenen Oberförster, der ihnen den Weg weist (243); ein Elementargeist (Innocentia), kichernd auf einem Baumstamm über dem Wasser eines Teiches sitzend, gibt weitere Ratschläge (249); und schließlich muss der verwilderte Einsiedler niedergerungen werden (254), um sich befragen zu lassen.

Man kann diese Passage als ein Ensemble mythopoetischer Zitatsequenzen lesen. Ein Mystagoge (der Kutscher, Hermes) bringt das Paar an eine Grenze, die zugleich diejenige zum Tode ist. Hermes ist bekanntlich nicht nur der Götterbote, sondern auch ein Begleiter und Führer, und insbesondere der Seelengeleiter (Hermes Psychopompos), der die Seelen der Verstorbenen in den Hades geleitet. Der Kutscher und gleich darauf der betrunkene Oberförster agieren als Hermesgestalten, wobei der Oberförster zumindest in seiner akustischen Präsenz auch an den Höllenhund Cerberus erinnert: »Der raschelte, hustete, fluchte und schnaufte höchst menschlich und deutlich zu ihrer Linken im Busch« (243). In seiner Funktion als Wegweiser kündigt er einen größeren Schrecken an, nämlich das Walten eines ominösen »Es« – eines Spuks, einer Absonderlichkeit, eines vielgestaltigen akustischen Verwirrspiels, eines Lachens, das immer im Rücken stattfindet (246). Es wird deutlich, dass die Übergangsriten,¹⁸ denen das Liebespaar folgen muss, nicht nur dem Muster der Fahrt in die Unterwelt folgen, sondern auch die Gefahr einer Gestaltlosigkeit, einer permanenten Verwandlungsreihe ohne Identitätskern heraufbeschwören. Evident

¹⁸ Die Anspielung auf das bekannte Buch von Arnold Van Gennep (*Les Rites de Passage*, Paris 1909) mag markieren, dass Raabe der Sache nach den Gang des Liebespaares in den Wald als eine gestaffelte Abfolge von Grenzüberschreitungen inszeniert.

wird dies, nachdem die Nymphe (249) den Weg zu Konstantius gewiesen hat, denn dieser, von »nervösester Wildheit« (255), muss von Hilarion erst gebändigt, nämlich überhaupt zu einer stabilen Gestalthaftigkeit fixiert werden:

Dabei packte er den zappelnden Waldbruder aber immer fester; und dieser, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Drängen der jugendlichen Kraft des Eindringlings nichts abrang, schien das, was Hilarion eben noch seine heilige Pflicht genannt hatte, nochmals anders aufzufassen.

Plötzlich sich mit einem letzten Ruck losreißend, trat er drei Schritte zurück in das Innere seiner Klausur, senkte sodann das bekapuzte Haupt und war eben im Begriff, es als einen Sturmbock zu gebrauchen und im heftigen, unvermuteten Anspruch den überleidigen Gast kopfüber, kopfunter wieder in die freie Natur hinaus zu schleudern, als Hilarion rief:

»Ich bringe ja nur einen Gruß! Die Geisterwelt sendet uns! Fräulein von Krippen und Signora Innocentia schicken uns! Wir – «

Statt zu springen, setzte sich der Vater Konstantius, und zwar auf die platte Erde. Mit beiden Händen auf den Boden sich stützend, sah er empor zu dem Jüngling (255).

Es handelt sich in dieser Szene offenkundig um das mythische Zitat der Homer'schen Proteus-Geschichte. Von Proteus' Tochter Eidothea – die bei Raabe durch Innocentia wiederholt wird – erfährt Odysseus, wie er von Proteus, den sich ständig Entziehenden, einen Ratschlag erlangen kann.¹⁹ Er müsse sich zusammen mit einigen seiner Männer mit den Fellen von Robben tarnen, sich zwischen diese Tiere legen und warten, bis Proteus zum Mittagsschlaf an den Strand geht, umgeben und geschützt von den Robben. Ist er eingeschlafen, so sollen Odysseus und seine Männer Proteus festhalten und sich von seinen vielfachen Verwandlungen – Löwe, Schlange, Panther, Wildschwein, Wasser, Baum werden es sein²⁰ – nicht beeindrucken lassen. Erst wenn der Greis der Verwandlungen müde ist, würde er seine Gestalt behalten und auf die Fragen antworten. Genau dies tut Odysseus und bekommt entsprechend von Proteus Auskunft.

Hilarion braucht nicht so rabiat zu werden wie Odysseus es inmitten einer mythisch bestimmten Welt sein musste, aber die Erzählung berichtet doch von einer recht handfesten Auseinandersetzung. Entgegen der mythischen Erzählung ist der eigentliche Grund für die Kapitulation des Waldbruders nicht die Gewalt des Fixierens, sondern der Gruß, der von den Gespenstern ausgerichtet wird. Denn Konstantius versteht sofort, dass die ratsuchenden Liebenden eine Geschichte vorbringen, die von ihm selbst handelt. Das ganz am Anfang der Erzählung im prologartigen ersten Kapitel vorgebrachte »*mea agitur fabula*« (203) wird an dieser Stelle eingelöst, wenn Konstantius plötzlich allen Widerstand aufgibt und Näheres wissen will:

¹⁹ Vgl. *Odyssee* IV. Gesang, Vers 375 (vgl. Homer, *Ilias. Odyssee*, München 1979).

²⁰ Vgl. *Odyssee* IV. Gesang, Verse 455 ff. (ebd.).

»[...] ich beschwöre Sie, junger Herr, erzählen Sie, berichten Sie, lassen Sie nichts aus! Erzählen Sie mir alles vom Anfang an; – ich bin ganz Ohr!« (257)

Proteus, statt sich zu verwandeln, wird das Ohr der Erzählung, aber was er hört, ist seine eigene Geschichte, die er sich nun erst zu eigen machen kann: »es dreht sich alles um mich her, und dazwischen begreife ich Dinge, die mir bisher vollkommen unbegreiflich hier in der Wildnis gewesen sind« (258). Der Blick auf die letzten Sätze des Textes (289) macht diese Verwandlung des Proteus in die Textstruktur deutlich, denn dort ist nicht mehr klar, auf welcher Seite überhaupt das proteische Prinzip zu suchen ist. Innocentia erscheint dem ehemaligen Waldbruder im Traum und macht die Unterscheidung zwischen dem wahren Proteus und dem sich nur an seine Nase fassenden Konstantius, während zugleich der alte Proteus den haltenden Armen des Autors und seiner Leserschaft entschlüpft, so dass er sich auf allen Seiten der Unterscheidungstätigkeit befindet: auf der Seite der erzählten Realität, auf der Seite des von der erzählten Realität als Traum Qualifizierten, auf der Seite des Textes, des Autors und der Leser. Proteus ist hier niemand anderes als der Text selbst.

Es ist nur allzu deutlich, dass die Passage des Liebespaares in den Wald hinein eine mythische Passage ist, während die Passage des proteischen Konstantius aus dem Wald heraus eine ethnologische ist. So lassen sich mythopoetische Zitate und ethnologische Rekonstruktion aufeinander abbilden. Aber dennoch ist der Kern dieser doppelten Bewegung ein widersprüchlicher. Raabes Text kombiniert nicht nur die christliche Konstanz des Einsiedlers mit der Verwandlungslust des Mythos und das ethnologisch-wissenschaftliche Schema mit den poetischen Erzählungen Homers, sondern vor allem die Selbstbezüglichkeit (*mea agitur fabula*) mit der Nichtidentität der Verwandlungen. Konstantius kann nicht beides sein: Subjekt einer im Medium der Narration geschehenden Selbstidentifizierung und proteisches Verwandlungsgeschehen. Beide Eigenschaften sind einer Person nicht sinnvoll zuzuschreiben. Gleichwohl, genau dies tut der Text, wenn er im Namen des Einsiedlers gerade die christliche Tugend der *constantia* mit dem proteischen Prinzip mischt. Spätestens hier muss sich die Frage stellen, auf welches mythopoetische Spiel Raabes Textur der Verwandlung abzielt. Wo ist also die Konvergenz zwischen ethnologischem Wissen (vom Wald in die Stadt), mythopoetischer Schwellenkunde (von der Stadt in den Wald), proteischer Verwandlung und christlicher *constantia* zu finden?

V. Die Permanenz der Verwandlung als Substanz: Geld

Was ist es, das in allen Verwandlungen es selbst bleibt, das keine eigene Qualität hat, aber die Basis aller anderen Qualitäten zu sein vermag? Die Erzählung gibt auf diese Frage die überzeugende Antwort gleich selbst. Das Geld hat sein Wesen nur darin, dass es permanent weggegeben wird, um permanent wiederzukehren; es ist

der wahre Proteus,²¹ die Vergleichbarkeit von allem, ohne selbst eine Qualität zu sein. Man könnte Raabes Geschichte *Vom alten Proteus* kohärent mit Simmels *Philosophie des Geldes*²² lesen.

Konstantius geht in die Stadt zurück und aktiviert sein dort hinterlegtes Kapital. Raabe gibt sich keinerlei Mühe, die Transaktionen auch nur andeutungsweise zu beschreiben. Aber man kann sie rekonstruieren. Magerstedt fädelt sein auf Ernesta gerichtetes Heiratsbegehren ein, indem er ihrem Onkel Püterich so lange mit Krediten aushilft, bis dieser vollständig von ihm abhängig ist. Er will also die erhoffte Ernesta im eigentlichen Sinne kaufen, denn die Kredite kehren offenkundig nicht mehr in Geldform zurück, könnten aber in der Form der Heirat beglichen werden (auch dies wäre ein Moment ethnologischen Wissens: Heiratspolitik als Währung). Püterich kann durch die Kredite den Anschein des Reichtums erwecken und somit die Eltern von Ernesta zwingen, der Tochter die ungeliebte Heirat aufzudrängen. Dieser falsche Schein des Reichtums fällt aber im Laufe der Zeit auf Magerstedt zurück. Sein permanentes Kreditgeben hat ihn selbst in die Lage gebracht, kein Geld mehr zu haben und auf Kredite angewiesen zu sein. So etablieren sich Kreditabhängigkeiten, die ganz offenkundig bei der zentralen Umschlagsstelle für die Geldzirkulation der Kleinstadt, bei dem Bankier von Erbacher, enden. Genau dort hat Konstantius sein Vermögen deponiert.²³ Der Text berichtet nicht, was Konstantius bei Erbacher zu verhandeln hat,²⁴ aber er zeigt, dass Magerstedt plötzlich selbst durch seine Gläubiger bedrängt wird²⁵ und dass die Eltern von Ernesta zu einem

²¹ Die Frage, was und wer der alte Proteus sei, hat die spärlich vorliegende Forschung beschäftigt. Friedrich Neumann (»Wilhelm Raabes Erzählung *Vom alten Proteus*. Interpretation mit einem Vorgespiel«, in: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 78 [1959], S. 140–164) hat in Proteus das »Sinnbild des Lebens« (S. 162) erblicken wollen, indem er dem Text trotz seiner »ironischen Arabesken« (S. 161) »Ernst« (ebd.) und »Tragik« (ebd.) zuspricht. Formeller versucht sich Hugo Aust, der die Frage der Glaubwürdigkeit eines realistischen Textes lesetheoretisch erörtert und vor allem die Nennung des Namens *Proteus* als Spiel auf Schema-Ebene denkt. Vgl. Hugo Aust, »*Vom alten Proteus. Eine Hochsommersgeschichte*. Gedanken zur Glaubwürdigkeit eines Realisten«, in: Leo Lensing, Hans-Werner Peter (Hg.), *Wilhelm Raabe. Studien zu seinem Leben und Werk*, Braunschweig 1981, S. 151–167. Die hier vorgeschlagene Deutung, Proteus als Allegorie der Geldzirkulation zu denken, macht auf den ersten Blick gegenüber den beiden vorliegenden Lektüren einen vergleichsweise handfesten Vorschlag. Freilich, Geld ist keinesfalls handfest, sondern selbst nur eine andere Form der permanenten Verwandlung. Insofern wird das Proteische proteisch gedeutet. Es kommt darauf an, die Zirkulationen zu öffnen, um den Hintersinn dieser Volte erkennen zu können.

²² Georg Simmel, *Philosophie des Geldes* [1900], Frankfurt a. M. 1996.

²³ Konstantius: »Der Herr von Erbacher ist zwar auch mein Bankier und Vermögensverwalter [...]« (287).

²⁴ Die den Handlungsknoten lösenden finanziellen Investitionen zwischen dem Waldbruder und dem Bankier finden zwischen dem zehnten und dem elften Kapitel statt. Konstantius, der im elften Kapitel Püterich und Magerstedt besucht, weiß schon, dass die beiden Kontrahenten finanziell erledigt sind.

²⁵ Magerstedt: »Zwanzig Jahre lang hast du auf meine Kosten gelebt, und heute befinden sich meine Finanzen in einer ebenso totalen Auflösung wie die deinigen« (281). Diese Wendung der Dinge

Gartenfest des Bankiers geladen sind (286). Es gibt für diese Handlungssequenz nur eine Erklärung: Konstantius hat die Kredite Magerstedts aufgekauft und somit die Reihe der Kreditabhängigkeiten, das ganze pekuniäre Scheingebäude zum Einsturz gebracht. Der jungen Liebe steht kein Hindernis mehr entgegen.

Das irritierende Ergebnis dieser Analyse lautet: Raabes Erzählung handelt vom Geld, dies ist die basale Instanz der Zirkulation. Geld verhinderte die Liebe, und Geld ermöglicht sie. Geld erzeugt gesellschaftlichen Schein, und Geld zerstört ihn. Geld ist die Instanz der Verwandlung, aber in diesem Tun zugleich das einzig Konstante. Der Waldbruder, der im Text Konstantius genannt wird – sein wahrer Name bleibt ungenannt (Geld hat keinen wahren Namen) – und in paradoxer Weise zugleich der alte Proteus ist, kann beides nur deshalb sein, weil er letztendlich die Allegorie des Geldes ist. Seine Konstanz ist die Verwandlung.

Man wird dieses Ergebnis der Analyse in die thematischen Momente der Erzählung, also in das ethnologische Wissen und in die Mythopoesis zurückprojizieren müssen. Dass am Ende, in den letzten Sätzen der Erzählung, das Proteische auf allen Seiten der Unterscheidungen zugleich vorhanden ist, qualifiziert die Poesie der *Krähenfelder Geschichten* als ein Werk des Geldes. Man wird diese Sachlage ganz unmittelbar auf die Schreibsituation applizieren können: Raabe schreibt um seinen Lebensunterhalt, er tauscht Texte gegen Honorar. Indem er literarisch mit seinen Lesern kommuniziert, kommuniziert er finanziell mit den Käufern, die sein Auskommen sichern – deshalb die textuelle Omnipräsenz des Proteischen am Ende. Die *Krähenfelder Geschichten* sind für diese Struktur der literarischen Produktion und Konsumtion selbst ein gutes Beispiel: Einzelne wurden sie in verschiedenen Zeitschriften und Magazinen veröffentlicht, um als diejenige Einheit, die in die Literaturgeschichte eingehen soll, erst im Nachhinein als Buch publiziert zu werden. Die einzelnen Erstveröffentlichungen folgen den Distributionsmechanismen des Geldes auf dem literarischen Markt. Raabe hat dieses Moment, dass die Substanz seiner Textualität in diesem Tauschgeschäft besteht, der allegorischen Tiefenschicht seiner *Proteus*-Erzählung eingeschrieben.

Projiziert man die Logik der Geldzirkulation in die Reflexion des ethnologischen Wissens hinein, so entsteht ein weiterer, ein radikaler Gedanke. Es gibt in Raabes Werk viele Bezugnahmen auf die Realität des Kolonialismus. Eduard, der Erzähler des *Stopfkuchen*, ist ein solcher Kolonialist, der bei seinem Heimatbesuch die Erfahrung machen muss, dass das wahre Afrika in der unheimlichen Präsenz der Herkunft besteht und nicht in der Kolonie zu finden ist. Natürlich wird man die Begründung der akademischen Disziplin mit dem Namen Völkerkunde oder

gibt zu der Vermutung Anlass, Magerstedt sei nicht an Ernesta interessiert, sondern an der Einheit in eine gut situierte Familie. In dieser Lesart müsste man Püterich und Magerstedt ein gemeinsames Komplott unterstellen, nach dem nicht nur Magerstedt durch Kredite Püterich hilft, sondern selbst nur durch Kredite finanziert ist. Der entstehende Anschein des Reichtums hätte dann den Zweck, sich durch die gelingende Heirat salvieren zu wollen.

Ethnologie im Kontext des Kolonialismus des 19. Jahrhunderts betrachten müssen. Dessen Interessen waren ausbeuterischer Natur. Die flankierende Theoriebildung hat in allen Varianten stets die Mastererzählung vom eurozentrischen Ziel der Menschheitsentwicklung zu begründen versucht. In diesem sehr allgemeinen und weiten Sinne führt eine Reflexion des Geldes auf die gemeinsame Basis von Kolonialismus und ethnologischer Theoriebildung im 19. Jahrhundert zurück.

Raabes Text vollzieht offenkundig genau diese Bewegung, aber er tut es wiederum in einer irritierenden Verschiebung. Denn in der verqueren Walderzählung geht das Kapital in die Wildnis, um nach einer mythopoetischen und ethnographischen Passage nicht mehr die Scheinherrschaft des Geldes und seiner proteischen Truggebilde zu affirmieren, sondern um vielmehr im Gegenteil das Geld gegen seine eigene Logik einzusetzen. Es wird so wortwörtlich festgehalten, wie Hilarion im Wald den Proteus fixiert. Denn Konstantius kauft Schulden auf, um eine Liebe zu ermöglichen. Er unterstützt nicht den Scheincharakter der Geldzirkulation, sondern – was man als schlimmere Variante bezeichnen kann – den Scheincharakter der Romantik. So hat man das Schlussbild der Erzählung zu lesen, in der der zum Baron verwandelte Waldbruder aus seinem Traum erwacht:

Und er sah eine liebe lichte Gestalt im Morgenglanze sich verflüchtigen. Er sah eine zierliche Hand, die ihm eine gelbe Rose an die Nase warf, und er griff nach dieser Rose, faßte seine Nase und erwachte. (289)

Da greift jemand daneben (oder auch nicht²⁶). Die romantische Blume ist nicht blau, sondern gelb wie das Goldstück. Aber es geht nicht um das Geld, sondern um die Romantik, die hier der leere Selbstbezug ist. Auch noch in diesem Bild erzählt die Geschichte von nichts anderem als vom *mea agitur fabula*.

In der Tat war Raabes schriftstellerische Tätigkeit finanziell gesehen nicht sehr erfolgreich; es war sein Erstling, *Die Chronik der Sperlingsgasse*, deren Tantiemen ihm den Lebensunterhalt sicherten. Die anderen Texte hatten wirtschaftlich in etwa den Status des sich an der Nase Fassens. So kämpfte seine Dichtung um das Geld, das zwar infolge des ersten Buches floss, jedoch ansonsten eher ausblieb. Die darin sich äußernde Ambivalenz zwischen selbstzweckhaftem und vergeblichem Schreiben um Geld projiziert *Vom alten Proteus* zurück auf die koloniale Verstrickung des ethnologischen Wissens. Der Waldbruder bringt aus dem Wald kein Geld mit, er holt es in der Stadt ab, in der es gegen seinen Trugcharakter, sich vermehren zu sollen, deponiert ist und verwendet es für einen Zweck, der den Geldzirkulationen wiederum nicht entspricht. So ist die als ethnologische Sequenz des zehnten Kapitels gerade keine Anwendung der Ethnologie, sondern deren substantielle Kritik. Raabe dichtet nicht die Affirmation der

²⁶ Koschorke, »Kreisbewegung und semantische Zirkel bei Wilhelm Raabe«, S. 43, weist auf die obzöne Lesbarkeit dieser Stelle hin.

ethnologischen Fortschrittserzählungen, sondern er erfindet eine Möglichkeit, das Geld, die Quelle des Unheils in dieser Heiratsgeschichte, gegen seine Logik heilsam einzusetzen. Dazu schickt er seine Akteure in die Gefilde der Mythopoesis und der ethnographischen Erfahrung. Nicht der Kolonisator bringt das Geld aus der Wildnis in die Heimat, sondern der heimkehrende Waldbruder benutzt das Geld, das die ganze Zeit am selben Ort geblieben ist, in einer Weise, die seiner Erkenntnis, welche ihm im Wald zuteil wurde, entspricht.

Das ist Romantik. Und es scheint, dass Raabe gewusst hat, dass sein Einspruch gegen das ethnologische Wissen und gegen die proteischen Truggebilde des Kapitals letztlich so sinnlos sein wird, wie seine Poesie arm. Die letzten Sätze des Textes lauten:

Wir aber erwachen gleichfalls; der alte Proteus entschlüpft wieder einmal unsern haltenden Armen: er behält nur zu gern all sein Wissen des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen für sich allein. (289)

Aus der Romantik zu erwachen, befreit noch keinesfalls von ihr. Es stellt sich die Frage, ob Raabe nicht trotz der Schlusswendung zum Realismus dennoch im Modell des romantischen Widerspruchs verbleibt. Die Utopie, das Geld möge gegen seine Logik einsetzbar sein, »entschlüpft wieder einmal unsern haltenden Armen.« Der gute Wille bleibt ratlos. So zeigt sich Raabes Geschichte *Vom alten Proteus* als eine überraschend genaue Analyse des ethnologischen Wissens und der Logik der Geldzirkulation, ohne für das Modell, das sein Text auf der thematischen Ebene durchführt, eine konzeptionelle Antwort zu haben.

Abbildungsnachweise

- Abb. S. 39 »Map showing the number who signed the marriage register with marks in every 100 persons married; or the intensity of ignorance in each county of England and Wales.« Die Karte findet sich in: Henry Mayhew, *London Labour and the London Poor. A Cyclopedia of the Condition and Earnings of Those that will work, Those that cannot work, and those that will not work*, Bd. 4, London 1862, Appendix, S. 459.
- Abb. S. 40 »Table showing the ignorance of the different counties of England and Wales, deduced from the number who signed the marriage register with marks in the undermentioned years.« Die Tabelle findet sich in: Henry Mayhew, *London Labour and the London Poor. A Cyclopedia of the Condition and Earnings of Those that will work, Those that cannot work, and those that will not work*, Bd. 4, London 1862, Appendix, S. 460.
- Abb. S. 40 »Table showing the relative degrees of criminality and ignorance in the different counties in England and Wales.« Das Diagramm findet sich in: Henry Mayhew, *London Labour and the London Poor. A Cyclopedia of the Condition and Earnings of Those that will work, Those that cannot work, and those that will not work*, Bd. 4, London 1862, Appendix, S. 464.
- Abb. S. 42 »Old Sarah«, the well-known hurdy-gurdy player. (From a daguerreotype by Beard).« Das Bild findet sich in: Henry Mayhew, *Mayhew's London. Being Selections from London Labour and the London Poor*, London 1949, S. 561.
- Abb. S. 46 »XX. Table of household expenditure.« Die Tabelle findet sich in: Charles Booth, *Life and Labour of the People in London, First series: poverty. East, Central and South London*, [revised edition 1902], Bd. 1, New York 1969, S. 136 f.
- Abb. S. 47 »Proportion of Classes – Graphic Representation.« Das Diagramm findet sich in: Charles Booth, *Life and Labour of the People in London, First series: poverty. East, Central and South London*, [revised edition 1902], Bd. 1, New York 1969, S. 73.

- Abb. S. 48 »Descriptive map of London poverty 1889. North-Western sheet, comprising part of Hampstead; Paddington (excepting north-west corner); Parts of St. George's Hanover Square, Westminster, Strand, Holborn and Islington; the whole of St. Giles's and Marylebone; and most of St. Pancras.« Die Karte findet sich in: *Charles Booth's descriptive map of London poverty 1889*, Publication No. 130, London: London Topographical Society 1984, Reprint 1997.
- Abb. S. 51 Auszug aus Charles Booths Notizbuch zur Umgebung der Drury Lane. Die Abbildung findet sich in: Charles Booth, *Notebook B 354*, 141, The Booth collections, courtesy of The Library of the London School of Economics and Political Science.
- Abb. S. 52 Drury Lane und Umgebung – Ausschnitt aus Charles Booths Armutskarte des Londoner Nordwestens. Die Karte findet sich in: *Charles Booth's descriptive map of London poverty 1889*, Publication No. 130, London: London Topographical Society 1984, Reprint 1997.
- Abb. S. 120 Robert von Schlagintweit in Verkleidung. Das Foto findet sich in: Bayerische Staatsbibliothek München, Schlagintweitiana, IV.2.
- Abb. S. 123 Indische Reiseaufzeichnungen. Die Abbildung findet sich in: *Optische Erscheinungen der Atmosphäre – Beobachtungen über Thau – Gletscher*, Bayerische Staatsbibliothek München, Schlagintweitiana, II.1.21.
- Abb. S. 127 »Fibres from different Plants, but chiefly from Nettles, woven by Lepchas«. Die Abbildung findet sich in: *Technical objects from India and High Asia. Schlagintweits Collections, Vol. V*, British Library.
- Abb. S. 191 Neujahrsgruß *Über Land und Meer*. Postkarte, Sammlung Hahn.
- Abb. S. 200 Titelvignette der Zeitschrift *Über Land und Meer*. Die Illustration findet sich in: *Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung* 52 (1867).
- Abb. S. 201 Titelillustration der Zeitschrift *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten deutschen Monatshefte*. Die Illustration findet sich in: *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten deutschen Monatshefte. Ein Familienbuch für das Gesammte geistige Leben der Gegenwart* 8 (1860), und wurde freundlicherweise zur Verfügung gestellt von der SLUB Dresden / Dresdner Digitalisierungszentrum.

- Abb. S. 202 »Neuestes aus der Ferne«. Die Illustration findet sich in: *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten deutschen Monatshefte. Ein Familienbuch für das Gesammte geistige Leben der Gegenwart* 19 (1865/1866), S. 106, und wurde freundlicherweise zur Verfügung gestellt von der SLUB Dresden / Dresdner Digitalisierungszentrum.
- Abb. S. 204 Eduard Vogel. Das Bild findet sich in: Elise Polko (Hg.), *Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen von und über Eduard Vogel*, Leipzig 1863.
- Abb. S. 210 »Sir Samuel W. Baker und Frau«. Das Bild findet sich in: *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten deutschen Monatshefte. Ein Familienbuch für das Gesammte geistige Leben der Gegenwart* 23 (1867/1868), S. 524, und wurde freundlicherweise zur Verfügung gestellt von der SLUB Dresden / Dresdner Digitalisierungszentrum.
- Abb. S. 210 »Dicht neben einem Löwen«. Das Bild findet sich in: *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten deutschen Monatshefte. Ein Familienbuch für das Gesammte geistige Leben der Gegenwart* 23 (1867/1868), S. 528, und wurde freundlicherweise zur Verfügung gestellt von der SLUB Dresden / Dresdner Digitalisierungszentrum.
- Abb. S. 211 »Die Reise in der Wüste«. Das Bild findet sich in: *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten deutschen Monatshefte. Ein Familienbuch für das Gesammte geistige Leben der Gegenwart* 23 (1867/1868), S. 409, und wurde freundlicherweise zur Verfügung gestellt von der SLUB Dresden / Dresdner Digitalisierungszentrum.
- Abb. S. 252 Karte aus H. Rider Haggards *King Solomon's Mines* (1885). Die Karte findet sich in: H. Rider Haggard, *King Solomon's Mines* [1885], hg. von Dennis Butts, Oxford, New York 1989, S. 27.
- Abb. S. 259 Karte Nordwest-Indiens aus Rudyard Kiplings *Kim* (1901). Die Karte findet sich in: Rudyard Kipling, *Kim* [1901], hg. von Edward W. Said, London 1987, S. 48.
- Abb. S. 288 »De Slaprock danzt mit den Stohl, juheh! / Un de Disch mit den olen Kanapeh«. Wilhelm Busch, *Krischan mit der Piepe* (1864). Das Bild findet sich in: Wilhelm Busch, *Die Bildergeschichten*, Historisch-kritische Gesamtausgabe, Bd. 1: *Frühwerk*, im Auftrag der Wilhelm-Busch-Gesellschaft hg. von Herwig Guratzsch und Hans Joachim Neyer, Sp. 298 f., B 6.

Abb. S. 290 »Alles Gartenutensil / Mischt sich in das Kampfgewühl«. Wilhelm Busch, *Julchen* (1877). Das Bild findet sich in: Wilhelm Busch, *Die Bildergeschichten*, Historisch-kritische Gesamtausgabe, Bd. 2: *Reifezeit*, im Auftrag der Wilhelm-Busch-Gesellschaft hg. von Herwig Guratzsch und Hans Joachim Neyer, Sp. 824, B 96.

